



Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

Herausgegeben

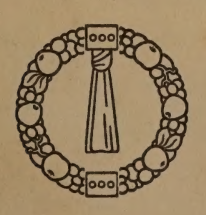
von

Franz Eichert

(für den „Gralbund“).

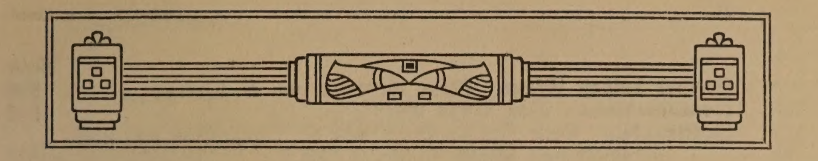
Zweiter Jahrgang.

(15. Oktober 1907 — 15. September 1908.)



Ravensburg.

Verlag von Friedrich Alber.



Inhalts-Verzeichnis.

Epische und lyrische Dichtungen in gebundener Rede.

Dichterische Prosa.

Aufsätze (Literaturgeschichte, Kritik 2c.).

Dichterbilder.

Aus Zeitschriften und Büchern.

Bücher-Anzeigen und Besprechungen.

(Nach den Namen der Autoren alphabetisch geordnet.)

Verschiedenes.

Alphabetisches Mitarbeiter-Verzeichnis.

(Die Verfasser der Beiträge zu den ständigen Rubriken „Aus Zeitschriften und Büchern", „Turnierplatz", „Kritische Gänge" und „Bücher-Anzeigen" sind wegen des beschränkten Raumes hier nicht angeführt.)



Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Oktober 1907. | 1. Heft.

Deutsches Recht.

Ein Volkssang aus Stadt Steyr.

Von Enrica von Handel-Mazzetti.

I.

Wolf Reischko war ein Eisenmann,
Patricius zu Stadt Steyr.
Die schönste Dirn er sich gewann
Von Kastenreith bei Weyer.
Ein Kind gebar sie ihm und starb.
Wolf Reischko ihr die Gruft erwarb
Auf dem Tabor nächst bei Steyr.

Das Kind gedieh, trank Milch und Wein,
Aß Schotten, Butter und Honig.
Es ward ihr Leib wie Lilien rein
Schneeweiß und weich und wonnig.
Ihre Augen blickten sternenklar,
Bis zu den Knien ging ihr das Haar
So seidig und so sonnig.

Als sie ins Jungfraualter kam,
Und wie Emsen ihr folgten die Freier,
Der Vater aus dem Kasten nahm
Einen Ring, war wert ganz Steyr.
„Mein Mausekatz, den sollt du han,
Wenn ich bekomm einen Tochtermann,
Sei's der Händel oder der Mayr.“

Das Kind vom Manne nichts wissen will,
Hat das Herz noch voll Spiel und Getändel.
„Lieber Vaterl" — sie schmeichelt — „von die Manner sei still,
Ich mag nit den Mayr noch den Händel.
Mich schreckend ihr Stiefeln, die grausamen Bärt.
Im Garten ist aber schon trucken die Erd,
Mueß gießen mein Näglein und Quendel."

Der Vater sprach: „Ey do, ey do,"
Den Ring, in Gold getrieben,
Hält er ins Licht, nimmts Dirnlein froh
Um den Leib, den holden, lieben.
„Sapperment, hab ich a schöns Kind! —
Du mein Meisterstuck, wenn dich kein Mann gewinnt
Müeßt ja Gott sich im Himmel betrüben."

„Glaubs nit!" sie lacht, und gleich sie springt
Zur Maimb ins Gärtel mit Scherzen,
Und gießt, dieweil sie „O Reinste" singt,
Ihr Näglein und Himmelskerzen.
Dann sitzt sie nieder in das Moos,
Pflückt sich viel Rosen in den Schoß,
Ist fröhlich von Herzen — von Herzen.

Da plötzlich steigt es auf im Lolch
Oder wuchs es aus der Mauer?
Wie ein Mörder führt es einen Dolch,
Eine Sengsten wie ein Bauer.
Die Schönheit spielt unter Rosen rot,
Im wilden Unkraut da steht der Tod,
Der Mannwolf, auf der Lauer.

Hohl lacht er und spricht: „Ja fein ist die Maid,
Bin zwaren vertrocknet und mager,
Doch will ich noch heut — wär' ja Gott sunst leid —
Sie führen zum kalten Lager.
— Atter komm dar." Und der Atter kommt dar.
„Atter, dem Kind in den Brustlatz fahr.
Und stich sie, mein lieber Herr Schwager." —

„Frau Maimb, mir wird anders! Helfet mir!"
Hinsinkt das Kind auf den Rasen.
Die Maimb ihr öffnet die Miederschnür,

Da sieht an der Brust sie den Masen.
Sie ruft dem Vater, der kommt wie ein Sturm,
Saugt das Wündlein aus, stach zu tief doch der Wurm,
Dem Kind schon die Augen verglasen.

Arm Mägdlein lag auf dem Bette still.
Es stunden bei ihrem Kissen,
Rechts Doktor Fekler, links Doktor Perill,
Zwei Medizi reich an Wissen.
Ihr zu Füßen stunden die Goten verweint,
Doch der Vater das Haupt an ihr Herzlein leint
Vom Schmerz ganz zerrütt' und zerrissen.

All sein Hab und Gut den Ärzten er bot:
„Helft, helft einem Vater elendig!“
Doch sie sprachen: „O Herr, die Jungfrau ist tot,
Die Toten macht Gott nur lebendig.
Da ließ er sie hüllen in bräutlich Gewand
Und steckt ihr den köstlichen Ring an die Hand
Und schrie um ein Wunder beständig.

Doch keins geschah. Da ließ er sie
In vergüldeten Erzsarg betten.
Man sagt, daß die Innerberger nie
Einen reicheren gefertigt hätten.
Ganz Steyr zum Totenzug er entbeut,
An allen Kirchen zahlt er Geläut
Bis nach Enns und nach Seitenstetten.

Es donnern die Glocken in Lüften schwer,
Wie ein Meer braust am Tabor die Menge.
Jetzt stillt sich das Brausen, teilt sich das Meer,
Bang klagen Posaunenklänge.
Wie die Bundeslade ein goldener Schrein
Drin ein bleiches, schlafendes Engelein
Schwebt hoch ob dem wilden Gedränge.

Sechs schwarze Jünglinge tragen die Bahr,
Weißmägdlein zwölf sie begleiten,
Vorauf die Zünfte Schar um Schar
Mit umflorten Standarten schreiten.
Der Pfarr und der Vizedom sungen latein,
Die Schul singt deutsch, und das sollt gar nicht sein,
Doch das kommt von den neuen Zeiten.

Die steyrische Eisenkompanei,
Berühmt aller Ort und Enden
Prangt stolz einher nach der Klerisei,
Brennende Fackeln in Händen.
Drei mächtige Ketzer führen sie an:
Madlseder, Wolfgang der Händel und Jahn,
Schwertgegürtet die Lenden.

Doch einer der Eisenherren ging
Nach dem Sarg ohne Schwert, allein.
Sein blutiges Herz liegt samt seinem Ring
Bei dem Kindlein im Totenschrein.
Und wer ihn nur sieht, den rührt seine Not;
Doch hoch auf dem Panner verlacht ihn der Tod:
„Ewer Meisterstuck, Herr, ist mein."

II.

Das Kind sieben Stund auf dem Tabor lag,
Nichts hört man als ferne den Stundenschlag,
Einen nächtlichen Vogel tirlieren.
Der Mond ging am Freithof spazieren.
Da kommen zwei Männer zum Tabor daher,
Tragen Leiter und Brechzeug und Rafern schwer
Und heimliche Reden sie führen.

Der eine sprach: „Unsa Gwandl ist letz,
Gel Bua! Wir habn lang nix gessen.
Wos nutzt dann der Ring der toten Metz?
Nutzt ihr nixi; sie kann 'n nit fressen.
Die Metz grab wir auf und den Ring wir uns holn,
Aft kaff i ma Waffen und Kleider in Molln
Und wir aa auf di nit vagessen."

Der ander sprach: „Geh bring ma Mäultrumml mit,
Aba müeß mar die Fraw aufgraben?"
Und es schlug, dieweil er wuchtig schritt
Fast laut das Herz dem Knaben,
Dem Bänkel arm, der ohn' Gott und Tauf
Wuchs unter dem Raubgesindel auf
In der Wildnis, im Teufelsgraben.

Sie kamen zum Freithof, da brachen sie ein,
Zerschlugen das Tor der Kapellen.
Bleich stehn die Apostel im Mondenschein,
Um den Freithof die Werwölf bellen.
„Schaug, Bua, do hand Rosen, das is decht der Stein,
Ein Loch ich schlag', drahst aft dein Rafern hinein.
— Mochst weiter? — Teufel und Höllen."

Der Stein, der hebt sich, wendt sich, fällt,
Erzwungen hat ihn der Bube.
Der alte Schächer die Leiter hält,
Der Bub, der muß in die Grube.
Der Alte macht oben ein Feuer an,
Damit den Karfunkel erspähen kann
Im schaurigen Schacht der Bube.

Und der Bub steht im schaurigen Totenhaus,
Laufen Molche ihm unter den Schuhen.
Aus zerlechzendem Holz schaut ein Schädel heraus,
„Tu nur schlafa, dir brauch' i nix tuen";
Die Trugen herdann, die ist's, die von Erz!
Er stemmt, springt der Deckel — da zittert sein Herz —
Eine schneeweiße Braut sieht er ruhen.

Von oben gellt's: „Hoppa, zeuch ihn ihr ab!
Gott schänd's, das G'sind, das reiche!"
Tief drunten da rutscht der wilde Knab
Auf den Knien vor der strahlenden Leiche.
„Kann's decht nit tun! So schön bist gar!"
Laßt ihr den Ring, der arme Narr,
Und küßt ihr das Mündlein, das bleiche.

Ist's eine Sünd, er's doch nit weiß,
Doch was geschieht? Engel und Scharen!
Unter des Buben Kuß so heiß
Zuckt das Haupt in goldenen Haaren,
Lebendiges Blut aus der Wunde floß —
Aus dem Munde tritt Blut — jetzt öffnet sie groß
Die Augen, die wunderbaren.

Heulend entfleucht der alte Dieb:
„Hilf Gott und alli Zwelfboten!"
Der junge jauchzt: „O du schönstes Lieb,
Hab' dich ich erweckt vom Toten!"

„Ach“ — seufzt das Kindlein, „wo bin ich dann?
Wer bist du?“ — Dann hebt es zu schreien an:
„Herr Vater! Herr Vater! Frau Goten!“

„Tu dir nit förchten, es komment gleich,
Aber jazt mueßt mit mir kommen.“
Schon hat er das zarte Engelein bleich
In die mächtigen Arme genommen.
„Halt di fest umb mein Hals.“ Jetzt trägt er's empor
Aus der grausigen Gruft, jetzt trägt er's durchs Tor,
Ist der Mond schon am Himmel verglommen.

Das Kind in Armen, die Rafern gezückt
Untern Linden steht er, vorm Fried.
„Heimb willt, gel jo.“ Sie schauert und nickt.
„Bis von Steyr?“ — „Ei ja“, haucht sie müd.
Nun den Hang, den grünen, er abwärts steigt,
Das Licht kommt, Himmel und Erde schweigt,
Nur der Frühtau rieselt im Ried.

Hui, blasen fäht es an von Ost!
So dünn ist das Totenpfaidlein!
An allen Gliedern zittert vor Frost,
Husch, husch, das schmächtige Maidlein.
Fürm Wegkreuz setzt sie nieder der Knab,
Sein armes zwilchenes Wams zeucht er ab
Und schlägt's um ihr seidenes Kleidlein.

Sie wimmert: „So hungrig bin ich, ach Gott!
Als wär' ich drei Täg gereiset —“
Da nimmt aus dem Sack er ein Rindlein Brot,
Ist sein letztes, womit er sie speiset.
Dann trägt er sie weiter, dem Steyrdorf zu,
Schon zwitschert es heimlich, ruft fern Kucku,
Und in Feuer der Himmel kreiset.

Leis, wie im Traum, hebt sie reden an:
„Mir ist, ich war begraben.
Und du bist kummen, fremder Mann,
Und hast mich ausgegraben?
Nein doch — ich war im Paradeis,
Allwo viel liebe Engerl weiß
Mit mir gescherzet haben.

Auch meine selige Mutter ist
Unter den Engeln gangen,
Und einer, ein großer — hat mich geküßt —
Weiß nit, was weiter fürgangen."
Der Bub, der drückt sie vor Lieb und lacht:
„Bußt hot er di, schaug." In goldiger Pracht
Schien der Tag, und die Lerchen sangen.

Doch horch, doch horch, ins süße Lied
Mischt Puffen sich und Dämmern.
Im Steyrdorf sind schon wach die Schmied,
Ihre Sengsten und Schwerter sie hämmern.
Gürtelketten für Freylein zart,
Für die wilden Rauber viel Fesseln hart,
Schlösser für bräutliche Kämmern.

Und der Rauber durch das Steyrdorf ging,
Trug seine Rafern mächtig,
Und trug die Dirn, ihr Goldhaar hing
Um ihn wie ein Mantel prächtig.
Da stocken die Hämmer, und ringsumher
Geht schreckhaft Raunen: „Das Totenheer".
Und alles sich segnet andächtig.

Und der Knab schritt über die Brücke hin
Und durchs Ennstor im Sonnenschein.
Da stehn nichts als Häuser hin und hin,
Altmächtige Häuser von Stein.
Noch schläft die Stadt, und die Gassen sind stumm,
Und nun steht er am Platz, sieht groß herum.
„Das weliche Haus wird's sein?"

Sie zeigt ihm's, wo auf dem Giebel steht
Der Zwerg mit dem göldenen Hund.
Der Bub einen krampfigen Schöpfer tät,
Drückt scheu auf ihr Haar seinen Mund.
Drauf die Rafern er zuckt, schlägt ans Tor mit Macht,
Daß das Haus wie vor Donner und Bidem kracht
Und schüttert bis zum Grund.

Stimmen und Schlüssel — aufspringt das Tor,
Drei Frauen kommen und schauen,
Sie kreischen, sie halten die Hände vor,
An die Wände sie taumeln vor Grauen.

Hintennach schleppt sich ein großer Mann
Schweren Schrittes im Schlafpelz heran:
„Was gibt's denn, was habt's denn, es Frauen?“

„Vaterl, Vaterl, kennst mi noch, ja?“
Ha! Kam vom Himmel der Laut?
. . . Glanz Gottes! Er steht wie Johannes da,
Der das Weib in der Sonne erschaut.
Und mächtig er schreit, und die Arme weit
Nach der weißen, der himmlischen Braut er entbreit't,
Und dem Vater hat nicht gegraut.

Und der Riese das Kind zur Erde ließ,
Matt wankt es dem Vater zu,
O, wie der Vater ans Herz sie riß!
„Bist mir kommen, mein Schmerzenskind du!“
Er küßt ihr die Augen, er küßt ihr den Mund
Und am weißen Nacken die rote Wund,
Und das Herz und die Händ und die Schuh.

Doch das Kind nur stets auf den Retter weist,
Und winkt ihm mit schwacher Hand.
Da lacht er sie an, und rasch wie ein Geist
Hub er sich weg und entschwand.
Die Maimben, die fangen zu beten an:
„Bitt vor uns, heiliger Koloman!
Er wars, wir han ihn erkannt.“

Und draußen am Platz es schon redet und rief:
„Die Freyln Reischko ist wieder kummen!“
Und aus allen Gässen das Volk zulief,
Und es ward ein Schwärmen und Summen,
Und der Lärm, der schwoll und schwoll riesig empor,
Bis es war, als redeten mit im Chor
Die Häuser, die steinalten, stummen.

Derweil das süße Töchterlein
Trägt der Reischko in sein Gemach,
Mit Lacrimae Christi und Cyperwein
Labt er das Järtelein schwach,

Auf seinem Bett muß sie pflegen der Ruh,
Mit Samt und mit Zobel deckt er sie zu,
Und vor Wonn ihm das Herz fast brach.

Jetzt singt er und jauchzt wie ein lichter Narr:
„Mein Kind ist mir wiedergeboren,
Drumb gib ich ein Fest wie der Kaiser fürwahr,
Darvon soll man reden noch hundert Jahr,
Jedem Steyrer, ich hab es geschworen,
Will ich schenken ein Kindlein von Golde*) klar,
Selbst dem Bettler vor meinen Toren.“

Doch das Kind im seidenen Leichenkleid
Lag still zwischen Wachen und Träumen.
Sie hat ja gesehen die Ewigkeit
Und die Engel mit goldenen Säumen,
Und sie hat einen Kuß im Himmel empfahn,
Und es trug sie in Armen Sankt Koloman
Wohl unter den Lindenbäumen.

(Schluß folgt.)



Stimmung.

Ich liebe sanfte Töne tiefer Geigen,
Die an dem blütenschweren Frühlingsabend
Im Garten über rote Nelken schleichen;

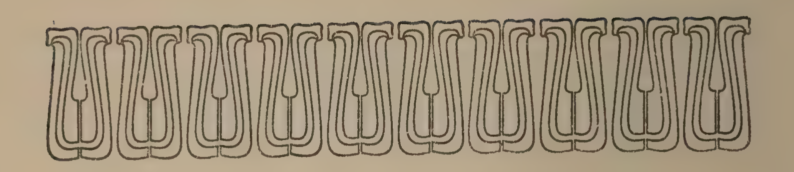
Wie Blumensprache sind sie mild und labend
Und binden Flügel uns an Händ' und Füße,
Daß wir wie Tauben, anfangs leise zagend,

Stets höher fliegen über Fluß und Wiesen
Nach Westen, wo die schweren Purpurfalten
Der Abendsonne sattes Licht verschließen.

Henry Herrmann.

*) Kindlein von Golde, kleine Weihekindlein, wie man sie in Garsten opfert.





Literarische Selbstporträts.

I. Richard v. Kralik.

Als vor kurzem einige literarische Freunde im Zeichen des „Gralbundes“ beisammen waren, wurde im Gespräch die Bemerkung gemacht, daß wir uns eigentlich selber gegenseitig zu wenig kennen. Man weiß voneinander einige Büchertitel, einen durch flüchtige Rezensionen aufgeprägten Richtungsstempel, man hat im günstigsten Fall einige Bücher zufällig selber gelesen; aber wie sich das alles zu einer Einheit zusammenfaßt, das ahnen wir oft kaum. Wir wissen nicht, welches eigentlich die verborgene Kraftquelle ist, die eine solche Reihe von Werken bedingt hat, wir wissen nicht, wie persönliche Anlage im Verein mit der Umwelt und Anregungen durch Eindrücke, Erlebnisse, Erfahrungen, Studien, die Grundlage geschaffen haben zu einer bestimmten Auswirkung bestimmter Energien. Wir laufen so Gefahr, das Wesentliche in den Zügen unserer Freunde über Zufälligem, Gleichgültigem zu übersehen.

Nun wäre es allerdings die Aufgabe des scharfsichtigen und gewissenhaften Kritikers, wie es die Aufgabe des genialen Porträtisten ist, ein solches typisches, charakteristisches Bildnis darzustellen. Noch interessanter aber ist es, wenn der Autor sich selber also skizzieren wollte, wie denn eine Sammlung von Selbstporträts gleich jener in Florenz auch gewiß den Maler am besten charakterisiert. So hat sich vor kurzem ein amerikanischer Mäzen an Autoren aller Nationen mit der Bitte gewandt, ihm für eine zu gründende Bibliothek gegen Ersatz der Kosten Exemplare ihrer Hauptwerke zu senden, die auf den Vorsatzblättern die eigenhändige Charakteristik des Werks, seiner Absicht, seiner Wesenheit trügen.

Gewiß, unfehlbar sind solche Selbstcharakteristiken nicht. Jeder kennt sich wohl selber am besten, aber keiner kann sich auch gründlicher über sich selbst irren. Nicht nur durch Überschätzung oder Unterschätzung, sondern auch durch die verhältnismäßig falsche

Bewertung der verschiedenen Seiten seines Wesens. Aber schließlich gehört auch das zum Wesen des Mannes, daß z. B. Goethe seine zeichnerische und naturwissenschaftliche Tätigkeit fast mehr geschätzt hat als seine dichterische.

Noch bedeutsamer freilich als das beste Selbstporträt erscheint die von verständiger Freundeshand kongenial erschlossene Charakteristik, wie sie etwa Schiller von Goethe zu Beginn des Briefwechsels gegeben hat.

Aber schließlich stellte es sich doch als Ergebnis jener Erörterungen auf Anregung des Herausgebers dieser Zeitschrift heraus, es sei gerade für den „Gral" sehr wünschenswert, eine kleine Sammlung von Selbstporträts zu veranstalten, mögen sie auch noch so skizzenhaft und subjektiv sein.

Da einige andere Freunde, die bereits ihr Einverständnis mit diesem Plan geäußert hatten, sich etwas verzögerten, beginne ich hiemit, mit keiner anderen Berechtigung und Anmaßung, als weil denn doch einer anfangen muß, und weil es mir sehr daran liegt, daß der Plan nicht wieder aufgegeben werde. Zudem liegt mir die Sache vielleicht näher als manchem anderen, da ich schon seit Jahren mich mit der Absicht trage, Stoff zu sammeln für Denkwürdigkeiten der Geistesströmungen unserer Zeit auf Grund von ziemlich vielseitigen Erfahrungen, die ich selber Gelegenheit hatte, in einem beschaulichen Leben einzuheimsen.

Überdies habe ich einen solchen Versuch einer Selbstcharakteristik bereits einmal oder zweimal infolge früherer Einladungen gemacht und in meinen „Kulturarbeiten" S. 419 ff. veröffentlicht. Ich werde darum jetzt versuchen, diese Charakteristik mit bezug auf die aktuellen Fragen der allerjüngsten Zeit nur etwas zu ergänzen.

* * *

Ich lege großen Wert darauf, noch als Angehöriger des ehemaligen „Deutschen Bundes" (1. Oktober 1852) in dem von jeher zum Deutschen Reich gehörigen Kurland Böhmen geboren zu sein. Aus den Urwäldern, die meinen Geburtsort (Eleonorenhain im Böhmerwald) umgeben, habe ich das regste Heimatsgefühl empfangen, das Bewußtsein und den unbedingten Willen, die Probleme, die mir eben meine Heimat bietet, als ein dahin vom Schöpfer gestellter Wächter oder Pfleger zur reinen Auswirkung zu bringen. Daß ich dies seit 1870 von Wien aus tue, der Stadt meiner mütterlichen Verwandten, der Stadt meiner Universitätsbildung, ergab sich durch den Gang meiner Bildungsjahre ganz

von selbst. Ich gestehe, daß ich mich eigentlich in Norddeutschland und am Rhein, wo ich zu Berlin und zu Bonn auch einige Semester verlebte, wohler fühlte als inmitten der Wiener „Gemütlichkeit", die eigentlich meinem Wesen ganz fern steht. Ich habe aber schließlich doch aus konservativen Erwägungen nicht für Berlin optiert, wie manche meiner Gesinnungsgenossen, die nicht so wie ich fühlten, daß trotz des berechtigten Glanzes des neuen Deutschen Reichs doch vielleicht die wichtigere, wenn auch gefährlichere deutsche Kulturarbeit zurzeit hier in der alten Ostmark zu leisten ist.

Diese nationale Arbeit als ganz selbstverständlich aus der heimatlichen Scholle herauszugraben, das hab ich von allen großen Kulturen der Vorzeit gelernt, von Moses und Homer, von Vergil und Dante an bis auf Shakespeare und Calderon.

Es hat lange gedauert, bis ich die Kühnheit fand, mich der Poesie in die Arme zu werfen; ich habe zuerst sieben Jahre mit juristischen, historischen, philologischen Arbeiten verbracht, bis ich mir die Sicherheit des Zieles erarbeitete, im Kampf mit Umgebung und Tradition. Ich meine damit nicht nur meine persönliche Umgebung und die Familientradition, sondern vielmehr die umgebende Kultur, mit der ich mich in Widerspruch setzte. Wenn mich nämlich etwas zur poetischen Produktion nicht nur von innen, sondern auch von außen angeregt hat, so kann es nur die Einsicht gewesen sein, daß die Kunst der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit gar nicht zu jenem hohen Kulturideal stimmte, das mir doch die Geschichte und die Ästhetik bot. Bei aller Bewunderung für unsere deutschen Klassiker (ich hatte z. B. den ganzen Faust auswendig gelernt und noch vieles andere), lernte ich doch von eben diesen Klassikern die Superiorität einer echteren Kunst kennen. Von Klopstock wandte ich mich daher zu Homer, von Kant und Lessing zu Sokrates und Platon, von Wieland zu Wolfram, von Goethe zu Hafis, Pindar, Walter und zum Volkslied, von Schiller zu Äschylos.

Aber ich wollte nicht so entsagend sein, wie manche moderne Ästheten, und aus der schlechten Gegenwart einer Epigonenkultur in eine schönere Vergangenheit der Antike oder des Mittelalters oder der Renaissance zurückflüchten. O nein! Ich hegte den Optimismus, auch für unsere aktuelle Gegenwart die passende, vollwertige Kultur finden zu können und finden zu müssen. In diesem Optimismus bestärkten mich die Romantiker. Sie predigten mir die Lehre, daß mit dem Zusammenbruch der alten Kultur durch

die französische Revolution, durch Kant, durch die Aufklärung, gleichzeitig etwas radikal Neues die Herrschaft begonnen habe, eine Gegenrenaissance, wenn man will, und doch auch eine neue gründlichere Renaissance des Echten, Gründlichsten, Wurzelhaftesten. Sie predigten, daß eine einheitliche Kultur gegründet sein muß auf der Einheit von Leben und Literatur, auf der Einheit von Wissenschaft und Kunst, auf der Einheit von Wissen und Glauben, auf der Einheit von Tradition und Fortschritt, von Konservatismus und Radikalismus, auf der Einheit vor allem von Theorie und Praxis, von Idee und Realität. Einheit natürlich nicht im Sinn von Identität genommen, sondern als Harmonie, Organismus, Einheit in der Mannigfaltigkeit, in der Gliederung.

Ich weiß, daß dies den meisten, den „Vielen" parador vorkommen muß. Sie können sich das nicht zusammenreimen. Ich bin seit 25 Jahren darüber nicht ungeduldig geworden und werde es auch nie werden. Ich habe niemals jemanden zum Proselyten meiner Meinung machen wollen; das einzige, was ich mir herausnehme, ist, daß ich glaube, meiner Sache und meines Weges sicher zu sein, und daß ich dem, der mir etwa folgen will, verspreche, ihn an ein sicheres Ziel zu führen, ihm das Heim, die Welt, seine Stellung heimisch und vertraut, lieb und wünschenswert zu machen, ihm trotz allen Kampfes und Gegensatzes nichts Hohes und Inniges zu verekeln, nein, ihn vielmehr alles, auch das Unzulängliche verstehen zu machen und nützen zu lassen.

Also „reformiere" ich die Kunst, den Staat, die Religion nicht dadurch, daß ich neue Formen, neue Theorien, neue Menschen, Übermenschen und Götter einzuführen suche, sondern einfach dadurch, daß ich den richtigen Standpunkt im Zentrum des Schauplatzes aufsuche. Aufsuche, beileibe nicht mir einbilde, ihn für alle Zeiten gewiesen zu haben! Auch da gilt es eine bescheidene Kühnheit, oder eine kühne Bescheidenheit, um wieder den Romantikern und dem Sokrates zu folgen.

Diese Grundgedanken oder Grundstimmungen mögen vielleicht manches an meinen Büchern erklären. Sie sollen alle für eine Kultur arbeiten, wie sie mir als Ideal vorschwebt, aber für eine ganz reale, aktuelle Kultur, wie sie nicht etwa einem Wahnbegriff zukommt, sondern eben unserer Zeit, unserem Volk mit all seinen historischen und sozialen Bedingungen. Es schien mir das Mittel der Literatur dazu um so wirksamer und passender, als ja die Literatur nicht nur Mittel, sondern schon Kultur selber sein soll.

Daß ich mich freilich in einem gewissen Gegensatz zu der frag-

würdigen Erscheinung befinde, die sich „Moderne Literatur“ nennt, die aber nichts Greifbares, nichts Positives ist, das brauch ich nicht noch mehr zu betonen. Aber so kommt es eben, daß ich einen Ausgleich zwischen dieser Bastardkultur und der Kirche durchaus nicht mit jener Naivität anstrebe, von der manche andere eingenommen sind. Ich komme, ganz gesättigt von jener modernen Kultur, in der ich erzogen und aufgewachsen bin, jenen fortschrittlichen Reformkatholiken auf halbem Weg entgegen, während diese eben, unsicher gemacht durch den Vorwurf der Rückständigkeit, von Seite der Kirche herkommen, um die Kultur zu suchen; aber ich kann ihnen zurufen: Meine Freunde, ich komme ja eben von dorther, wohin Sie wollen! Ich kann Ihnen den Weg ersparen. Kehren wir mitsammen um! Dort, wo Sie die Kultur wähnen, dort gibt es keinen Fortgeschrittenen und Einsichtigen, der nicht schon längst das Unzulängliche dieser Kultur eingesehen hätte. —

* *
*

So habe ich denn in zahlreichen Büchern die von mir erstrebte höhere Kultur im Gegensatz zur Tageskultur auszufalten gesucht. Mir lag als Lyriker daran, nicht nur im dumpfen Stimmungsbild beschränkt zu bleiben, wie es heute fast allein gepflegt wird, sondern mich und die Welt daran zu erinnern, daß der Dichter außer seinem Gefühl auch seine Gedanken und sein Streben auszudrücken hat, so wie es die griechischen, die mittelalterlichen, die persischen Lyriker taten. Pindar, Walter und Hafis waren meine Meister, nicht nur Matthisson. Es ist keine Schande, wenn der Lyriker etwas zu sagen hat, und sei es auch Religion, Mystik, Politik, Ethik, Arbeit. Meine erste Sammlung heißt „Roman“ (1884), weil sie etwa so wie Dantes „Neues Leben“ eine Geschichte einer Liebe erzählt. Ihr schließen sich „Büchlein der Unweisheit“ (1884) und „Sprüche und Gesänge“ (1892) an. Später folgten die „Lieder im heiligen Geist“ (1895 und 1906) und die „Weihelieder und Festgedichte“ (1901). Balladen, Almenden und anderes sind noch ungesammelt geblieben.

In den Elegien oder poetischen Episteln der „Offenbarung“ (1883 und 1893) habe ich eine Weltanschauungsparabel entwickelt, dieselbe, die Calderon im „Großen Welttheater“ in anderer Weise ausgeführt hat.

Als Epiker habe ich vor allem gesucht, der deutschen Kultur als Grundlage das Nationalepos zu sichern, ebenso wie die homerischen Gedichte die Grundlage der antiken Kultur waren. Das

habe ich nach einer nationalen Vorarbeit von 14 Jahrhunderten und nach meiner eigenen zwanzigjährigen Bemühung in den sechs Bänden meines „Deutschen Götter- und Heldenbuchs“ (1900 bis 1904) geboten. Eine Nebenarbeit auf diesem Gebiet ist das kleine „Ostaralied“ (1896), das den Mythus der österreichischen Schutzgöttin behandelt, meiner Pallas Athene. Aber neben dem nationalen Epos haben wir ein religiöses, und dies beruht (zum Gegensatz von Klopstock) auf der Legende; darum habe ich die „Goldene Legende“ (1902) in diesem Sinn bearbeitet. Ein Beispiel, wie aus einer Fülle von historischen Volksliedern heute noch ebenso wie zu allen Zeiten das echte Epos sich herausbilden kann und soll, mag mein „Prinz Eugenius“ (1896) sein. Als eine große Stoffsammlung für nationale Epik werde ich mit der Zeit eine schon im Manuskript vollendete „Deutsche Sagenchronik“ herausgeben, eine chronologische Zusammenstellung aller deutschen Sagen von den Urzeiten bis ins 20. Jahrhundert und bis zu den Prophezeiungen der Zukunft. Übrigens erscheint soeben als erster Band einer Gralbücherei meine „Gralsage“, eine poetische Zusammenfassung des ganzen Stoffs, zu dem sich Parzifal, Titurel, Tristan usw. nur als Episoden verhalten.

Eine Wiedererzählung der altfranzösischen Quelle zu Wielands Oberon gibt mein „Hugo von Burdigal“, wie ich glaube, zum Ruhme dieser Quelle. Endlich arbeite ich noch an einem Zyklus von hundert Prosanovellen aus der alten und neuen Geschichte meiner Heimat. Über die Hälfte ist bereits fertig, nicht wenige davon sind in verschiedenen Zeitschriften gedruckt. Auch hier liegt mir daran, die alte klassische Novellenform gegenüber der verblasenen Stimmungsskizze im modernen Feuilletonistenstil zur Geltung zu bringen.

Als Dramatiker bin ich zwei Wege gegangen, indem ich einerseits den breiten nationalen Historien Shakespeares, anderseits der knappen Form des klassischen attischen Dramas in einer Szene folgte. Zu diesen Einaktern gehören Bearbeitungen geistlicher und mythischer Stoffe: „Veronika“ (1898), „Die Erwartung des Weltgerichts“ (1898), „Die Schatzung in Bethlehem, der zwölfjährige Jesus, der Tod des heiligen Josef“ (1900), „Kaiser Markus Aurelius in Wien“ (1897), „Rolands Tod“, „Rolands Knappen“ (1898), „Der Dichtertrank“ (1904), „Das Veilchenfest zu Wien“ (1905), „Kraka“ (1893), ferner die Bearbeitungen der einaktigen Autos von Calderon: „Der Ruhm Österreichs“ (1898), „Die Ähren der Ruth“ (1905), „Die Geheimnisse der Messe“

(1906). Zu den breiteren Historien gehören „Die Türken vor Wien“ (1883), in einer kürzenden Bearbeitung unter dem Titel „Die Rettung der Heimat“, 1907 wiedergedruckt und aufgeführt; „Maximilian“ (der letzte Ritter, 1885) und die außer einzelnen Proben im „Gral“ bisher noch unveröffentlichte Heptalogie „Die Revolution“, worin ich die ganze Zeit von 1790 bis 1815 in sieben Dramen von je zwölf Bildern ebenso vorzuführen suchte, wie Shakespeare die Könige der englischen Geschichte, oder wie Gobineau die Renaissance. Die Mysterien des Mittelalters habe ich zu erneuern gesucht in meinem „Weihnachtsspiel“ 1894 und dem dreiteiligen „Osterfestspiel“ (1895—96), das Hauptdrama der Renaissance habe ich erneuert im „Volksschauspiel vom Doktor Faust“ (1895). Es war mir dabei vor allem auch darum zu tun, die stilistischen Grundlagen für die eigene Produktion zu gewinnen. Fast alle diese Dramen sind in mannigfaltiger Weise, in größeren oder kleineren Rahmen zur Aufführung gelangt. Darüber habe ich in einem Aufsatz meiner eben erschienenen „Kulturfragen“ (§ 386) meine Erfahrungen berichtet, zugleich mit neuen Vorschlägen zur Hebung der religiösen und nationalen Festbühne.

Wer aber eine genauere Darlegung der ästhetischen Prinzipien wünscht, als ich sie hier bieten kann, der findet sie im „Kunstbüchlein“ (1891) und in den vier Bänden der „Kulturstudien“ (1900—07), auch in der „Weltschönheit“, die als dritter Band mein philosophisches System „Weltweisheit“ (1894—96) abschließt, und auch in den „Salzburger Vorträgen“, die vor kurzem in der „Gottesminne“ erschienen sind. Grundlegende Probleme der Ästhetik und Kultur werden auch behandelt in „Sokrates“ (1899), „Altgriechische Musik“ (1900), „Jesu Leben und Werk“ (1904), „Weltgeschichte nach Menschenaltern“ (1903); „Die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst“ (1904).

Ich erschrecke selber über die Menge der Schriften, womit ich die Welt bereits belästigt habe und noch zu belästigen gedenke. Aber was ist zu machen, wenn einer seit einem viertel Jahrhundert Tag und Nacht jeden wachen Augenblick nur von der unbedingten Entschlossenheit zur Tat besessen ist, wenn er seine ganze Lust nur in der Arbeit für eine der Zeit adäquate Kultur findet, und wenn sich ihm so selbstverständlich, wie dem Baum die neuen Sprossen, Zweige und Äste, die neuen Arbeiten aus den bereits geleisteten ergeben. Manche meiner Kritiker mögen mit Recht eine zu große Mannigfaltigkeit der Interessen bemerken, andere wieder mit gleichem Recht eine zu große Einseitigkeit in aller Mannigfaltigkeit. Ich

kann nichts anderes sagen, als daß mir sowohl die Vielseitigkeit wie die Einseitigkeit eine Notwendigkeit war und ist. Ich kann auf keine Note aus meiner Symphonie verzichten. Aber ich werde es niemandem übelnehmen, wenn er nach gründlicher Kritik meiner Propositionen entweder meine Einsicht, oder mein Streben, oder mein Können als unzulänglich beurteilen muß, oder wenn er mich ganz einfach als nichtdaseiend ignorieren will, ohne seine Zeit mit mir zu vergeuden. Auch so wird mich die unablässige Arbeit nicht reuen, die ich dann doch wenigstens zu meiner eigenen Vervollkommnung unternommen habe und unerschüttert fortsetzen werde.



Aphorismen über dichterisches Schaffen, Kritik und anderes.

Von M. Herbert.

Die Dichtkunst ist die persönlichste und deshalb die am schwersten zu definierende Kunst.

Le stile c'est l'homme, hat Buffon gesagt, und Schiller hat eine wunderbare Definition dichterischen Schaffens gegeben, als er sang:

Wie in den Wäldern der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Philosophen, Psychologen, Gelehrte und Empiriker haben über das Geheimnis geschrieben und sind der Lösung des Problems so ferne geblieben, wie der Lösung der ewigen Grundfrage: „Was ist das Leben? Wie entsteht es?"

Ja, die Dichtkunst hängt so eng mit dem menschlichen Leben zusammen wie keine andere, insofern sie nämlich echt und aus der Seele geboren ist.

Wir scheiden von vornherein die Tausende von Verseschmieden, die Tausende von Photographen des Alltags, die Unberufenen und Sensationsschriftsteller aus.

Man kann ein guter Menschenkenner sein, ohne Dichter zu sein.

Man kann ein scharfer Beobachter, ein Liebhaber der Kunst, ein Kenner des Schönen, ein frommer, ein sittlicher, ein geistvoller Mensch sein und doch als Dichter so unberufen als möglich.

Aber wenn man das alles ist und besitzt dazu noch tiefes Empfinden, weitestes Verstehen, göttlichstes Mitleid, intuitive Kenntnis des Verborgenen, offene Sinne, die dem Herzen auf tausend Wegen Eindrücke vermitteln, flammenden Zorn über Ungerechtigkeit, heiße Liebe für das Gute und dazu die Weichheit der Seele, welche den wunderbarsten Rhythmus des Verses und des Wortes schafft — dann hätte man wohl einige Bedingungen in sich — ein großer Dichter zu werden — immer noch vorausgesetzt, daß man Gestaltungskraft und mühsam erworbene Technik besitze.

* * *

Das dichterische Schaffen ist ganz individuell. Der eine arbeitet nach festen Plänen, der andere entwickelt alles aus den Charakteren, der dritte läßt sich von augenblicklichen Eingebungen leiten.

Was mich betrifft, so habe ich diese drei Methoden befolgt und noch viele andere. Ich habe oft das Gefühl gehabt, daß meine Arbeit *mich* dahin drängt, wo sie *mich* will, daß der Stoff der Führer ist, nicht ich. Man mag das scharf verurteilen. Aber es sind nicht meine schlechtesten Arbeiten, die so entstanden, und ich habe berühmte Kollegen. Ich bin mitten im Schaffen von meinen ursprünglichen Absichten abgesprungen, weil die Menschen meiner Dichtung mich eines Besseren belehrten. Sie gingen ihre einsamen Wege, nicht die meinen, und ich habe ihnen Freiheit gelassen, wie edel gearteten Kindern.

Sie kamen schon an ihre Ziele.

* * *

Ich habe mich zuweilen gewundert, wenn in einer der hölzernen Kritiken, die leider im lieben Deutschland gang und gäbe sind, zu lesen war: Ich hätte — das so oder so machen sollen.

Diese Leute haben gut reden.

Sie ahnen nichts von dem Fatum, das über dem Werke des Dichters ist.

Er kann nicht mehr geben, als die Entwickelung seines Könnens in der Zeit gestattet. Meistens gibt er weniger, denn langsam, langsam gelangen die Menschen und die Dichter an die tiefsten Quellen ihrer Kraft — auf die höchsten Höhen ihres Könnens. Es müssen auch viele glückliche Umstände dabei tätig sein.

Die Hauptsache ist, daß man aus jedem Werke das tiefe Rauschen der unterirdischen Quellen wenigstens von ferne höre.

* * *

Einen Schriftsteller kann man kritisieren, denn er baute sein Werk zielbewußt, wie der Architekt ein Haus. *Einen Dichter* muß man *verstehen*.

Man muß eigene Tiefen und Höhen besitzen, um das zu können. Wir haben sehr wenige, welche dieser Aufgabe gewachsen wären.

Aber jeder maßt sich das Verständnis an.

Da liest man nackte Inhaltsangaben einer Arbeit, deren Wert in der Feinheit der Empfindung und des Gedankens besteht, man liest leere Lobhudeleien, die für den empfindlichen Dichter ein Schlag ins Gesicht sind — oder übelwollende Sätze, die aus persönlichem Hasse aufquellen. Ein Kritiker, der einmal aus persönlichen Motiven getadelt — oder gegen besseres Wissen gelobt hat — sollte ehrlos sein. Auch die Journalistenehre ist ein zu Recht bestehender Begriff.

Leider muß man das zuweilen wieder betonen.

* * *

Ja — sollen denn die Freunde des Dichters nicht über den Dichter schreiben dürfen? Gewiß sollen sie das.

Ich wage sogar zu sagen: daß man nur als Freund an ein ernst zu nehmendes Dichtwerk herantreten soll, niemals als Feind.

Böswillige Kritiken eines edlen Werkes sind Schmachblätter im Buche der Menschheit. Immer zuerst das Gute und Schöne erwähnen — dann die Unvollkommenheiten. So will es der Anstand und die Achtung, die man dem ringenden Talent schuldet.

* * *

Ich habe fast immer nach Modellen gearbeitet, aber niemals auf sklavische Art.

Irgend ein menschliches Problem fesselte mich, und ich dachte darüber nach, wie der oder jener Charakter unter solchen Umständen sich wohl entwickeln werde.

Darauf baute ich aus.

Es passierte mir, daß die Details dann wunderbar lebenswahr wurden, ohne daß ich es so recht eigentlich dem Leben abschrieb. Ich habe auch dann und wann Anstoß erregt, indem Leute sich porträtiert fanden. Das war mir nie gleichgültig. Es hat mir sogar viel unruhige Nächte und schwere Tage gemacht.

Denn es ist bitter, verletzt zu haben, wo man nur dem Leben und seinen Realitäten gerecht werden wollte.

* * *

Letzthin ist es mir auch oft vorgekommen, daß Menschen meiner Erzählungen lebendig wurden, daß jemand aus weiter Ferne schrieb: Ja — wie erfuhren Sie von meinem Geschick? Wie kannten Sie so genau meine inneren Erlebnisse?

Erst seit diese Art von Briefen sich häufen, glaube ich an mein Können und danke Gott für das Quentchen dichterischer Allwissenheit, das mich für den und jenen zu einem Versteher und Helfer gemacht hat.

Die Kunst hat so viele Abstufungen wie alle anderen Formen des Lebens und der Lebensbetätigung.

Gewiß kann man ein vollendeter Töpfer sein und nebenher ein abgefeimter Betrüger. Zur Töpferei gehören keine innerlichen Eigenschaften. Dazu gehören Formen- und Farbensinn, ein geschultes Auge und eine geschickte Hand.

Man kann auch ein vorzüglicher Landschafter und Schöpfer von Blumenstücken und Stillleben sein und nebenher Mordgelüste empfinden, wie der unglückliche Oskar Wilde das in seinen „Fingerzeigen" bewiesen hat.

Man kann ohne tiefes Gefühlsleben formvollendete, klingende Verse schmieden. L'art pour l'art. Warum nicht?

Aber man kann ohne hohe moralische Eigenschaften, ohne große Welt- und Lebensauffassung nichts menschlich Vollkommenes, nichts Beruhigendes, Beglückendes — Bleibendes — Heimatliches — sagen wir ewig Gültiges schaffen. Sittigend, erhebend, erziehend zu wirken, wie der große Dichter, der große Maler, der große Bildhauer es soll, dazu gehört sittliche Kraft und eine wenigstens erstrebte Übereinstimmung der Lebensführung mit dem ausgesprochenen Ideal.

* * *

„Die großen Stilisten sind die großen Verführer", hat jemand gemeint, wir aber wollen, daß die großen Stilisten die großen Erheber und Erzieher seien.

* * *

Man muß sich selbst in sein Werk hineingeben, oder es wird hohl bleiben.

* * *

Originalität ist nichts anderes als Wahrhaftigkeit.

* * *

Die Art unserer Beobachtungen ist unsere eigene Charakteristik, denn wir sehen nur, was wir in uns haben.

* * *

Es ist gewiß für den Dichter notwendig, daß er neue und kräftige Eindrücke empfange. Ebenso notwendig ist es, daß dieses nicht zu oft geschehe.

In stiller Versunkenheit leben und nur von Zeit zu Zeit tief aus der Fülle der Erscheinungen trinken, das erhält frisch und eindrucksfähig.

* * *

Allzu große Armut und Beschränkung ist auch dem Dichter nicht förderlich. Man kann dagegen sagen, was man will.

Man sollte den Dichtern Freibilletts durch die ganze Welt geben, daß alle verborgenen Schönheiten der Länder, Meere und Urwälder,

alle Stätten der Kunst ihnen offen ständen, so daß wir immer mehr fröhliche und frohe Lieder und Beschreibungen von der Schönheit des Lebens und weniger schmerzliche Klagen und Sänge von Vereinsamung zu hören bekämen. Denn es ist der Beruf des Dichters, den Lebensmut seiner Nation zu steigern.

* * *

Wenn man lange die Luft literarischen Lebens geatmet hat, dann ist es wahrhaft drollig zu beobachten, wie auch hier dieselben Erscheinungen sich wiederholen.

Es braucht z. B. nur ein Autor ein erfolgreiches, vielgekauftes, vielgelesenes Buch zu schreiben, und man kann sicher sein, daß eine Anzahl von Literaten sich erheben, welche versichern, daß es eine Schmach sei um unser urteilsloses Publikum, daß das Buch ein wertloses Machwerk sei, und daß man einfach nicht begreifen könne, was die Leute daran hätten.

* * *

Der Neid spielt in unserem literarischen Leben eine sehr bedeutungsvolle Rolle. Denn bei der absolut verwerflichen Art der anonymen Kritik ist der Autor seinen Feinden — und jeder bedeutende Autor hat Feinde — hilflos ausgeliefert.

Es gibt sehr wenige Literaten, welche sich unbefangen an den schönen und guten Leistungen anderer erfreuen können. Aber die das nicht können — bezeugen ihre kleinliche Gesinnung. Die Größe der Lebensauffassung ist ihnen versagt.

* * *

Von der naiven Menge geliebt werden, das soll kein günstiges Kriterium sein — so sagen die Literaten, welche l'art pour l'art auf ihre Fahne schrieben. Und doch ist das naive Schaffen des ursprünglichen Talentes allein imstande, den Nerv des Volksverständnisses zu berühren und steht so hoch über der literarischen Künstelei wie der Hochwald über der englischen Park-Anlage.

* * *

Die wunderbare Gelassenheit und Selbstverständlichkeit, welche aus wahrhaft großen Kunstwerken spricht, hat über die Seele dieselbe Macht der Beruhigung wie die einsame Großartigkeit der Natur.

* * *

Stimmungen sind Beleuchtungen. Wenn sie schwinden, bleibt die Wirklichkeit.

Das muß man auch in der Kunst beachten.





Heinrich Hansjakob.

Zur Vollendung seines 70. Lebensjahrs.

„Und wägt ihr mich,
So wägt den ganzen Dichter!“
Ad. Wilbrandt.

Eine markante, scharf umrissene Persönlichkeit steht im Geiste vor uns, wenn wir den Namen des nunmehr 70jährigen Freiburger Pfarrherrn lesen oder vernehmen. Hat er sich's wohl vor einem Menschenalter geträumt, daß ihm bei seinen bösen Nerven so viele Jahre zuteil werden mit überreichen, köstlichen und im Grunde nur wenigen unguten Erfahrungen, trotz seines hundertmal betonten Pessimismus? Und der junge Hagnauer Pfarrer — wird er je einmal gewagt haben zu hoffen oder nur zu ahnen, daß er eine solche fast allgemeine sympathische Berühmtheit erlangen würde, wie sie ihm seit 15 Jahren schon und in diesen Tagen erst recht beschert wurde? Es muß einer heute recht „viel Glück und Verstand“ haben, um in deutschen Gauen nicht bloß genannt, auch *geschätzt* zu werden.

Über 30 Jahre sind es her, daß Hansjakob den literarischen Schauplatz mit Reiseschilderungen aus Frankreich, Italien und den Niederlanden betreten hat. Schon damals hat man die stark persönliche Note vernommen, mit der Hansjakob zwischen die trockene Geographie hinein seine besondern Ansichten über Land und Leute, Sitten und Gebräuche kundzugeben für gut hielt; schon damals schrieb er „nicht wie alle andern“. Aber dennoch brauchten diese rassigen Erstlinge seiner unruhigen Muse schier 30 Jahre, bis sie zum zweiten Male aufgelegt werden konnten; verlangte man diese älteren Sachen am Ende nur deshalb wieder, weil Hansjakob mit seinen neuen Büchern — Mode geworden war? Man hat allen Grund, anzunehmen, daß nur seine scharfpersönliche Art, nur diese subjektiven, offenen, von keiner Rücksichtnahme gedämpften oder retouchierten Herzensergießungen den weiteren fünf seit einem Lustrum erschienenen Reiseerinnerungen und -tagebüchern einen so ungewöhnlich großen Leserkreis verschafften. Das alte Haslacher Kind mit

seiner ungebrochenen, gegen alle nur äußerliche Kultur nervös sich wehrenden Bauernnatur „sieht alles, hört alles und weiß alles“ und schwatzt alles heraus, was ihm in den Sinn und auf die leicht bewegliche Zunge kommt, und es läuft ihm wie von selbst aus der Feder; da trägt er — so scheint es nach Prof. Schönbachs ein bißchen boshafter Bemerkung in der Österr. Rundschau (angeführt im Lit. Echo VII [1905], Sp. 1344) — „ein unerschöpfliches Fäßlein unter dem Arm, dreht beiläufig den Hahn auf, läßt's ein Weilchen sprudeln, und wieder ab, als ob nichts gewesen wäre“. Hansjakob darf sagen, was er will, seine Ansicht kundgeben, wie und worüber er will, sie mag grob sein oder fein klingen, sie kann klug oder undiplomatisch, richtig oder falsch sein; ob sie derb und gerade herausplatzt, so daß die Getroffenen sie krumm nehmen müssen: noch ein ganzes Dutzend Reisebücher dürfte er schreiben, und wären sie noch teurer als die bisherigen schon sind — sie sind allerdings schön ausgestattet —: er darf sicher sein, daß seine treue Lesergemeinde mit dankerfüllter Begeisterung jeden Band in Empfang nehmen, und was noch mehr sagen will, auch lesen wird. Gerade die von ihm unermüdlich mit der Lauge seiner Satire übergossenen „Wibervölker“ lassen erst recht nicht von ihm; sie besuchen ihn halb tot, und nur wenige wird es unter ihnen geben von der Art, wie jene Dame war, die vor zwei Jahren in einer Buchhandlung zu Freiburg i. B. sich nach belletristischen Neuheiten erkundigte. Als der Buchhandlungsgehilfe ihr die eben herausgekommenen „Alpenrosen mit Dornen“ empfahl, gab sie dem verwundert Dreinschauenden zur Antwort: „Ach! Hansjakob! Quatsch!“ Der zufällig anwesende Verfasser fuhr erregt auf; die Dame bedauerte, ihm weh getan zu haben, aber von ihrem Urteil könne sie nichts zurücknehmen.

Zur eigentlichen Literatur gehören die acht Reisebücher nicht; sie bilden ein buntes Durcheinander von persönlichen Anekdoten, geographischen und geschichtlichen Schilderungen, manchmal unterbrochen von leise vibrierenden elegischen Stimmungen, aber auch von störenden, Dutzende Male wiederholten Ausfällen auf die moderne Kultur und Unkultur, auf die „Wibervölker“ und ihre Untugenden, auf die verkehrte Kindererziehung u. a. m. Viele dieser teils treffend richtigen, teils schiefen, unrichtigen und bizarren Bemerkungen hat er schon in den Erinnerungen „Aus der Jugendzeit“ gemacht; in dieser Ouvertüre seiner Ich- und Menschenschilderungen treten alle Hansjakob-Leitmotive und -Eigenheiten auf; wer sie gelesen, hat den Hansjakob gelesen.

In diesen Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit", „Aus meiner Studienzeit", in den Tagebuchblättern „Im Paradies" und „In der Karthause", „Stille Stunden" und „Abendläuten": hier „hör' ich den Alten bisweilen gern"; seine Weltschmerzlichkeit nehme ich nicht so arg ernst, sowenig wie sein Spielen mit der Vergänglichkeit und dem Sterben; da lasse ich mich voll Bewunderung über den Scharfblick des Autors belehren über die Menschen und ihre Eigentümlichkeiten; da mag er Ausfälle machen, soviel er will, hier stören sie mich nicht, ich lese ja ein Tagebuch, von dem der unruhige Schreiber täglich 30 bis 40 Seiten hinwirft; wie er's schreibt, so bleibt's. Immer wieder wird man mit ihm versöhnt durch die komischen oder naiven oder galligen oder auch wirklich dichterischen, wahrhaft poetischen Einfälle; sie bilden für mich die Weizenkörner, die ich gar nicht so ungern aus der massenhaften Spreu, die seine Feder zutage fördert, herauslese. Ja, gerade dieses prasselnde Feuerwerk von Satire, Menschentorheiten und -Streichen, dieses Kunterbunt von auf der Straße und an den Zäunen aufgelesenen und hereingeholten Menschentypen und Menschenschicksalen gewährt dem Geiste reiche Ausbeute, der Kulturgeschichte ausgezeichnetes Material; und eben dies möchten wir dem Schriftsteller Hansjakob zu großem und für immer bleibendem Verdienst anrechnen, daß er aus der auswahlreichen Umwelt seiner Heimat, aus dieser nun bald ganz ausgestorbenen Bauern- und Bürgersippe mit all ihren echt menschlichen und stammgeborenen Eigenheiten und Eigenarten — auch Unarten sind ihm und uns nicht unwillkommen — so viele „Muster" herausgehoben und in keckem, kühnem Wurf — oft sind die Umrisse ganz roh — hingezeichnet hat. Weil er sie aufsucht, mit ihnen lebt, Blut von ihrem Blut ist — und wenn dies auch nicht immer der Fall — in ihr innerstes Denken und Fühlen sich hineinlebt vermöge seines beweglichen Geistes und seines tiefen Gemüts, weil er ein Seelenausfrager und Seelenaushorcher ist und es versteht wie nicht viele, den stillen, verschlossenen Menschen die Zunge zu lüpfen, weil ihm kein Weg zu weit und keine Hütte zu einsam und zu verborgen liegt, in die er nicht suchend, spähend und lauschend hineintreten möchte, gleichsam wie auf leisen Sohlen über die Schwelle der Herzen schreitend, um ja ganz sicher in das innerste Reich zu gelangen — darum ist es kein Wunder, wenn er mit den kostbarsten Schätzen beladen von seinen Berg- und Waldgängen heimkehrt mit „Wilden Kirschen" und „Schneeballen" die Menge: „O was ist das Volk ein Meer," schreibt er einmal, „und was ist es ein Genuß, in seinen

Tiefen zu fischen und in seiner großen Naturseele zu lesen! Volk und Meer, wie viele Ähnlichkeit haben sie! Das Meer als der Urquell alles Wassers ist das Blut der Erde, das Volk als der Jungbrunnen des Menschengeschlechtes das Blut der Menschheit." „Und der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein wertvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte" (Vorwort zur Jugendzeit).

Hansjakob ist Realist durch und durch. Seine Schöpfungen haben nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes; sie sind das Leben, die Wirksamkeit selbst. „Ich habe meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet. Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht. Ich lasse meine Kinzigtäler aufmarschieren, wie sie leibten und lebten" (Vorwort zu den „Wilden Kirschen"). Dabei meint er noch: „Es sind keine edlen und großen Charaktere, es sind Menschen mit allen Fehlern, die dem Menschsein anhängen." Wie wir schon oben andeuteten, ist die Zahl seiner Charaktere sehr groß: oft gibt er nur Umrisse wie der Maler, der in sein Skizzenbuch hineinzeichnet, was ihm Interessantes vor die Augen kommt, ein paar Striche genügen ihm dann; aber sie sind so geführt, daß der Gezeichnete aus dem Malbuch wie lebend herausschaut: in den Reise- und sonstigen Tagebüchern („In der Karthause" usf.) sind seine Charakterschilderungen hauptsächlich von dieser Art. Viel lebendiger stehen seine Menschen vor uns in den Erinnerungsbänden (Jugendzeit, Studienzeit). Da greift er ins volle Menschenleben, und wo er's packt, da wird es interessant; ganze Generationen marschieren drin auf: Vater, Mutter, Bas und Tante, Knecht und Magd und Bäckerjunge, alle steigen aus dem Strom der Vergessenheit und der Ruhmlosigkeit empor; ihrem unermüdlichen Schilderer verdanken sie nunmehr ihren unvergessenen Ruhm, ihre einst verkannten, nun gerühmten Verdienste um die Weckung und die Freuden der Knabenseele. Glücklich, wem solche Erwecker und Ruhmkünder erstehen:

„Hugo, dem Knecht, verdankt meine Jugendseele den ersten Anblick einer Ritterburg. Auf einer Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal, in einsamer Gegend steht die längst zerfallene Heidburg; zu ihren Füßen an einem vermoosten Bergsee die kleine, schwarze Vaterhütte Hugos, in der er heute seine Tage beschließt. Dahin nahm er mich an einem

Sommer-Sonntagmorgen. Ich hatte partout einmal eine Burg sehen wollen. Und warum? In der dunklen, kleinen Backstube war König Arthurs Tafelrunde; da saßen fast allabendlich und allnächtlich Sommer wie Winter Hugo, Sepp, der Bäckerjunge und ich. In diesen trauten Stunden, da das Geschäft dem Sepp Pausen auferlegte, bis das Brot „gegangen" war, hat Sepp Geschichtenbücher vorgelesen: Ida von Toggenburg, die vier Haimonskinder, die schöne Magellone, Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel u. a. Der Jahrmarkt hatte Stück für Stück zu 6 Kreuzer ins Städtle gebracht. Heutzutage lesen die Bauernburschen Zeitungen, armselige, nüchterne, lumpige Tagesgeschichte, und für die Knaben- und Schulkinder hat man Schülerbibliotheken um teures Geld angeschafft, wo sie vorab patriotische Bücher lesen sollen, reine, nackte Erzählungen. Mir und meinesgleichen las man die alten deutschen Sagen vor, die für zwei Groschen in hundert Hände wandelten, die „Rittergeschichten", von denen eine einzige mehr Poesie und darum Gemüt fürs Kinderherz hatte als zehn Kasten voll der modernen Lesebücher für Kinder . . . Ich habe in meines Vaters Backstube bei Sepps Vorlesungen mehr Ideale in meine Seele aufgenommen, als später in allen Kollegien über Geschichte, Philosophie und Anthropologie.

Und was Sepp aus den Büchern las, das zeigte mir Hugo eines Tags in Wirklichkeit — eine Ritterburg, zwar bis auf den Grund zerfallen, aber meine Seele jubelte, als wir die Wasserscheide erstiegen hatten und in dem alten Gemäuer umhergingen. Jetzt hatte ich ein Quartier für meine Ritter und Burgfräulein aus der Backstube, für den Ritter Peter und die Emma von Finkenstein und die Ida von Toggenburg. Und wenn ich mir heute den Hugo vorstelle, wie er als alter Mann in jener dunklen, armseligen Hütte am Moos unter dem Schlosse lebt, auf jener verlassenen Flur, die jahraus, jahrein kein fremder Fuß betritt, die aber eine Fernsicht bietet auf alle Berge, die zwischen Schwarzwald und Rhein sich lagern, so schwimmt mir der arme Taglöhner in einem Meere von Poesie, und ich möchte mit ihm nochmals in seiner Hütte sitzen und erzählen von der — Jugendzeit. Und ich beneide ihn um das Leben und Sterben auf jener verlassenen, mir von dem ersten Ritterzauber der Kindheit umdufteten Höhe, Hochmunde vom Volke genannt. Das war Hugo, der Knecht im Vaterhause, ein blasser, stiller Mensch, mit dunklen sinnenden Augen und keiner der kleinsten Sterne an dem Himmel meiner Jugendzeit."

Die relativ am meisten und schärfsten umschriebenen und ausgeführten Originale seiner Kleinbürger und Handwerksleute finden sich unter den „Wilden Kirschen" und den 3 Bänden „Schneeballen". Die Wahl gerade dieser Titel wird dem Leser wohl aus der Lektüre noch verständlich sein. In diesen 4 Bänden kommt der suchende Leser am ehesten auf seine Rechnung, wiewohl auch hier

in allem noch eine Masse Rohstoff zurückgeblieben ist und selten eine Figur künstlerisch und sprachlich-darstellerisch abgerundet gebildet wird. Oft sagt sich der Leser: Das herrlichste Menschenmaterial (den Typus Mensch als solchen genommen), die kräftigsten und richtigsten Striche, in ihnen der Geist vom Geist ihres Schöpfers — aber die lose Haslacher Junge spielt unzählige Streiche dazwischen hinein; wir müssen uns in den meisten Fällen mit einer allerdings kraftvollen Charakterskizze begnügen, und doch hätte in der Mehrzahl der Charakterisierungen nur mehr ganz wenig zum vollen ebenmäßigen künstlerischen Charakterbild gefehlt. — „Bilde, Künstler, rede nicht": die Erfüllung der ersten Forderung, die Goethe hier ausspricht, ist Hansjakob von Natur gegeben, um die zweite, negative, die bei ihm freilich in einem etwas veränderten Wortsinn zu fassen ist, kümmert er sich nicht; denn, sagt er, „ich bin ganz zur Subjektivität angelangt, und in allen meinen Urteilen spreche ich gern nur subjektive Anschauungen aus". Wir wissen freilich von Hansjakob selbst, daß er kein Künstler, d. h. kein Dichter sein will. Alle Dichtung ist ihm ein Produkt der Phantasie, also mit einer guten Dosis Unwahrheit oder wenigstens mit etwas Flunkerei verbunden; er will dagegen immer nur die reine Wahrheit geben. Wie kommt es aber, daß man ihm mit einem Schein von Berechtigung glaubte vorwerfen zu dürfen und zu müssen, daß er seine Gestalten (auch seine „Lumpen") nicht ohne einen Schimmer idealer Verklärung gebe, daß er die Helden seiner Erzählungen bisweilen zu gut gemacht und einzelne ihrer Fehler und Mängel beschönigt oder verschwiegen habe, also doch „Idealist" sei? Hansjakob gibt das zu. Es gehe ihm eben wie dem Maler und Photographen, die ihre Bilder auch nach dem Leben aufnehmen, aber doch Falten und Warzen aus dem Gesicht des Originals entfernen, damit dieses nicht unzufrieden sei; wer das Original kenne, müsse es getroffen finden, auch wenn die kleinen Verunstaltungen fehlen. So müsse auch er es manchmal machen. Es zeigt sich darin, daß Hansjakob dennoch ein Künstler, also ein Dichter ist, auch wenn er sich noch sehr dagegen verwahrt. Hat es sein älterer Landsmann, Johann Peter Hebel, nicht auch so gemacht? Dafür ist noch heute dessen „Zundelfrieder" Zeuge. Nicht die „Erzbauern", nicht die beiden extra erdachten historischen Erzählungen „Der Leutnant von Hasle" und „Der Steinerne Mann von Hasle" sind wirkliche künstlerische Gebilde; die beiden letzteren brauchten nicht einmal gerade aus Hansjakobs Feder und Geist zu stammen, sie könnten sogar von anderer Hand herrühren; und die ersteren

sind vorwiegend geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Art und als solche freilich überaus dankenswert. Die Palme gebührt unzweifelhaft den beiden künstlerisch relativ abgerundetsten Erzählungen „Der Vogt auf Mühlstein“ und „Afra“ (in den „Waldleuten“). Beide sind nicht bloß tief ergreifend durch ihren echt menschlichen Inhalt: Magdalene, des reichen Vogts Tochter, liebt den „gemeinen“ Ölerjoken-Hans, wird aber vom Vater an den ungeliebten Hermesbur verhandelt; sie stirbt im Wahnsinn; das Schicksal Afras, des lieblichen Waldkinds Oferle und sein tragisch-leidensreiches Leben mit seinem unehelichen Kind, es packt mich in der tiefsten Seele, so oft ich diese von feinster Waldpoesie und -stimmung durchsättigte Geschichte lese; in ihrer Form stelle ich sie noch über den „Vogt auf Mühlstein“; auch scheint mir die ganze Erzählung psychologischer gehalten und die Entwicklung stufenweiser vorbereitet; doch sind auch diese zwei prachtvollen Novellen nicht ganz frei von den bekannten Schlacken und Schlenkerern der Hansjakob’schen Eigenart.

Auch dieses rechnen wir ihm zu hohem Verdienste an, daß er viele innige Volkslieder aufgefangen und in seinen Erzählungen niedergelegt hat, in den Jugenderinnerungen die schönen Jesukindlieder u. a., im Steinernen Mann die Minnelieder bei dem Gesangswettstreit, im „Vogt auf Mühlstein“ die gefühlsechtesten Liebeslieder.

Als Kulturgeschichtschreiber des Dörfler-, Bauern- und Waldlebens seiner engern und weitern Heimat wird man dem alle nur äußere Kultur höhnenden und hassenden Haslacher für immer dankbar sein müssen.

Als Poet mit scharfer und prägnanter, dabei seelenvollster Charakterisierungskunst wird Hansjakob seinen sichern Platz in der deutschen, besonders in der süddeutschen Literaturgeschichte einnehmen und behalten.

In meinem Geiste schreibe ich für mich die Jahreszahl 1950. Die Werke Hansjakobs werden „frei“ sein. Er wird dann schon 30 Jahre in dem von ihm 1902 hergerichteten Grabe ruhn in der Kapelle dort auf jener sanften Höhe, die links am Waldrand zwischen Haslach und dem Hofstetter Paradies hinansteigt und nichts mehr zu sagen haben, wenn er am Ende nicht doch in seinem literarischen Testamentsteil seine gewohnten Schlenkerer und Marotten anbringt und verewigt. Da wird der neue Herausgeber mit unbarmherzigem Rotstift all den überflüssigen Ballast von rein Persönlichem, die drolligen, ja manchmal kindlich wirken-

den Eigenarten und Unarten, die künstlerisch arg störenden vielen lauten Reflexionen streichen; der alte, urechte Hansjakob wird trotz alledem uns aus jeder Seite noch unvermindert kräftig gegenübertreten. Denn was den denkenden Zeit- und Kulturphilosophen und den Moralprediger Hansjakob zieren mag, das ist durchaus nicht auch schon ein Schmuck des Dichters und Künstlers; dieser immer wiederkehrende pädagogische, bei ihm fast kulturfeindliche Panzer erdrückt schließlich die zarte Seele der Dichtung. Und noch viel mehr Leser als bisher werden sich dann erfreuen an der ururwüchsigen, bodenständigen reinen und großen Poesie, deren Schöpfer „unter Seufzen und Tränen" sie einst seinen Zeitgenossen übergeben hatte.

Wir entbieten dem Freiburger Pfarrherrn und originalen Menschendichter unsere aufrichtigen Wünsche mit den Versen Wilbrandts, die er einst an Paul Heyse gerichtet:

„Siebzig Jahre ... das sind Worte! Worte!
Siebzig Jahre sind nicht fünfundzwanzig,
Wenn sie so, wie dir, auf hohem Scheitel,
Auf tiefsinnend blühnder Seele liegen.
Siebzig Jahr', aus solchen Augen leuchtend,
Sind mir nur wie siebzig goldne Sterne,
Die mich weiterführen, mir voraufziehn
In das Lebenstal der Seelenjugend,
Wo Gott leuchtet in den freudig Starken ..."

Möge Hansjakob lange noch aufrecht und frei dastehen und mit Wilbrandt sagen können:

„Ich liebte dich, o Gott, mein Vaterland,
Die Kunst, den Wein, die Sonne, Lernen, Lesen;
Mit Kindern bin ich gern ein Kind gewesen
Und neig' mich, Vater! nun in deine Hand."

Hermann v. Hohenberg.

[Nachdem diese Zeilen bereits geschrieben sind, versendet Hansjakob folgende Danksagung: „Ich hoffte diesen kritischen Tag 1. Ordnung, der eigentlich Gelegenheit zum Kondolieren gäbe, unbeschrien und einsam in meiner Klause verleben zu können. Es kam anders. Doch haben mir die vielen, vielen Glückwünsche von nah und fern gezeigt, daß der grobe Schwarzwälder Bücherschreiber sich zahlreiche Freunde und Freundinnen in der Welt draußen gewonnen hat, und das ist mir an meinem Lebensabend ein Trost und eine Freude, für die ich allen von Herzen danke."]



Literarische Umschau.

Von Richard v. Kralik.

Neuntes Stück.

Nun ist es also ein Jahr, seit wir das Banner des „Gral“ wohlgemut aufgepflanzt haben. Und wir können mit Befriedigung auf dies erste Jahr zurückblicken. Unser Programm hat sich bewährt. Manches von dem, was vor einem Jahr noch zweifelhaft schien, ist zur Klärung gelangt. Die Entwicklung und der Fortschritt der Zeit hat uns recht gegeben. Unsere Schar ist über alle Erwartung gewachsen. Unsere Ansichten sind teils ausdrücklich, teils stillschweigend von unseren kritischen Freunden gebilligt oder doch mit Gerechtigkeit erwogen worden. Manche Mißverständnisse, manche Vorurteile über unsere scheinbar reaktionäre Haltung sind berichtigt worden. Man erkennt immer mehr, daß wir keine verwogenen Sonderbündler, abenteuernde, irrende Ritter, streberische Geschäftsleute sind, sondern daß wir einfach das Selbstverständliche und Notwendige vertreten, das, was alle bewußten und getreuen Arbeiter auf dem Gebiet hoher Kunst und höherer Kultur seit jeher wollten und wirkten, das, was auch unsere Generation in tausendfacher, mehr oder weniger klarer und gedeihlicher Weise will und erstrebt: hohe Kunst, höchste Kultur.

Aber ich will mir's heute bequem machen, ich will heute einen der jüngsten, modernsten, voraussetzungslosesten Literaten für mich sprechen lassen, Richard Schaukal, der in den letzten Jahren mit Recht durch die feine und echte Art seines Wesens bei allen Kennern steigende Anerkennung gefunden hat.

Seine Ästhetik hat er in vier geistreichen Dialogen mit einem Gebildeten, mit einem Philosophen, mit einer malenden Dame und mit einem Laien entwickelt. „Giorgione“ heißt das Büchlein (München 1907, Georg Müller). Es ist eine Ästhetik der Seele (S. 12), der Gnade, des „heiligen Geistes“ (50), nicht auf Ansichten, sondern auf Fähigkeiten aufgebaut (60), selbst mit der Fruchtbarkeit der Inkonsequenz sich abfindend (74). Wenn nur das Kunstwerk „Notwendigkeit“ hat (75). Der „Dämon“ des Künstlers täuscht nicht. In Fragen der Kunst gibt es keine Unbescheidenheit; da gibt es nur die Alternative: drinnen oder draußen (78). Warum? „Weil die Kunst nicht gegen Entrée zugänglich ist, weil die Kunst sich selbst verschweigt und sich nur offenbart. Weil die Kunst nicht beweisbar ist, sondern Gnade“ (81).

Dies absolut Künstlerische bewundert er an Giorgione, während er bei andern, z. B. bei Carpaccio, sich beim besten Willen nicht den außerhalb der Kunst liegenden Gedanken- und Gefühlskreisen entziehen kann (87). „Diese Bilder geben einem nicht das völlige Gefühl der Freiheit.“ „Man wird nicht entrückt“ (88). Nicht daß er die Gläubigkeit der Primitiven abweist. Die Kunst hat ihn selbst gläubig gemacht (93). Die Gnade der Kunst ward ihm zur Gnade des Glaubens (94), natürlich in seiner Art.

Ihm ist Shakespeare der Dichter, bei aller Bizarrerie der Stoffe unerhört natürlich, ruhig-vornehm, sachlich unbeteiligt, gleichsam ausgeschaltet (97). Aber niemals war die Kunst einsamer als gerade heute, weil wir in einer Zeit der neuen Barbarei leben (98). Das sind „die Früchte eures gepriesenen Liberalismus, der liberté, fraternité, égalité, im letzten Grunde des Humanismus und all dieser ‚Errungenschaften‘ von Westeuropa“ (99). In der „Phrasenmühle des Liberalismus“ wurde aus der Vernunft, der »ratio«, „der Nationalismus, und nun folgt die bunte Reihe der dummfrechen ‚Emanzipationen‘ bis herab auf den stumpfsinnigen Haeckelschen Monismus, lauter ‚Errungenschaften‘ ... Das Volk Albrecht Dürers, J. Böhmes und Goethes, Kants, Bachs, Kleists, Mörikes, Wagners, wo steht es heute nach Barrikaden- und Kulturkämpfen? Die ‚Nationaldichter‘ Ebers, Marlitt und Dahn haben die Herren Sudermann, Blumenthal und Frenssen abgelöst.“ Es fehlt das, was, solange die Welt steht, lautlos wie eine dienstfertige Quelle gesprudelt hat: Kultur (102).

„Ich kämpfe gegen zwei Fronten. Einerseits gegen die Versumpfung eines verknöcherten Konservativismus, der nicht große Traditionen, sondern Bindfadenenden und Wurstzipfel in seinen kellerdumpfen ‚heiligen‘ Hallen hütet, anderseits gegen die Schwindler der ‚neuen Ära‘“ (104). „Es gibt nur eine Kunst, die Kunst. Diese große Kunst, mögen ihre Werkzeuge nun Praxiteles und Rubens, oder Manet und Degas heißen, hat eine durch die Jahrtausende unwandelbar sich selbst gleich bleibende Stimme, einen ganz bestimmten Tonfall, dessen Schallwellen in dem zu hören begnadeten Ohr immer denselben Gehöreindruck auslösen. In der Würdigung der Kunst sind wir ganz rein, ganz unbefangen ‚selig‘, wie es uns mit den großen Worten der Schrift im Jenseits für das Anschauen Gottes verheißen ist. Das macht auch die wundervolle Übereinkunft aller künstlerischen Geister verständlich und ist der unentreißbare Trost des von seiner Zeit verkannten Künstlers, der die nur mit der Kraft des religiösen Glaubens zu vergleichende Gewißheit hat, einmal ‚aufzuerstehen‘, wenn seine Zeit gekommen ist, das heißt, wenn die gehörige Distanz sich zwischen sein Werk und die Genießer gebreitet hat“ (122).

Nicht Mechanik, sondern Dynamik macht den großen Künstler aus (130).

„Die Bühne, die heute Shakespeare und morgen Blumenthal aufführt, hat mit der Kunst nichts mehr gemein" (182). Der Banause sucht im Theater geistige Abspannung, der Kulturmensch geistige Anspannung (183).

„Wir leben in einer materiellen und nicht nur materiellen, sondern barbarischen Zeit, weil ihr Barbaren seid. Glaubst du, man lebe in die Zeit hinein? Ihr macht eure Zeit. Sieh dich um. Überall hast du ‚Zeichen der Zeit'. All diese schauerlichen Bauten, eure Theater, eure Feste, eure Kleidung, das seid ihr, Menschen der Seelenverödung" (184). „Die Errungenschaften! Eisenbahn, Telegraphen und Telephone, Motorwagen und elektrisches Licht, das macht nicht Kultur aus. Das sind Behelfe ... Und noch eines: Gerade der Stand, den diese Kultur in die Höhe gebracht hat, ist im Grunde kulturfeindlich. Das Fabrikantentum, ein Bürgertum ohne Tradition, ohne Rasse, also ohne Stil, beherrscht heute die Welt" (186). „Ich sage nicht, daß ich die Eisenbahnen zerstört sehen möchte. Ich sage nur, daß mit all dem nichts getan ist" (189).

„Man ist auf der Suche nach einem neuen Baustil. Auf der Suche! War je eine Kultur ‚auf der Suche'? Sie war ‚Kultur', das heißt Produkt und manifestierte sich" (191). „Man reißt allmählich alle Gebäude nieder, die von der Vorzeit, der unwiederbringlich verlorenen Heimat der Seele, künden" (193). „Es fehlt nur, daß jemand den Tod abschaffte: das wäre eine ‚Errungenschaft', die würdig diesen Trümmerhaufen krönte" (195).

„Daran ist eure Erziehung schuld! Begnadet der Mensch, der sie überwindet! ... Die Schule ist für viele Menschen in dieser entsetzlichen Zeit ja die einzige Gelegenheit, etwas Erhebendes zu erleben. Denn die Religion, das belächelte Labsal des Bauern, hat der moderne Städter dem Aberglauben seiner blöden Vernünftigkeit zulieb längst über Bord geworfen" (198). Aber was hat man aus den Schülern gemacht? „Verächter, ja Hasser der Seele, mehr oder minder tüchtige Handlanger der ‚Berufe'. Wo ist mehr Roheit der Seele als bei den ‚Gebildeten', die unsre ‚Bildungsanstalten' verlassen?" „Man höre nur einmal einen dieser ‚Es-herrlich-weit-Gebrachthabenden' von der Tribüne über ‚geistige Fragen' schwätzen! ... Und diese wahrhaft Gottlosen erkühnen sich z. B. über das ‚finstere Mittelalter', das Mönchswesen, den erhabenen Kultus der Kirche zu perorieren! ... Und woher stammt das alles? Von unsern Schulen, wo man, wenn sie einen über die Anfangsgründe, das Lesen, Schreiben, Rechnen hinausgebracht haben, nur ab-, nicht zulernt" (212). Der künstlerische Mensch aber ist heut eine Anomalie, ein Monstrum. Und die Ironie will es, daß der Abhub jener ‚Bildung', die Steckengebliebenen, das Proletariat der ‚Septimaner', das — ästhetische Kritikertum als ein Metier aufgreift. Der modernen Bildung, diesem

Zerrbild menschlicher Entfaltung gegenüber steht der Charlatan der Künstlerfreiheit', der ‚literarische' Reporter" (219).

In diesen Dingen gibt es Ansichten für und wider, aber nur eine Wahrheit, an die man glauben muß (229). „Diese Dinge lagen früher nicht so verschüttet wie heute. Es hat Zeiten gegeben, da tatsächlich nur Kunst produziert wurde. Warum? Weil die Welt damals noch nicht zerdacht war. Die Katastrophe der Kultur, des allgemeinen lebendigen Kunstempfindens hat der — Humanismus vorbereitet... Damals, als die communis opinio, die Vernunft sehend geworden über ihre Nacktheit, sich gegen die Autorität erhob, als man allenthalben, nicht nur in der Religion, zu ‚protestieren' begann, damals ward der Keim gelegt zu dem Giftbaum, der allmählich, zu riesenhafter Höhe anwachsend, die geistige Atmosphäre durchaus verändert hat. Heute sind wir um Jahrbillionen von der künstlerischen Auffassung der Welt entfernt, die das Symbol verehrt hatte. Heute, da der Sinn für die verehrungswürdige Tradition, für die große Zeremonie, für die Musik der ruhenden Welt glücklich ausgerottet erscheint, heut' ist es schwer, über Dinge zu reden, die früher der Rede nicht bedurft hatten. Der Triumphzug der Vernunft durch das geistige Europa war der Sieg über die Seele, über die Kunst. Nun ist's erreicht. Eine Weltanschauung, die im Zeichen des im Kompromiß stecken gebliebenen ‚aufgeklärten' Protestantismus über den doktrinär-tyrannischen Liberalismus hinweg zur — Nivellierung der Gesellschaft strebt, kann, all ihrer gegenteiligen Beteuerungen ungeachtet, nicht anders als kunstfeindlich sein. Nur in der vollkommenen Stille der schauenden, der ehrfürchtigen Seele kann die Kunst gedeihen. Der Siegeslauf der Vernunft war, wie sehr wir auch seine großen Anführer bewundern mögen, im Grunde doch nur eine Revolte des entmündigten Pöbels gegen die Tyrannis der weisen Satzung... Denk an jene grausame Tragikomödie der großen französischen Revolution, von der ihr im engern Sinn das neue Europa datiert, denk an die kleineren entsetzlich ernsthaften Komödien der immer noch gährenden Freiheitsbewegung. Das war alles Doktrinarismus, Wort-Aberglaube. Immer entsteht Aberglaube, wenn der Glaube nicht mehr die natürliche Atmosphäre vorstellt. Der Aberglaube der Freiheitsbewegung war der Gottesdienst eines Vernunftschemens. Man hatte die echte Freiheit verloren, die Treue der schönen Seele zu sich selbst. Man erhoffte die ‚Freiheit' als etwas von außen Kommendes, verstand sie als etwas zu Eroberndes." (231 ff.)

Der Aberglaube schuf das Surrogat des Naturalismus. „Da man sich selbst und alle Schätze der Seele verloren hatte, ganz nach außen gewandt, lief man der Natur nach, einer prostituierten Natur... Das Bezeichnendste ist, daß in dieser Epoche das Spießbürgerlichste an Kunst wie ein feistes Kraut emporwuchs... Denn

all diesen Revolutionären saß der Spießbürger im Genick. Man kämpfte um das Recht auf den Schlafrock ... Man gründete Vereine ... Über kirchliche Umzüge und Truppenrevuen war es Mode geworden, zu spotten, aber die schäbigen Zeremonien der Vereinsmeierei erhob man auf den Altar ... Eine Weltpolitik von Börse-Gnaden, die alles nivellierende Maschinenerzeugung und die Zeitungsbildung: das sind die drei geistigen Nährmütter des ‚modernen' Menschen ... Endergebnis? Rauch" (235 ff.).

In dem Buch „Großmutter, ein Buch von Tod und Leben, Gespräche mit einer Verstorbenen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1906, 2. Aufl.), stellt nun Richard Schaukal der barbarischen modernen Kultur die Kultur aus der Großmutterzeit vor siebzig Jahren wehmütig elegisch gegenüber.

„Großmutter, das war eine schöne, schöne Zeit damals, als du jung warst! Damals war ja die Schönheit noch unter den Menschen. Heute ragt allenthalben qualmend Schlot an Schlot; um die Knie der tausend Kolosse wimmelt's von gehetztem bleichen Elend; Städte und Länder aber überfluten die Massenerzeugnisse einer immer verruchter gesteigerten Technik, treten das Gediegen-schlichte unter ihre trampelnden Füße ... Der moderne Mensch ist einfach ein Scheusal ... Damals hatten die Menschen noch Rhythmus. ‚Geist der neuen Zeit', unlauterer, häßlicher Geist, wie Vandalen hausen diese klimpernden Hilfstruppen im Weichbild unsrer alten Städte. Sie kommt, die Zeit, mit den bekannten ‚Riesenschritten', klobig wie ein Schlächter, breitmäulig grinsend wie ein Marktbudenathlet. Alles wird sie zerstampfen, was edel, innig, heiter, zierlich, lieblich, zart, schlank, fein und leise ist, alles. Das ist ja der ‚Fortschritt'. Häßlich und unsäglich traurig ist diese Welt des ‚Fortschritts' geworden, häßlich, verstaubt und arm, bei all ihrem unaufhörlichen Geklapper bettelarm! Du Welt, in allen Furchen und Falten einer welken Fratze gleißend von ätzender Jauche eines verlogenen Gründerliberalismus" (S. 18 bis 33).

Das Buch ist der Landsmännin Ebner-Eschenbach gewidmet, aber mit ernster Ironie sagt er doch von ihr: „Sie irrt, wenn sie sich an die gläsernen Intelligenzen wendet und in der Sprache der gottfremden Büchermenschen ihre Lehren verkündet. Sie irrt, denn die ihr folgen, sind keine Jünger, sondern — Publikum" (39).

„Großmutter, du bist noch in der Märchenzeit jung gewesen. Aber heut' ist frostiger Winter der ‚Bestrebungen': ‚Neue Buchkunst', ‚Neuer Stil' usw., alle diese lächerlichen und beschämenden Ausreden für einen großen Mangel: den an Innerlichkeit, an Seelenwärme, aus dem die Märchen stammen. Wer bin ich? — Der du warst. Die Heimat aber ist Gott. In ihm waren wir, zu ihm gehen wir." Den Kindern gehört „die Heimat, die wunderbare, aus der alles Leben kommt, die bessere Heimat, wo die Farben duftender sind."

Die Großen sterben weg von der Schönheit der Kinder, trocknen aus und verfallen (60 ff.).

„Ein Beweis für die seelische Unnatur unsrer Zeit ist der Versuch, das Theater, diese Blüte einer uns fremden Entwicklung, auf den Stamm der Realität zu pfropfen. Die Kunst der Szene ist nicht auf Sinnestäuschung angelegt. Sie hat ihre eigenen Gesetze, nicht die der ‚Natürlichkeit'. Das Theater hat vielmehr seinen immanenten Stil zu pflegen. An sich ist das Theater heute eine überlebte Sache (?). Es hat keine Wurzeln mehr in der Gegenwart. Seine Bedeutung ist nur mehr die einer historischen Tradition, es stellt einen Kulturwert vor für Freunde des besseren Einst. Ein für allemal hat Shakespeare das Gesetz des Theaters erfüllt. Was sollen uns im Grunde Hebbels ‚Nibelungen'? Nur Notwendiges überzeugt. Wenn wir das Theater dennoch behalten sollen, laßt es uns ironisch haben" (Wilde, Wedekind, Shaw). (S. 123 f.)

„Was so der Tag gelassen mit sich führt, das hat im Augenblicke und auch noch hinterher geringe Kraft. Die Erinnerung aber wurzelt, und immer zieht der Wind der Zeit durch ihre Zweige" (136).

„Kenntnis, wie teuer machst du dich bezahlt! Und wie lange dauert's, bis man dich überwindet und zurückkommt, ein müder Sträfling, ins entgötterte Gefilde! Wenige kehren aus diesem Schiffbruch aller besseren Gefühle zurück. Wissen, totes, schreckliches Wissen, was bist du? Den meisten ein Labyrinth, aus dem sie nicht herausfinden. Wissen ist nichts, sagt der Weise, Wissen ist Tand. G n a d e ist alles" (154). „Taugt dir dein Wissen? Es hat dich nichts wissen lassen als deine Armut" (156). „Eine ekelhafte Zeit das heute! Eine Zeit ohne Geheimnisse. Du siehst nichts als Schlote. Die paar Kirchtürme, die du außerdem erblickst, sind dir in deinem liberalen Leibblatte so wie so schon längst bestritten worden" (159). „Unsere großen Dichter sind alle so furchtbar klug. Wie unglaublich weise und immer weiser ist der große Goethe! Wo man ihn aufschlägt, immer liegt sorgsam Weisheit gebreitet wie Wäsche auf der Bleiche" (167). Schaukals Lieblinge sind Jean Paul, Hölderlin, Mörike, Stifter, Hoffmann (168).

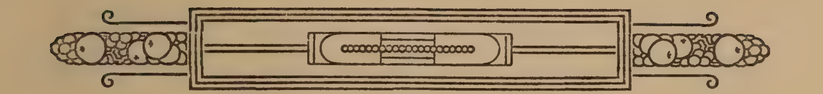
„Siehst du, Großmutter, daß das Leben nichts bedeutet, wenn man nur Gott hat. G o t t m u ß m a n h a b e n" (170).

In dem Buch „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten" (3. Aufl., München, Georg Müller 1907) charakterisiert Schaukal die modernen, fortschrittlichen, reformlustigen Kulturmenschen also: „Es gibt Menschen, die ihre Meinung mit dem Abonnement ihrer Zeitungen ändern, ja, mit dem Wechsel der Feuilletonredakteure. Das sind die Leute des jeweils ‚neuen Stils', die, wenn sie bei Mitteln sind, alle 10—12 Jahre ihre Hauseinrichtung von Grund aus ‚reformieren', und wenn der letzte Band Ebers an die heranwachsende Nichte verschenkt ist, mit

dem ersten Band — Ruskin beginnen. Sie führen Goya und — Sascha Schneider im Munde, tragen heute hochgeschlossene und morgen tief ausgeschnittene Westen, je nachdem, was der Schneider ihnen als die letzte Mode empfiehlt, und geben ungebeten die neuesten Verhaltungsmaßregeln. Sie sind immer bereit, mit fliegenden Fahnen überzugehen. Wenn sie ‚Dichter' sind, schreiben sie heute à la Maeterlinck und morgen à la D'Annunzio. Sie wissen nie, wer sie im Grunde sind. Sie könnten sich über Nacht gestohlen werden. Ihre Vertreter in der Generation der heute Fünfundzwanzigjährigen sind durch die Bank ‚moderne Lyriker'" (104). Schöne Worte sagt er über Aristokratie und Christgläubigkeit gegenüber der „verdummenden Dogmatik des Zeilenliberalismus": „Ein dem väterlichen Boden nicht entfremdeter, aus dem geistigen Erleben nicht ausgeschalteter, national und religiös gesinnter Adel ist neben einer schollen- und sprachentreuen Bauernschaft noch immer das Wesenhafte eines durablen Staatsgefüges" (133). Endlich ein Aphorismus: „Die geniale ‚Idee' der katholischen Kirche. Ihre erlauchten Symbole. Die göttliche Gnade und ihre geadelten Träger. Dagegen Pastorenliberalismus, Kompromißlerschweifklemmerei" (144).

Dabei scheint der Autor, wie ich aus einer Stelle in der „Großmutter" (S. 223) schließe, nicht Katholik zu sein. Die Verlagsanzeige weist übrigens auf die „nicht konfessionell beschränkte Religiosität" des Autors hin. Ich erwähne das nicht als Vorwurf, sondern im Gegenteil als Verstärkung des voraussetzungslosen Zeugnisses. Allerdings erlaube ich mir die rein ästhetische Bemerkung, daß Schaukal sein Kulturprogramm, das sich, wie die Leser sehen, in den meisten Punkten mit dem unseren deckt, durch ein gewisses, allzu pessimistisches Verweilen in der reinen Ästhetik schwächt. Warum nur klagen und klagend genießen! Gut, machen wir doch die Kultur, die wir so klar vor uns sehen! Oder vielmehr, seien wir die Kultur! Wir sind es ja, die die Zeit machen, nicht ein mystischer Zeitpopanz. Dann werden wir nicht Gefahr laufen, so wie Schaukal doch schließlich das einzig heut' erreichbare Ideal einer Kultur nur in der Eleganz des Dandy annähernd verkörpert zu sehen. Aber eben darum ist mir ja die Grundlage der Kunst Schaukals so willkommen, weil sie als Konsequenz etwas Höheres fordert, nämlich, wie mich deucht, gerade unsere Gralkultur. Sie fördert, ob nun katholisch oder nicht, diese wahre und ewige Kultur, während die fortschrittliche Reformkultur zur Barbarei führt, ob nun katholisch oder nicht.





Aus Zeitschriften und Büchern.

Was not tut. In der Beilage zum Literarischen Zentralblatt „Die schöne Literatur“ (VIII, 15) bespricht Aug. Gebhard „moderne Frauenromane“. Unmittelbar vor diesen Romanen hatte der Referent Goethes Wahlverwandtschaften gelesen und fühlt sich dadurch zu folgenden Bemerkungen angeregt: „Als ich mich durch den papierenen Berg durcharbeitete, tauchten stets von neuem ketzerische Zweifelsgedanken darüber auf, ob wir es denn nun wirklich seit des Alten Tod so „herrlich weit gebracht“ hätten, wie uns von den geschäftigen Bücheranpreisern der jeweiligen neuesten Mode immer wieder versichert wird. Denn (zweifellos) die Ungenießbarkeit der Goetheschen Romane wird allmählich Glaubenssatz, und jeder kleine Skizzenbossler glaubt im Grunde seines Herzens über den Gewaltigen von Weimar berghoch hinaus zu sein, wenn er auch nicht immer so unvorsichtig ist, das laut zu sagen. Aber bei aller Achtung vor dem Durchschnittsstand unserer heutigen deutschen Erzählerkunst (ich selbst habe die erfreuliche Aufwärtsbewegung auf diesem Gebiete stets freudig anerkannt) glaube ich, man tut heute hier gern des Rühmens zuviel. Bei Licht betrachtet, ist es doch nur die verfeinerte, weiter entwickelte Technik, die wirklich einen Fortschritt darstellt, die Ausdrucksfähigkeit unserer Prosarede ist vollkommener, vielseitiger, leichtflüssiger geworden. Sieht man davon ab, blickt man mehr auf Kern und Inhalt, auf die seelischen, geistigen Werte, auf Tiefe und Weite der Weltanschauung, so ist meine bescheidene Meinung, daß man aus der Fülle der Wahlverwandtschaften oder des Wilhelm Meister noch Hunderte heutige Romane speisen könnte. Und da steckt doch wohl das Eine, was not tut. Denn Technik, Form, Darstellung sind veraltbare Dinge, Augenblickswerte. Die Technik von übermorgen ist nicht mehr die von heute, wie die heutige nicht mehr die von vorgestern ist. Ewigkeitswerte kann nur der Inhalt bergen, und da heißt es dann:

Am Ende wird es offenbar,
Ob's Talglicht oder Wachslicht war.“

Wir haben dieses Zitat nicht nur deshalb angeführt, um zu zeigen, daß wir mit unserem Urteil über die moderne Romanliteratur nicht vereinzelt dastehen, sondern hauptsächlich aus einem andern Grunde. Wenn wir mit unsern modern-katholischen oder, wie Dr. Josef Heß im „Kunstwart“ sie nennt, „neukatholischen“ Freunden im Urteil über die heutige Literaturbewegung so selten zusammentreffen,

so liegt der tiefste Grund dieser Verschiedenheit des Urteils in der verschiedenen Wertung des Inhalts und der Form. Jene sehen mehr auf das Äußere, auf die verfeinerte, hochentwickelte Technik, auf die noch nie dagewesene Ausdrucksfähigkeit der Sprache, auf die fast hellseherisch verstärkte Beobachtungs- und Porträtierungsgabe. Sie lassen sich dadurch hinwegtäuschen über den absoluten oder verhältnismäßigen Mangel an seelischer Tiefe, an Weltanschauung, an Kern und Inhalt, und weil sie das Fehlen dieser Werte gar nicht oder nur wenig beachten, kennen sie in ihrer Begeisterung für die moderne Belletristik keine Grenze mehr und sehen verächtlich auf die katholischen Schriftsteller herab, die zwar auch nach äußerer Vollendung ihrer Werke, aber nie auf Kosten der inneren Fülle und Tiefe trachten und *vor allem* die inhaltliche Vollendung zu erreichen suchen. Weil nun wir im „Gral" die „seelischen, geistigen Werte, Tiefe und Weite der Weltanschauung" mit dem Kritiker der „Schönen Literatur" unendlich höher schätzen als die „veraltbaren Augenblickswerte" der Technik, und weil wir diese inneren Werte in den Werken der katholischen Schriftsteller vielfach in höherem Maße finden als unter dem glänzenden Firnis der „Moderne", der zumeist nur innere Leere und Fäulnis deckt — darum stimmen wir mit unseren „neukatholischen" Freunden weder in der Begeisterung für gewisse moderne Schriftsteller noch in der Geringschätzung unserer katholischen Literatur überein. Es ist ja wahr: durch die moderne Literatur geht wieder ein unsicheres Tasten nach Tiefe, nach geistigen Werten, nach Weltanschauung — aber sollen wir Katholiken, die das alles *besitzen*, was jene *suchen* und vielleicht nie finden, zu den Suchenden in die Lehre gehen? Wäre nicht das Umgekehrte richtig? F. E.

Reinheit in der Kunst. Im „Kunstwart" (XX, 19) war jüngst eine kurze Betrachtung über dieses höchst zeitgemäße Thema zu lesen. Wahres und Beherzigenswertes und — nach christlichen Anschauungen — Schiefes und Falsches. So steckt z. B. viel Wahres und Beherzigenswertes in den Worten: „Insbesondere werde ich mich hüten, den verfänglichen Reizzettel einem Buche anzuhängen: „Nur für Erwachsene." (Oder was dasselbe ist: „Nur für reifere Leser.") Der „Kunstwart" bezieht sich dabei auf die alte Erfahrung, die der bekannte Hofprediger Stöcker drastisch ausgesprochen haben soll, als er nach dem Vortrage über ein unsittliches Buch sagte: „Ich sage Ihnen aber nicht, wie es heißt, sonst gehen Sie nachher hin und kaufen es sich!" Abgesehen von der Unwirksamkeit, wenn nicht Schädlichkeit dieser meist nur zur Beschwichtigung des Kritiker-Gewissens beigesetzten Klausel ist noch zu bedenken, daß ein der Jugend vorzuenthaltendes Buch in den meisten Fällen auf viele Erwachsene noch stärker einwirken wird als auf eine noch unbefangene und darum für gewisse Reize noch weniger empfängliche Jugend. So meint auch der „Kunstwart", daß man die Jugend am besten vor Verfänglichem

hütet, indem man sie davor behütet, zu verstehen, daß und wieso etwas verfänglich ist. Darum solle man bei Bücherbesprechungen etwaige verfängliche Stellen nie betonen, denn eine Unanständigkeit sei weniger gefährlich als eine Entrüstung über sie! Das klingt wieder ganz modern. Nicht jene sind die Unsittlichen, die unsittlich schreiben oder handeln, sondern die sich darüber entrüsten! Folgerichtig meint darum der „Kunstwart“: Alles gehen lassen, ja sogar laufen lassen! Schweigen von diesem ganzen so wichtigen Gebiet in den Bücherbesprechungen. Denn: Wahre Dichtung kann nicht unanständig sein. Unanständigkeit ist nur die feste Domäne der Kleinen, der Auchdichter. Finden wir in einer wirklichen Dichtung Anstößiges, so werden wir also denken müssen, daß wir zu „prüde“ sind. Finden wir aber in einem Buche wirkliche Unanständigkeiten, so dürfen wir überzeugt sein, daß wir keine Dichtung vor uns haben, werden also das Buch gar nicht besprechen.

Wir könnten diese Sätze fast mit ähnlichen Worten niederschreiben, aber es würde davon gelten: Wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Auch nach unserer christlichen Auffassung kann wahre Kunst nicht unanständig sein. Kunst ist uns nur die volle Harmonie des ästhetischen, sittlichen und religiösen Empfindens. Über den Begriff „unanständig“ werden freilich die Meinungen stark auseinandergehen. Wir fassen diesen Begriff nach dem christlichen Sittengesetz. Damit wird der „Kunstwart“ nicht einverstanden sein. Und darum hat sein Wort: „Wahre Kunst kann nicht unanständig sein“ einen ganz andern Sinn, als den wir hineinlegen. In seinem Sinn heißt es wohl eigentlich: der Kunst ist alles erlaubt, sie steht über dem Sittengesetze! Denn wenn wir einmal überzeugt sind, daß etwas echte Kunst ist — und dieses Urteil haben wir nach dem „Kunstwart“ ganz unabhängig von sittlichen Erwägungen zu schöpfen —, dann kann sich in einem solchen Kunstwerke nichts Unsittliches finden. Finden wir aber trotzdem Unanständigkeiten, so werden wir nach dem „Kunstwart“ den Grund dieser Täuschung nur in unserer Prüderie oder in einer Geschmacksverschiedenheit (!) zu suchen haben.

Welche Logik, welche Inkonsequenz! Da sind wir Katholiken doch besser dran. Wir haben eine feste Norm und sind gar nicht im Zweifel, ob Unanständigkeiten, die wir in einem Kunstwerke finden, etwa nur in unserer Phantasie, in unserer falschen „Prüderie“ existieren. Wir haben auch der Kunst gegenüber den Mut, sie auf das eherne Gebot zu verweisen: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ Und wenn die Kunst, die das tut, keine wahre Kunst ist, dann müssen wir notwendigerweise den Begriff der wahren Kunst viel enger ziehen als jene, die das christliche Sittengesetz nicht anerkennen, enger als jene, die dieses Gesetz wohl anerkennen, sich aber dadurch auf Schritt und Tritt im Wettlauf um die Gunst und den Beifall der modernen Welt beengt fühlen. Hg.

Die Verbreitung guter Literatur ist eine so wichtige Angelegenheit, daß man sich auch im liberalen Lager ernsthaft mit ihr beschäftigt. Freilich darf man nicht erwarten, daß von dieser Seite die zunehmende Irreligiosität und Sittenverderbnis für das Überwuchern der schlechten Literatur verantwortlich gemacht werden, denn man prunkt ja drüben noch immer mit einer freien Sittlichkeit ohne Religion, glaubt also der letzteren auch im Kampfe gegen die Zügellosigkeit der Literatur nicht zu bedürfen. Immerhin ist es interessant zu hören, welche Mittel Ernst Schultze im „Kunstwart" (XX, 20) zur Bekämpfung der schlechten Literatur vorschlägt. Was unter „schlechter Literatur" zu verstehen sei, erfährt man allerdings nicht, doch wird vor allem eine, angeblich die verderblichste Klasse der schlechten Literatur, genannt: die Schund- oder Kolportageromane. Außerdem zählt Schultze zur schlechten Literatur die Militärskandalromane, die auf perverse Neigungen spekulierende „Flagellantenliteratur", endlich Schriften wie die von Nataly v. Eschstruth, die letzteren aus rein ästhetischen Gründen. Aus dieser Klassifikation ergibt sich die Forderung, daß die Bestrebungen zur Verbreitung guter Literatur sich nicht auf die sogenannten ungebildeten Stände beschränken dürfen. Zur richtigen literarischen Beratung der gebildeten Kreise empfiehlt Schultze die Verbreitung guter literarischer „Ratgeber" oder Bücherkataloge, die dem nicht literarisch Gebildeten die Auswahl guter Bücher ermöglichen. Denselben Zweck, literarische Beratung, sollen die sogenannten „Volksbildungseinrichtungen" für die „ungebildeten" Klassen erfüllen. Mit solchen Ratschlägen ist es aber nicht getan; dem Volk muß die gute Literatur leicht zugänglich gemacht werden, sonst greift es nach den Kolportageromanen, weil es nichts Besseres hat. Zeitungen und Zeitschriften allein können den Lesehunger des Volkes nicht stillen. Auch reicht es nicht aus, daß man dem Volke gute Literatur in Heften zu demselben Preise wie die Kolportageromanhefte bietet. Die letzteren sind nämlich höchst raffiniert so eingerichtet, daß die Erregung der höchsten Spannung des Inhalts immer mit dem Ende eines Heftes zusammenfällt; außerdem werden die ersten Hefte umsonst hergegeben in der fast nie fehlschlagenden Hoffnung, daß der neugierig gemachte Leser das nächste Heft kauft, um zu erfahren, wie es weitergeht. Darum läßt sich den schlechten Kolportageromanen nicht einfach durch ebensolche gute entgegentreten, denn einen guten Roman kann man nicht so in Abschnitte zerhacken, die stets am Ende eines Heftes den Höhepunkt der Spannung erreichen. Auch sei die äußere Form des Kolportageromans für gute Lektüre schon deshalb ungeeignet, weil jeder das Gefühl habe, daß dieser Literaturzweig etwas Minderwertiges darstelle. Außerdem würde die Herstellung guter Kolportageromane in halbwegs anständiger Ausstattung zum gleichen Preise solche Summen verschlingen, daß an deren Aufbringung nicht zu denken sei.

Aus diesem Grunde hält Schultze die Unterstützung guter Volksbibliotheken für die erfolgreichste Art, der schlechten Literatur entgegenzutreten. Was diese Bibliotheken für die Verbreitung guter Literatur leisten können, lasse sich kaum übersehen. Besonders zeige sich, wie leicht sich die Leser von minderwertiger und flacher Unterhaltungsliteratur zu wahrhaft künstlerischer Literatur hinauflesen, wenn sie dazu angeleitet und wenn wirklich gute Bücher immer neu angeschafft werden. Wenn daher der Betrieb einer Volksbibliothek nicht mechanisiert wird, wenn die Bücherausgabe durch literarisch gebildete Kräfte geschieht, die dem Publikum bei Auswahl der Bücher an die Hand gehen, dann könne keine einzige Einrichtung unseres ganzen Bildungswesens für Erwachsene einen so tiefgehenden Einfluß ausüben. Solche Volksbibliotheken seien daher auch das erfolgreichste Mittel zur Verbreitung guter Bücher und zur Bekämpfung der schlechten Literatur. Auch der Versuch, billige Sammlungen guter Bücher zu veranstalten, habe bei weitem nicht solche Erfolge erzielt, namentlich weil es an den richtigen Vermittlungsorganen fehle. Viele scheuen sich, wegen eines Zehnpfennigheftes eine Buchhandlung zu betreten. Papierhandlungen werfen sich meist auf Kolportageromane und pikante Literatur, Kolporteure verlangen einen zu hohen Rabatt. Man müsse daher neue Wege zum Vertriebe guter Literatur finden: Der direkte Verkauf durch Schulen (?) oder Volksbibliotheken. Alle diese Versuche in großem Maßstabe erfordern aber kapitalkräftige, gemeinnützige Gesellschaften, die wir auf diesem Gebiete noch nicht besitzen. Die bereits bestehenden kleinen Vereine dieser Art müßten eine eifrigere Unterstützung durch die Öffentlichkeit erhalten. Schultze faßt schließlich seine Ausführungen in folgende Ergebnisse zusammen: man kann gute Literatur nicht in Kolportagehefte zersägen; man kann Kolportagehefte in einigermaßen guter Ausstattung nicht billig genug herstellen, um mit der schlechten Kolportageliteratur in Wettbewerb treten zu können; man kann Zuschüsse bei dem Verkauf guter Kolportageliteratur an einzelne Personen nur ins Auge fassen, wenn ungemessene Summen dafür zur Verfügung stehen; ein erfolgreicher Weg zur Verbreitung guter Literatur in den unbemittelten Volksschichten zum eigenen Besitz ist noch nicht gefunden; der erfolgreichste Weg zur Verbreitung guter Literatur ist unbedingt die Erweiterung unserer Volksbibliotheken.

Wir Katholiken können aus diesen Betrachtungen manches lernen. Mit unseren beschränkten materiellen Mitteln sind wir noch viel weniger imstande, der Kolportageliteratur, die auch wir bekämpfen müssen, ein wirksames Paroli zu bieten. Wir sind daher noch mehr als unsere katholischen Volksgenossen auf den Ausbau und die wirksame Unterstützung katholischer Volksbibliotheken, besonders des Borromäusvereins, angewiesen. Wo das nicht möglich ist, werden wir im eigensten Interesse jene Bestrebungen unterstützen müssen, die darauf hinzielen, die gemeine, nur die niedrigsten Instinkte weckende schlechte Literatur

durch eine, wenigstens im künstlerischen Sinne gute Literatur zu ersetzen. Die letztere, wenn sie auch manchmal antikatholische und — nach unseren Sittlichkeitsbegriffen — nicht ganz moralische Tendenzen vertritt, wird die Volksseele doch nie derart verrohen und vergiften, wie die Kloakenliteratur der Kolportageromane und der perversen Witzblätter und Pfennighefte. Dankbar müssen wir es darum anerkennen, wenn gegen diese Schundliteratur auch von anderer Seite der Kampf eröffnet wird. Hg.



Turnierplatz.

Unsere „Kulturfurcht".

In Nr. 34 und 35 der „Allgemeinen Rundschau" werden den Herausgebern des „Gral" ganz schreckliche Dinge vorgeworfen: daß wir die Katholiken bewegen wollen, sich freiwillig in jene Pariastellung zurückzuziehen, in die uns die Gegner vergeblich drängen wollen; daß wir die deutschen Katholiken auf dem Feld der Literatur in eine prononziert konfessionelle Isolierung hineinmanövrieren, daß wir sie durch hohe Mauern von der „allgemeinen Kulturentwicklung" abschließen wollen usw. An diesen Vorwürfen ist allerdings nichts neu, als die übertreibende, fast gehässige Schärfe ihrer Formulierung. Wenn man uns aber immer wieder mit den alten, schon oft widerlegten Beschuldigungen kommt, so möchten wir doch einmal klipp und klar erfahren, welche unserer Gedanken, Worte oder Handlungen den Willen, uns abzuschließen, verraten oder einen solchen Abschluß, eine solche Isolierung notwendig nach sich ziehen. Das haben wir aber bis jetzt noch nie erfahren und erfahren es auch aus dem Artikel der „Allgemeinen Rundschau" nicht, wohl aber erfahren wir, daß der Herr Verfasser des letzteren in dem allerwichtigsten Punkte unseres Programms völlig mit uns übereinstimmt, indem er es geradezu als „Bedingung subjektiv ehrlichen Schaffens" erklärt, daß der katholische Dichter aus der Fülle seiner Weltanschauung heraus gestalte; im Gegenteil, sagt er, „wäre es ein Zeichen mangelnder künstlerischer Wahrhaftigkeit und damit der Tod herzechter Poesie, wenn er aus Rücksicht auf Andersdenkende und um den Beifall der Ungläubigen willen seine katholische Weltanschauung feig verhüllte oder gar verleugnete, er würde damit überhaupt aufhören, wirklicher Dichter zu sein." — Mein Herz, was willst du mehr? Wie kann jemand, der im Haupt- und Quellpunkte unseres Programms mit uns so ganz eines Sinnes ist, uns deshalb Vorwürfe machen, weil wir die selbstverständlichen Konsequenzen aus diesen Sätzen ziehen? Schöner und

sicherer kann man die Existenzberechtigung einer katholischen Poesie, wie wir sie wollen, kaum aussprechen. Darin, daß wir katholische Poesie erhalten und pflegen wollen, kann also die uns vorgeworfene Sehnsucht nach dem „literarischen Ghetto“ nicht bestehen. Eigentlich entfiele nach dieser Feststellung so lange jeder Anlaß, uns gegen solche nebelhafte Beschuldigungen zu verteidigen, bis die Gegenseite einmal klar und deutlich sagt, wodurch wir eigentlich die gerügte Isolierung verschuldet haben.

Wir vermuten aber, daß die Isolierungssorgen der sogenannten „modern katholischen“ Gruppe in der unbestimmten Furcht begründet sind, daß wir aus ästhetischen wie aus religiös-sittlichen Gründen unseren Lesern die Kenntnis der modernen Literatur vorenthalten und ihnen die Beschäftigung mit derselben möglichst verekeln wollen. Nun ist es eigentlich eine sehr große Ehre für uns, daß man uns die Kraft zutraut, alle gegenteiligen Bestrebungen der meisten und einflußreichsten katholischen und nichtkatholischen Organe *ganz allein* unwirksam zu machen und sozusagen mit einer einzigen Hand Mauern zu bauen, an deren Einreißung hundert Hände fleißig arbeiten. Man traut uns da ein Riesenwerk, einen ungeheuern Einfluß auf das ganze Literaturleben im katholischen Deutschland zu. Das könnte uns hochmütig machen, wenn wir das Zeug dazu hätten. Aber man unterschiebt uns wohl Absichten, die uns ganz fern liegen; darum wird es gut sein, wenn wir einmal ganz kurz und offen unsere Anschauungen und Grundsätze über unser Verhältnis zur modernen Literatur, über die Notwendigkeit, sich mit derselben zu beschäftigen, und über die Grenzen dieser Notwendigkeit darlegen. Wir bitten unsere Gegner nur um gleiche Klarheit und Offenheit.

Wir müssen dabei zwischen zwei Klassen unterscheiden: zwischen den *Selbstschaffenden*, also hier im engeren Sinne den Dichtern und belletristischen Schriftstellern, und zwischen den *Empfangenden*, also dem Lesepublikum.

Wir betrachten nicht minder wie unsere „modernen“ Freunde die Gesamtliteratur als einen lebendigen, daher nicht in einzelnen Stücken heilbaren Organismus, dessen umfassende Kenntnis dem Dichter zwar nicht unumgänglich nötig, aber doch gewiß sehr von Nutzen ist. Wir würden als Dichter uns selbst schaden, wenn wir unsere Kenntnis der Literatur auf bloßes Stückwerk beschränken wollten. Wie der Theologe, der studienhalber auch verbotene Bücher lesen darf und muß, so wird auch der Dichter wie die Biene oft den Honig aus solchen Werken ziehen müssen, die daneben gefährliches Gift für Glaube und Sitten enthalten. Wenn also der Gral wirklich, wie man „drüben“ höhnisch bemerkt, eine Art von Brutofen für künstliche Dichterzüchtung wäre, so könnte und dürfte er den Dichtern nicht völligen Abschluß von der modernen Literatur empfehlen, sondern müßte ihnen sagen: Wie weit jeder bis in die dunkelsten Abgründe dieser Literatur hinab-

steigen kann und darf, das hat er einzig und allein mit seinem Gewissen auszumachen. Jedenfalls wissen auch wir, die Gralbunddichter, besser in der modernen Gegenwartsliteratur Bescheid, als umgekehrt die nichtkatholischen Dichter in unserer katholischen Literatur.

Was nun die „Empfangenden", die lesenden Katholiken betrifft, so wollen wir ihnen aus der Gesamtliteratur alles empfehlen, was ganz edel, schön und gut ist, ohne zu fragen, ob Katholiken oder Nichtkatholiken es geschaffen haben. Auch in der echten, großen, dauernden Literatur bewährt sich ja der Grundsatz, daß die Menschenseele von Natur aus christlich ist. Wir werden aber nie für die allgemeine Volkslektüre ein Werk empfehlen, das nur nach rein künstlerischen Gesetzen vollkommen, nach den Glaubens- oder Sittengesetzen aber zu verwerfen ist, weil es unter der schönen Hülle feine Seelengifte birgt. Wer solche Lektüre — noch dazu unter der anreizenden Etikette hoher und feiner Kunst empfiehlt, der mag zusehen, daß auf ihn die Worte des Heilands vom Ärgernisse nicht Anwendung finden. Nimmermehr kann ein Katholik, der mit den Geboten Gottes und der Kirche nicht in offenbaren Widerspruch geraten will, aus rein ästhetischen Gründen ein Werk zur allgemeinen Lektüre empfehlen oder dafür Reklame machen, das viele Seelen gefährden, in schwere Versuchungen und Zweifel, vielleicht sogar in Sünde stürzen kann. Diese „Mauer" hat Gott und die Kirche gebaut, und wer Gott und der Kirche treu sein will, darf sie nicht einreißen.

Die Zahl der Werke, die offen das Stigma der Glaubens- und Sittenlosigkeit an der Stirn tragen, wird freilich keine allzu große sein, denn meistens scheiden sie schon durch ihre innere Unwahrhaftigkeit und Fäulnis von selbst aus der echten Literatur aus. Es wird aber immer Werke großer und echter Kunst geben, die doch auf irgend eine Weise das Gepräge der nichtkatholischen Weltanschauung ihrer Schöpfer tragen. Der katholische Kritiker wird sich bemühen, in solchen Werken das Wahre, Unvergängliche, daneben aber auch das Schiefe und Falsche zu zeigen, und gebildete Leser so in den Stand setzen, solche Werke mit Nutzen, ohne die Gefahr einer Überrumpelung des religiösen oder sittlichen Gefühls durch den verborgenen Feind, zu genießen.

Das sind die Grundsätze, die im großen ganzen unser Verhältnis zur modernen Literatur bestimmen. Sind sie wirklich so schrecklich, riechen sie nach dem Ghetto? Man sollte denken, daß jeder Katholik, auch der modernste, sie billigen muß, denn man kann in der Tat nicht mehr weiter gehen, wenn man noch auf katholischem Boden bleiben will.

Kleine Differenzen zwischen uns und den „modernen" Katholiken wird es freilich auch auf dem weiten Boden dieser Grundsätze noch immer geben. Über den rein ästhetischen Wert der modernen Literatur werden wir vielfach verschiedener Meinung sein und bleiben, solange verschiedene Grundanschauungen über das, was man die Ewigkeitswerte in der Literatur nennt, existieren. Wenn wir solche Ewig-

keitswerte in der modernen Literatur nur höchst selten finden, so stehen wir mit diesem Urteile an der Seite von Männern aus allen Lagern, die man gewiß der „Kulturfeindlichkeit“ oder der „Kulturfurcht“ nicht beschuldigen kann.

Man lasse uns also endlich mit der Beschuldigung in Ruhe, daß wir die Katholiken in der Literatur von der „allgemeinen Kulturentwicklung“ abschließen wollen. Schon bei unserm ersten Auftreten haben wir erklärt, daß sich gerade in der schönen Literatur der Geist der Zeit wie in einem Brennpunkte konzentriere und daß wir es für unsere Pflicht halten, ihn hier in seiner vollendetsten Ausbildung, in seinem tätigsten Wirken kennen zu lernen.*)

Wenn man sich aber darüber aufhält, daß es uns heute, nach kaum einjährigem Bestande, noch nicht gelungen ist, alle gegebenen Versprechungen in vollem Maße einzulösen, so zeige man uns erst den Hexenkünstler, der Rom in einem Jahre erbaut hat. Man gebe uns doch Zeit, eine alles überragende Gralsburg zu bauen! Wenn wir auch wirklich, wie unser Freund in der „Allgemeinen Rundschau“ meint, nur „dichterisch impotente Macher“ sind, so wissen wir doch, daß der wahre Fortschritt, die echte, ungeschändete Kunst, der ungebrochene Glaube an das Wahre, Gute und Schöne mit und für uns bauen werden, und wenn die Kuppel vollendet ist, wenn unsre Herzen wie rote Kelche sich öffnen, dann wird auch die Taube herniedersteigen und die Kelche füllen mit dem Geiste der wahren, großen Kunst! Hg.

Bücher-Anzeigen.

(Zur Besprechung eingesendete Bücher werden hier kurz charakterisiert. Eingehende Würdigung einzelner hier angezeigter Werke bleibt der Redaktion vorbehalten.)

Das Christtagskind. Eine Erzählung aus Irland von Patrick A. Sheehan. (Übersetzung von O. Jakob.) Steyl, Missionsdruckerei. 272 S. Geb. Mk. 2.50.

Diese Erzählung Sheehans steht hinter seinen großen Romanen zurück, da sie keine geschlossene Komposition aufweist; der Gang der Handlung wird öfter durch historische Exkurse, die nur äußerlich mit ihr zusammenhängen und nicht organisch ihr einverleibt sind, unterbrochen; sogar die Handlung selbst besteht aus einer äußerlich losen, innerlich allerdings durch den roten Faden der Kämpfe des irischen Volkes gegen seine Unterdrücker verbundenen Reihe von Bildern. Den Kern der Handlung bildet das tragische, endlich durch Liebe gelöste Schicksal der Nachkommen eines jener irischen Angeber, die sich als Zeugen gegen ihre Volksgenossen von den Engländern kaufen

*) „Gral“ Nr. 1 vom 15. Oktober 1906, S. 7.

ließen. Wie Nodlag, die Tochter des Angebers, ihre edlen Beschützer und ihr Sohn unter dem Fluche des vererbten Volkshasses leiden, das weiß Sheehan psychologisch fein, mit aller Kunst seiner Seelenkenntnis fesselnd darzustellen. Das sehr empfehlenswerte Buch kann auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden. M.

Das rote Haus. Roman von **E. Nesbit.** (Übers. a. d. Engl. von H. Lobedan.) Mit 7 Einschaltbildern von A. J. Keller. Köln, J. P. Bachem. 292 S. Geh. Mk. 4.—.

Wieder eine Übersetzung! Vielleicht eine „Sensation"? — Nichts weniger als das. Eine einfache, aber gemüt- und humorvolle Erzählung der Schicksale eines in Flitter-Liebe schwimmenden jungen Ehepaares, das plötzlich ein altes Schloß, das „rote Haus" erbt und darin eine Art von Robinsonleben führt, bis es nach und nach durch eigene Arbeit und durch die Sorge einer klugen Freundin, die als Schutzengel zur rechten Zeit erscheint, das Ziel erreicht, durch sein Glück die Öde des weiten Hauses auszufüllen. Eine ganz herzige, lustige, namentlich für junge Ehepaare auch belehrende Geschichte, ganz ohne „Probleme", allerdings gar zu süßlich und rosig, also ein ausgesprochenes Gegenstück zu den modernen Kloaken- und Elends-Romanen; mit einem Wort: Gute Unterhaltungslektüre, ganz unverfänglich, nett und putzig. F. E.

Fritz Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr. Conrad. Band 1: Aus der Franzosenzeit. — Wie ich zu 'ner Frau kam. Stuttg., R. Lutz. 383 S. Preis gb. Mk. 1.80.

Einer der größten und heimlichsten Reize der Reuterschen Werke ruht offenbar in ihrer Sprache. Dieser Reiz geht aber zweifellos allen verloren, und damit auch ein guter Teil des ästhetischen Genusses, die sich erst mit Mühe und Not und mit Hilfe zahlloser Worterklärungen in Reuters kräftiges Plattdeutsch einlesen oder vielmehr durcharbeiten mußten. Insbesondere kann man behaupten, daß nur wenig süddeutsche Leser imstande sein werden, Reuter im Original mit ungetrübtem Genuß zu lesen. Nun ist es ja mit der vorliegenden Übertragung der Meisterwerke Reuters wie mit allen Übersetzungen aus fremden Sprachen: der feinste Schmelz der Darstellung bleibt fast immer an der Feder des Übersetzers hängen. Wer würde aber trotzdem diese Übertragung nicht begrüßen, durch die einem großen Teile des deutschen Volkes die Goldgrube echten Humors in Reuters Werken erst erschlossen wird? Überdies hat sich der Übersetzer offenbar große Mühe gegeben, uns nicht einfach eine wortgetreue Übertragung zu bieten, sondern auch den Reiz und die Frische der Reuterschen Darstellung ins Hochdeutsche zu übersetzen. Ob ihm das durchweg gelingt, wird man wohl erst recht beurteilen können, wenn das ganze Werk vollendet vorliegt. M.

Lieder von Luise Maria Hensel. 10. Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 168 S. Geb. Mk. 1.40.

Nachdem diese Lieder, die zu dem Kristallklarsten, Gottinnigsten und Einfach-Tiefsten unserer deutschen religiösen Dichtung gehören, nun außerdem im Vorjahr „frei" geworden sind und deshalb in einer billigen Volksausgabe vorliegen, sollte man wohl hoffen dürfen, daß sie als ein Hausbuch gottgeweihter Poesie in recht viele Familien Eingang finden. Denn das ist Poesie nicht nur für ästhetische Feinschmecker, sondern vielmehr noch für die einfachen, klaren Seelen der Kinder unseres christlichen Volkes. F. E.

Im Wandel des Lebens. Erzählungen von **R. Fabri de Fabris.** Köln, J. P. Bachem. Geb. Mk. 4.50.

Bücher wie das vorliegende beweisen deutlich, daß man auch ohne erotische und soziale Probleme, ohne Erd-, Heu- und Schnapsgeruch, nur mit den einfachen, alten und doch immer neuen Mitteln der „alten Schule" noch Tüchtiges leisten kann. Das soll nicht sagen, daß Fabri de Fabris von der „anderen Technik" nichts gelernt hat; insbesondere was Klein-, Scharf- und Wahr-Sehen betrifft, stellt sie rechtschaffen „ihren Mann". In die knapp umrissene Form ihrer Skizzen gießt sie aber zumeist, wie wir es bei der herrschenden Versenkung der Kleinprosa unseres Feuilletons in punkthafte Zustands- und Milieuschilderung gar nicht mehr gewohnt sind, einen tiefen Inhalt, oft sogar reiche Handlung. Daß diese Vorzüge nicht nur in katholischen Kreisen gewürdigt werden, beweist eine Besprechung des Buches von Adolf **Watzke** in **Zarnckes**: „**Die schöne Literatur**". „Mit der feinen, zierlichen Vollendung ihrer Bilder und Geschichten", so heißt es dort, „verbindet sich nicht nur ein edler Stil, der sich von der jetzt so beliebten Überladung zwar freihält, dafür aber mit vornehm-einfachem Schmucke einherschreitet, sondern auch eine ganz individuelle Behandlung ihrer reizenden, kleinen, originellen Vorwürfe." — Und das alles ohne den gewohnten „Pfeffer", der nach neuestem Rezept die Werke der katholischen Schriftsteller erst schmackhaft machen soll. Hg.

Moderne Bergbauern. Kulturgeschichtliches aus Tirol von Hans **Schrott-Fiechtl.** 1.—9. Tausend. Graz, Styria. 320 S. Geb. Mk. 3.60.

Unter dem bescheidenen Titel „Kulturgeschichtliches" bietet der Verfasser hier drei Erzählungen aus dem Leben der Tiroler Bergbauern. Es sind, etwa mit Ausnahme der ersten, die wohl ein Stück persönliches Erlebnis enthält, reine Tendenzerzählungen; die Handlung ist augenscheinlich verstandesgemäß konstruiert, um eine allerdings sehr edle, lebhafte Tendenz zu verfolgen: einesteils um bei den Städtern mehr Verständnis und infolgedessen werktätiges Mitgefühl

für das arme, bedrängte Leben der Bergbauern zu erwecken; andernteils um an der Hand einer reichen Erfahrung den letzteren die Mittel und Wege zur Hebung ihres Standes und zur Verbesserung ihrer Lage zu weisen. Nach der art pour art-Theorie müßte also das vorliegende Buch literarisch ganz wertlos sein. Aber wie oft ist jene Theorie von der Praxis schon umgestoßen worden! So auch hier. Der Hauptwert des Buches liegt allerdings auf ethischem Gebiete; daß uns fast aus jeder Zeile ein warmherziger, klaräugiger, mit allen Fasern seines Seins an der Heimatscholle hängender, sein Mitgefühl in vernünftige, tüchtige Tat umsetzender Mensch entgegentritt, nimmt sofort unser ganzes Interesse gefangen. Und da zeigt es sich wieder, daß sich der Mensch vom Dichter nicht trennen läßt und daß mit dieser Wahrnehmung gleich das ganze lästige Gebäude jener grillenhaften Theorie zusammenfällt, die beide trennen möchte: das Menschliche in dem Buche macht uns auch den Dichter lieb. Und auch der Dichter an sich hat uns viel zu sagen: So wie Fiechtl sein Land, seine Bauern sieht, so sieht nur eine dichterisch veranlagte Natur. Und dieses dichterische Hell- und Tiefschauen, dem auch die kräftige Gestaltungsgabe entspricht, macht auch das Buch trotz seiner scheinbar prosaischen, nüchternen Erörterungen über landwirtschaftliche Fragen literarisch wertvoll. Es ist ein durchaus persönliches, originelles Buch, das verdient, herausgehoben zu werden aus der Flut blutloser, sauber geleckter Unterhaltungsliteratur. F. E.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

K. B., B. v. B., K. K. u. a. — Im Laufe der Monate September und Oktober wird in Wien ein eigenes Bureau für die Redaktion des „Gral" errichtet und mit allen Einrichtungen versehen werden, die einen geordneten Geschäftsgang, insbesondere eine raschere Erledigung der Korrespondenz, der Prüfung und Rücksendung unverlangt eingesendeter Manuskripte gewährleisten. Ich bitte also noch um Geduld! Diese durch den ungeahnten Aufschwung des „Gral" notwendig gewordene Neueinrichtung gehört mit der Erhöhung der Mitarbeiterhonorare auf den 2½fachen Betrag der bisherigen Taxe zu der inneren Ausgestaltung unserer Zeitschrift, die der so vielfach gewünschten äußeren Ausgestaltung unbedingt vorangehen muß. F. E.

A. S. — Obgleich es vollkommen richtig ist, daß die in der Sache „Schell" eingetretene Wendung auch für unseren Standpunkt eine Rechtfertigung von außerordentlicher Tragweite bedeutet, können wir uns doch nicht entschließen, in dieser Form zu berichten. Wir haben solche Angelegenheiten bisher nur im notwendigen Zusammenhange mit literarischen Fragen behandelt und so soll es auch bleiben.

Verantw. Redakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. November 1907. | 2. Heft.

Deutsches Recht.

Ein Volkssang aus Stadt Steyr.

Von Enrica von Handel-Mazzetti.

(Schluß.)

III.

Im wilden Wald, im Forchengrund
Die wilden Rauber hausen,
Vor diesem Ort drei Meilen im Rund
Tut allen Christen grausen.
Dort ist eine Kluft, der Rauber Schloß,
Tief unten reißt die Enns mit Tos,
Hoch oben die Forchen sausen.

Im wilden Wald reist ein Bube um.
Er schreit wie die Sperber schreien.
Dann steht er und horcht, späht scharf rundum,
Schreit wieder gleich einem Weihen.
Wird ihm kein Antwort — fort der Gesell!
Nur der Wind in Wipfeln bläst tief und hell
Seine hundert Wunderschalmeien.

Wird ihm Zeit lang dem Buben im Wald allein.
Beim Quell ruht der Hirsch mit der Hinden,
Da legt er sich auch ins Gras hinein,
In der Brust einen Schmerz, einen linden.
Mit großen Augen zum Hirschen er schaut,
Dann hinauf ins Geäst, wo ein Vogel baut
Sein Nest aus Riedeln und Rinden.

Und jetzt kommt's. „O du allerschönste Ziar,
Steyrisch Dirndl, was hast mir du tan.
Seit i bi groast übern Tabor mit dir,
Is's gfei't umb mi arman Mann.
Seit in die Armb di hab tragen, ah weh!
Weiß warst, weiß, wie die Blieten im Schnee
Und weich wie da Flaumb von an Schwan.

— Nisten, han, Rotschwanz? — O mei Dirndl vielschön's
Mit dein Augerl, die himmelblauen!
Wonn du warst mein, da drunt bei da Enns
Tat dir aa so a Häusl z'sammbauen.
Da tat i dir richten ein Nestlein von Moos.
Da sölltest du sitzen auf meiner Schoß,
Alli Wünsch tat dir abschauen.

Rammler und Reh die jag' i dir gnua,
Süeße Erdbeer und Kerscherl dir bring.
Gel jo und dann kriagt er a Bußl da Bua!"
Für Lust er zu juchzen anfing. —
Sprang auf, packt die Rafern mit trotzigem Mut:
„So! Jazt gehni na Steyr, schaug mir's Dirndl an gut,
Solln's ma tan, was da wölln; is oan Ding".

Durch die brausenden Föhren bergab er klomm,
Auf der Römerstraß' schritt er aus.
Im wilden Abend die Stadt am Strom,
Schaut wie Ilion in Flammen so graus;
Schwarze Wolken umziehn sie wie Adler im Sturm,
Doch schimmernd tritt überm Styraturm
Aus den Wolken die Venus heraus.

Und dem Venussternlein der Bub nachzieht
Von Liebe und Sehnsucht umsponnen,
Und schneeweiße Tauben er fliegen sieht,
Allum die sinkende Sonnen,
Sieht winken die Dirn mit den Armen licht,
Doch den Galgen am Römerweg sieht er nicht,
Noch die Leiber, mit Blut beronnen.

Da kommt ein Jud mit Päcken schwer,
Wie der zittert fürm wilden Mann!
Förcht dich nit, Jud, hast auch kein Wehr,

Der Wilde packt dich nit an.
Wie die Heiden vom Morgenland folgt er dem Stern —
Das Neutor, das Neutor ist nimmermehr fern,
Vom Neuturm schon flattert die Fahn. — —

Es saßen beim Neutor um diese Zeit
Im „Schiff“ viel Manner beim Wein.
Rotschmied, Grobschmied, Schermesserleut,
Auch der Lehrer und der Bader Jobst Klein.
„Die Freyln Reischko soll leben! Der Koloman soll leben!“
„Aba hobt's es nit ghört,“ dumpfe Stimmen sich heben,
„Daß der Koloman ein — Rauber söllt sein?“

„Hascha“, ein Schmied ruft, „da rantelt si 's no!
I moan, daß's da Teufi selm war!
Vabannt is er gwen, es wißt's es jo do,
Na Sierning, aba da Pann is scho gar,
Seit was d' neuchi Lehr geht in Steyr umb so viel.
Gsechn hob ihn i, war so groß als da Priel,
Schwarzi Augen, kohlschwarzi Haar.“

„Da Teufi kunnt sein. Mitm Rauba fahrt's a'!
Wos, mir Steyrer sölln Raubersmann sein?
Saufa kinn ma recht und raffa tan ma aa,
Summa: Ehrnfest! — Everl! Schenk ein!“
— Ho! Trommeln! Vom Stadtplatz kommt's herwärts,
Radabum!
Mit Lanzen und Licht zieht die Stadtwach herum
Und den Pannschreiber hört man schrei'n:

„Ein ehrsamer Rat tut zu wissen der Stadt,
Wider alles falsche Geticht,
Der die Gruft auf dem Tabor erbrochen hat,
War ein Rauber, ein Bösewicht.
Wer ihn liefert lebendig, bekombt 10 Pfund.
Er hat eine Rafern. Die Spitz man fund
Im Grab sambt dem Brechzeug und Licht.“

„Hobts es gehört, ha Kruzi —!“ Wie ein wildes Meer
Hebt sich donnernd Fluchen und Schwören.
Der Lehrer der spricht: „Ich strafet nit schwer.
Unser Freyln halt ich besser in Ehren.“

„Hörts es? Der laßt den Gottschänder laufen!
Bistu ein Türk?“ fahrt los da der Haufen.
„So ein Lumpenchrist, tuats 'n nit hören!“

Der Bader kräht wie ein Gockelhahn:
„Recht mueß sein in casu fatali!
Ich bitte! Der Garstener Sakristan
Starb an morbo comitiali!
Wenn in das Grab der Mordbub drung
Der Morbus alle uns verschlung
Ich bitte! Und Steyr ist halali! —“

Ein Messerer rief: „Jo, Recht mueß sein!
Mordio pomali ist Schnackel.
Mir fallt dert mein selige Urschel ein,
In der Trew war sie ohne Makel,
Aba a Mäul — a Mäul hat's g'habt!
Wann mer die einer lebendig aufgrabt —
I danket vor das Mirakel!“

„Red's hin, red's her“, brummt dumpf der Chor,
„Mir lossn unsa Gräber nit schänden,
Der Reischkofreyln ziembliche Ehren zuvor,
Aba der Schander am Galgen mueß enden!
— Mocht's Fenster auf! Der Luft druckt schwer.
Ho do! Was kummt in der Dämmer daher
Durch's Tor — Tuat der Teufi uns blenden?“

Ein Ries'; halbernackend, groß wie der Priel,
Tragt — ein Rafern wie eine Tannen!
Becherklang stockt und Würfelspiel,
Gleich Verzauberten starren die Mannen.
„Der ist's!“ Ein Ruf schlagt ein wie ein Blitz,
Kein Wort mehr. Ihr dreißig fahren vom Sitz
Und wie Korahs Rotte von dannen.

Der wilde Mann stund grad fürm Schiff,
Nach dem göldnen Zwerg schaut er aus,
Wie ein Waldvogel seltsam für Lieb er pfiff.
Da fuhr die Rotte heraus.
Die Bracken sind's, die den Auer stellen.
„Gib dich, du Rauber, du Mörder,“ so bellen,
„Du mueßt in das Schergenhaus.“

Er bat: „Laßt's mi gehn, i raub enk jo nix,
Will nur schaugen das Dirndl liab.“
„Raubst uns nix, host scho gnua geraubt — malafix!
Halt Händ her und g'fangen di giab!“
„I net!“ Seine Rafern er lächelnd wog.
Doch die Meute die steyrischen Messer zog:
„Paß her, do hand Dirndln liab!“

Auf ihn sie dringen, da schlägt er los
Grimmig mit seiner Stangen,
Doch wie Horniß an einem stampfenden Roß
In die hundert jetzt an ihm hangen.
Den gewaltigen Körper zerstechen sie ihm
Mit den Messern, die Rafern zerbrechen sie ihm
Und den Wunden sie führen gefangen.

Und wie sie ihn führen aufs Stadtgericht,
Seine Augen zum Reischkohaus irren,
Da sieht er die Fenster spiegellicht,
Hört Jauchzen und Becherklirren.
Nach der zimperlich welischen Melodei
Goldene Freylein zwei und zwei
An den Fenstern vorüberschwirren.

Doch das Dirndl tanzt nicht mit im Reih'n
Und der Mann sich quält: Ist es krank?
Das Dirndl das sitzt im Lärm und Juchhei'n
Ganz blaß auf der Polsterbank.
Und wie jetzt der Ruf ergellt durch die Nacht:
„Der Rauber von Tabor wird eingebracht!“ —
In die Polster weinend es sank.

IV.

Der Bub für dem großen Rate stund,
In Ketten die mächtigen Glieder.
Vom hohen Kreuze sah bleich und wund
Der Herrgott von Steyr auf ihn nieder.
Doch furchtbar dräute des Todes Haupt:
„Du! Du hast mir die Braut geraubt,
Dein Leib ist mein eigen sider.“

Und unter dem Bild des Todes sitzt
Herr Kosmas Mon, der Richter,
Das Schwert in seiner Rechten blitzt,

Der Schrecken der Bösewichter.
Nun steht er auf zum Judizium,
Der Rat steht auf von den Sitzen stumm,
Starre Krausen, finstre Gesichter.

„In nomine caesareae Maiestatis! — Dieser **Knab**,
Der als Rauber durchs Land vagieret,
Hat einer edlen Patricia Grab
Mit gottloser Hand violieret.
Vor solche mehr dann heidnische Tat
Ist er zum schweren Tod auf dem Rad
Juxta legem kondemnieret!“

Der wilde Bub verlassen steht,
Groß schaut er. — Es summt in der Stuben.
„Concedo, Distinguo“ — raunen die Rät.
Wolf Händel spricht: „Schad um den Buben.“
„Heda, was gibt's? Musketier, Hartschier!“
Ach, ein blondes Kindlein geht ein zur Tür,
Ein Lamm in die Löwengruben.

Der elend Bub seine Händ ausstreckt,
Seine Händ in eisernen Banden,
Schlägt sie doch gleich zusammen erschreckt,
Was hat er sich unterstanden!
Doch das Kind mit Schrittlein zierlich und scheu
Tritt vor den Richter, den steyrischen Leu,
Den die Rät wie die Panther umstanden.

So reizend sah man einst Helena
Vor die Alten von Troja treten.
Herr Kosmas sprach lächelnd: „Wen seh ich denn d a?
Womit kann ich dienen Freyln Greten?“
Da sprach sie zart: „Vor den armen Mann,
Der hier g'fangen steht — der mir Gutes getan, —
Möcht ich haben schön vorgebeten.“

Doch der Richter mit finsterm Wort wies sie ab.
„Das laßt sein. Der muß sterben nach Rechten;
Ein Heiltum hat er geschändet, ein Grab,
Drumb aufs Rad laß ich rechtens ihn flechten.“
Das Kind bei der schrecklichen Red erblich,
Der Raubersbub starrt traurig vor sich
Zwischen den eisernen Knechten.

Horch, sie bittet aufs neu: „Herr, wöllt gnädig sein.
Schaugt — wir all tun in Freuden schweben; —
Alle Armen gastiert der Vater mein
Für Freud, daß ich bin am Leben.
Ja für Glück wie ein Schuler er springt und lacht;
Und der ihm das Glück hat ins Haus gebracht
Söllt leiden — den Tod — daneben?“

Wolf Händel war ganz in das Kind verschaut.
„Ja,“ rief er, „dies muß man beachten.
Hätt' der das Grab nit erbrochen — mir graut!
Unser Freylein hätt' müssen verschmachten.“
Doch Kosmas reckt aus seine fahle Hand:
„Herr Wolf, blieb beim Prediger euer Verstand?
Seind wir Richter, das Recht zu verachten?

Daß die Jungfrau lebt, ist Gottes Rat,
Sein Engel am Grab hielt Wache!
Dieses Menschen ist einzig die Missetat,
Die zu strafen ist *unsere* Sache.
Auch Judas half, da er Jesum verriet,
Zum Werk der Erlösung unwillentlich mit,
Und doch traf ihn Gottes Rache.“

Das Kind mit den weißen Händen strich
Über den Schranken, den dunkeln.
Ihren Ring, der den Sternen des Himmels glich,
Ließ in der Sonne sie funkeln.
„Schaut! Herr! Das Ringerl, das trug ich im Grab,
Der gute Raubersmann zog mir's nit ab.
Ich schenk's euch, seind schön die Karfunkeln.“

— „Hab ich recht gehört? Mit dem Plunder da
Wöllt ihr, Freylein, den Richter bestechen?
Ihr seid eine Steyrer Patricia,
Sunst tät' anders, bei Gott, mit euch sprechen!
Eurer toten Mutter entweihtes Gebein
Hör' aus dem Grab ich um Rache schrein,
Beim Blut Christi, ich werde sie rächen.“

Da redet der Riese daher wie ein Kind:
„Die anderte Trugn war scho brocha.“
Und wie ein Kind hebt er weinen an lind:

„Han lassn mit Ruah die arm' Knocha.
Die irzen Trugn, jo die han i zakliabn . . .
Und . . . oan Busserl hon i geben . . . dem Dirndl, dem liabn —
Machts ma nur an Galgn, an recht hocha.“

Das Kind sprach lieb und ward rot und bleich:
„Mein Muetterl tut umb Rache nit schreien.
Mein Muetterl laßt Euch bitten vom Himmelreich,
Herr Richter, Ihr söllt ihm verzeihen
Und ihm gnädig sein, hofft von Jesu Ihr Gnad.“
Der Richter sprach: „Ja, bei Jesu ist Gnad,
Wann er büßt, mag ihm Jesu verzeihen.“

Da stand sie traurig, nun weiß sie nichts mehr.
Nur flehentlich hebt sie die Hände.
Doch der eiserne Richter rief: „Quardia her!
Führt ihn ab. Freylein, müßt an die Stände.“
Wie sie packen den Armen, wie die Schlächter ein Tier!
Mit den schwarzbraunen Augen schaut so treu er zu ihr.
Herr Gott! Soll das sein das Ende?

„Herr Händel, helft Ihr ihm! Um Jesu Marie!“
Herr Händel sprach: „Gott sei ihm gnädig!
Ich kann ihm nit helfen, noch Jesu Marie,
Doch vielleicht hülf ein Weibsbild ledig.“
„Wer ist sie, was hätt' sie zu tun, o sprecht!“
„Nun, wenn sie ihn heuert, nach altdeutschem Recht
Geht er der Strafe ledig.“

„Das Recht ist schlecht, das Recht ist schlecht,“
Rief Kosmas, „auch will's schon veralten.
Bringt sie mir her, das Mensch, die den möcht'!“
Doch das Kind sprach, die Händlein gefalten:
„Bitt' schön, die Herren! So wie ich hier steh,
Will nehmen den armen Rauber zur Eh
Und ihn also beim Leben erhalten.“

„Maria!“ schreit der Bube, ganz still ist's umher.
Wie trunken er wankt auf den Beinen,
Für den Augen sieht er ein glanzendes Meer
Von lauter Blasengelein kleinen.
Doch der Richter murrt dumpf: „Sie ist ganz betört!
Hört sie nit an! Mein Blut sich empört!
— Mordbub, steh weg vor der Reinen! —

Jungfrau, du Schönste! das leid' ich nicht! Nein!
Du begehrst deinen Todesbecher!
In dein frommes Gemach willst du nehmen ein
Den Unhold, den wilden Verbrecher!
Deinen zarten Leib willst du schenken ihm dar!
Er wird dich treten, dich schleppen am Haar,
Dich martern zu Tode, der Schächer!"

Ein Wehschrei wie Brüllen des Urs sich da wand
Aus der Brust des gefesselten Recken.
Doch sie stand schon bei ihm, legt die zitternde Hand
Auf den Arm ihm: „Der söllt sich verstecken!
Der böse Mann! Schilt so wüst auf dich
Und mich tut er ... kränken ... so bitterlich,
Doch ich laß mich von ihm nit schrecken.

Einen wilden Unhold er grausamb dich schilt.
Bist ein Rauberskind, rauben hast müessen,
Aber drumb ist dein Herz doch gar weich und gar mild,
— Und das seinig ist bös und verbissen.
— Wie's tut bei der Muetter, hab's nie gewußt.
Doch weiß ich's, seit an dein' warme Brust
Du mich hobest vom Totenkissen.

Mir war kalt, da zogst du dein Wämslein mir an,
Ich war hungrig, da gabst du dein Brot mir.
Du bist nit wild! Bist der liebreichste Mann,
Wie ein Engel du halfst in der Not mir.
Und so arm mußt jetzt stehn, seind die Fesseln dein Kleid,
Doch ich schenk' dir ein Pfaid und ein Wämslein von Seid'
Und den Ring — und mein Herz! So hilf Gott mir."

In der Unschuld und Liebe war schöner das Kind,
Als die holde Psyche man dichtet.
Wolf der Händel rief: „Steyrische Männer wir sind!
Teutsches Recht — oder wir sind gerichtet.
Von dem braunen Titan, dem die Charis sich paart,
Wird uns kommen die herrlichste Heldenart,
Die Styrias Feinde vernichtet."

„Teutsches Recht, teutsches Recht" der Saal losbrach.
Da beugt sich der Starrsinn des Alten.
„In nomine civitatis styrensis!" er sprach,
Dieser Knab. söllt die Todstraf aushalten,

Doch nach teutschem Recht freit vom Tod ihn ein Weib.
Also, Bub! Dieser Freyln g'hört jetzt eigen dein Leib.
Wirst kein Herr, du! Sie darf mit dir schalten!"

Hell jauchzt das Kind, wie ein Lerchlein hell
Überjauchzt es den alten Raben.
„Eia, jetzt komm, komm zum Vaterl schnell!
Eia, ein Freud' wird der haben!"
Doch der Rauber steht bleich wie der Tod und starr,
Mit den schwarzen Augen er schaut wie ein Narr,
Tut ins Fleisch sich die Nägel graben.

Das Glück ihn traf wie Gottes Gewalt,
Hat ihm all seine Kraft genommen.
Immer bei die Steyrerleut! Nimmer zum Wald!
Aber zum Dirndl liab darf er kommen.
Leut reden. Er hört's wie ein Wasser fern.
Das Kreuz und das Schwert und die Richter und Herrn,
Ist alles davongeschwommen.

Nur das Dirndl ist da, so viel lieb schaut's ihn an
Mit den Augerln, den himmelblauen,
Dawährend seine Eisen die steyrischen Mann
Von den mächtigen Gliedern ihm hauen;
Und ihr Stimmlein ihn lockt wie ein Glöcklein zart:
„Bis traurig? Zum Vaterl gehn, ist dir hart?
O lieb ist der, lieb! Da wirst schauen!"

Da keuchte der Mann: „Du Salige licht!"
Von den Augen die Tränen ihm sprangen.
„Bin i a Rauba, a lumpiga Wicht
Und därf di, du Schönste, umbfangen! —
Dirndl, mei liabs!" — Da umschlang er sie
Und küßte sie. Lieberen Kuß hat nie
Vom Manne ein Mägdlein empfangen.

Und die heiligen Arme entbreitet so mild
Zum Segen der Herrgott von Steyr,
Und der Tod unterm Kreuze stiert wild, so wild
Wie ein angeschossener Geier.
Ja Tod! Deine Macht zu Boden liegt!
Die Liebe, die Liebe hat dich besiegt —
Und morgen ist Brauttag in Steyr.



Der literarische Ertrag der Würzburger Katholikenversammlung.

Von Richard v. Kralik.

Aus eigenen Eindrücken sowie aus den offiziellen Zeitungsberichten will ich hier all das zusammenstellen, was auf der letzten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im August 1907 zu Würzburg unsere literarischen Bestrebungen gefördert hat. Ich tue es in zweifacher Absicht. Vorerst will ich zeigen, wie das literarische und kulturelle Programm dieser offiziellen Tagung durchaus übereinstimmt mit unserem Programm, mit dem Programm des „Gral", und wie es daher durchaus ein Programm ausschließt, welches Religion und Kultur als getrennte Gebiete betrachtet. Sodann will ich das, was zur praktischen Auswirkung jenes richtigen Kulturprogramms geleistet wurde, festzuhalten suchen und damit einen Fortschritt seiner Ausgestaltung für die nächsten Jahre und für die weitere Zukunft anbahnen. Ja ich möchte vorschlagen, den „Gral" als Sprechsaal zu benützen, um diesen Fortschritt eingehend vorzubereiten. Mein Referat soll die Anregung und der Anfangsversuch einer solchen zielbewußten sachlichen Diskussion sein, die ich noch weiters fortsetzen werde.

* * *

Schon sogleich in der Begrüßungsrede betonte Justizrat Dr. Thaler, daß von jeher diese Versammlungen grundsätzlich Gottesliebe und praktische Arbeit auf allen Gebieten des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Lebens verbunden und nicht selten die Lösung hochwichtiger Fragen für die zuständigen staatlichen und kirchlichen Organe vorbereitet haben. Den Anregungen der Versammlungen verdankt das Vereinsleben seit Jahrzehnten seine Blüte. Unschätzbar sind die Verdienste derselben um die Förderung der gesamten Kultur. Immer segensreicher wurde der Einfluß auf die Gestaltung des privaten und öffentlichen Lebens, immer größer die Leistung positiver Arbeit.

Auch der Erste Bürgermeister von Würzburg, Hofrat von

Michel, hob in seiner Begrüßung die ernste Arbeit dieser Tagungen hervor, den Gedankenaustausch über die hochwichtigen Fragen auf dem Gebiet der Religion sowie auf dem des kulturellen Fortschritts, den einheitlichen Segen für Religiosität, Kirche und Volkswohlfahrt. Denselben praktischen Zug hatten die Reden des Paters Graf von Galen und der folgenden Redner.

In der Arbeiterversammlung formulierte Fabrikant Brandts dies Kulturprinzip in dem charakteristischen Satz: Die Christlichen müssen an die Spitze; das ist die Voraussetzung für die Entwicklung unseres Vaterlandes. Und der Bischof von Würzburg, Dr. Ferdinand von Schlör, faßte es in die Formel, daß auch das irdische Glück auf der Lehre des Christentums beruhe.

In der ersten geschlossenen Versammlung ging Universitätsprofessor Dr. Henner von Overbecks berühmtem Gemälde aus: „Triumph der Religion in den Künsten." So wie dort ein Symbol der Vereinigung des Himmlischen und des Irdischen gegeben ist, so ist es der Inhalt und die Bedeutung unserer Generalversammlungen und ihrer Erörterungen, daß nicht bloß die Künste, sondern das ganze menschliche Leben nach seinen Hauptseiten hin in engem, ursächlichem Zusammenhange mit Religion und Kirche stehen. Diese Versammlungen zeigen, wie die christliche Religion als ein ewig frischer Brunnquell für das gesamte Menschenleben in lebendigster Wirksamkeit erscheint. Vom „Heliand" an bis zu unseren Tagungen ist alles Kulturleben eine kunstvolle Fuge, ein Tongewebe über das Thema: Christus gestern, Christus heute und Christus in alle Ewigkeit.

In der ersten öffentlichen Versammlung bezeichnete der Präsident, Rechtsanwalt Fehrenbach, als das Leitmotiv der Tagungen: „Die Ideale des Katholizismus im öffentlichen Leben und Mitwirkung der Katholiken an der Verwirklichung dieser Ideale." Diese Ideale sollen sich, wie Fehrenbach weiter ausführte, nicht bloß verwirklichen und ausgestalten in den Herzen der Gläubigen, in den engen Räumen unserer Kirchen und Kapellen, sie sollen Kraft und Bedeutung erhalten im privaten und öffentlichen Leben. Familie, Schule, Gesetzgebung und Verwaltung soll sich mit ihnen durchdringen, sich nicht in Widerspruch setzen mit den von der Sitte und Religion geheiligten Lebensanschauungen. Priester und Laien sollen einträchtig arbeiten an der Verwirklichung der christlichen Ideale im öffentlichen Leben. Indem wir für die Interessen unserer heiligen Kirche uns bemühen, glauben wir auch dem wahren Wohle unseres Vaterlandes zu dienen. Wir beschränken unsere

Tätigkeit auch nicht auf speziell kirchliche Gebiete. Alles, was die christliche Weltanschauung zu fördern vermag, gehört hieher.

Wieder betonte auch der Bischof von Würzburg den Zusammenhang der christlichen Lebensanschauung mit dem Wohl und dem Nutzen der Gesamtheit.

Professor Meyenberg ging in seiner Rede über „Religion und Konfession" aus von der geistigen Urschönheit. Er zeigte, wie Paulus im Lichte von Damaskus eine neue, tiefere, sicherste Verbindung des Menschen mit Gott gewann. Das Feuer Christi wurde in seinem Geiste ein unermeßliches Licht; in alle Abgründe der Seele und der Welt flutete dieses Licht und erhellte das allseitige, natürliche und übernatürliche Verhältnis des Menschen zu Gott im Innenleben, im Außenleben, im Privatleben, im Kirchenleben, in der religiösen und kulturellen Welt: alles war ihm nun Wandel im Himmel. Die katholische Religion besteht nicht etwa bloß aus einem komplizierten Kapellenbau von Unterscheidungslehren, nein, der Katholizismus ist eine unabgeschwächte Folgerung aus der Urreligion und Urkonfession: Verhältnis des Menschen zu Gott — für alle Gebiete des Denkens und Lebens. Seit dem Himmelsbekenntnis bei der Taufe im Jordan ist diese Konfession nicht mehr verklungen bis zum neuesten Syllabus, der sie feierlich gegen jede Form moderner Abschwächung in Schutz nimmt. Wir können die Konsequenzen nicht aufgeben, welche die Kirche aus dem Gottesgedanken zieht. Der Kulturbefehl Gottes an die Menschheit verlangt Kulturarbeit im Lichte des Gottesgedankens. Unsere katholische Konfession übt einen geistigen Einfluß aus auch auf das öffentliche Leben wegen des Zusammenhanges von Recht, Sittlichkeit und Religion. Es gibt nicht einen rein politischen, aber ebensowenig einen rein religiösen Katholizismus, der sich um die Konsequenzen nicht kümmerte.

In der Festversammlung des Verbandes der akademischen Piusvereine Deutschlands sprach Kandidat Vormwald im selben Sinne über Religion und Wissenschaft, Professor Dr. Kneib über die Restauration der ganzen Kultur in Christus, ich selber hatte „unser literarisches Programm" zu entwickeln, welcher Vortrag in etwas erweiterter Fassung im Septemberheft des „Gral" unter dem Titel „Buch und Zeitung" abgedruckt ist.

Auf dem Festkommers des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands wies Prediger Hock auf die Dienste hin, die unsere Studentenvereine sowohl dem Staate wie der Kirche leisten, sowie auf die noch lange nicht erschöpften Aufgaben kultu-

reller Tätigkeit für diese Vereine. Der Erzbischof von Bamberg, Dr. von Abert, betonte nicht minder stark die innere Harmonie von Religion und Kultur, von Kirche und Staat, von den ewigen und zeitlichen Interessen als das große Ideal der Katholiken. Religion und Wissenschaft, Religion und Vaterland stützen und schützen einander. Die Ideale der katholischen Lebensanschauung pflegen, heißt dem deutschen Vaterland dienen. Eine Hauptsorge für jeden sei es (nach einem Kaiserwort), daß der Aufschwung Deutschlands sich nicht im materiellen, sondern im christlichen idealen Sinne vollziehe. Ähnliche Prinzipien wurden bei den Festkommersen der süddeutschen katholischen Studentenvereine, des Unitasverbandes, der Rhätia geäußert.

In der zweiten öffentlichen Versammlung wurde das Telegramm des heiligen Vaters verlesen, der von Gott, dem „Urquell alles Wissens", Licht und Segen auf die Versammlung herabflehte. Pfarrer Barthels betonte mit Recht, daß die soziale Frage nicht ohne das Christentum zu lösen sei.

Professor Dr. Martin Spahn begann seine Rede über „Katholizismus und Hochschule" mit der bedeutungsvollen Ankündigung, daß die sozialen Probleme der letzten Jahrzehnte wohl von den Bildungs- und Weltanschauungsfragen in Zukunft abgelöst werden dürften und daß daher die nächsten Katholikentage diesen neuen wichtigen und grundsätzlicheren Problemen wohl noch erhöhte Aufmerksamkeit werden schenken müssen. Immer aktueller werden die Fragen über Weltanschauung, über die Zusammenhänge der natürlichen und der Geisteswelt, über die religiösen und sittlichen Verflichtungen des Menschen. Es macht sich seit kurzem eine Reaktion bemerkbar gegen die Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit, mit der diese Fragen in den letzten Jahrzehnten behandelt wurden. Ein neuer Heißhunger erwacht nach Befriedigung dieser idealen Bedürfnisse. Es ist wichtig, daß dieser Durst aus reinen Quellen gestillt werde. Unsere nationale wie unsere christliche Zukunft hängt davon ab. Daher die Wichtigkeit des Kampfs um die Schule, besonders um die Hochschulen. Die Universitäten tragen wohl einen Schuldanteil daran, daß die Nation unsicher in ihrer Weltanschauung wurde. Das Spezialistentum ist jeder nach Erfassung des Weltganzen ringenden Weltanschauung gram gewesen. Dieser Geist ging von den Universitäten in die populärwissenschaftliche Literatur über. Aber gerade darum muß die Heilung und Gesundung wieder von den Universitäten ausgehen. Noch lebt in ihnen latent die ursprüngliche Kraft. Sie sind ja

die edelste Blüte am Baum des mittelalterlichen Strebens nach einheitlicher Erfassung und Organisation des Weltganzen gewesen. Die Idee dieses mittelalterlichen Universalismus, dieser katholischen „Universitas literarum“, ist am tiefsten in unser nationales Wesen eingesenkt. Wir müssen alles aufbieten, was diesen Geist des Universalismus und damit den christlich-deutschen Geist an den Hochschulen stärken kann. Wir müssen weiter alle rein wissenschaftlichen wie auch ernsthaft populär-wissenschaftlichen Unternehmungen in unseren Reihen fördern. Wir müssen für jede Äußerung und Anstrengung des Universalismus an den Hochschulen durch unser reges Aufmerken auf sie mittels Presse und Literatur die Sympathien des Volksgeistes anregen. Leider finden diese Bestrebungen nicht den genügenden Rückhalt. Unsere eigene Presse, überreich an politischen Leitartikeln und sozialen Erörterungen, hat bisher, wohl durch die Not der Zeit, die Weltanschauungsfragen vernachlässigt. Das muß, das wird anders werden. Es gilt die ganze Zukunft. Nur die Weltanschauung kann unsere Söhne dereinst von innen heraus mit der Gewalt sittlicher Verpflichtung auf das politische Kampffeld und zur sozialen Betätigung treiben. Der christlich-deutsche Gedanke wird in der Studentenschaft neues Leben entfachen, neue Ziele eröffnen. Aus der Fülle und Kraft katholischen Denkens und katholischer Begeisterung heraus an allem Ringen deutscher Nation uns zu beteiligen, das ist das Ideal der deutschen Katholiken.

Rektor Brück führte dies Programm in seiner Rede über „Katholizismus und Volksschule“ weiters durch. Es muß sich hier entscheiden, ob Christus über die Menschenherzen und über die menschliche Gesellschaft herrschen soll oder seine Widersacher. Die katholische Weltanschauung ist umfassender als jede andere, sie umfaßt alle Zeiten und Völker, sie muß sie umfassen, sie umfaßt auch den ganzen Menschen. Wenn der Katholizismus die Antwort auf die Frage geben soll und kann: „Woher und wozu die Natur und das Menschenleben“, so gehört Katholizismus und Schule so eng zusammen wie Fundament und Haus. Darum ist die Ansicht irrig, Erziehung strebe nur irdische Zwecke an. Alles soll von religiösem Geist durchweht sein. Die Kirche hat das Kulturgebot: Geht hin und lehret alle Völker! Darum möge man die treuen Streiter für die katholische Weltanschauung nicht im Stiche lassen.

In der Festversammlung des katholischen Lehrervereins in Bayern begrüßte der zweite Bürgermeister, Dr. Ringelmann, die

katholischen Lehrer, die ihren kirchlich-religiösen Standpunkt auch in ihren Berufspflichten betont wissen wollen. Und Prof. Faulhaber bekämpfte jene Richtung, die die Religion immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurückdrängen will.

Im Eucharistischen Priesterverein betonte Generalvikar Prälat Dr. Triller den Einfluß guter und schlechter Zeitungen, Zeitschriften und Bücher auf die Gesellschaft.

Im Festkommers des Verbandes der katholischen deutschen farbentragenden Studentenverbindungen führte Erzbischof Dr. von Abert aus, wie nur durch die Betätigung der christlichen Grundsätze die großen Aufgaben unserer Zeit für Volk und Vaterland erfüllt werden können.

Auch in der Festversammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen wurde der Zusammenhang der Standesinteressen mit den heiligsten Gütern der Religion ausgesprochen.

In der dritten geschlossenen Versammlung erstattete Professor Dr. Schlecht das Referat über die Beratungen des Ausschusses für Literatur und Kunst. Die katholischen Volksbildungsbestrebungen werden als Vorarbeit für die soziale Selbstbetätigung der einzelnen Stände hingestellt, als Bildungsmittel werden Vortragskurse, Volksbildungsabende, öffentliche Bibliotheken und Lesehallen empfohlen. Eine Ausstellung christlicher Kunst wird für die nächste Katholikenversammlung in Düsseldorf in Aussicht genommen. Die neugegründete Calderon-Gesellschaft in München wird beglückwünscht. Darauf werde ich später noch ausführlicher eingehen und mir positive Vorschläge für die nächste Tagung erlauben.

(Schluß folgt.)

Das Kreuzbild im Weinberg.

Als auf dem Kalvarienberge
Der Heiland sterbend erbleicht,
Hat ihm der harte Scherge
Essig und Galle gereicht.

Hier rankt mit traulichem Grüne
Die Rebe am Kreuze hinan
Und bietet dem Herrn zur Sühne
Der Trauben Süßigkeit an.

Joseph Liensberger.



Niedergefahren zur Hölle.

Nach der Legende von M. Herbert.

Es war um die große Zeit aller großen Zeiten, als das Kreuz aufgerichtet stand über Jerusalem auf dem Hügel Golgatha, als das Drama der Welterlösung sich vollzog.

Aber, obwohl damals der Allmächtige den Fuß auf den Nacken des Todes gesetzt hatte, obwohl die Grüfte sich öffneten, die Verstorbenen freizulassen, so war doch die Erlösungskunde nicht zu der armen Seele gedrungen.

Die arme Seele wußte nicht, wie lange sie schon in der ewigen Verdammnis schmachtete. Waren es Stunden, Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrhunderte oder Jahrtausende.

Alles Zeitmaß war dahin.

Sicherlich waren es Ewigkeiten. Ewigkeiten von Finsternis, Schweigen, Kälte und Verzweiflung, Ewigkeiten von Hoffnungslosigkeit.

Die Seele wußte, daß Tausende und Millionen mit ihr litten. Aber das Heulen der Verdammten, das sie wie das Brausen des Meeres umgab, hatte doch keine andere Bedeutung für sie, als ewiges Schweigen, denn sie fühlte kein Mitleid mit anderen mehr, sondern nur ihre eigene Qual.

Diese Qual bestand darin, daß sie ohne Aufhören ihr vergangenes Leben zu durchleben gezwungen war.

Die Seele befand sich an dem allerverlassensten, traurigsten Ort der Unterwelt, welchen wir Hölle nennen. Sie lag in einem tiefen, weitverzweigten, unentwirrbaren Gerank von Dornen, wie auf einem Marterbett. Diese Dornen waren ihre schweren und bösen Erinnerungen und Selbstvorwürfe. Sooft sie sich regen, sich erheben wollte, drangen die Stacheln in sie hinein und raubten ihr jede Möglichkeit zum Ausruhen.

Ja, dieses fortwährende Durchleben ihrer menschlichen Vergangenheit — das war das Grauenhafte, das Grausame, das Unerträgliche, vor dem es doch kein Entrinnen gab.

Alles, was früher in Hast, in Unbewußtsein, in Leichtsinn und Leidenschaft geschah, das war nun seiner Hülle entkleidet. Nackt und schonungslos starrten ihre Sünden sie an.

Es war keine Selbstliebe mehr da, das Laster mit schönen Worten zu umkleiden, denn die Seele haßte sich nun selbst. Auch das war ein Teil ihrer Verdammnis.

Die Seele wußte jetzt, was Wahrheit ist —. Früher hatte sie wohl gemeint: Schönheit, Kunst, Reichtum, Menschenliebe, Pracht und Ehre, das seien die Dinge, die man erstreben müsse. Nun aber waren diese Herrlichkeiten zerflossen wie inhaltlose Nebelgebilde, wie Seifenblasen, die man berührt hat.

Jetzt brannten vor den Augen der von der Welt Abgeschiedenen die strengen, die unerbittlichen Gebote Gottes, denen sie so wenig Wert beigelegt.

„Du sollst Gott, deinen Herrn, über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Die Seele war jetzt weise. Sie wußte, daß in diesem Gebote alle anderen enthalten sind. Sie war in abgrundtiefe Betrachtung dieses Gebotes versunken, sie verstand seine Größe, seine Gewalt, seine Tiefe, seine unerbittliche Forderung — jetzt verstand sie, da sie rettungslos verloren war. Ja, die Erkenntnis dieser verdammten Seele war so groß und vollkommen wie das Wissen der Geretteten im Himmel, aber das half ihr nichts mehr. Es war ein Teil ihrer Strafe. Je tiefer sie aus dem Becher der ewigen Weisheit trank, um so furchtbarer ward ihre Qual, ihre Sehnsucht nach Gott, ihr zehrendes Heimweh nach Entsühnung.

Niemals wird es auszusagen sein, wie undurchdringlich die Finsternis war, welche diese Seele umgab.

Wir alle sind schon durch tiefe Nächte gegangen, durch Nächte, die so schwarz waren, daß wir nicht die Hände vor den Augen sahen; durch Nächte, in denen wir vollständig allein zu sein schienen, so einsam und verlassen, daß eine schreckliche Stille uns befiel, wie die des Todes.

Aber wir wußten doch, daß der Morgen und das liebe, strahlende Sonnenlicht wiederkehren würden, wir wußten, daß diese Stille und Verlassenheit nur vorübergehend waren, eine Prüfung unseres Mutes und unseres Glaubens, diese Seele aber mußte sich sagen, daß es kein Aufhören ihrer Finsternis gab — daß Licht und Erleuchtung verscherzt waren für ewig. — Ach, eine Ewigkeit ohne Sonne. — Wer vermöchte diesen Abgrund von Hoffnungslosigkeit zu ermessen?

Zuweilen, trotz alledem, machte die Seele einen Versuch, sich von ihrem Dornenbett zu erheben. Sie meinte, sie müsse fort von hier in freie Luft, in reine Gefilde — zurück zu Luft und Leben.

Allein an ihren Füßen waren Ketten angeschmiedet, und an den Ketten hingen wie Bleiklumpen andere verlorene Seelen und hinderten sie an der Bewegung nach oben.

Sie wußte, warum die verlorenen Seelen sie festhielten in ihrer entsetzlichen Lage. Sie waren ja durch ihre Schuld ins höllische Verderben gekommen.

Zwischen all dem Wogen verzweiflungsvollen Schweigens erhoben sie zuweilen ihre durchdringenden Klagen.

Es war ein so bitterliches, herzbrechendes Weinen darin, daß sie Erbarmen gefühlt hätte, wäre sie noch zu retten gewesen. So empfand sie nur Angst, Grauen und Furcht.

„Könnte ich doch Erbarmen fühlen!“ so dachte die Seele, „könnte ich Erbarmen fühlen, dann hätte ich noch Hoffnung, zu Gott zu kommen. Ach, ich weiß es wohl! Nur mein Mangel an Barmherzigkeit und Mitleid, an Verständnis und Güte ließ mich verloren gehen, denn nach der ewigen Gerechtigkeit findet Erbarmen, wer sich selbst erbarmt.“

Nun aber geschah es eines Tages, daß die Hölle in ihren Grundfesten erbebte, das ungeheure Klagemeer sank in sich selbst zusammen, und die Teufel der Erinnerung ließen von ihren Opfern ab.

Es war ein Augenblick, wie er nie zuvor erlebt wurde und auch niemals wieder erlebt werden wird.

Der Himmel besuchte die Hölle, die ewige Güte kam hernieder zum ewigen Haß.

Die noch vom alten Heidengott Vulkan geschmiedeten, tausendmal verriegelten Pforten der Unterwelt, welche von den Drachen der Vorzeit bewacht wurden, sprangen mit donnerndem Getöse auf, und durch die uralten, verstockten Finsternisse, durch das Chaos und die Nebel des Styx fiel ein Strahl, ein Strahl eben breit genug, um einen Pfad zu erleuchten, den der Heiland gehen konnte.

Denn er war es, der Erlöser, der Auferstandene. Er kam, ehe er zur ewigen Glückseligkeit ging, um noch einmal über jene zu weinen, deren Elend so groß war, daß selbst sein Tod sie nicht zum Leben erretten konnte.

Er kam aber nicht bloß zu weinen. Nie hätte er, der Allgütige, es vermocht, einen Weg zu gehen, der nicht ein Retterweg gewesen wäre! Nein, er wollte die Hölle nicht verlassen, ohne wenigstens eine Seele zu retten.

„Eine dieser Seelen, die hier gerichtet schmachten, ward mir von meinem Vater geschenkt“, so sagte Jesus Christus zu dem schneeweißen Engel, der fackeltragend vor ihm herschwebte und ihm

den Pfad bereitete durch den ewigen Pfuhl, durch die unentwirrten Wildnisse, durch die Sümpfe und Abgründe, über die rauchenden Krater und eisigen Gletscher.

„Ich weiß“, sagte der Engel des großen Rates, „und ich kenne die Seele.“

„Es ist die einzige Seele an diesem Orte, welche sich sehnt, Mitleid zu empfinden, die einzige, welche fühlt, was es heißt, ohne Erbarmen gelebt zu haben.“

Da stand Jesus Christus still und überschaute die ungeheure Menge der Rettungslosen.

Alle waren dahingestreckt, mit dem Antlitz nach unten, denn keiner dieser verlorenen Seelen war es mehr gegönnt, in das rettende Auge dessen zu schauen, der sein Blut vergoß um ihretwillen.

„So haben alle diese ohne Erbarmen und Liebe gelebt?“ fragte der Heiland den Engel.

„Du sagst es, Herr,“ entgegnete der, „du selber weißt, daß der nicht ewig sterben kann, in dem noch ein Funken der göttlichen Liebe glüht. Diese aber sind ewig tot, denn ihre Herzen erkalteten ganz und gar, ehe noch ihre Seelen den Körper verließen.“

„Wahrlich,“ sagte Jesus Christus, „dieses anzuschauen ist schlimmer, als am Kreuze sterben; dieses ist das Bitterste von allem.“

Und er wanderte und wanderte, und seine durchbohrten Hände schmerzten ihn, weil er sie nicht zum Segnen erheben durfte. Er wanderte durch endlose Wüsten, vorbei an unnennbaren Qualen, vorbei an den schrecklichen, stummen Schmerzen, vorbei an den Bitterkeiten, dem Haß und den Flüchen, welche er kraft seiner Allwissenheit durchschaute und durchkostete. Ja, er hörte all die verzweifelten Ausbrüche der Klage, obwohl sie vor der Majestät seiner Gegenwart zum Schweigen verurteilt waren.

Ach, und er konnte nicht retten und trösten, denn nur der findet Erbarmen, der selber Erbarmen hat; also wollen es die Gesetze des Lebens, vor denen selbst die Allmacht Gottes sich beugt.

Je weiter der Heiland schritt, um so tiefer ward seine Trauer in diesem Labyrinth ohne Hoffnung, ohne Ende.

„Meine Seele ist betrübt bis zum Tode, dieses ist schlimmer als die letzte Stunde im Garten Gethsemane! — Führe mich zu dem, den ich zu retten vermag, oder die Trauer schlägt über mir zusammen.“

„Es sei, wie du sagst, ewiger Gebieter. Wir sind zur Stelle.“

Da lag vor dem Erlöser die arme Seele blind, gefesselt, von

Dornen umstrickt, stumm und verzweifelt. Aber der Allwissende las ihre Gedanken.

„Ach, daß ich fähig wäre, Mitleid zu haben, ach, daß ich leben könnte, mich zu erbarmen.“

„Christus rührte die Seele an, und in ihren großen Finsternissen erschien ihr die Schönheit und Milde seines Antlitzes.

„Du darfst dich erbarmen!“ sagte er. Und als er so geredet hatte, fielen die Ketten und Kugeln von den Füßen des Verdammten, und er konnte sich erheben und auf seine Knie sinken vor dem Retter.

„Herr, der du mir gegeben hast, mich zu erbarmen — hilf jenen, die durch meine Schuld an diesen Ort ewiger Verdammnis kamen. Nicht mich nimm in deinen Himmel, sondern die anderen. Willig werde ich dann die Qualen der gerechten Strafe weiter erdulden.“

„Heil dir,“ entgegnete der Erlöser, „du hast das Wort gesprochen, das den Himmel öffnet. Dich und alle Seelen, für welche du bittest, will ich erretten kraft meiner ewigen Vollmacht.“

Im Schneesturm.

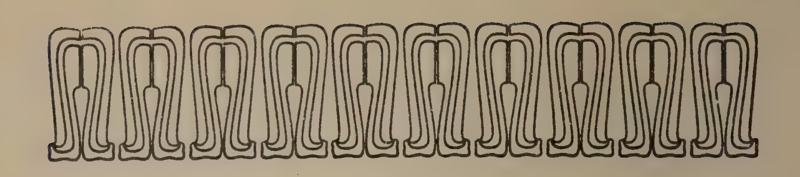
Der Sturmwind heult, die Flocken fliegen;
Fest eingesargt ins Leichenkleid
Seh’ ich die weiten Fluren liegen,
Verloren in des Winters Leid.

Der Sturmwind heult. Die Bäume ächzen,
Durchweht von seinem eis’gen Hauch.
Hell tönt der Krähen heisres Krächzen,
Das Dürrlaub schrillt am Haselstrauch.

Der Sturmwind heult. — Und Räder knarren.
Ein Wagen rollt durch Busch und Knick.
Dich führt er fort. — Dein werd’ ich harren, —
Und nimmermehr kehrst du zurück.

L. Rafael.





Fridolin Hofer, ein Schweizer Lyriker.

Von Eduard Korrodi, Zürich.

Sie ist parteiisch, die Dämmerstunde. Huscht sie da mit einem verstohlenen Strahlenbündel grade über ein bescheidenes Bücherregal, bald dieses, bald jenes mit seltsamem Gruß beglückend, wie's eben der Zufall will. Halt! Jetzt fährt ein sehnsüchtiger Strahl über die neuen in Himmelblau kostümierten „Schmetterlinge“ Karl Spittelers. Soll ich ihn lesen? Ihn, den Geist, den die Sonne nicht bloß mit Dämmerglanz, sondern mit Mittagsstrahlen verwöhnt, daß ein Literarpolitiker für dieses Polykratesglück zu zittern beginnt? Da fällt mir just ein: du hast ein Büchlein liegen von einem Dichter, der nicht weit von Spitteler, dem Olympier, sein Zelt aufgeschlagen hat. Auch der wohnt auf einem eigenen Planeten der Poesie. Der Menge ein Verborgener, wird er, nun da ein Bändchen von ihm unter der Presse liegt, sich einer „stillen Gemeinde“ freuen dürfen. Legionenbesitz wird er nie werden, denn seine Dichtung läuft auf zu zarten Füßen, und dann ist er kein Lärmer und kein „Blender“. Mich hat der Titel, der fern von allen blasierten Titeleseleien ist, mit einer geheimen Parteileidenschaft gewonnen: Stimmen aus der Stille.*) Wie simpel und schlicht! Dämmerstrahlen kommt ein letztes Mal und küßt mir diese Verse eines Dämmerungspoeten! Und siehe da, sie kommen, ein ganzes Heer, und vergolden den Namen, den man mit immer wachsender Liebe und Wärme ausspricht: — Fridolin Hofer.

Die Feder schrieb „Dämmerungspoet“, doch nur mit aller Reserve, nur um das Herz eines Schlagwörtlers zu befriedigen. Aber was verfangen da Worte! Scheint in diesen Versen nicht ebenso Mittagsglanz, und duften sie nicht wie köstlichstes Patschouli — Waldluft und Tannenharz? Am liebsten träume ich mir den

*) Verlag von Benziger u. Ko., Einsiedeln. 1907.

Dichter, wie er unter einem blühenden Apfelbaum in eine lange Andacht zum Kleinen versunken ist; Buch und Stift sind ihm entfallen. Horch, da geht durch die Blütenkrone ein Schüttern und Rauschen. Auf Befehl seiner Majestät des Liedergottes? Es fallen Blüten, zahllos, in den Schoß des Träumers, und es geschieht etwas Seltsames: Blüten werden Verse. — Vermöchte ich es zu sagen, wie bei ihm alle Poesie aus der ersten Hand der Schöpfung kommt. Wirklich, ganz sicher? Aber, wenn es nur Raffinement wäre, auf die Spitze getriebene Artisterei? Das kann nicht sein. Und riechen die Verse nicht nach Tinte? Und nicht „nach berühmten Mustern"? Nein. Und noch ein Letztes! Stand der Dichter nicht vor der Metrik mit jener wahnsinnigen Verzweiflung, daß er mit dem Goetheschen Zauberlehrling hätte rufen mögen: Herr, die Not ist groß. Kurz, hat er ein poetisches Ingenium? Ich antworte entschieden: „Ja". So hätte man wieder einen auf der großen Heerstraße der Schaffenden gefunden, der nicht zu der internationalen Kategorie „der lyrischen Bengel, tirés à quatre épingle" gehörte. Denn wie müde, wie ganz überdrüssig sind wir sie, die schlechten Schauspieler und Poseurs, die uns „von unendlichen Schmerzen großer Seelen, von giftsüßen Gedanken, von großen, welterlösenden Tränen" deklamieren, unbekümmert, ob wir ihnen glauben. Glaubten wir, selbst wenn es in Büttenpapierbändchen stände, die alle „numeriert" sind, wenn wir auf der Umschlagdecke dem Bild eines eitlen, blasierten Jünglings und Pomadehengstes begegnen? Ach so, das wären die Dichter, die auf der Menschheit Höhen wandeln? Ja, wenn die Höhe Pfütze heißt, und Poesie eine Prostitution der Gedanken und Synonym der Lüge wäre. — Aber es gibt doch Stunden, und sie läuten jedem, wo man sich aus tiefster Seele nach Dichtern sehnt, die neben der Kunst und in der Kunst ein Gewissen haben. Dichter, die Charakterkrüppel sind, gibt es Legion, Dichter, für die das Wort von Kristallklang: Gentlemann, ein verdientes Attribut, wenige. Hofer ist ein vornehmer Geist und ein Talent, das man zwar versucht wäre einseitig zu nennen, wenn nicht gerade diese Einseitigkeit, oder besser gesagt, diese weise Beschränkung auf ein bestimmtes Detailgebiet poetischer Betätigung die Quelle dezidierter Vorzüge wäre. Es donnert ja in seinen Versen nicht von herben Schicksalen, von Amboßschlägen, die schöne Hoffnungen zerschmettern. Kein Lebensenttäuschter wirft da die blutüberlaufene Münze der Erfahrung hin; kein berauschter Silen opfert vor der Sphinx der Liebe Hekatomben, und kein Gigant plappert Aphorismen mit

jenem klügelnden Sinn, als habe er dem Schöpfer geholfen, die Pläne für den Kosmos zu entwerfen. Von alledem nichts. Und das sind doch die Gedankenspeicher der modernen Dichter. Na, vielleicht verzichtet Hofer auf das Prädikat des modernen Dichters, wenn modern die Schablone einer ganz bestimmten von der Mehrzahl aufgezwängten Geschmacks- und Formrichtung bedeutet. Das Reich, in dem Hofer Fürst ist, ist anderswo zu suchen: Es kann ein Tautröpflein sein oder ein Kind, das aus seinem Kinderhimmel gefallen; es kann eine Lenznacht mit verschwiegenen Träumereien sein. Es kann ein Frühlingssturm sein, der ihm neue Geschichten erzählt, es kann die Dämmerstunde sein, die mit ihm plaudert, was sie andern wie ein Geheimnis verschweigt. So geht er wie ein stiller Priester, und keine Blüte nickt ein, ohne von ihm gesegnet worden zu sein. Gesteht, der Mann hat eine Welt, und wenn es auch bloß ein piccolo mondo ist, so ist es doch jene Welt, in der er sich zufrieden fühlt. Eine umbrisch franziskanische Seele muß der haben, der so friedvoll den Einklang mit der Natur findet. An der Spitze seiner Sammlung müßte mir darum neben dem „Präludium“ das Gedicht „Nebelgrauen“ stehen, das zwar ein klein wenig Kunstarbeit ist, aber doch das sinnige Credo einer positiven Weltbetrachtung mit zartem Vortrag verkündet:

Sie klagen, daß sie im Nebel ertrinken;
Ich ahne nur siegreicher Sonne Blinken.

Sie sagen von Stunden, die Ewigkeiten;
Wie rasch die melodischen mir entgleiten!

Sie wähnen ihr Glück in der fernsten Ferne;
In meinem Herzen blühn tausend Sterne.

Und sie lachen so laut, wenn der Himmel sich hellt;
Ich trage verschwiegen den Segen der Welt.

„Verschwiegen“ ist ein Lieblingswort Hofers. Das Wort kennzeichnet ihn; schleierzarte Keuschheit und Dämmerung falten ihre Sammetflügel über alles Gegensätzliche. Seit Heine hat man sich gewöhnt an die Dissonanzausgänge, überhaupt wie in der Tonkunst, wie in der Malerei an den Ausgang, der nicht befriedigt, der unerwartet kommt, an einen Tintenklecks, der alles zerstört. Hofer hat keine zerrissenen Saiten; seine Kleinwelt löst alle Dissonanzen auf; aus ihr blüht ihm „das Größte, noch ein Lied. Horch auf, der Seele Saiten klingen.“ Das ist das unsichtbare Motto, das

über aller seiner Poesie schwärmt. „Der Seele Saiten“, also der Geist. Daher kommt es, daß Hofer alle Sorge für den Gedanken trägt. Er ist kein Wortpräger, wie etwa die singuläre Erscheinung des großen Spittelers. Aber es ist auch schön, und sehr schön sogar, wenn Poesie zu uns kommt wie ein Pilgrim auf den Sandalen der Schlichtheit. Der Kittel des Volksliedes kleidet Hofers Gedanken sehr gut, und es sind nicht jedermanns Gedanken. Es muß doch nicht immer bildern, bis uns ein Mühlrad im Kopf herumfährt? es soll doch nicht immer knistern wie rauschende Seide; muß es um jeden Preis Froufrou sein? Peripherische Kunst, ich glaube, Hofer haßt sie, und wenn er einen Ehrgeiz hat, so ist es der freilich nicht kleine — innerlich zu sein. Man sehe zu, auch er wiegt seine Worte, und wenn es auch nicht solche sind, die in triumphierender Genialität dahinrollen und sich als das große Wort verkünden. Die Lupe an seine Verse! Sie brauchen sie nicht zu fürchten. Man wundert sich füglich, wie fein und korrekt sie dahinfließen. Meister Hofer übt Selbstkritik. Beweis: die bescheidene Zahl von fünfzig Liedern als Ernte mancher Jahre, und die niedergeschrieben worden in den Tagen, wo tausendwöchige Jünglinge ihre Lyrik nur mehr per Kilo auf den Markt bringen. Wie beneidet man Hofer gleich um seine Strophen in einem der ersten Lieder, wo er einer Liebe gedenket, die so rein war „wie der Schnee, der in heiligen Nächten fällt“. Nur

Einen Sommer lang wunderbar
Hört' ich dein Zwitscherstimmchen gehn,
Fühlt' ich dein goldhell Lockenhaar
Seiden um meine Stirne wehn.

Jahre verflogen wie Flocken und Flaum;
Aber mein Sehnen, du weltfern Kind,
Fragt noch immer durch Tag und Traum,
Wie deine Lose gefallen sind.

Das Poem „Heller Morgen“ klingt wie eine ferne Glocke aus Eichendorffs Waldkapelle, besonders die letzten zwei Verse: „Dein Herz lauscht trunkener Schauer voll und der Wald rauscht die frömmsten Gebete.“ Überhaupt, wenn von jemand aus der deutschen Literatur Fäden, aber nur feinste Silberfäden, zu ihm führen, so ist's von Eichendorff, Mörike und Storm. Welch zaubervolle Stimmung löst seine „Idylle“ aus! Ach, Worte, gebt mir Worte, nein, Dichter, rede du:

Groß und glänzend hob sich jetzt dein Auge,
Und verloren in ein Ferneschaun,
„Sieh, wie schön", sprachst du, und beide staunten:
Wolkenkähne glitten feierlich
Wie von Geisterhand gelenkt gen Norden;
Denn der Föhn ging hoch in blauer Luft,
Firn und Fels bestreichend mit dem Atem,
Daß sie grell aufleuchteten wie Silber.
Aber um uns wob die große Stille,
Und ein Gottesfrieden, nie geahnt,
Hielt die Hände segnend uns zu Häupten.
Und nun gab sich's — wunderbar zu sagen!
Denn kein Nehmen und kein Geben war's —
Daß sich Hand von Hand umschlungen hielt.
Wo die Wiese waldwärts einsam wird,
Überflutete ein Meer von Licht
Zwei vom Glück Gesegnete.

Für mein Empfinden flauen die vier noch folgenden Verse fast etwas ab, wie man sich denn überhaupt eine dichtere Kompression der Verse wünschen möchte. An dem richtigen Durchkomponieren eines Gedankens fehlt es dem Gedicht „Brunnen am Wege". Dafür entschädigt wieder ein echtes Bijou Hoferscher Kunst. Wäre es auf einem fliegenden Blatt, so wette ich, würde einer es Storm zuschreiben:

Zur Zeit der Ähren gehn zwei über Land.
Schweigsam. Einst ging es doch lauter,
Als rings der Anger in Blüte stand:
Du Liebe! Du Trauter!

Und wie der Weg die beiden getrennt,
Kein Winken gab es der Hände . . .
Nur leise, wie man ein Totes nennt,
Stöhnt eines: Zu Ende.

Außer dem gewohnten Gedankenzirkel Hofers steht mit einer herben Eigenart ein mit voller Künstlerliebe gefeiltes Lied „Übers Jahr", eine originelle Verkleidung des Sensemannmotives. Im Holpertrott kommt der Klostervogt heimgezogen und sieht im Geist schon die große goldene Ernte; da schleicht beim Ampellicht ein Wanderer herbei und

. . . Wie vom Klosterhof ganz friedestill
Die Gärten lauschen und die Wasser klingen,
Sagt leis der Tod: Bei diesem Bauern will
Zur Ernte übers Jahr ich mich verdingen!

Fast jede mitgeteilte Probe trägt einen Akzent, den man nur den Hoferschen nennen kann. Immer hat er auf seiner Palette eigene Farben, und sein Auge sieht stets durch ein eigenes Prisma. Alte Mignonsträume löst sein Lied der „Südlandsfahrer" aus. Goethes „Mignon" muß doch ein mächtiges Gedicht sein, daß jeder, der nach ihm die Mignonsehnsucht träumte, widerwillig von seinem beeinflußt wurde; so typisch ist es, daß ihm die Epigonen bis in die feinere Konstruktion folgen. Eine individuelle Farbe hat indes Hofer ihm doch zu geben vermocht:

Sie hauchte flüsternd mir ins Ohr:
Siehst du von Urgestein das Tor,
Den Schnee ob steiler Felsenwand?
Dahinter blaut und blüht mein Strand.

Und immerfort und nimmermüd
Zeigt fern die Sehnsucht gegen Süd:
Was zögerst du? Gib mir die Hand;
Ich zeige dir das Wunderland.

Originell ist auch der „Kirschbaum im Gebirge", der mit dem Bergwind, dem Fiedler, allein in einsamer Höhe haust. Das Gedicht aber, in dem alles Peripherische schwindet, das zeigt, wie innerlich die Lyrik werden kann und soll, heißt: Das ist die Furcht . . . Es ist Hofers Preislied, mit dem er Sträubende bezwingt:

Das ist die Furcht der roten Frühlingsbäume,
Daß sie verblassend ihre Blüten schließen,
Wenn abends fremd ein dunkler Hauch von Kühle
Den Stamm empor sich in die Wipfel stiehlt,
Die banger Ahnung voll zum Himmel ragen,
Indes ein Wunderbares sich erfüllt:
Der Sonne Tod. Noch zuckt ihr Auge auf,
Das erdensegnende, in Sterbegluten
Und sinkt und sinkt — stumm hält die Kreatur
Den Atem an — ein letzter Strahl! Vorbei!

Da geht ein Schüttern durch das Herz der Welt,
Dem Ohr vernehmbar nicht, doch fühlt's der Baum,
Und seine Blätter zittern wie aus Angst
Vor einer Nacht, die, ach, in Ewigkeit
Kein Morgen mehr mit süßem Licht begnadet.

So groß nie Gesagtes, kaum Geahntes kann nur einer sagen, den der Liedergott „mit süßem Licht begnadet“. Ich verhehle mir nicht, daß der Ausklang nach einer feineren Wendung lechzt. Die Stunde wird wohl kommen, wo der Dichter des Gedichtes gedenken wird. So stehen noch eine Reihe Lieder, alle in derselben Melodie von süßer Weichheit, wie wenn ein fernes Orchester auf einer Insel mit Sordinen spielte. Neben Liedern frohen Humors steht eines, bei dem es mir ist, als ob die Droste, deren großer Verehrer Hofer ist, es mit zartem Lilienstengel berührt und gesegnet hätte. Es trägt auf Hofers schlichten Flügeln zum Himmel den Goldgedanken Drostes:

Dumpf war ich durch den Tag gegangen,
Ein Suchender, und fand ihn nicht.
Es dunkelte, schon schwand das Licht,
Und schwer und schwerer preßt' ein Bangen
Die Seele mir wie Bleigewicht.

Da spät beim Glanz der Sternenfülle,
Wie meine Schwermut leis entschlief,
War's, daß mir eine Stimme rief:
Wenn ich den Reinen mich enthülle,
Was suchst du mich im Staub so tief?

Zu einem Gedicht wie „Letzte Fahrt“ kann man nur sagen, daß es eine abgetönte Reife beherrscht, die einen Komperativ kaum zuläßt. Überhaupt, wird die dichterische Produktion Hofers noch großen Evolutionen entgegengehen? Ich zweifle sehr; Hofer hat eine Art und einen Stil, der in gewissem Sinne für ihn der letzte ist. Es ist ja auch sonst nicht Frühlingskunst, sondern sommerliche. Daß es nicht die einzige und die letzte Ernte Hofers ist, wollen wir hoffen. Der Tag für ihn ist lang. Und ich wünschte, daß das Ruder ihm lange nicht entsinkt, denn seine Poesie darf eine Visitenkarte abgeben, die überall Freude, aufrichtige und herzliche Freude erweckt, weil sie Talent bedeutet.



Das Steintal.

Das ist die Nacht, die dich verräterisch hält!
Ist's Traum? Ist's Wachen? — Sieh, du wandelst ferne
Durch niegekannte, wilde Bergeswelt,
Und schwere Wolken hüllen alle Sterne.

Und plötzlich breitet sich vor dir ein Tal.
Du zögerst, von der Höhe abzusteigen;
Ein Licht, wie aus der Ewigkeit, liegt fahl
Auf jedem Stein, und furchtbar lastet Schweigen.

Wo führt dich hin die alte Heuchlerin? —
Entsetzen bricht dir kalt aus jeder Pore:
Das Todestal! Versteintes Grauen drin,
Kein Weg, kein Pfad, führend zu einem Tore.

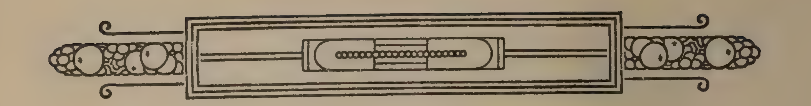
Unregbar, lautlos. Horch, die Stille zählt ...
Nein, nein, gemessen kommt langsames Ticken;
Und tief im Grunde siehst du jetzt, beseelt
Vom Silberschein, die Weltenuhr herblicken.

Und wie das Uhrenantlitz dich besieht,
Fährt aus dem hohnverzerrten, schwarzen Munde
Entgegen dir ein feierliches Lied,
Ein tönender Gesang: die zwölfte Stunde.

War's deine Stunde, die sie seltsam schrie?
Wirst du noch einen Ruck des Zeigers schauen?
Und unerbittlich, lähmend zwingt's dein Knie,
Und deine Seel' erstarrt zu Stein vor Grauen ...

Laurenz Kiesgen.





Literarische Selbstporträts.

Vom Herausgeber.

Aus verschiedenen Kritiken und Zuschriften ersehe ich, daß es notwendig sein wird, einige Bemerkungen über den Zweck der „Literarischen Selbstporträts“ vorauszuschicken, ehe die bereits begonnene Serie fortgesetzt wird. Wenn dieser Zweck erreicht werden soll, muß Klarheit darüber herrschen, was die Selbstporträts *sein* sollen, was sie *bieten* sollen und was sie *nicht* sein und bieten sollen.

Vor allem sollen die „Selbstporträts“ *keine Selbstkritiken*, aber auch keine eigentlichen Selbstbiographien sein. Wenn schon eins von beiden, dann eher noch das letztere, aber dies nur insoweit, als das Erlebte zum Verständnis der Werke notwendig, weil für letztere richtunggebend ist. Jeder echte Dichter hat ja seine Werke erlebt, und die Gesamtheit seiner Werke ist somit eine vollständige Autobiographie der Dichterseele. Nicht jeder versteht diese Autobiographie zu lesen, aber dieses Verständnis wird ihm werden, wenn Erlebnis und Dichtung nebeneinander vor ihm aufleuchten, wenn er zur Kenntnis der Dichtung die Kenntnis der Erlebnisse des Dichters fügt. Was der Dichter erlebt und wie er's erlebt hat, das kann uns wohl er selbst am besten sagen; kein anderer als er kennt genauer die innige Verkettung zwischen seiner Dichtung und seinem Leben. Daß er diese Verkettung uns schildern, daß er das verborgene stille Neben- und Ineinanderfließen und -weben des Lebens und der Dichtung im Lichte seiner Selbsterkenntnis uns sichtbar mache — das ist *ein*, aber nicht *der* Zweck der „Selbstporträts“. Denn nicht jedem Dichter kann man ohne weiteres zumuten, daß er sein tiefstes innerstes Leben schleierlos vor den Millionen Augen der Öffentlichkeit ausbreite. Wie weit es jedem Autor gefällt, den Schleier zu lüften, der sein eigenstes, auch von seiner Dichtung nicht durchleuchtetes Innenleben bedeckt, das muß ganz und gar Sache des freien Entschlusses bleiben.

Mehr werden wir erwarten können und dürfen, wenn wir von den Autoren die Beantwortung wichtiger Fragen erwarten, die wieder nur sie allein möglichst zufriedenstellend beantworten

können: Fragen über die Art und Weise ihrer dichterischen Inspiration, ihres Studiums, ihres Arbeitens, ihres künstlerischen Schaffens, ihrer ästhetischen Anschauungen, ihre Stellung zu literarischen Zeitfragen (Tendenz usw.) Die Beantwortung dieser Fragen interessiert uns in solchem Maße, daß wir fast behaupten möchten, mit der Klarheit über diese unbekannten Dinge werden jedem nicht ganz prosaisch und materialistisch veranlagten Menschen erst das volle Verständnis über das wahre Wesen der Dichtkunst aufgehen. Und dieses Verständnis ist wiederum die Vorbedingung des dichterischen Genusses, der Freude an Werken der Dichtkunst, und diese Freude, wenn sie möglichst allgemein ist, sichert dem Dichter ein Publikum und seinen Werken Verbreitung. Und das letztere zu erreichen — darauf laufen ja alle die Hebung und Förderung der schönen Literatur bezweckenden Vorschläge hinaus. Und der Dichter hinwieder — das ist der lebendige Zirkel — schöpft aus dem Verständnisse und dem Beifalle seiner Leser neue, ungeahnte Kräfte zu immer größeren Werken, und so löst, wie bei einem künstlichen Webstuhle, jeder Zug auf einen Faden neue, weitausgreifende Kräfte aus.

Wird aber nicht eine gewisse Monotonie und damit eine Langweiligkeit in unsere „Selbstporträts" kommen, wenn die Pinselstriche vorgeschrieben sind, wenn jeder Dichter über dieselben Fragen nach seiner Inspiration, seinen Studien, seinem Schaffen, seiner praktischen Ästhhetik usw. Auskunft geben soll? Nein, das besorgen wir nicht. Erstens steht es jedem Autor frei, über alle diese Dinge zu sagen, was und wie er es will. Zweitens würden die Antworten auf die gleichen Fragen bei jedem Dichter sehr verschieden lauten. Nur einige Beispiele: der eine arbeitet stets nach festen Plänen, nach einem klar und sicher geschauten Bilde, das ihm stets vorschwebt; der andere läßt sich von einer starken, augenblicklichen, jedoch in ihrem Ziele noch verborgenen Inspiration auf unbekannten Wegen führen, deren Ende nur jenem prophetischen Geiste bekannt ist, der ihn fortreißt ohne zu sagen, wohin. — Der eine nimmt seine Gestalten nach genauer und langer Beobachtung ganz aus dem Leben, dem andern ersetzt die dichterische Sehergabe zum großen Teil das Studium der Wirklichkeit; bei vielen Dichtern, und das wird oft der Fall sein, fließen beide Arten des Schaffens ineinander. All das zu wissen, ist aber höchst interessant und höchst notwendig zur richtigen Wertung eines Dichters und seiner Kunst. Aber wer soll es uns sagen? Etwa der Kritiker? Der kann es nur vermuten, mit Gewißheit

erfahren wir es nur vom Dichter selbst. Damit wäre der Hauptzweck unserer „Literarischen Selbstporträts" gekennzeichnet: Verständnis für die Dichtkunst, Freude an ihren Werken zu verbreiten durch möglichst viele und tiefe Blicke in die geistige Werkstatt des Dichters. Man liebt nur, man interessiert sich nur für das, was man kennt.

Nun könnte mancher sagen: Verständnis für die Dichtkunst, das ist freilich gut und notwendig; aber das wird ja hinreichend geweckt durch die ästhetischen Werke unserer Literaturgelehrten und durch die Kritik der literarischen Fachblätter. Gut. Mag sein, daß die ästhetischen Untersuchungen und Systeme, die Urteile reflektierender, aber nicht selbst produzierender Geister sehr nützlich und förderlich sind. Aber wir stehen keineswegs allein mit der Ansicht, daß die aus schulmäßiger ästhetischer Spekulation geschöpften Systeme und Lehrmeinungen das dichterische Schaffen höchstens indirekt befruchten können: — oder kann man sich etwa einen Dichter vorstellen, der mit einem Lehrbuch der Ästhetik in der Hand Verse macht? — Der Nutzen solcher Werke für die Lesewelt beschränkt sich aber sicher nur auf solche Kreise, die ohnehin literarisch interessiert sind und deren literarisches Verständnis höchstens gefördert, aber nicht geweckt zu werden braucht.

Diese etwas literaturketzerisch klingenden Meinungen können wir allerdings jenen Katholiken, für die „aus Nazareth niemals etwas Gutes kommt", nur mundgerecht machen, wenn wir zeigen, daß auch höchst fortschrittliche, voraussetzungslose Leute ähnlichen Ketzereien huldigen. Nur für diese Leser möchten wir daher die folgenden Sätze zitiert haben, die Paul Ernst unlängst für die Zeitung „Der Tag" niederschrieb:

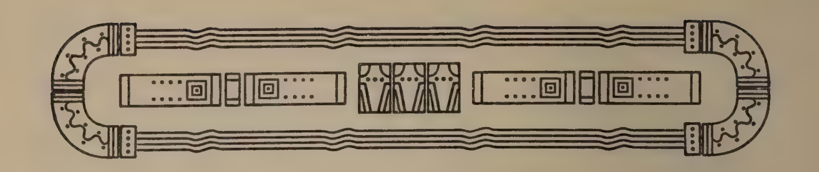
„Diejenigen, welche sich an Dichtwerken erfreuen wollen, werden von solchen Büchern und Gedanken (P. Ernst spricht von ästhetischen Werken und Systemen, die von Gelehrten herrühren) keinen besonderen Vorteil verspürt haben. Vielmehr ist durch sie die Unsicherheit und der Mangel an Frische beim Aufnehmen vermehrt, das einfache Gefühl für das Schöne geschwächt. Denn unsre philosophische und wissenschaftliche Ästhetik geht auf Dinge, welche der Kunst ganz fernliegen, ihr sogar feindlich gesinnt scheinen: nicht auf das Genießen und die Freude, sondern auf richtige und falsche Untersuchungen über die Ursachen von Genuß und Freude, nicht auf Empfindung, sondern auf Bildung. Wert oder Unwert solcher Arbeit mag dahingestellt bleiben: mit der Kunst hat sie durchaus nichts zu tun. Ein Dichter, welcher über seine Kunst nachdenkt — und das tut jeder Dichter, welcher selbständig arbeitet und nicht die Werke anderer nachahmt —, stellt

nur Untersuchungen über das Technische seiner Kunst an: wie er seinen Stoff gliedern muß, wie er aufbaut, wie er den Vers behandelt, wie er Prosa schreibt, wie er charakterisiert und vieles ähnliche. Es ist durchaus nicht nötig, daß einer, der ein Dichtwerk genießen will, solche Dinge weiß: weiß er sie aber, so wird seine Freude erhöht, sein Genuß wird ästhetischer, weil zu der unmittelbaren Empfindung noch das Vergnügen des gleichzeitig nachprüfenden Verstandes kommt und so die genießende Befangenheit sich in genießende Freiheit wandelt. Die allerhöchsten ästhetischen Freuden entstehen nur so: diese sind nämlich mit einer ruhigen Heiterkeit verbunden, welche sich nur bildet durch die Einsicht in die Mittel des Dichters und eine dadurch erzeugte Art Katharsis. Es kann einer als Dichter ein großer Mensch sein oder ein einfacherer Mann, und er kann Gefühle erwecken, welche den Gefühlen beim Anblick der Eisberge gleichen oder einem Veilchen im Grase: diese Gefühle soll man vielfach als letzte Dinge hinnehmen und nicht weiter bereden wollen; aber wie ich durch eine Einsicht in die Vorgänge der Entstehung der Eisberge, in die Zweckmäßigkeit bei der Bildung der Blume mich von der ersten Dumpfheit meines ersten Gefühles befreie, so geschieht es mir auch, wenn ich die Technik der Gedichte einsehe. . . . Über das Technische der Dichtung kann aber nur ein Dichter selbst etwas sagen, und es verstehen kann nur einer, der wenigstens dilettantisch selbst Poetisches schafft . . . Jemand, der nie dilettantisch sich in der Musik versucht hat, wird ja auch nie ein Verständnis für Musik haben; und Dichtkunst ist nicht etwa leichter zu verstehen, weil sie als Mittel das Wort hat, bei dem sich schießlich doch jeder etwas denken kann."

Mit dieser „voraussetzungslosen" Bekräftigung meiner Worte und meines Versuchs der „Literarischen Selbstporträts" glaube ich meine einleitenden Bemerkungen abschließen zu können. Daß sie nicht an der Spitze der im 1. Hefte begonnenen Serie standen, daß somit zuerst die Praxis und an zweiter Stelle die Theorie zum Wort kam, wird hoffentlich nicht schaden.

Auch so werden mir gewiß manche Leser beistimmen, daß es wirklich ein aussichtsreicher, vielversprechender und in dieser Art meines Wissens noch selten unternommener Versuch ist, die Dichter, also die „Fachleute", über ihr ureigenstes Fach planmäßig auszufragen und zum Reden zu bringen. Daß es zum letzteren eines äußeren Anstoßes bedarf, ist wohl einleuchtend. Nun gut, der Anstoß ist hier gegeben!





Eichendorff als Gralsritter.

Am 26. November 1857 hat Joseph v. Eichendorff seine Augen für diese Welt geschlossen. Mit ihrem „letzten Ritter“ schien auch die Romantik sich ausgelebt zu haben. Aber sie hat sich nur zu kurzem Dornröschenschlaf in ihre Zauberburg zurückgezogen, und heute spüren wir mehr denn je den warmen Hauch ihres Lebens durch die Dornenhecke, die in der Zeit des Materialismus und des Naturalismus üppig aufgeschossen ist. Nach fünfzig Jahren weht uns der Geist Eichendorffs wieder heimatstraut entgegen, denn Ostern will es wieder werden, die Romantik will aus ihrem Dornengrabe auferstehen. Wer sollte sich dessen mehr freuen, wer sollte den wiedererwachten Geist Eichdorffs vertrauter und inniger begrüßen als die neue Ritter- und Knappschaft vom Grale? Denn auch Eichendorff war einer der unsern, er war ein Mitglied jener geistigen Ritterschaft, die in der Fahrt zum alten heiligen Symbole höchster und reinster Erhebung des menschlichen Geistes die schönste Aufgabe aller Kunst, aller Dichtung erblickt.

Wir wollen deshalb die fünfzigste Wiederkehr des Todestages Eichendorffs nicht in herkömmlicher Weise mit einer neuen „Würdigung“ des uns längst vertrauten Dichters feiern, sondern wir wollen den Worten des Dichters selbst láuschen, die aus fernen Zeiten herübertönen und doch so wunderbar „zeitgemäß“ sein literarisches Glaubensbekenntnis enthalten. Wie längst vertraut und bekannt werden unsern Lesern diese Worte klingen; ist doch unser ganzes Programm, unsere ganze Dichtung nur eine neue Auswirkung jenes herrlichen Geistes, der in unserer großen christlichen Nationalliteratur so überwältigend sich offenbarte, der in der Romantik einer neuen Blüte entgegenträumte, und der sich auch heute wieder anschickt, einen neuen Siegeslauf über Erd- und Scheinkunst anzutreten.

Die nachfolgenden, in systematischer Aneinanderreihung wohl noch kaum veröffentlichten Aussprüche Eichendorffs geben ein klares Bild von seiner Auffassung des Dichterberufes, von seinen ästhetischen und literarischen Anschauungen und sind in den nur wenig mehr gelesenen literarhistorischen Arbeiten niedergelegt. Sie dürf-

ten in ihrer Gänze eine geradezu überwältigende Apologie unserer Bestrebungen darstellen.

Um die Zitierung zu vereinfachen, haben wir die in Betracht kommenden Werke Eichendorffs mit folgenden Abkürzungen bezeichnet: Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands — L; Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts c. — R; Zur Geschichte des Dramas — D.

Nun lassen wir die Zitate folgen.

* * *

Es ist schon oft ein ziemlich müßiger Streit darüber geführt worden, ob überhaupt die Religion zur Kunst oder umgekehrt die Kunst für die Religion etwas nütze sei. Die einen betrachten die Religion nur als eine lästige, den Fortschritt hemmende Fessel der Kunst, ja sie leugnen jeden innern Konnex zwischen beiden, als ob nicht die Geschichte der Literatur aller Zeiten das Gegenteil bezeugte. Die religiösen Gefühle und Überzeugungen der Völker haben immer und überall Kunst und Poesie verwandelt und die Literaturepochen gemacht: im klassischen Griechenland das ursprüngliche Drama und die alte Lyrik, im Mittelalter die Ritterpoesie, später einen Dante, Michelangelo, Raffael und neuerlich noch die moderne Romantik . . .

Andere, und zum Teil sehr Wohlgesinnte, meinen dagegen, die Religion stehe zu hoch, um von der Poesie erfaßt, oder um nicht, wo sie von ihr berührt wird, dadurch profaniert und also gewissermaßen gefährdet zu werden . . .

Scheinbar ein ganz nutzloses, bloßes Luxurieren des menschlichen Geistes, ist die Poesie dennoch die eigentliche Lebensluft, in der wir alle, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, mehr oder minder gesund und kräftig atmen; undurchsichtbar aber alldurchdringend, nicht selbst das Licht, aber das Medium des Lichts, wie die Luft, die uns die Sterne spiegelt und den Boden lockert und wärmt, daß die Blumen und Wälder sehnsüchtig daraus zum Himmel wachsen; und gäbe es Menschen, die gar keine Poesie in sich oder ihre Poesie an die Altklugheit der Welt ausgetauscht hätten, so wären dies eben nur kranke defekte Leute . . .

Die Bedeutung der Poesie als eines geheimnisvollen Organs zur Wahrnehmung wie zur Mitteilung der göttlichen Dinge ist auch von jeher von der Kirche anerkannt worden, wie sie durch ihre Münster, ihre Musik, ihre Hymnen und Heiligenbilder zu allen Zeiten bekundet hat; ja der ganze äußere Kultus der Kirche selbst ist ein großes bedeutungsvolles Kunstwerk. R. 241.

Die Poesie ist die Blüte der Gesamtbildung einer Nation, diese Bildung aber der Ausdruck des sittlichen und religiösen Zustandes derselben, dessen Veränderungen, gleichwie die wechselnden Jahreszeiten die Landschaft, unwillkürlich und nach unabänderlichen Naturgesetzen Klima und Physiognomie der Literatur bestimmen.
R. 1.

Die Poesie ist nur der künstlerische Ausdruck der Weltansicht; eine Weltansicht aber, indem sie das Diesseits außer allen geheimnisvollen Rapport mit dem Jenseits setzt, ist trotz aller ästhetischen Anspannung in ihrem Grundwesen eine nüchterne, verstandesbornierte, mithin durchaus prosaische. R. 299.

Im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken.
D. 54.

In der Natur, in den Träumen der Waldeinsamkeit wie in dem Labyrinth der Menschenbrust schlummert von jeher ein wunderbares, unvergängliches Lied, eine gebundene, verzauberte Schöne, deren Erlösung eben die Tat des Dichters ist.
D. 66.

Kunst und Natur sind keineswegs so scharf geschieden, beide sind vielmehr nur der Unnatur entgegengesetzt, welche aber ebenso durch geregelte Künstelei als durch Übertreibung und ein verwildertes Sichgehenlassen erzeugt wird. D. 65.

Die Kunst ist im Grunde nichts anderes als die von allem zufälligen, niederhaltenden und unschönen Beiwerk befreite Naturwahrheit, wogegen die Künstlichkeit und sogenannte Natürlichkeit, bei aller Verschiedenheit der Bahnen, die sie eingeschlagen, den Familienzug miteinander gemein haben, daß beide, eben weil ihnen jene tiefere, poetische Wahrheit fehlt, auf Täuschung ausgehen. D. 84.

[Das gewöhnliche Unglück des Natürlichkeitsmachers]: er vergißt, daß nicht alles Schöne natürlich und das Natürliche nicht immer schön ist.

Die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen. R. 233.

Wo die Naturwahrheit fehlt, verfällt die Poesie notwendig der Willkür, der grillenhaften Mode und einer fortlaufenden Reihe experimentierender Kunststücke. L. 177.

Das poetische Element geht wie ein Frühlingshauch durch die Luft über die Kalenderjahre und provinziellen Marken hinaus und hat seine eigenen imaginären Provinzen. L. 17.

Es gibt im geistigen Leben wie im leiblichen gewisse krankhafte Dispositionen, die überall dieselben Übel erzeugen.
D. 90.

Der Verstand kann überall nichts Neues schaffen, sondern nur das Vorhandene ordnen und nachahmen. R. 59.

Kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer zu träge und unlustig, nicht den Mut verspürt, die losen, goldenen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstabe doch ewig tot, und ein Leser, der nicht selber mit und über dem Buche nachzudichten vermag, täte besser, an ein löbliches Handwerk zu gehen, als so mit müßigem Lesen seine Zeit zu verderben. L. 369.

Gerade der frische Blick in die Welt und die tiefere Ahnung ihrer verhüllten geistigen Physiognomie bezeichnet den Dichter, dessen Sache es ist, nicht, wie der Vogel Strauß beim Anblick des Jägers, vor dem bunten Wirrsal feig den Kopf zu verstecken, sondern die sinnliche Erscheinung im Feuer himmlischer Schönheit zu taufen und vom Gemeinen zu erlösen. Nur in der wohlverstandenen, innigen Eintracht von Poesie und Religion also ist für beide Heil; denn die wahre Poesie ist durchaus religiös, und die Religion poetisch, und eben diese geheimnisvolle Doppelnatur beider darzustellen, war die große Aufgabe der Romantik.
L. 513.

Das Lied tönt seinen Schmerz und seine Lust in der Abgeschiedenheit der Berge und Wälder aus, der Roman und das Lehrgedicht finden am Ende überall ihre einsamen Leser. Das Drama dagegen ist von Natur gesellig und bedarf, um wirken zu können, einer gewissen Zentralisation der Geselligkeit.

Alle Kunst aber, wenn sie die Menschen nicht über das Gemeine erhebt, wird von ihnen herabgezogen und selbst gemein.

Lenz [Dichter der Sturm- und Drangperiode] adoriert die Natur als einzige Gottheit, versteht aber unter dieser Natur eigentlich nur die völlige Losgebundenheit von Konvention, Sittlichkeit und allem Regelnzwang, ohne im mindesten zu ahnen, daß die wirkliche Natur unverbrüchlich sehr strengen Gesetzen folgt und daher einen höheren Gesetzgeber über sich voraussetzt. D. 122.

Allerdings ist die Poesie nie und nirgends ausschließliche Sache der Aristokraten, der Gelehrten oder sonst einer Kaste, und wo sie es eine Zeitlang wirklich war, ist sie auch jedesmal schmählich zugrunde gegangen. Aber ebenso verderblich ist jene kommunistische Rebellion gegen die hohe Aristokratie, den Geburtsadel des Genies, der nun einmal auf diesem Gebiet von Gottes Gnaden souverän ist. Denn selbst das freie Volkslied wird nicht von der wüsten Menge, sondern von einzelnen berufenen Hirten und Jägern auf einsamer Alp, oder vom liebenden oder jauchzenden Tänzer und Zecher in glücklicher Stunde weniger erfunden, als vielmehr nur der durchs ganze Volk gehende Klang von Freud' und Leid gefunden. L. 108.

Die Dichtkunst ist eben eine Kunst, die nirgends im bloßen Volksliede erschöpft und am wenigsten durch die Breite eines vagen Dilettantismus gefördert wird, sondern, um zu gedeihen, jederzeit der ernsten Pflege der wenigen vorzüglich Befähigten bedarf. R. 17.

Ohne tüchtige Gesinnung gibt es freilich keinen tüchtigen Dichter, aber auch die Gesinnung ist nichts ohne die tüchtige Darstellung, welche eben das Organ aller Kunst ist, und ohne deren lebendige Vermittlung alle idealisierte Tugendhaftigkeit nur ein toter Begriff bleibt. L. 302.

Die rechte Poesie liegt ebensosehr in der Gesinnung als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend werden. L. 519.

Jedes tüchtige Schauspiel muß zwar eine durchgreifende Idee zur Erscheinung bringen und also, wenn man es einmal so nennen will, gewissermaßen ein Tendenzstück sein. Aber ganz abgesehen davon, daß hierbei nicht selten wandelbare Zeitansichten und Modeneigungen mit Ideen und wahrhaften Weltinteressen verwechselt werden; so ist es noch ein sehr wesentlicher Unterschied, ob die Idee willkürlich in die Handlung hineingetragen oder von der

Handlung getragen wird, ob die Tatsachen reden oder bloß geredet werden, so daß man beständig den Autor aus seinem doktrinären Souffleurkasten heraushört. D. 190.

Im allgemeinen ist es gewiß ebenso unrichtig als ungerecht, den Dichter mit seiner Dichtung zu identifizieren. Der Dichter, mit seiner größeren Erregbarkeit und Empfänglichkeit, umfaßt freilich lebendiger als andere Menschen, und gleichsam in einer Art gefährlicher Seelenwanderung, alle Elemente seiner Zeit in sich, aber nicht, um in ihnen aufzugehen, sondern um sie in Schönheit aufgehen zu lassen. R. 181.

Nicht im Stoffe schon liegt die Sünde oder Tugend der Poesie, sondern in der Auffassung und Gestaltung dieses Stoffes. R. 287.

Aber eben daß das an sich Verkehrte und Nichtsnutzige zum Gegenstande einer verklärenden Literatur vor dem großen Publikum gemacht und von diesem mit einem Schrei des Beifalls begrüßt wird, daß die Poesie an dem Phosphoreszieren der Fäulnis sich ergötzt, eben das ist ein trauriges Zeichen von der gänzlichen Zerrüttung unserer sozialen Zustände, ihrer völligen Ablösung von ihrem ursprünglichen religiösen Boden. R. 284.

Niemand kann mitten im Schiffbruch die Pracht des wogenden Meeres beschreiben, die Woge geht über ihn hinweg, und der Schrei der Leidenschaft und Verzweiflung ist noch kein Gedicht. R. 267.

Die Verstandespoesie ist überhaupt sehr arm. Sie kommt, da sie bloß von Erfahrung lebt, niemals über die Wirklichkeit hinaus und hat eigentlich nur zweierlei Organe: die Charakterschilderung, d. i. ein nach gewissen äußeren Kennzeichen systematisch geordnetes Herbarium der menschlichen Natur; und die Negation aller Erscheinungen, die über das Gebiet der gewöhnlichen Erfahrung hinausragen. L. 270.

Vor allem ist es das Hauptmoment aller Romane, die Liebe, an deren Auffassung und Behandlung sich die religiöse und moralische Herabstimmung am schlagendsten nachweisen läßt. R. 27.

Alle Kritik ist an sich unfruchtbar, wenn sie sich mit der bloßen Negation begnügt, ohne zugleich produktiv und gleichsam weissagend in eine neue Ära hinüberzugreifen. R. 139.

Zu einem wahren Volksschriftsteller [gehören] dreierlei einfache Dinge, so einfach, daß sie heutzutage schwer begriffen werden, nämlich: daß er es ehrlich meine; daß er wisse, was er will, und daß er mit dem Volke, für das er schreibt, das Gefühl von der Wahrheit und Schönheit seiner Religion teile, welche bis daher noch immer das Christentum ist und trotz dem süßen Pöbel der Christenjuden, Türkenchristen und Christenheiden fortan und bis ans Ende der Welt auch bleiben wird. R. 240.

[Schiller] wollte als letztes Ziel dasselbe wie das Christentum: innerliche Vereinigung von Tugend und Neigung für die Tugend zur sittlichen Freiheit. D. 136.

Memoiren sind das für die Geschichte, was die Novelle für die Poesie: ein bestimmter historischer Zeitabschnitt an den Begebenheiten eines bestimmten Individuums, durch innige Durchdringung von Leben und Erlebtem klar und plastisch anschaulich gemacht. Sie setzen daher nicht sowohl einen fertigen Poeten als eine poetische Natur überhaupt voraus. N. 147.

Die Reformation hatte, wie schon oft bemerkt worden, die geoffenbarte Wahrheit mehr oder minder von deren individueller Auffassung und der Empfindung jedes einzelnen abhängig gemacht. L. 115.

Die Reformation hatte der ganzen modernen Bildung zwei Hauptrichtungen gegeben: einerseits vom Übernatürlichen zur Natur, andererseits von der Phantasie zum Verstande. L. 151.

Der Verstand kann anordnen aber nicht dichten, und die bloße Moral ist kein poetischer Stoff. L. 171.

Die [moralische] Intelligenz für sich und wo ihr nicht eine gleichstarke Willenskraft zur Seite steht, ist gar nichts wert, weil sie nirgends lebendig an die Tiefe des Gewissens reicht. Das tut allein die Gottesfurcht, die ohne Demut und Liebe, diese rechten Werkmeisterinnen der Tugend, undenkbar ist. L. 184.

Jene eingebildete Emanzipation der Vernunft von der Offenbarung mußte folgerecht zu einer ungefähren Gleichstellung aller Religionssysteme, die der Mensch für sich ersonnen, oder was dasselbe ist, zur Verachtung jeder positiven Religion führen. R. 146.

Wo das subjektive Gefühl allein das Steuer regieren soll, wird es immerdar von Wind und Wetter und den wechselnden Stimmungen des wetterwendischen Steuermanns abhängen, ob das Schifflein auf den Sand des Rationalismus läuft oder in dem romanhaften Utopien der Schwärmer landet. R. 118.

Eine Moral, die sich nirgends an den ewigen Pfeilern der positiven Religion lebendig emporrankt, wird notwendig alles wahrhaften, tatkräftigen Aufschwungs ermangeln. R. 251.

Wir sehen die revolutionäre Poesie der Subjektivität in zwei Hauptgruppen zerfallen: in die Kraftgenies, die aus eigener Machtvollkommenheit ein selbsterfundenes Ideal oktroieren, ... und in die Sentimentalen, die man die passiven Genies nennen könnte, indem sie, wie jene sich auf die Welt, so umgekehrt die ganze Welt lediglich auf sich und ihr individuelles Gefühl beziehen.
R. 104.

Was ist die Sentimentalität anders als das in sich vertiefte Gemüt, das alle Erscheinungen der Welt auf sich bezieht?
R. 101.

Das Leben ruht bei weitem mehr auf dem Gefühle und der poetischen Kraft in den Menschen als die Nüchternen sich träumen lassen. Der Verstand legt zwar den Pfeil auf den Bogen zurecht und richtet und zielt, aber das Gefühl ist die Sehne, die den Pfeil nach dem Ziele fortschnellt, und die Tat ist zuletzt nur ein anderer Ausdruck der Poesie. R. 266.

Das Gefühl ohne tüchtigen Inhalt, und also auf das Unbedeutsame, Minutiöse, bloß Konventionelle oder gar Verkehrte angewendet, wird, je lebhafter es ist, um so gewisser jederzeit in Schwärmerei oder fade Sentimentalität umschlagen. R. 278.

[In dem] Heidenlärm des eingebildeten Fortschritts erscheint Kant gewissermaßen als ein Reaktionär, indem er die übermütig gewordene Vernunft lediglich auf das Gebiet der Erfahrung zurückweist und jenseits dieses Gebiets ihr die Fähigkeit zur Erkenntnis der übersinnlichen Welt abspricht. L. 8.

Die der Menschennatur beiwohnende Negation, durch die Reformation formuliert, legalisiert und verschärft, hat das Individuum aus dem großen christlichen Verbande gelöst und nüchtern auf sich selber gestellt. D. 184.

(Schluß folgt.)



Aus Zeitschriften und Büchern.

Ueber die „Nur- und Brotschreiberei“ hat ein Wiener Berufsjournalist, Reg.-R. Emil Löbl, in der Wiener Abendpost vom 12. Septbr. d. J. ein beherzigenswertes Wort gesprochen:

„Das Sündenregister der Nur- und Brotschreiberei ist kaum zu überschauen. Sie hat es verschuldet, daß die Literatur, die ein Gipfelpunkt der Kultur und ein Exponent aller höheren Bestrebungen sein sollte, vielfach in die Niederungen des geschäftlichen Betriebes hinabgesunken ist. Ihr verdanken wir es, wenn für die Bücher etwa des Herrn Edward Stilgebauer eine widerliche Inseratenreklame gemacht wird, wie für Csillagsche Haarpomade oder Kathreiners Malzkaffee; ihr verdanken wir jene Riesenschar von Schreibweibchen, die mit grauenerregender Produktivität Jahr für Jahr neuen Schund abliefern ihr verdanken wir, daß die wenigen guten Sachen, die auf den Büchermarkt gelangen, aus dem unermeßlichen Wust der Ramschware nur mit großer Mühe herausgefunden werden und darum viel zu wenig Leser finden.

Aber es stellen sich noch schlimmere Folgen ein. Indem die Geschäftsliteratur darauf ausgehen muß, sich um jeden Preis bemerkbar zu machen, bedient sie sich gefährlicher Praktiken. Alle die Exzentrizitäten und Perversitäten, von denen die Literatur durchseucht ist, sind großenteils die ausgeklügelten geschäftlichen Tricks einer Erwerbschreiberei, die um Absatz kämpft. Hier wird nicht mehr bloß der ästhetische Sinn der Nation verdorben, hier greift der Schaden auf das sozial-ethische Gebiet über und fördert jene Degenerations-Erscheinungen zutage, die jedem bekannt sind, der offenen Blickes in die Welt schaut.

Ich gewärtige die Einwendung, daß es ja doch Berufsliteraten gibt, die das Bewußtsein ihrer hohen Sendung in sich tragen, und daß umgekehrt schlechte Bücher von Leuten herrühren, welche die Literatur nur im Nebenamte üben. Aber dieser Einwurf widerlegt nicht. In solchen Dingen muß man sich an den Massendurchschnitt, an die große Zahl halten und von Einzelfällen absehen. Die Beobachtung dieses Massendurchschnittes lehrt aber, daß die Berufsschreiberei mit innerer Notwendigkeit zur Entartung führt; sie entartet geradeso, wie der Parlamentarismus und das öffentliche Leben herabkommen, wenn sie die ausschließliche Domäne der Berufspolitiker werden. Darum ist in der Literatur dem guten Dilettantentum eine ganz besonders wichtige Aufgabe vorbehalten. Unsere Literatur von heute braucht wie ein Stück Brot die Männer und Frauen, die „es nicht nötig haben“, die in die Stickluft wieder den frischen, gesunden Hauch des tätigen Lebens bringen, und denen das Schreiben kein Gewerbe, sondern die festliche und feierliche Erhöhung ihrer Muße ist. ... Am Dilettanten kann die Literatur genesen.“ D.

Ein Beitrag zum „literarischen Ghetto“. Ein Leser — kein Mitglied des Gralbundes — schreibt uns: Bei Gelegenheit der neulichen Polemik gegen die katholische Richtung in unserer Literatur, erinnerte ich mich an zwei interessante Kritiken über den Roman „Goldregen“ von Emma von Brandis-Zelion. Ich gebe hier beide im Wortlaut wieder. — Im Septemberheft des „Hochland“ (S. 759) urteilt ein Kritiker J. M—r. folgendermaßen:

„Ein verspäteter Epigone der Brakel, aber mit bedeutend geringerem Talent geschrieben! Das ist so ziemlich alles, was sich über dieses Unterhaltungsstück für anspruchslose Gemüter sagen läßt. Mit der ‚unentwegten‘ Fortführung dieses nun einmal überlebten Genres wird unserer katholischen Literatur nicht gedient. Das sollten sich zumal unsere ‚besseren‘ Verleger klar sagen; und deshalb ist es am nützlichsten, wenn wir solche Sachen ohne weitere Komplimente glatt ablehnen.“

Vom gleichen Roman sagt der bekannte Kritiker Karl Fuchs im Lit. Zentralblatt (1906), Schöne Literatur, Sp. 283:

„Emma von Brandis-Zelion gibt der in ‚Goldregen‘ behandelten Herzensgeschichte auf geschickte Weise einen höchst fesselnden sozialpolitischen Einschlag. Grelle Kontraste, wie die Figur des griechischen Fürsten Landeros, der in dem Milieu von Lebemännern und Schmarotzern seinem Untergange entgegengeht, und der Herr Walter von der Schwalbenburg, der in deutscher Ritterlichkeit sein Glück an dem Herzen der von jenem in ihrer Tugend bedrohten Jugendfreundin findet, der wilde Jäger Konrad und seine Gefährtin, die still duldende, sanfte Anne-Marie, der Schmied Jakob, der Goliath im Haufen der empörten Proletarier, sind poetische Erfindungen, welche von ungewöhnlichem Talente zeugen. Ohne Aufdringlichkeit wird der unerschütterliche Glaube an die göttliche Gerechtigkeit zum versöhnenden Ausklang der Dissonanzen.“

Selbstverständlich hat der Kritiker ein Recht auf seine eigene Meinung. Aber eine Bausch- und Bogen-Ablehnung mit der Begründung von dem „nun einmal überlebten Genre“ kann doch keinen Anspruch mehr auf den Namen einer Fachkritik machen. Wenn Herr Pfarrer Mumbauer dem ‚Gral‘ Engherzigkeit gegenüber Andersdenkenden und Terrorismus gegenüber Verlagsbuchhandlungen vorwirft, so fallen diese Wurfgeschosse auf den Absender zurück, denn seine in der „Allg. Rundschau“ Nr. 34 und 35 (1907) geäußerten Grundsätze führen folgerichtig zu intoleranter Absprecherei auf Grund des Vorurteils, daß die moderne Darstellungsweise — also etwas rein Äußerliches und Veränderliches — einem Werke der Dichtkunst erst das Recht auf Anerkennung verschaffe.

Neue und alte Ethik. Jene katholischen Schriftsteller, die sich in ihrem Schaffen durch das Sittengesetz des Christentums gebunden

fühlen, haben heutzutage auch im eigenen Lager einen schweren Stand. Die „moderne Richtung“ wirft ihnen oft genug falsche Prüderie vor, Furcht vor dem Leben und seinen erotischen Problemen, als ob heute mehr Mut dazu gehörte, im Strome sittlicher Ungebundenheit mitzuschwimmen, als seinen reißenden Fluten sich entgegenzustemmen! Als ob es keine anderen „Probleme“ und Stoffe für den Dichter mehr gäbe, als die erotischen; als ob nicht ohnehin unsere ganze Literatur, insbesondere unsere Belletristik ganz erfüllt und gesättigt wäre vom Kultus der Sinnlichkeit und der sexuellen Verwilderung!

Wie ein Rufer in der Wüste erhebt gegen diese moderne Umwertung der Werte der Züricher Universitätsdozent Dr. Fr. W. Foerster in einer Broschüre über „Sexualethik und Sexualpädagogik“ (Kösel in Kempten) seine mahnende Stimme. Dieses mannhafte Eintreten eines edlen Protestanten für die alte christliche Ethik dürfte auch manchem Katholiken die Augen öffnen, der in allzu großer Sorge um die Versöhnung mit der modernen Kultur die strengen Forderungen unserer Moral gern auf das Mindestmaß herabschrauben möchte. Leider haben wir nur die Wahl, eine flüchtige Skizze der lichtvoll und warmherzig geschriebenen Ausführungen Dr. Foersters oder eine Reihe aus dem Zusammenhange gerissener Zitate zu bringen. Wir ziehen das letztere vor, weil der reiche und kraftvolle Inhalt des Aufsatzes nicht in den Fingerhut einer mageren Skizze gefüllt werden kann.

„Alle die modernen Enthusiasten des ungebundenen Eros sehen nicht ein, wie sehr gerade die Freigabe der erotischen Leidenschaft dem innersten Menschen die Freiheit raubt und ihn zum Opfer höchst unpersönlicher Affekte und Triebe macht.“

„Selbstverständlich haben von jeher die Menschen im erotischen Rausch die ganze Welt um sich vergessen, — aber man nannte dann doch auch die Sache beim rechten Namen, — neu ist es, daß jetzt aus dem Bankerott eine Theorie, ja sogar eine neue Ethik gemacht wird, die allen Ernstes die absolute Diktatur des Eros proklamiert. Und neu ist es und eine wahre Schmach, daß eine derartige Literatur von ernsthaften Männern ernst genommen wird, und daß man nicht sieht, welche unabsehbaren Gefahren daraus entstehen müssen, daß ein Gebiet, das schon von selbst so in den Vordergrund drängt, nun auch noch theoretisch zum Mittelpunkt des Lebens gemacht wird. Müssen durch solche Anschauungen alle impulsiv oder abnorm Veranlagten nicht doppelt in ihrer erotischen Sklaverei befestigt und bestätigt werden, und müssen nicht die Perversen jeden Halt und jede Scham gegenüber ihren erotischen Verirrungen verlieren?“

„Ziel all unserer weiblichen Erziehung sollte diese geistige Art von Jungfräulichkeit sein, die darin besteht, daß die sexuelle Welt nicht herrschend und fordernd das Innenleben erfüllt, sondern durch den Aufschwung der Seele zur höchsten geistigen Vollkommenheit

gleichsam aufs neue tief verschleiert wird und in die dunklen Hintergründe des Bewußtseins zurücksinkt."

„Sie (die Neueren) meinen, daß starke Ordnungen und starke Zucht wohl für die Vergangenheit gut waren, der gegenwärtige Mensch aber solcher Dinge nicht mehr bedürfe — und dabei sehen sie nicht, daß der moderne Mensch nicht stärker, sondern schwächer an Willenskraft ist als der Mensch der Vergangenheit, und daß diese Schwäche gerade aus dem Mangel von starken und deutlichen Zumutungen an seine Selbstüberwindung stammt und aus der tiefinnern Schlaffheit dessen, was man heute Individualismus nennt, was aber nichts anderes ist als ein Aufgeben der starken und festen Persönlichkeit zugunsten der bloßen sinnlichen Individualität mit all ihren Launen und ihrer theatralisch verkleideten Selbstsucht."

(Über die sexuelle Aufklärungsliteratur der letzten Jahre:) „Es hat zweifellos noch kein Jahrhundert gegeben, in welchem so viele große Kinder das Wort ergriffen haben, um ihre großen Kindereien an die Stelle erprobter Weisheit von Jahrhunderten zu setzen."

„Die bloße Aufklärung hilft gar nichts, wenn der Gewalt der niedrigen Impulse nicht durch eine universelle und planmäßige Charakterbildung, vor allem durch eine starke Willensgymnastik (christliche Selbstverleugnung) vorgebeugt ist ... Aus diesem Grunde (da der Geschlechtstrieb aus der besten Aufklärung vor allem das heraussucht, was ihn stachelt) muß jede Aufklärung zur Verstärkung der sexuellen Reizbarkeit führen, wenn der Dreistigkeit sinnlicher Triebe nicht schon vorher in ganz anderer Weise zu Leibe gegangen wurde" ... Von den Müttern, die zitternd auf den Moment warten, wo die sexuelle Aufklärung angebracht erscheint, sagt Foerster: „Viel wichtiger wäre es, sie täten das, was Sailer einmal genannt hat: die ‚Einführung in die Geheimnisse des heiligen Krieges', sie regten ihre Kinder an, sich öfter einmal ein Lieblingsgericht zu versagen oder einen heroischen Sieg über die Faulheit zu erringen, oder sich in der Nichtachtung von Schmerzen zu üben ..."

„Wenn der Gärtner dem Rosenstock die grünen Triebe wegschneidet, die aus der Wurzel schießen, so tut er es wahrlich nicht, um die Rose zu töten, sondern gerade, weil er die Kraft des Stockes sozusagen verdichten und konzentrieren will, damit die Rose hervorgebracht wird — genau dasselbe will eine ernsthafte Askese vom Menschen, sie beschneidet sein sinnliches Ausleben, damit die höhere Persönlichkeit, das Ergebnis aller Konzentration und Sammlung, zur Blüte komme. Und denjenigen, die immer über das Abtöten witzeln und vom Erdrosseln der Triebe sprechen, ihnen würde ich sagen, daß gerade sie den Menschen abtöten, indem sie seinen Willen schwächen durch schlaffe Nachgiebigkeit an Leidenschaft und Begierde, und daß gerade sie die Persönlichkeit erdrosseln, indem sie

die Welt der äußeren Reize Macht gewinnen lassen über den innern Menschen."

All diese herrlichen, tapferen Worte krönt der Schluß: „Wir Modernen sind heute vielfach zu einseitig damit beschäftigt, die sexuelle Frage von unten, von der Materie aus zu lösen — die Religion löst sie von oben, sie geht von der geistigen Heilbehandlung aus, sie gibt keine materielle Aufklärung, sondern sie weist mit majestätischer Gebärde nach oben und sie erregt durch ihre erlösten Gestalten die tiefverborgene Sehnsucht des Menschen nach vollkommener Freiheit, das unstillbare Heimweh der Seele nach ihren ewigen Lebensquellen."

Daß gerade ein Protestant es ist, der die alte katholische Sexualethik und Sexualpädagogik in so glänzender Weise auf Grund wissenschaftlicher Studien und reifer Lebenserfahrung vor der ganzen Welt und wohl auch vor manchen erstaunt zuhorchenden modernen Katholiken rehabilitiert, — das erhöht bedeutend das Gewicht dieser Worte, die man allerdings in ihrem lebendigen Zusammenhange lesen muß, um sich ganz im Bannkreise dieses großen, trotz aller Modernität echt christlichen Geistes zu fühlen. Hg.



Bücher-Anzeigen.

Kulturfragen. Der Kulturstudien vierte Sammlung. Von Richard von Kralik. Münster i. W.-Ostendorff 1907. (466 Seiten.)

Zum viertenmal stellt Kralik eine Reihe seiner Essays zusammen. Sie sind wieder aus Vorträgen, Festreden, Beiträgen zu Zeitschriften erwachsen und stammen aus verschiedenen Zeiten von 1882 an bis 1907. Einige sind bisher ungedruckt, die meisten in verschiedenen Organen, zum Teil wiederholt, erschienen, so in den „Historisch-politischen Blättern", in der „Kultur", in der „Literarischen Warte" und in der „Warte", in der „Christlichen Frau", in den „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren", in der „Presse", im „Hochland", im „Gral" usw. Über allgemeine Probleme handeln die Aufsätze: Ein katholisches Kulturprogramm; Die Aufgaben katholischer Wissenschaft und Kunst den modernen Problemen gegenüber; Die moderne Literatur und das Christentum; Volksbildungsbestrebungen. Die Skizze eines geplanten größeren philosophischen Werks ist der Aufsatz: Über Philosophie als Begriffswissenschaft. Zur Bibelkritik gibt einen neuen Beitrag die Untersuchung über die einheitliche Komposition der Genesis. Literaturgeschichtliche Stoffe werden in folgenden Abhandlungen erörtert: Petrarka; Shakespeares Beziehungen zu Österreich; Doktor Faust und die Türkenbelagerung; Der cherubinische Wandersmann (Angelus

Silesius); Calderon (mit einer Übersicht über sämtliche Autos); unsere deutschen Klassiker und der Katholizismuß; Schiller; Goethe als Romantiker; Emil Zola und die moderne Bühne; Ibsen; Die religiöse und nationale Festbühne (Erfahrungen und Vorschläge). Endlich zwei Essays über bildende Kunst und Musik: Über moderne Monumentalkunst (Vortrag, gehalten in der Wiener Sezession bei Gelegenheit der Ausstellung für religiöse Kunst, die besonders von Beuron aus reich beschickt wurde) und ein Festvortrag über Mozart.

Die liebe Not. Schauspiel in 5 Akten von **Karl Domanig.** Kempten und München, J. Köselsche Buchhandlung, 1907. 152 S.

Dieses neueste Werk Domanigs sei vorläufig bloß angezeigt, da es im Rahmen einer demnächst erscheinenden Studie über den Dichter (von E. M. Hamann) eingehend gewürdigt werden soll. Nur ein paar Worte sollen hier gesagt sein. Wie alle großen Werke aller großer Dichter, so hat auch das neue Werk Domanigs eine ausgesprochene Tendenz: es soll uns sagen, daß die äußere Not manches Menschen, im rechten Lichte betrachtet, eine „liebe“ Not ist, geradezu ein Geschenk Gottes, ein Glück, eine Wohltat, eine Bewahrung vor der eigentlichen und einzig wahren Not: vor dem Versinken des Menschen in das rein Irdische, in den Verrat an seinen Idealen, in Schuld, Sünde und Schande. Und wiederum: das Gegenteil der äußeren Not, Glück, Wohlleben und eitle Selbstzufriedenheit — wie oft lähmt das Sybaritentum der Sinne jeden höheren Aufschwung, jede sittliche Spannkraft und sogar jedes bloß natürliche Vorwärtsstreben. Alle wahren Güter der Menschheit müssen erkämpft, erlitten, erweint werden. Diese große, diese trostvolle, diese herrliche Wahrheit ist es, die uns aus der einfachen Fabel des Domanigschen Schauspiels entgegenleuchtet. Und das spürt man gleich: das Stück ist Lebensgeschichte. Domanig ist überhaupt ein Lebensdichter. Das macht seine Werke so frei von Unnatur, so gesund, so tüchtig, so echt. Man verliert, wenn man mit ihm geht, nie den Boden unter seinen Füßen, den lieben Heimatsboden! Aber jede Scholle dieses Bodens spricht: Du darfst dich nicht ganz an mich hängen, du mußt „höher hinauf!“ F. E.

Lustiges Komödienbüchlein von **Franz Pocci.** Auswahl in zwei Bänden. Leipzig, Insel-Verlag, 1907. 356 u. 348 S. Preis Mk. 7.—

Der hundertjährige Dichterkalender bringt für manchen Poeten, dessen Stern schon trübe Wolken bedecken, wieder schönes Wetter. So hat auch die Hundertjahrfeier des Geburtstages Franz Poccis den etwas verblichenen Namen dieses originellen Komödiendichters wieder zu Ehren gebracht. Und nicht nur den Namen, sondern auch

die Werke. Und die letzteren konnten kaum besser zur Geltung kommen als in der vorliegenden, mit Liebe und Sachkenntnis von Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. nach der ersten Druckausgabe — bei einigen Stücken konnte auch die ursprüngliche Niederschrift herangezogen werden — besorgten Ausgabe, aus der durch die feine Kunst des Redakteurs das Bild des Dichters mit allen seinen Vorzügen und Schwächen klar hervorleuchtet. Und das Bild erstrahlt um so heller, je schärfer es sich vom Hintergrunde der modernen art pour art-Kunst abhebt. Pocci war ein Zweckdichter: die Kunst war ihm ein „Erziehungsmittel". Und doch dichtete er so echt, so ursprünglich, daß seine Stücke heute noch in den Herzen der Kinder und des Volkes leben, was wohl keiner der „Modernen" von sich sagen kann. Und weil er wirklich ein Dichter war, so fesselt er auch die Gebildeten. Der Grundton seiner Dichtungen ist die Romantik, aber sie beherrscht mit ihrem blühenden Zauberstabe nur die Handlung und den Aufbau der Stücke; in der Charakteristik seiner Personen ist Pocci Realist, und diese feine Mischung gibt seinen Stücken im Verein mit dem gesunden, köstlichen Humor, der hier waltet, einen kräftigen Beigeschmack. So kommt es, daß Pocci mit seinen Komödien die naiven Gemüter der Kinder und des Volkes entzückt und doch auch dem literarisch gebildeten, aber nicht verbildeten Leser einen seltenen Genuß verschafft. Denn die feine Ironie, die nicht selten einer zwar gemütlichen, aber doch treffenden Satire Platz macht, kann wohl nur der Literaturkundige herausfühlen. Die Freude an dem interessanten Buche wird erhöht durch die schöne Ausstattung mit gelungenen, teilweise noch unveröffentlichten Reproduktionen von Originalzeichnungen Poccis.

M.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

L. in A. Die von Ihnen mit Recht so hoch verehrte Dichterin wird im 2. Jahrgange noch mit einem „Literarischen Selbstporträt" und mit einem novellistischen Beitrag vertreten sein. Im Verlage von J. Kösel, Kempten-München, erscheint demnächst ein „Balladen- und Liederbuch" von Enrika von Handel-Mazzetti. Diese neue, mit berechtigter Spannung erwartete Publikation wird auch die im „Gral" als Erstdruck erschienene und nach vielen Zuschriften zu schließen, mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Dichtung „Deutsches Recht" enthalten.

An viele Einsender. Alle, auch die unverlangt eingesendeten Manuskripte werden von mir oder meinem Stellvertreter geprüft, aber ich bitte zu bedenken, daß die laufenden Redaktionsgeschäfte unbedingt zuerst erledigt werden müssen und daß ich infolge meiner monatelangen Krankheit eben auch nur diese laufenden Geschäfte mit knapper Not erledigen konnte, weiter nichts. Im Laufe der Monate November und Dezember werden alle Einsender nach Möglichkeit Bescheid erhalten.

F. E.

Verantw. Redakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Dezember 1907. | 3. Heft.

Der literarische Ertrag der Würzburger Katholikenversammlung.

Von Richard v. Kralik.

(Schluß.)

In der Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland legte Fabrikbesitzer Brandts die praktisch-sozialen Ziele des Vereins dar, die wirtschaftliche und geistige Hebung des Volks in Verbindung mit der religiös-sittlichen, ein Wiederaufsteigen des christlichen Volkslebens und daraus hervorgehend ein höheres Kulturleben der Allgemeinheit im christlichen Sinne. Für den Christen soll in letzter Linie die ganze Kulturwelt mit all ihren Erfolgen und ihrer Kenntnis doch nur dem einen großen Ziele dienen, für das die Menschen auf Erden sind, und das ja in der anderen Welt liegt. Das soll und darf aber kein Hindernis sein, auch in den Angelegenheiten dieser Welt die vorderste Stelle einzunehmen und diese nicht dem anderen Teile zu überlassen, dem der Glaube an jenes große Ziel verloren gegangen ist. Ein Zurückbleiben des gläubigen Volks auf diesen weltlichen Gebieten ist immer gleichbedeutend mit einem Verlust für den Besitzstand der christlichen Weltanschauung. Da liegt der Weg zu allem Vorankommen auf materiellem und geistigem Gebiete, zu jeder sicheren Kultur. Die christliche Weltanschauung, der die heutige Menschheit doch im Grunde ihre Zivilisation verdankt, soll sich aller natürlichen Mittel bedienen, um auch in unserer Zeit wieder wie ehedem als die erste Kulturträgerin dazustehen. Es würde damit für die Menschheit sicherlich nichts verloren gehen von alledem, was wirklichen Kulturwert hat. Dadurch allein würde die Menschheit vor der drohenden und verderblichen Überkultur bewahrt. Die Folge wäre eine gesunde Kultur, die sich vielleicht etwas lang-

samer entwickelt, an der aber dafür eine größere Anzahl teilnehmen könnte. Wir dienen so dem Christentum und fördern das Reich Gottes auf Erden, wenn der Sinn für die großen christlichen Kulturaufgaben geweckt wird. Da darf uns keine Höhe zu hoch, keine Tiefe zu tief sein. Wir müssen die große konservative Macht des Christentums für die Zukunft retten. Der Volksverein lehrt den hohen Wert der irdischen Arbeit für die großen Zwecke der christlichen Kultur. Seine apologetische Tätigkeit dient der ganzen Kulturwelt.

Auch Generaldirektor Dr. Pieper erhob die gewaltige, ernste Mahnung zum Wetteifer um die kulturelle Vorherrschaft. Die Frage, ob sich das Christentum mit seinen sittlichen Idealen und Geboten fördernd oder hemmend zum kulturellen Aufwärtsdrängen stelle, ist der schärfste Stachel der heutigen religiösen Kämpfe des neuen Kulturkampfs. Nur durch die soziale und kulturelle Tat, durch die volle Ausnützung der natürlichen und übernatürlichen Kulturkräfte, die zum Teil noch im katholischen Volke schlummern, kann die Behauptung des neuen Kulturkampfs widerlegt werden, daß die christlichen Ideale ein Hemmnis für die neuzeitliche Entwicklung seien, auf der die wachsende Größe des deutschen Volkes beruht. — Im selben Sinn sprach mit Begeisterung der Fürstbischof von Laibach, ferner Gröber und Trimborn, indem sie auf die Kulturarbeit katholischer Priester und Laien hinwiesen.

In der dritten öffentlichen Versammlung sprach Geistlicher Rat Wacker über „Katholizismus und Nationalität". Er zeigte, wie Irdisches und Himmlisches im Leben des einzelnen Menschen wie in der Geschichte der Völker reich und mannigfaltig miteinander verwoben sind, wie also Religion und Kirche auch auf die Gestaltung der irdischen Verhältnisse einzuwirken hat. Wer den Glauben an Gottes Wort verloren hat, steht vor den nationalen Aufgaben der Völker wie vor einem Rätsel, das er niemals zu erraten vermag.

Reichstagsabgeordneter Gröber führte nun aus, wie wesentlich Christentum und Frömmigkeit alle Berufsgeschäfte verschönern und veredeln. Er wies die Irrlehre zurück, als ob auf weltlichen Gebieten nur weltliche Grundsätze zu herrschen und zu bestimmen hätten. Er wies im Zusammenhang damit auch auf den hocherfreulichen, lebenskräftigen Wettbewerb hin, der sich auf literarischem Gebiet in den letzten zehn Jahren gezeigt hat. Wir müssen aber als Katholiken auf allen Gebieten noch viel weiter vorankommen. Die Erde und alle Erdengüter sind auch für den Katho-

liken da, er achtet sie und er herrscht über sie. Von allen diesen Gebieten gilt das Gebot des Schöpfers: Macht euch die Erde untertan und beherrscht sie! Und das Wort des Apostels: Alles ist euer, ihr aber seid Christo!

In der vierten und letzten öffentlichen Versammlung sprach Prof. Meyers über Literatur und Kunst. Er rühmte den Vorgang Reichenspergers, der den Kampf um die Freiheit der Kirche mit der Sorge um ihre Schönheit in den Werken der Kunst verband. Dichtung und Kunst sind nur zwei verschiedene Offenbarungen einer und derselben ewigen Schönheit. Die katholische Welt- und Lebensauffassung ist, wenn nicht die einzig richtige und wahre, so doch sicher eine der machtvollsten und höchsten Einflüsse auf künstlerisches und dichterisches Schaffen. Denn im Lichte der katholischen Weltanschauung finden Kunst und Literatur das höchste Ziel, die glorreichste Geschichte, das hochsinnigste Programm. „Die Kunst empfängt ihre Nahrung von der Religion, ihre Wiege stand immer im Schatten der Altäre, sie ist nicht die Dienerin, sondern mehr, sie ist die Tochter jener. Als solche lebt sie das Leben ihrer Mutter mit und stirbt auch ihrer Mutter Tod. Es wird daher auch nur ein vergebliches Bemühen sein, die Kunst einer Zeit wieder zu erwecken, wenn sich deren Glaube nicht beleben läßt. Was gerettet werden kann, ist die Technik, nicht der Gehalt" (Worte Stammingers). Homer und Dante, Michelangelo und Shakespeare sind nicht als Künstler schlechthin so bedeutend, sondern als Künstler von hochgespannter religiös-philosophischer Grundstimmung. Erst aus ihrer Weltanschauung floß ihre Kunstanschauung. Auf das Ganze sieht der Dichter von Gottes Gnaden wie der große Künstler. Er sieht die Welt „sub specie aeterni". Die Probleme großer Kunst drehen sich im letzten Grunde um Gott oder ein religiös gefaßtes Schicksal. Das Genie sieht Gott als die ewige Ordnung und Schönheit. Die Künste sind (nach Leibniz) nur unvollkommene Musterbilder der Vollkommenheiten Gottes, an denen unsere Seele in beschränktem Maße teilnimmt; alle Schönheit ist nur ein Erguß göttlichen Reichtums. In der katholischen Weltanschauung erhält der Gottesgedanke seine großartigste Verwirklichung für das Kulturleben der aufwärtswandernden Menschheit. Die katholische Kirche setzt der schönheitsdurstigen Menschenseele das erhabenste Ziel. Das beweist die ganze Kulturgeschichte von Augustinus bis Görres. Als Gipfel der christlichen Zivilisation erhoben sich Deutschlands Riesentürme über die Städte und Länder, und in ihren Schatten wandelten die gottbegnadigten

Sänger des heiligen Grals, in ihrer Harfe rauschte das Gold tiefinnigster Poesie. So gab die katholische Weltanschauung der Literatur und Kunst das hochsinnigste Programm: das Leben der Wirklichkeit, das Leben der Phantasie und des Gedankens in seinem Verhältnis zu Gott, Natur und Welt. Auf dem Programm der Kirche steht das Wort: Liebt die Literatur und Kunst in den klassischen Werken der Vergangenheit wie in allem wertvollen Neuen! Pflegt sie, damit in den geistigen Strömungen der Gegenwart der Katholizismus nicht ausgeschaltet, sondern, so Gott will, recht eingebürgert werde! Vergessen wir nicht, was wir im besonderen der katholischen Literatur schulden! Hier ist großmütiges Mäzenatentum aller berufenen Kreise gegenüber den Bemühungen junger Dichter und Künstler am Platz. Aber auch Heilighaltung der Kunst und Schutz derselben vor dem Siechtum der Unwahrheit und Unsittlichkeit! Gesunder Widerwille gegen alle literarische Gaukelei und Verwirrung, gegen alle seelische Verkümmerung und Verkrüppelung, die im Namen der Kunst und Poesie geht! Nur so wird uns als die Blüte des Volkstums eine gebildete Jugend heranwachsen, die mutig und einsichtsvoll die Hand ans Steuer legt, dem Vaterlande und der Menschheit dienend in Ideal und Leben. Nur diese festgegründete Wahrheit macht uns zu Söhnen des Fortschrittes und der Freiheit.

Erbprinz Löwenstein zeigte nun in seiner Rede, daß auch das Papsttum dasselbe Kulturprogramm allzeit vertreten hat. Das Papsttum ist auch der Hort der Kultur, und wie jede wesentliche Lebensäußerung desselben nur aus seinem gottgewollten Ursprung verstanden werden kann, so auch seine Welt und Geist umspannende Kulturarbeit. Aus der Verkündigung der Freiheit des Menschen und der gegenseitigen Liebe folgt die göttliche Kulturmission, die Achtung vor den Erzeugnissen des menschlichen Geistes, dessen höchste Entfaltung gottgewollt ist. Darum hat das Papsttum die Werke der antiken Kulturentwicklung geachtet und pietätvoll geschützt. Es hat den alten Formen neuen Geist eingehaucht. Dadurch wurde es eine siegreiche Kulturmacht. Die ideale Einheit der christlichen Kulturauffassung, welche die volle Harmonie zwischen religiöser und profaner Kultur anstrebt, brachte es mit sich, daß die Päpste sich nicht mit der Erfüllung ihres religiösen Auftrags begnügten, sondern sich zugleich die Bildung des menschlichen Geistes in allen Zweigen und Graden profanen Wissens zur Aufgabe setzten — voraussetzungslos, aber nicht bodenlos. — Das Schlußwort des Präsidenten lenkte alle diese glänzenden redneri-

schen Leistungen auf das Gebiet der Tat hinüber und stellte ihre Auswirkung unter die Ägide des „Sitzes der Weisheit".

Noch ist aus der Sonderversammlung des Katholischen Preßvereins für Bayern die Rede des Vizepräsidenten Baron von Franckenstein hervorzuheben, der im Geisteskampf auf kulturellem Gebiet zur Offensive, zum positiven Aufbau mächtig aufrief. Er erinnerte an die Hochschätzung, welcher sich die katholische Presse bei Päpsten und Bischöfen erfreut. Aber hinsichtlich der Stellung der Katholiken zur Presse muß noch ein völliger Umschwung eintreten mit Hilfe des Preßvereins. Dieser wird sodann auch noch viel mehr tun können für Tagespresse wie Literatur, katholische Belletristik, Lesezirkel, Lesehallen, Volksbibliotheken als öffentliche Volksbildungsanstalten. Wir müssen gegenüber der eifrigen Arbeit der Gegner alles aufwenden, um unsere katholische Literatur zu unterstützen. Der Preßverein legt den Hauptwert auf die geistige und praktische Fortbildung des Volkes, er leitet es an, nach den höchsten sittlichen und idealen Gütern zu streben, die uns in so reichem Maße gegeben sind in Christus und in jenem reichen Sternenhimmel, der von ihm sein Licht empfangen hat, das auf die Erde herabstrahlt und auch die katholische Literatur durchleuchtet. Wir sollen deshalb besonders das Lehrgut der Literatur schätzen und dürfen nicht über der Form den Inhalt vergessen.

Diesen Standpunkt nahm auch die Rede des Bischofs von Eichstätt, Dr. Leo v. Mergel, ein.

Ein schönes Bild, wie diese Grundsätze im Borromäusverein seit Jahren in praktischer Arbeit betätigt werden, gaben die Reden in der Versammlung dieses Vereins, besonders das Referat des Redakteurs der „Bücherwelt", Hermann Herz.

* * *

Vielleicht hat diese Übersicht dazu beigetragen, die positiven Leistungen des Katholikentages in ihrer grundsätzlichen Bedeutsamkeit mehr zu würdigen, als es unter dem überwältigenden Eindruck der Fülle all dieser zielbewußten Enunziationen möglich war. Wenigstens hat ein anonymer, mißgünstiger Berichterstatter geklagt, daß das Publikum den „doktrinären Vorträgen abstraktester Art" gegenüber angeblich nicht entnehmen konnte, „wo die Reden hinauswollten" (Renaissance 8, 10, 638). Vielleicht hat darum mein knappes Referat manche derartige Hörer erst auf die Schätze aufmerksam gemacht, die in der Tat in diesen Reden niedergelegt sind.



Weihnachtslieder von P. Gaudentius Koch.

Menschwerdung.

Vom Thron zu Turm und Toren
Geht einer Stimme Hall:
„Mein Werk ist uns verloren,
Sohn, rette deinen Ball!“
Die Gottheit geht zu Rate,
Stumm lauscht der Zinnen Bau;
Still in der Kemenate
Weint Unsere Liebe Frau:
„Der Frühling lacht ergossen,
Wann uns ein Lenz erwacht?
Ach, Erde, laß ihn sprossen,
Herr, komm im Tau der Nacht.“
Und Wehmut im Gemüte,
Küßt sie das Rollenbuch:
„Herr, zeige Huld und Güte,
Vergiß der Sünde Fluch.“
Ihr Ruf aus Gram und Nöten
Durchbebt der Völker Grab:
Hell glüht aus Morgenröten
Des Boten Lilienstab.
Ein Beben streift die Rollen,
Da sinkt des Fürsten Fuß;
Er bringt der Gnadenvollen
Vom König Heil und Gruß.
Dufthauch entströmt dem Munde
Von Edens Blütenkraft:
Dem Kinde wird die Kunde
Von reiner Mutterschaft.
Sie soll den Sohn gebären,
Von Ewigkeit gezeugt:
Sein Thron wird ewig währen,
Sein Zepter ungebeugt.

Rings stehn des Himmels Fürsten
Wie Säulen an der Wand;
Die reinen Augen dürsten,
Streng faltet sich die Hand.
Weitum aus stillen Räumen
Erstöhnt ein Klagelaut
Wie Seufzerhauch in Träumen:
„Sprich ja, sei Gottesbraut!"
Und tief aus Gründen blitzen
Viel Kohlenaugen rot,
Laut klirren Waffenspitzen:
„Sprich nein zum Angebot!"
Von Burg und Wall und Brücken
Entsteigt der Gluten Dampf;
Doch Gottes Mächte zücken
Das Schwert zum heißen Kampf.
Die grimmen Blicke lauern
Wie sternenlose Nacht:
Doch stark wie Gottes Mauern
Stehn Cherubim zur Wacht.
Und fern verhallt das Heulen
Zerstoben in die Flucht:
Die roten Flammenkeulen
Versinken in die Schlucht.
Stumm liegen Land und Meere,
Sie harren dem Gericht;
Der Himmelsfürsten Heere
Ruhn auf dem Angesicht —
Ein Meer von Diademen —
Die Stirne preßt den Staub:
Laß uns dein Ja vernehmen,
Wir flehen starr und taub.
Der Elemente Hadern
Verlernt der Sitte Brauch:
Durch aller Schöpfung Adern
Rinnt kalt ein Zitterhauch.
Rinnt fort zu letzten Polen
In weher Pulse Druck:
Dir ist das All befohlen,
O Maid im Myrtenschmuck.
O Wucht in Werdeworten,

Jäh schrickt der Sonnen Kern:
Aufgehn der Himmel Pforten —
Maria senkt den Stern.
Da jauchzt die Welt in Wettern:
Stark ist dein Wort und groß!
Und Siegesharfen schmettern
Durch aller Himmel Schoß.
Ob die Geschlechter sanken,
Wer hemmt der Liebe Glut?
Ob Fels und Berge wanken,
Bleibt deine Vaterhut.
Ob Monde bang zerstieben,
Dein Blick hält treue Wacht,
Allewig währt dein Lieben,
Allewig deine Macht.
Dann schweigen Süd und Norden,
Die Perle ruht im Zelt:
Das Wort ist Fleisch geworden
Und Friede ward der Welt.

Magnifikat.

Judäas Berge schmückt die Morgenflamme,
Jehovas Leuchterkranz in stillem Dome;
Fern schimmern Rosen auf vom Hügelkamme,
Der Engel Chöre nahn im Feuerstrome.

Die lichte Welle mißt des Tales Breiten,
Sie wallt empor vom Terebinthentale;
Die hohe Mutter seh' ich herrlich schreiten
Und halte hoch des Herzens Weihrauchschale.

Hell aus den Lüften grüßt der Lerche Schmettern
Die Braut des Maien, aller Rosen Rose;
Goldknaben ziehn herauf mit Notenblättern,
Die Füße streifen lind des Waldes Moose.

Noch sammelt Josef fromm im Talgelände
Die ihrem Tritt entsproßten Lenzgestalten,
Da schimmern schon des Priesterhauses Wände,
Da grüßt Elisabeth mit Händefalten:

„Gesegnet bist du vor der Schöpfung Reichen,
Dein Sohn, er ist das Kind von ew'gen Jahren:
O Mutter meines Herrn, die Schatten weichen,
Sein Bote hat im Tempel Heil erfahren."

Und aus den Himmeln weht ein Orgelrauschen,
Mariens Auge steigt in ferne Welten;
All ihres Herzens reine Tiefen lauschen,
Aufstürmt ihr Wonnelied zu Gottes Zelten:

„Hochpreist den Herrn voll Jubel all mein Glaube,
Mein Geist frohlockt zu Gott in Ruhmesweisen:
Gott sah die Niedrigkeit der Magd im Staube,
Mich werden selig alle Völker preisen.

Denn Großes tat mir Gott mit starken Armen,
Vor seinem Ruf erzittern bang die Zonen;
O Mond und Sonne, singt des Herrn Erbarmen,
Denn die Gott fürchten, schauen stolze Kronen.

Er zeigt die Macht in seinem Eingebornen:
Zerstreut die Starken all, die Böses sinnen
Und stürzt die Mächtigen zu den Verlornen
Und hebt die Kleinen auf die höchsten Zinnen.

Der Hungrige wird seine Huld erzählen,
Die Reichen wanken von verschloßnen Toren:
Und Israel wird er zum Kinde wählen,
So ward es Abraham von Gott geschworen."

Stumm lauscht der Engel Schar am Sonnenhügel,
Wie Perlen quillt der Sang aus reinem Munde;
Der Heimat Tore breiten aus die Flügel
Und trinken süß das Lied vom Neuen Bunde.

Hehr aus den Fluren rollt der Königswagen,
Von Eden fluten neue Glorienbrände:
Still lauscht der Herr, von Cherubim getragen
Und breitet liebend seine Vaterhände

Vom Edelweiß, hoch ob der Lande Trubel,
Bis zum Korallenhain im Wogenblauen:
Aus der Oasen stetem Maienjubel
Singt jede Blume mit der Frau der Frauen.

Die Pole jauchzen, wo nur Nächte heulen,
Durch alle Meere, die den Ball umschlungen:
Fern von den Alpen, Gottes Ehrensäulen,
Erdröhnt das Echo wie von Marmorzungen.

Aus Donnertiefen droht der Hölle Grollen,
Dann schweigt der Abgrund vor Jehovas Namen:
Und draußen, wo die letzten Sterne rollen,
Fern von der Schöpfung Grenzen hallt das Amen.



Wunder.

Alt war ich, blind und krank und arm an Lieb' und Erkenntnis,
Als mich ein höherer Wink lockte zum heilenden Born.
Unwiderstehlich zog's mich. Nur scheu wie jeder, der unrein,
Naht' ich. Doch auf den Knien trank ich und trank mich gesund.

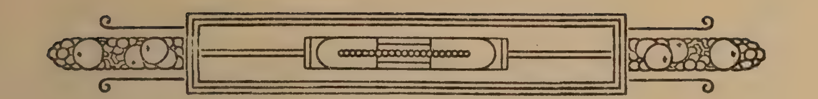
Und nicht gesund nur, auch jung. Ja jünger, als je sich's gefühlt hat,
Trank ich mein armes Herz, trank es zum reichsten der Welt.
Andere Wunder: ich sah, und die Wunder, die ich erschaut hab',
Konnte besingen mein Mund, der allem Hohen sonst stumm.

Rühmt mich nicht drum: ich kann nichts dafür. Denn nicht mein Verdienst ist's;
Rühmet den Brunnen vielmehr, draus ich Beglückter geschöpft.
War doch die römische Kirche, die Spieglerin hehrester Schönheit,
Mein kastalischer Quell; ich nur der schöpfende Napf.

Euch aber, die diesen Heilbronn ihr meidet, weil ihn verlästert,
Reinschönem abhold, der Feind — euch ruf', Erfahrner, ich zu:
Sucht in der Runde auf Erden und nennet dann einen Quell mir,
Der ein verkarstet Gemüt so zu befruchten vermag.

Eduard Hlatky.





Joseph von Eichendorffs Werke.

Von Dr. phil. Ewald Reinhard.

Der Frühlingssturm der Romantik war über die deutschen Lande dahingebraust und hatte die dürren Äste veralteter Vorurteile und vertrockneter Gelehrsamkeit krachend zu Boden gestürzt; aber neue Triebe verkündeten das Erwachen frischer Kräfte, die ganz fremde, seltsame Blüten aus dem alten Stamme hervorzauberten. Die jugendlichen Stürmer und Dränger, die Schlegel, die Hardenberg, die Brentano, sie waren entweder in ein frühes Grab gesunken oder hatten Wandlungen durchgemacht, die ihr einstiges Bild vollständig verändert hatten; selbst Tieck war seinem Fahneneid untreu geworden und ins Lager seiner früheren Feinde übergegangen.

Nur einer hielt bei der verlassenen Fahne Wacht und focht für sie, bis er als letzter ihr Tuch als Bahrdecke mit sich ins Grab nahm; es war „der letzte Ritter der Romantik“, Joseph Freiherr von Eichendorff.

Er stammte zwar nicht aus der Frühzeit der Romantik, aber mit Görres, Arnim und Brentano und vielen anderen Propheten des neuen Glaubens hatte er doch Verbindung gehabt.

Ihre Ideen machte er sich zu eigen, und man muß gestehen, daß er sie in einer reineren und höheren Weise verkörpert hat als ihre Urheber; fast fühlt man sich verleitet, zu behaupten, in Eichendorff sei die Romantik am unverfälschtesten in die Erscheinung getreten.

In der Zeit seines Studentenlebens in Heidelberg hatte den Musensohn aus Schlesien zeitweise der Graf von Loeben beeinflußt; nicht gar lange, denn mit der Trennung von Loeben hörte auch diese Beeinflussung auf. Beim Verweilen in der Heimat Lubowitz (wenige Monate nachher) hatte er sich innerlich wieder so weit gefunden, daß er die unsterblichen Lieder: „O Täler weit, o Höhen“ und „Wer hat dich, o schöner Wald?“ dichtete, womit er in die erste Reihe unserer Lyriker eintrat. Mit dem in Wien 1810—12 entstandenen Romane „Ahnung und Gegenwart“ beschritt er auch in der Prosa eigene Bahnen. Von einer Entwicklung ist bei Eichendorff kaum die Rede. Sozusagen über Nacht ist die Rose seiner Poesie zur Entfaltung gekommen.

Wer sehen will, wie konstant der Romantiker geblieben ist, der lese seine Romane „Ahnung und Gegenwart“ und „Dichter und ihre Gesellen“. Zwischen diesen beiden Werken, von denen das letztere nach Eichendorffs Ausspruch „die verschiedenen Richtungen

des Dichterlebens darstellen soll", liegt ein Zeitraum von zwei Jahrzehnten; wer aber, ohne dies zu wissen, an die Lektüre herangeht, empfindet schwerlich einen Unterschied in Gestaltung und Ausführung.

Dasselbe gilt mehr oder minder von allen Dichtungen Eichendorffs; Bäumerauschen, Vogelsang, Mondscheinnächte bilden die ständige Staffage sowohl in seinen Gedichten wie in seinen Prosawerken und Dramen; auch die Figuren, welche darin auftreten, sind dieselben: Dichter, Studenten, dämonische Frauen usf.

In den späteren Prosadichtungen hat sich Eichendorff zumeist die durch Tieck zu Ehren gekommene Novellenform zu eigen gemacht und in dem „Leben eines Taugenichts" (1823) und dem „Marmorbild" (1819) unvergängliche Werke geschaffen. Hier ist die Häufung der romantischen Stimmungen nicht so erdrückend wie in den Romanen, das Ganze übersichtlicher; der Schmelz der Sprache, die Pracht der Bilder, die Fülle des Humores kommt gleichwohl zum vollendetsten Ausdrucke.

In „Viel Lärm um nichts" (1833) ist Eichendorff „literarischer Satiriker" geworden nach Art von Ludwig Tieck, dessen Literaturkomödien er schon in den Komödien: „Krieg den Philistern" (1822) und „Meierbeths Glück und Ende" (1828) gefolgt war. Diese Stücke voll Witz und Laune sind heute nur noch für den Literaturhistoriker lebendig, weil sie Dinge persiflieren, welche dem modernen Menschen längst durch die Zeit entrückt sind.

Anders steht es mit den beiden Trauerspielen „Ezelin von Romano" (1828) und „Der letzte Held von Marienburg" (1830) sowie den beiden Lustspielen „Die Freier" (1833) und „Wider Willen" (1836). Hier pulsiert dramatisches Leben, und eine Neu-Aufführung wäre sicher kein nutzloses Beginnen; gleichwohl wuchert auch in diesen Dramen zu viel romantisches Schlinggewächs, und der Betrachter schwebt beständig in Furcht, daß die Haupthandlung von dem Geranke der Nebenspiele erstickt wird.

Wie Rossini in der Vollkraft der Jahre mit seinem „Tell" der Musik Lebewohl sagte, so hat auch Eichendorff beizeiten das poetische Schaffen zugunsten wissenschaftlicher Arbeiten zurücktreten lassen, und so hat er es glücklich vermieden, seinen Ruhm zu überleben.

Aus diesen zahlreichen Arbeiten verdienen die Übersetzungen aus dem Spanischen und die literarhistorischen Werke hervorgehoben zu werden. Die Neigung zu der spanischen Literatur, die bereits in Heidelberg 1807 durch den späteren Convertiten Julius genährt worden war, bewog ihn zur Übertragung eines Teils der Calderonschen Autos. Durch diese Übersetzung hat Eichendorff sich das Verdienst erworben, als erster den großen „Dichter des Katholizismus" in Deutschland eingeführt zu haben.

Die literarhistorischen Arbeiten kulminieren in der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857), welche zum

ersten Male den katholischen Standpunkt in der Betrachtung unserer Literatur zur Durchführung brachte. Was Originalität der Gedanken und Schwung der Ausdrucksweise anlangt, darf das durch Professor Kosch 1906 neu aufgelegte Werk seinesgleichen suchen. Alle diese Literaturstudien des Romantikers, besonders: „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland", „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum" und „Zur Geschichte des Dramas" bergen einen wundervollen Reiz in sich durch die Art und Weise, wie der Dichter, aus seiner dichterischen Erfahrung schöpfend, die Fäden des poetischen Gewebes vor unseren Augen kunstgerecht zerlegt.

Die drei kleinen Epen „Julian" (1853), „Robert und Guiskord" (1854) und „Lucius" (1857) entstammen der letzten Lebensepoche Eichendorffs und vereinen in sich alle Vorzüge, aber auch alle Schattenseiten seiner Kunst, wunderbare Glätte der Verse und Großartigkeit in Schilderung und Stimmungsmalerei, Zerflossenheit der Charaktere und Unbestimmtheit in der Darstellung des Tatsächlichen.

Dies sind, im Großen gesehen, die Werke Eichendorffs; wer aber meint, daß er damit sein Wesen erschöpft habe, der verkennt die Bedeutung dieses Mannes vollständig.

Hat der Romantiker doch auch als Mitglied des Kultusministeriums Gelegenheit gehabt, in das Getriebe der Politik hineinzublicken; umfangreiche Manuskripte, wie besonders die große Abhandlung „Preußen und die Konstitution" *) bezeugen die Tatsache, daß Eichendorff es mit seinem politischen Berufe nicht weniger genau nahm als mit seinem rein dichterischen.

Einen ganz hervorragenden Ehrenplatz verdient Eichendorff aber in der Geschichte der katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts; nicht nur mit den Führern des Katholizismus wie Görres verband ihn persönliche Bekanntschaft, auch hohe kirchliche Kreise sahen ihn in ihrer Mitte; den Bischof von Ermland, einen Prinzen von Hohenzollern und den Fürstbischof von Breslau, Förster, zählte er zu seinen Bekannten. Was jedoch noch höher zu werten ist: mit den vorzüglichsten Konvertiten seiner Zeit verkehrte er besonders freundschaftlich Friedrich Schlegel, Philipp Veit, Adam Müller, Leberecht Drewes, Ernst Jarcke und viele andere verehrten ihn als ihren Freund und Berater.

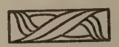
So stand Eichendorff in den ersten Reihen der für die Kirche Kämpfenden. Oft zwang ihn seine exponierte Stellung zu energischem Widerstand; so mußte er schon die Staatsarbeit mit ihrem Thema „Welche Vorteile und Nachteile sind von der Aufhebung der Landes-

*) Nord und Süd, 1888.

**) Brief an Görres, Königsberg 1828. S. Görres: Gesam. Schriften. Briefe. Bd. III, S. 341.

hoheit der Bischöfe und der Klöster für Deutschland zu erwarten?" als „eine Art von heimlicher Fußangel" fürchten, und bei den Kölner Wirren bedurfte es seines festen Charakters, um die Zumutung zurückzuweisen, seine Feder in den Dienst der Regierung zu stellen. Das alles trug dazu bei, daß Eichendorff an seine Entlassung dachte; die Gunst des Königs hielt ihn mit der Geschichtschreibung der Marienburg noch bis 1844 hin, dann schied er aus dem Staatsdienste. Dafür trat nun seine katholische Gesinnung noch offener zu Tage; seine literarhistorischen Arbeiten sind Manifeste des neu erwachten katholischen Bewußtseins und wurden in diesem Sinne von weiten Kreisen freudig begrüßt.

Stets liebenswürdig und feinsinnig, hat er die Grenzen des Maßvollen nie überschritten, in harmonischer Ausbildung seiner Kräfte aber das erreicht, was ihm erreichbar war, und in diesem Sinne verdient er der Nachwelt als ein Ideal hingestellt zu werden.



Eichendorff als Gralsritter.

(Fortsetzung.)

Es ist seit dem Sündenfalle in der menschlichen Natur ein furchtbarer Zwiespalt, dessen Wiederversöhnung eben die große Aufgabe des Christentums ist. Es geht durch die ganze Geschichte neben der unabweisbaren Sehnsucht nach Erlösung eine Opposition des menschlichen Trotzes und Hochmutes, ein uralter, mehr oder minder verhüllter Protestantismus, der selbst und aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit das Erlösungswerk zu übernehmen sich vermißt. L. 86.

[Die Reformation] hat die revolutionäre Emanzipation der Subjektivität zu ihrem Prinzip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt. L. 260.

Das, was [die Romantik] von früheren poetischen Schulen unterschied, [lag eben darin,] daß sie das Positive des Christentums, also die Kirche, in Leben, Kunst und Wissenschaft wieder frei und geltend zu machen übernommen. L. 514.

Die totale Umkehr, die umfassendste Reaktion gegen jene flaue Neutralität im Leben und Lebenlassen, der positive Katholizismus gegen die Vernunftreligion der Aufklärung war eben die Seele der neuen Romantik. R. 174.

Die Romantik betätigte ihre tiefgehende Opposition gegen die Folgen der Reformation vorzüglich dadurch, daß sie dem allmächtigen Subjekt ein absolutes, die positive Religion, entgegenstellte. L. 508.

Es geht durch alle Völker und Zeiten ein unabweisbares Gefühl von der Ungenüge des irdischen Daseins und daher das tiefe Bedürfnis, dasselbe an ein höheres über diesem Leben, das Diesseits an ein Jenseits anzuknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart beständig mit der geheimnisvollen Zukunft zu vermitteln. Und dieses Streben, durch welches alle Perfektibilität und der wahre Fortschritt des Menschengeschlechtes bedingt wird, ist eben das Wesen der Religion. Wo aber dieses religiöse Gefühl wahrhaft lebendig ist, wird es sich nicht mit müßiger Sehnsucht begnügen, sondern in allen bedeutenderen Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln; am entschiedensten in der Poesie, deren Aufgabe, wenngleich auf anderem Gebiet und mit andern Mitteln, offenbar mit jenem Grundwesen der Religion zusammenfällt, also in ihrem Kern selbst religiös ist. L. 19.

Alle Revolutionen der Poesie sind durch die Religion gemacht worden. L. 19.

Auch das hat die Poesie mit der Religion gemein, daß sie wie diese den ganzen Menschen, Gefühl, Phantasie und Verstand gleichmäßig in Anspruch nimmt. Denn das Gefühl ist hier nur die Wünschelrute, die wunderbar verschärfte Empfindung für die lebendigen Quellen, welche die geheimnisvolle Tiefe durchranken; die Phantasie ist die Zauberformel, um die erkannten Elementargeister heraufzubeschwören, während der vermittelnde und ordnende Verstand sie erst in die Formen der wirklichen Erscheinung festzubannen vermag.

Wo aber dieser Dreiklang gestört und eine dieser Kräfte alleinherrschend wird, entsteht die Dissonanz, die Krankheit, die Karikatur. So entsteht die sentimentale, die phantastische und die Verstandespoesie, die eben bloße Symptome der Krankheit sind.
L. 21.

Wo irgend der religiöse Glaube wahrhaft lebendig das Innerste eines Volkes durchdrungen, wird er sich nicht mit der kirchlichen Devotion begnügen, sondern wie die Seele den Leib, zugleich die ganze Physiognomie der Lebenseinrichtungen bestimmen und vor

allem seine Liebe, Sehnsucht, Furcht und Hoffnungen auch in der Poesie, die ja überall der Spiegel des nationalen Seelenlebens ist, künstlerisch darzustellen streben. L. 61.

Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst ist das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit und daher eine stets unbefriedigte, ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfektibilität. L. 42.

Romantik, Poesie der Zukunft und Sehnsucht. D. 163.

Die sogenannte klassische Poesie der Alten verhält sich zu der romantischen ungefähr wie die Plastik zur Malerei. Dort die Schönheit der menschlichen Gestalt versteinert und das tote Auge; hier das rätselhafte Spiel des Lichts in wunderbaren Farben und das lebendige Auge, durch das man in die geheimnisvollen Abgründe der Seele schaut. Wahrheit ist in der alten wie in der romantischen Poesie, aber dort die sinnliche, endliche; hier eine übersinnliche, überirdische Wahrheit. L. 41.

Unter geistlicher Poesie verstehen wir nicht bloß das eigentliche Kirchenlied, sondern überhaupt alle Dichtung, die aus der Betrachtung und dem tiefern Gefühl der göttlichen Dinge hervorgegangen. Alle Dichtung setzt indes bekanntlich einige Begeisterung voraus, welche doch wieder nichts anderes sein kann, als eben das bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes. Jede Poesie wird daher auch nur geistlich sein, insofern sie wahrhaft gläubig ist. Solche Glaubensbegeisterung, die mit der Liebe eins ist, weht uns wie aus einer andern Welt aus den wunderbaren Gesängen des heiligen Franz von Assisi entgegen, sie waltet in Thomas von Aquino, in Thomas von Kempen und hat das Dies irae und das Stabat mater unvergänglich gemacht. R. 241.

[Die Romantik] ist bei den neuern Völkern im Grunde nichts anderes als der sich immer wiederholende und nach den verschiedenen Nationalitäten mannigfach gestaltende Versuch, die große Aufgabe des Christentums, die Vermittlung des Ewigen und Irdischen, auch auf dem Gebiete der Poesie annähernd darzustellen. D. 31.

Wenn die Poesie überhaupt mit den religiösen und sittlichen Zuständen der Nation innig zusammenhängt, so muß für deren Temperaturwechsel gerade die Lyrik, als die subjektivste Dichtungsart und Darstellung der Gegenwart, am empfindlichsten sein und, sobald dort die Nation an ihrem Innersten ungewiß und irre wird, hier auch zuerst die Verwirrung eintreten. L. 99.

Zweck [der Romantik] war, Leben, Kunst und Wissenschaft auf das vergessene Christentum und dessen poetische Erscheinung, auf das vornehm ignorierte Mittelalter, wieder zurückzuführen. D. 172.

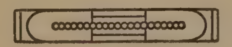
Die Religion nimmt, — es kann nicht oft genug wiederholt werden, — den ganzen Menschen, mithin auch Gefühl und Phantasie in Anspruch, welches eben die Grundelemente der Poesie sind. L. 109.

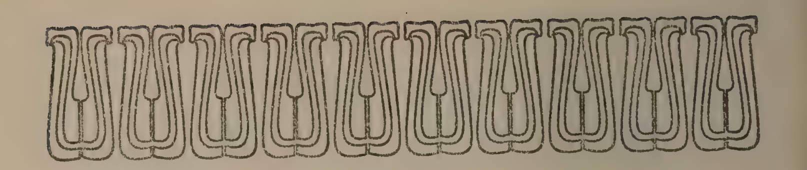
Daß die Poesie, nicht nur als allgemeine Weltkraft, sondern auch als spezielle Kunst, sich gleich der Baukunst, Plastik und Malerei mit der Religion sehr wohl verträgt, bezeugen die epischen Dichtungen Wolframs von Eschenbach und in engeren, mehr kirchlichen Kreisen die wundervollen und unvergänglichen Hymnen der alten Kirche, wie: Dies irae, Stabat mater usw. L. 195.

[In Calderons geistlichem Schauspiele „Die Andacht zum Kreuze"] zeigt sich wie nirgend sonst die Grundverschiedenheit des antiken und des christlichen Dramas in seiner ganzen Schärfe. Wie in der antiken Tragödie waltet auch in diesem Schauspiel ein geheimnisvolles Fatum; aber es ist nicht das alte Schicksal, das sich damit begnügt, das Rätsel des Daseins in seiner unversöhnten Herbigkeit hinzustellen, sondern die christliche Liebe, die dieses Rätsel zu lösen trachtet, indem sie aus den unvermeidlichen Trümmern des Irdischen unsichtbare Brücken nach dem Himmel schlägt. D. 47.

Die neuere christliche Tragödie hat in der Tat nur eine Bahn: den Kampf mit den dämonischen Kräften, nicht draußen, sondern in der Menschenbrust selbst, die beständig gegen die göttliche Führung rebellieren, und die Versöhnung dieses Kampfes durch die Liebe. L. 533.

(Schluß folgt.)





Neue Gedichte

von M. Herbert.

Das Kräutlein Unsterblichkeit.

Nun leuchtet des Kräutlein Unsterblichkeit
An allen herbstlichen Rainen,
Als wollt' es mit seinem goldenen Schein
Trösten das menschliche Weinen.

Trösten das bittere, menschliche Leid
Um das verschwindende Leben,
Um die sinkende Sommerkraft,
Um das fröstelnde Beben.

Ach, liebes Kräutlein Unsterblichkeit:
Ich komme, leise zu fragen:
Was hast du mir über die sterbende Lieb'
Und die tote Treue zu sagen?

Die graue Stunde.

Des Dörfleins Mauern starren braun in braun,
Die Herbstzeitlose hält den Kelch geschlossen.
Noch zwitschert keine Schwalbe auf der Flut,
Noch lockt die Amsel nicht den Trautgenossen.

Die graue Stunde hebt sich still im Tal,
Die Schicksalsstund', da Tod und Leben kämpfen, —
Und Nacht und Tag. Sie steht in Nebeln auf,
In weißen Schleiern und in Silberdämpfen.

Aus tiefen Schlummers Armen steigt sie auf,
Aus Müdigkeit und bangen, schweren Träumen
Und wandert zögernd übers Wiesenland
Eh' Morgenröten noch die Wolken säumen.

Beladen ist sie mit dem Schmerz der Nacht,
Mit tausend dunkelen Erinnerungen.
Mit tausend Seufzern schwerer Sehnsuchtspein,
Mit tausend Klagen, ungehört verklungen.

So wallt sie schweigsam übern Strom herauf.
Da brennt das rote Laub nicht auf den Mauern,
Da stehn die lichten Weiden stumpf und dumpf,
Und durch die Erlen läuft Gespensterschauern.

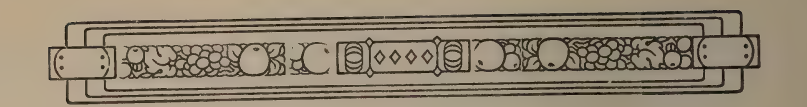
Weh' dem, der jetzt mit der Vergängnis ringt!
Die graue Stunde ist dem Tod verschworen!
Sie trägt die schweren Schlüssel in der Hand,
Die Schlüssel zu des stillen Landes Toren.

Sie winkt und ruft der Menschenseele zu,
In schmalem Kahn auf dunklem Strom zu gleiten,
Die graue Stunde, die am Grenzstein harrt
Der Erdenwelt und goldner Ewigkeiten.

Trauer.

Was war mein Leben?
Ein Gemisch von wilden Blumen
In zerbrochenen Vasen.
Ein Gang über grünen Rasen
Und Flächen mit verdorrten Krumen.
Ein eilig fiebrisches Tasten
Nach Händen, die sich mir entwanden
Ein vergebliches Landen,
Ein vergebliches Suchen und Hasten.
Ein kindisches Buchstabieren
In geheimnisvollen Lettern,
Ein Harren an geschloßnen Türen,
An steilen Mauern ein Klettern.
Eine tiefe Sehnsucht nach Reinem, Großem,
Nach starkem Werke und Vollenden,
Nach stolzen Flammen und Bränden,
Nach makellosen, weißen Rosen.





Paul Kellers „Sohn der Hagar“.

Von Johannes Eckardt.

Es sind vor allem zwei Merkmale, die das gottbegnadete Schaffen Paul Kellers kennzeichnen: die Liebe zur Heimat und die Liebe zum Kinde, zwei Merkmale, die auch unser Zeitalter vielfach für sich in Anspruch nimmt. Dieser moderne Zug in der Dichtung des schlesischen Sängers brachte Paul Keller uns so innig nahe, daß seine Werke schon Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind.

Paul Keller ist aber nicht ein Moderner, der dem Geschmacke des Tages frönt, der seine Heimatkunst zum Dilettantismus herabzerrt, nein: Paul Kellers Schaffen ist Höhenkunst, ist die Verwirklichung jener gesunden Ideen, mit denen die Neuromantik den kranken Naturalismus, Symbolismus und all die anderen ungesunden Ismen dekadenter Künstelei vernichten will.

In diesem literarischen Zusammenhange betrachtet, ist seine schlesische Dorfgeschichte „Der Sohn der Hagar“ eines der stärksten, künstlerisch vollendetsten Werke der aufblühenden Neuromantik.

Ein herumgestoßenes Kind, dem die Erde kein Heimatrecht zugestehen will, das überall als überzählig betrachtet wird, — findet sein Glück, seinen Frieden endlich im Trostworte des Heilandes: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ —

Dieses tiefe, schöne Problem führt Paul Keller in dramatisch bewegter, einheitlicher Handlung mit psychologischer Feinheit und scharfer Charakteristik durch.

Und dieses Bild aus der Leidensgeschichte der Menschheit spiegelt sich in dem klaren Kristall der großen Heimatkunst Paul Kellers wieder.

So schuf er wahre Höhenkunst.

Die bald humorvollen, bald tieftraurigen Einzelzüge im ländlichen Bilde, — das mit frischer Farbe, inniger Liebe gezeichnete Schlesien, — der biedere, frohe heimatliche Menschenschlag mit all seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinem wohlklingenden Dialekte, — das ist alles so organisch mit der tragischen Haupthandlung verwoben, daß im „Sohn der Hagar“ eine einheitlich gestaltete, künstlerisch im Aufbau und in der Formengebung vollendete schle-

sische Dorfgeschichte entstanden ist, die in der modernen Literatur einen Markstein, einen lauten Mahnruf zu höherer Kunst bedeutet.

* * *

[Mit der gütigen Erlaubnis des Dichters und der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München bringen wir folgende „Szene in der Pappelallee" zum Abdruck, die in ihrer einzig schönen Wiedergabe als Beispiel hingestellt zu werden verdient für jene „Dichter", die einen Fall wie den Lores ohne die häßlichsten, abstoßendsten Schilderungen nicht darstellen zu können glauben. Zum besseren Verständnis sei bemerkt: Robert Winter und Lore sind im Hause Hartmanns Dienstleute. Lore hatte Roberts tiefe Liebe zurückgewiesen und sich an einen Herrn aus der Stadt gehängt.]

Siehe, die Kränze welken alle. Wenn ein König einzieht durchs geschmückte Tor, sind die Rosen schon welk, und wenn das kurze Fest aus ist, fallen sie auf den Schutt. Die Dichter hängen grüne Lorbeerkränze in ihre Stube. Aber gar bald spielt der leise Windhauch, der durch geöffnete Fenster dringt, mit dürren Blättern, und so dürr wurde auch die grüne Begeisterung des Abends, an dem der Dichter den Kranz bekam. An Altären und Kirchenmauern welken die Kränze, und von den Gräbern verweht sie am Ende der Wind wie trockene Spreu. Und selbst in den Kinderhänden sind die Kränze nicht bleibend; im kühlen Abendrot frieren sie auf verlassenen Spielplätzen.

Das ist Blumen- und Menschengeschick.

Aber die Menschen trauern nicht lange um schnell vergängliche Blüten. Sie suchen einen neuen Garten, einen neuen Anger und wieder einen neuen Kranz.

Der eine aber ist nur einmal grün.

Den flicht Gott selbst mit seinen heiligen Händen aus zarten Blättlein und weißen Blüten, die er im stillen, umhegten Winkel seines Paradieses pflückt, und legt ihn dem Menschenkinde, das in die Welt reist, um die Stirn.

In stillen Stunden sieht der Mensch den von Gott gewundenen Kranz auf der Stirn des Kindes, wenn es lächelnd und rosig im Bettlein schläft.

Der Kinderfreund sieht ihn, der an einem Spielplatze stehen bleibt, wenn die Locken der jauchzenden Mädchen sich lösen, die Hüte von den Köpfchen gefallen, die bunten Schleifen verloren

gegangen sind, sieht den grünen Kranz mit den weißen Blüten fest auf den kinderseligen Häuptern ruhen.

Der Jüngling sieht ihn und atmet beglückt seinen Duft, wenn er sich gläubig und vertrauend zum ersten Kuß auf die weiße Stirn der Geliebten neigt.

Die arme alte Jungfer fühlt ihn wie eine Krone und beugt sich lächelnd zu ihrer bescheidenen Arbeit, wie ein heimlich Königskind, das dient.

Die Nonne sieht ihn, wenn sie Totenwache hält, bei der Schwester, die mit weißem Gesicht in der schwarzen Truhe liegt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diesen Kranz hatte Lore nicht mehr.

So manch einer wird er gestohlen.

So vielen reißt ihn der rauhe Sturm des Lebens vom Kopf.

So manchen verwelkt er unter der Glut der klopfenden Adern.

So viele, viele verlieren ihn um nichts, weil sie ihn nicht kennen, denn wenn sie ihn wirklich kennten, gäben sie ihn nicht her.

Und einige vertändeln ihn.

Lore hatte ihn vertändelt.

Nun fuhr der Winterwind über ihren bloßen Kopf, und sie fror.

Nun wartete sie wie alle, daß er, der sie beraubt, kommen und sie schützen würde gegen den Frost, ihren Scheitel nicht leer lassen, sondern ihr aus friedlichen Palmenzweigen eine Frauen- und Mutterkrone flechten würde. —

Eine qualvolle, schlaflose Silvesternacht verging.

Am Morgen harrte Lore auf einen tröstenden Brief. Aber sie bekam nur eine Karte, darauf stand mit bunten Buchstaben gedruckt:

„Die besten Wünsche zum neuen Jahre!“ — —

Es war im Februar. Die Luft war feucht und frühlingswarm. Der Himmel hing voll Regen. Der Abend brach an.

Die Lore ging langsam durch die Pappelallee, die von der Stadt herkam. Zweimal blieb sie stehen, wandte sich um und ging ein paar Schritte zurück auf die Stadt zu.

Ach, es war zwecklos. Er war doch nicht zu Hause. Fünfmal war sie in seiner Wohnung gewesen. Ganz vergebens.

Hatte er es geahnt, daß sie kommen würde, war er absichtlich fortgegangen?

Nach Teichau kam er nicht mehr.

Zum Sterben müde setzte sich das Mädchen auf einen Straßenstein.

Sie zog einen zerknitterten Brief aus der Tasche und las wieder die eine Stelle:

„Um zu heiraten, ist mein Gehalt noch zu klein; wir müßten uns zu sehr einschränken. Später, wenn ich mehr Einkommen habe, werde ich dich heiraten. Unterdessen mußt du sehen, wie es sich einrichten läßt!"

Da faßte das Mädchen der alte Trotz, sie ballte die Hände, und mit zornerfüllter Stimme sagte sie: „Lump! Lump! Lump! Und gerade du!"

Aber die Müdigkeit kam wieder, die schwere, furchtbare Angst. Ihr Gesicht wurde weißgrau wie das Restchen Schnee am Wegrand, und sie glitt vom Steine auf den Boden und wußte nichts mehr.

So lag zweifaches, junges Leben einsam auf der Straße auf feuchter Erde in herandämmernder Nacht.

Der Wind wurde kalt. Es war zu zeitig zu knospendem Lenz. Der Wind wurde todesscharf. Und er drückte Lores blonde Locken in den Schmutz.

Die Pappeln ächzten und schüttelten die Köpfe, als entsetzten sie sich nach alter Weiber Art über das sündige Kind.

Arme, dumme Lore, wenn du gewartet hättest, bis dein Frühling kam, lägst du mit deiner blühenden Hoffnung in prangenden Blumen.

Eine Lerche duckt sich am Wegrand. Sie hat sich betrügen lassen von der milden Luft, ist zu zeitig aus dem sicheren Süden zu ihrem kalten Neste gekommen, und nun sind in der Winternacht ihre Lieder erstorben, und sie wird erfrieren in ihrem kalten Nest und die glücklichen Lieder ihrer Schwestern nicht mehr hören.

Ein Strauch streckt seinen Zweig über das regungslose Mädchen. Dieser Zweig stand immer an der lustigen warmen Südseite. Er öffnete zu früh seine Knospen, und er allein wird leer und tot sein, wenn die anderen Zweige Blätter tragen. — —

Da kam die Straße entlang Robert Winter gefahren. Er hatte die Lore nach der Stadt gebracht und sie da verloren, hatte sie lange gesucht und endlich gehört, sie sei nach Hause gegangen.

In scharfem Trabe fuhr er die Straße entlang. Das eine Pferd bäumte auf, wurde scheu, sprang zur Seite. Ein Blick zeigte ihm eine menschliche Gestalt am Boden. Die Pferde gingen ihm durch. Weithin erst den Hügel hinauf brachte er sie zum Stehen.

Da ging er zurück und fand die Lore.

Zuerst schrie er auf und rief laut ihren Namen.

Dann kniete er sacht bei ihr nieder, schaute sie an . . .

Starrte ihr lange ins bleiche, veränderte Gesicht.

Wie schwere, aufgeregte Sturmzuckungen gingen wilde Gedanken durch seine Seele.

Er fand den Brief — las ein paar Worte. Da kam die Erkenntnis wie ein greller Blitz.

Er sah ihre kranzberaubte Stirn. —

Langsam stand er auf. Die Arme hingen ihm schlaff herab, die Brust sank zusammen, der Kopf fiel schwer nieder.

Es war still in ihm, wüst und öde, als er sah, daß junge Ehre im Schmutze lag und junges Glück verdarb.

Und er lehnte sich an den Stamm einer Pappel und schloß die Augen.

Er hörte den Baum ächzen, hörte, wie der Strauch am Wegrande wimmerte und wie ein Vogel sich aufhob mit müden Flügeln.

Dann wurde seine Stirne rot, und die Gedanken kehrten wieder.

Er wußte, daß es aus war mit allem Hoffen und Bangen. Und über das nächtliche Feld schlich die Verzweiflung an ihn heran, stechender Schmerz und tobender Zorn.

Stürz' dich auf sie, rüttle sie wach, ziehe sie zu Gericht!

Wieder stand er vor ihr, ächzend, bebend, rasend. Aber als er sie wachrütteln, sie auftoben wollte mit seiner beleidigten, verratenen Liebe, war es ihm, als sei plötzlich jemand hinter ihn getreten.

Eine Frau. Seine Mutter, die nach ihrem Fall verstoßen, an einem Wegrand zu grunde ging.

Die faßte ihn an den geballten Händen und legte den Kopf auf seine zuckende Schulter und sprach mit fremder Stimme:

„Tue ihr nichts zuleide! Siehe, so lag auch ich am Boden, als du noch schliefest vor dem ersten Morgenhauch deines Lebens!

„So lag auch ich in Nacht und Not. Nun bin ich weit. Aber ich kenne den, der mich begnadigt hat, der gesagt hat: ‚Ihr werden viele Sünden vergeben werden, weil sie viel geliebt hat.‘ Tue dieser nichts zuleide!“

Da preßte Robert Winter die Hände vors Gesicht und weinte, und seine warmen Tränen fielen auf Lores Füße. Dann hob er ihren Kopf hoch und streichelte ihre Wangen.

Da kam sie zu sich.

Sie sah ihn mit großen, furchtsamen Augen an, und in halber Bewußtlosigkeit sagte sie:

„Schlage mich nicht! schlage mich nicht!“

Da küßte er sie auf die kranzberaubte Stirne und richtete sie auf. Er kniete neben ihr und putzte den Schmutz von ihren Kleidern und reichte ihr den Brief. Sie stand regungslos wie in schwerem Traum.

Dann legte er sachte den Arm um sie und sagte:

„Lore, fürchte dich nicht, ich werde dir helfen!“

Und hatte mit diesen Worten Vieles und Schweres gesagt.

Sie ging langsam, schweigend neben ihm hin. Endlich sagte sie:

„Er ist schlecht zu mir.“

Er wußte, wen sie meinte, und entgegnete ihr:

„Diese sind alle schlecht.“

So erreichten sie das Gefährt, das dunkel am Wege stand. Es war finster geworden, die Pferde zitterten und froren.

Da schauerte Lore in sich zusammen.

„Ich will nicht heim! Ich fürchte mich vor der Tante!“

Er redete ihr zu, aber sie wollte nicht in den Wagen.

So ergriff er die Zügel und ging langsam mit ihr neben dem Wagen her.

Der schwarze Karren zog den schwarzen Weg entlang, als würde darin eine tote Zukunft zu Grabe gefahren.

Im Dorfe nötigte er sie in das Gefährt.

Vor dem Hause wartete sie, bis er die Pferde in den Stall geführt hatte, dann trat sie mit ihm in die Küche.

Und beide waren leichenblaß.



Aphorismen.

Von M. Herbert.

Schreibe nichts, dessen Wahrheit du nicht erprobtest.

Beschreibe nichts, das du nicht durch und durch kennst.

Hänge nicht den Mantel eines schönen Wortes um eine tote Sache.

Galvanisiere keine Leichen.

Ziehe unter allen Umständen die Schlichtheit der Effekthascherei vor.





Literarische Umschau.

Von Richard v. Kralik.

Zehntes Stück.

So hat denn nun endlich — nach einem vollen Jahr des Verschweigens — auch „Hochland“ von der wachsenden Gralbewegung Notiz nehmen wollen, allerdings noch immer mit Umgehung aller Namen. Es gibt zu, daß in bemerkenswerter Weise ein Thema zur öffentlichen Diskussion gestellt ist, das schon längst zur unzweideutigen Aussprache drängte. Es gibt zu, daß hier eine grundsätzliche und in ihren Folgerungen unendlich weittragende Streitfrage vorliegt: „Die Erörterung ist jetzt, was man nur begrüßen kann, einmal im Flusse, und sie wird, wenn sie nur von beiden Seiten loyal geführt wird, zum Segen der katholischen Literaturbewegung ausschlagen, die klarer Situation dringend bedarf.“

Wohlan, dieser Aufforderung zur Diskussion dürfen wir uns nicht entziehen. Es gilt, ganz richtig bemerkt, den Segen der katholischen Literatur. Ein hohes Ziel! Ich füge hinzu: Es gilt die Zukunft der nationalen Literatur.

„Hochland“ eignet sich das Programm Mumbauers an, von dem ich an anderer Stelle schon nachgewiesen habe, daß es die gerade Umkehrung des einzig richtigen und möglichen Programms ist. Oder besser gesagt, nicht ich, sondern die Gesamtheit des maßgebenden deutschen Katholizismus hat einstimmig für mich Zeugnis abgelegt.

Es handelt sich hier aber nicht etwa um zwei Programme, die man gegeneinander abwägen kann, wie es z. B. gegenüber dem katholischen Programm das protestantische, liberale, materialistische, nietzschesche, pantheistische, sozialdemokratische usw. ist, sondern es handelt sich um einen sämtlichen möglichen Programmen gegenüberstehenden logischen Widerspruch. Wenn „Hochland“ die Streitfrage stellt, „ob wir Katholiken uns in der Betätigung weltlicher Kultur konfessionell abschließen oder — unter völliger Wahrung unserer Weltanschauung unbefangen in das allgemeine nationale Kulturringen eintreten sollen“, dann gibt es nur folgendes Dilemma: Wir haben entweder unsere katholische Weltanschauung im unbefangenen allgemeinen nationalen Kulturringen ebenso konsequent auszuwirken wie die Protestanten, wie die Freidenker, wie die Liberalen, wie die Materialisten, wie die Sozialdemokraten ihre Weltanschauungen im allgemeinen nationalen

Kulturringen unbefangen, aber rücksichtslos, ihrer vollen Überzeugung gemäß, in eigenen Vereinen, Zeitungen und Zeitschriften auswirken. Das ist denn auch unser Gralprogramm. Oder wir verzichten auf jede konfessionelle Organisation außerhalb der Kirche, auf die Gründung eigener konfessioneller Vereine, Zeitungen und Zeitschriften, wir arbeiten unbefangen an nichtkonfessionellen, nichtkatholischen, selbst antikatholischen Vereinen, Zeitungen und Zeitschriften mit — unter völliger Wahrung unserer Weltanschauung, d. h. indem wir, ohne gerade unsern Katholizismus aufdringlich zu betonen, selber nichts Unmoralisches und Undogmatisches schreiben und reden, und indem wir als Abonnenten und Mitglieder in das, was etwa Unsittliches und Undogmatisches gesprochen oder gedruckt wird, nicht einstimmen — natürlich so stillschweigend wie möglich, um das unbefangene, allgemeine nationale Kulturringen nicht zu stören. Das wäre freilich ein Programm der Waschlappigkeit, es würde jeder anderen Partei im Staat und in der Nation das Recht zusprechen, sich auszuwirken und dabei die Katholiken mit Fußtritten aus der Arena zu jagen. Das ist nicht mein Programm, auch nicht das Programm „Hochlands", aber ich würde es verstehen, wenn es etwa einer vertreten wollte. Es ist wenigstens logisch denkbar.

Völlig unlogisch aber ist es, eine konfessionelle Abschließung der Katholiken in der Betätigung weltlicher Kultur zu perhorreszieren und dann doch Vereine mit weltlicher Kulturtendenz oder Zeitschriften wie „Hochland" für Katholiken zu gründen, denen man den Katholizismus so wenig wie möglich anmerken soll.

Wozu in aller Welt gründen denn dann die Gegner konfessioneller Abschließung katholische Zeitschriften und dergleichen? Etwa um das katholische Publikum doch mit etwas anderem als mit dem Katechismus bekannt zu machen? Als ob das nicht jede andere Zeitschrift und Buchhandlung besorgen könnte! Warum läßt man denn dies katholische Publikum nicht auch „unbefangen in das allgemeine nationale Kulturringen eintreten unter völliger Wahrung seiner Weltanschauung?" Warum gängelt man denn dies katholische Publikum und verwahrt sich vor konfessioneller Gängelung? Man müßte dem Publikum und den Autoren konsequent sagen: Ihr sollt nicht konfessionelle Zeitschriften lesen und in sie schreiben, um euch nicht dem allgemeinen nationalen Kulturringen zu entziehen! Katholiken dürft und braucht ihr nur in der Kirche und im Bett, nämlich im Totenbett, zu sein.

Unser Lehrer am Gymnasium gab uns einmal, als wir schwankten, ob wir im Griechischen den starken oder den schwachen Aorist anwenden sollten, den humoristischen Rat, den starken zu nehmen, aber so schwach wie möglich. Das ist, um dies Beispiel auch Nichtgriechen verständlich zu machen, etwa so, wie wenn man einem zweifelnden Schüler raten wollte, vom Zeitwort „fragen" das starke Präteritum

zu bilden, aber so schwach wie möglich. Dies ist aber ebenso unmöglich wie das Programm „Hochlands“. Man kann nicht zugleich „frug“ und „fragte“ schreiben, man kann nicht eine katholische Revue ohne konfessionelle Determiniertheit denken.

Es ist allerdings vielleicht eine günstigere Auslegung denkbar. So sagte mir jüngst ein junger Theologe, man halte in seiner Fakultät sowohl „Gral“ wie „Hochland“; das Programm des „Gral“ gelte ihnen wohl als das höhere, endgültige, das Programm „Hochlands“ als dessen einstweilige Vorbereitung. Diese Auffassung ist sehr ehrenvoll für den „Gral“, und sie wäre auch annehmbar, wenn ihr Hochland nicht ausdrücklich widersprechen wollte. So aber muß ich leider sagen, daß „Hochland“ kaum die Vorbereitung für den „Gral“ ist, sondern die Station der Gleichgültigkeit, der Zurückhaltung und des Hinhaltens auf dem Wege zur entschiedenen Gegnerschaft.

Ich habe einmal Karl Muth brieflich mit Napoleon verglichen. Ein übertriebener, aber gewiß nicht unschmeichelhafter Vergleich. So hat es Muth wohl verstanden, ausgezeichnete Mitarbeiter ersten Ranges zu gewinnen, aber er vermag sie leider nicht fruchtbar zu machen für das große Ziel der katholischen, oder wie ich mit gleichem Nachdruck sage, der nationalen Literatur. Und ebenso wie Napoleon trotz der Genialität seines Auftretens, trotz der suggestiven Gewalt seiner Persönlichkeit, trotz seiner glänzenden organisatorischen Begabung, trotz seiner blendenden Siege jenes Reich, das er von der Republik groß und gefürchtet übernommen hatte, bei seinem Abtreten klein und gedemütigt zurückließ und für immerdar erschöpft, ebenso fürchte ich, daß Muths angespannte und staunenswerte Tätigkeit die katholische Literatur und mit ihr ein Stück nationaler Literatur auf diesem Wege nur verkleinert, verdemütigt, entmutigt, erschöpft oder wenigstens verwirrt. Napoleon hat nur durch seinen Eigensinn seinen Ruhm begraben. Durch keinen andern Feind. Niemand sonst hetzt denn auch gegen „Hochland“, niemand verdächtigt es, niemand denunziert es, niemand will, kann und wird es stürzen — als etwa der eigene Sinn seines Leiters. Sein Sturz wäre aber ein Unglück für die katholische Literatur, ein Unglück auch für den „Gral“. Denn der „Gral“ kann und will ebensowenig eine Revue im Stile „Hochlands“ werden, wie er eine „Gottesminne“ werden will und kann. Dazu haben wir als schaffende Autoren weder Lust noch Zeit. Darum verlangen gerade wir als Autoren eine Erhebung „Hochlands“, wie wir eine Erneuerung der „Gottesminne“ wünschen, aber nicht durch dürftige Unterbietung des Gralprogramms, sondern durch dessen Überbietung. Glück auf zu einer solchen Konkurrenz, in der wir uns gerne besiegen lassen! Dies ist aber auch die einzige Möglichkeit, uns zu überwinden.

* * *

Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. hat am 12. November in Berlin einen Vortrag gehalten über die Stellung der Katholiken im

deutschen Kulturleben, worüber ein ausführlicher Bericht in der „Germania“ vorliegt. Er referiert Eichendorffs Meinung, der will, daß man in der katholischen Literatur überall nur katholische Luft atme, Fremdes und Untaugliches darzustellen vermeide, er billigt aber mehr Stifters übrigens nicht widersprechende Ansicht, daß die Kunst nicht nur den katholischen Standpunkt vorführe, sondern daß sie das Leben der gesamten Menschheit künstlerisch fasse. Er meint, daß mit Ausnahme der ältesten Zeit die Literaturentwicklung viel mehr von der kulturellen Entwicklung des deutschen Volks abhing als von der Religion und den Konfessionen. Er gibt aber doch zu, daß die Reformation und dann das junge Deutschland durch ihre Angriffe die religiöse Polemik entfachten, er gibt zu, daß mit der Würdigung der katholischen Dichter der Romantik die nichtkatholischen Kreise weniger zögerten als die katholischen. Aber dennoch soll die Literatur auch heute eine nationale Angelegenheit sein, nicht eine religiöse und konfessionelle. Das *nationale* Band sei es, das eine Literatur zusammenschließt und sie damit von allen anderen Literaturen scheidet, „das *nationale*, sage ich, also muß ich weiter sagen, nicht das *konfessionelle*“. Darum fühle sich jeder von uns einem Schiller und Goethe innerlich unbedingt näher verwandt als einem Dante und Calderon, weil da eben das gemeinsame Fühlen des nationalen Charakters fehle. —

Ich erlaube mir hier eine kurze Unterbrechung. Kennt der Vortragende außer dem von niemand mehr als von mir hervorgehobenen nationalen Charakter der deutschen Literatur (siehe z. B. mein „Deutsches Götter- und Heldenbuch“) nicht die lateinischen, griechischen, französischen, italienischen, spanischen, englischen, persischen, indischen und andern orientalischen Einflüsse, von der Bibel und dem Christentum nicht zu reden, bis auf die allerneueste Zeit? Gab es in der Zeit der Kreuzzüge, der Mystik, des Humanismus, der Reformation, des Dreißigjährigen Kriegs, der Aufklärung usw. gar keine religiösen, keine konfessionellen Anregungen mehr für die Literatur? Haben sich Goethe und Schiller ganz und gar als nationale Dichter gegen eine „Weltliteratur“ abgeschlossen? Ist die deutsche Lyrik und Epik des Mittelalters, die Literatur des 17. Jahrhunderts, des 18. Jahrhunderts, sind die neuesten von auswärts importierten Richtungen des Naturalismus, Symbolismus, Dekadetismus usw. denkbar ohne einen internationalen Zusammenhang? Ist die deutsche Nationalliteratur zu beschreiben ohne Kenntnis der Literaturen aller dieser anregenden Völker? Hat sich die rühmlichst zu nennende „Calderongesellschaft“ in München, der der Vortragende nahesteht, Goethen oder Hans Sachsen näher gefühlt und lieber nach diesen gewiß hochzuschätzenden nationalen Dichtern nennen wollen? Hat nicht Richard Wagner, der nationalste neuere Dichter, Calderon über alles andere, auch über Shakespeare gestellt (in den Briefen an Liszt) und sich ihm am nächsten

gefühlt? Hat man nicht in der Shakespearegesellschaft selber neulich sich darüber gewundert, daß der Romane Dante mehr interessiert als der Germane Shakespeare, und zwar im ganzen deutschen Publikum, nicht nur im katholischen? Haben sich nicht gerade wieder in neuester Zeit alle literarischen Kreise des deutschen Volkes dem italienischen Genius des heiligen Franz von Assisi „innerlich unbedingt näher gefühlt“ als manchem angeblich Nationalen und dabei das „gemeinsame Fühlen des nationalen Charakters“ durchaus nicht vermißt?

Aber hören wir den Vortragenden weiter an. „Gewiß glauben wir Katholiken in den Seelenkämpfen des Lebens manchmal den Weg zeigen zu können, der aus dem Elend zur Heilung führt; wenn wir zu dem Zwecke aber eine besondere katholische Literatur einrichteten, würden wir ebensowenig erreichen wie etwa ein katholischer Sonderreichstag.“ — Gewiß. Aber darf man innerhalb des nationalen Literaturreichstags keine unverwaschenen Grundsätze aufstellen und diese zu lebendiger Parteienbildung im allgemeinen nationalen Interesse durchzusetzen suchen? Gibt es denn im politischen Reichstag etwa nur eine einzige nationale Partei, und ist alles antinational, was sich nicht den Namen einer nationalen Fraktion beilegt? Ich habe schon in einem der ersten Hefte des Grals erklärt, daß wir ebensowenig eine konfessionelle Partei sind wie das Zentrum oder wie die christlich-sozialen, die konservativen Parteien. Aber wir vom Gral sind ebenso wie manche politischen Parteien überzeugt, daß unsere rein sachlichen, rein ästhetischen, rein nationalen Grundsätze mit den ewigen Grundsätzen der Offenbarung und der Wahrheit mehr übereinstimmen als mit irgend anderen.

Im weiteren konstatiert der Vortragende, daß bei uns Katholiken den tüchtigen Führern eine kompakte Armee fehle. „Bisher haben wir auf das Literaturleben zu viel von unsern politischen Erfahrungen übertragen, insbesondere den allzu engen Zusammenschluß — den engen tadle ich nicht —, jenen, der alles abweist, was nicht bis ins kleinste zu uns stimmt.“ — „In der Politik ist es meist wahr, daß wir auf falschem Wege sind, wenn uns der Gegner lobt, aber in der Literatur stehen wir uns nicht als Gegner gegenüber, sondern als Mit- und Gleichstrebende, nebeneinander nach großen Zielen Ringende.“

Das ist sehr optimistisch und unhistorisch ausgedrückt. Standen sich nicht schon die verschiedenen Parteien der Minnesänger, der mittelalterlichen Epiker, dann die der Gotschedianer und Schweizer, die Klassiker, Nikolai und Kotzebue, Voß und die Romantiker usw. als Gegner bis zur äußersten Erbitterung gegenüber, um nur von nichtkonfessionellen Parteiungen zu reden? Gewiß, alle diese Ringkämpfe kamen schließlich der Nationalliteratur zugute. Aber sie mußten mit aller Entschiedenheit, mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit und ihrer Überzeugung durchgekämpft und durchgerungen werden. Es

wäre unmännlich und verräterisch, wenn wir uns jetzt aus feigen Rücksichten um diesen Kampf herumdrücken wollten. Es ist auch nicht wahr, daß wir Katholiken uns in einen Schmollwinkel stellen, hinter der Gralburg verschanzen, nein, wir freuen uns gar sehr an kühnen Eroberungsfahrten und meiden durchaus nicht ein Zusammentreffen, mit wem es auch sei. Nicht wir sind es, die sich verkriechen und ihr Banner verstecken, ihr Pfund vergraben, das sind im Gegenteil jene Katholiken mit dem Katholizismus in der zugeknöpften Tasche.

Der Vortragende meint schließlich wohl, der katholische Standpunkt biete ja eine feste und solide Grundlage für die Literatur; aber er sei dies nicht mit der Ausschließlichkeit, wie der „Gral" es bedeute (?). Die erste Grundlage bleibe die nationale. Und endlich der sonderbare Satz: „An der Kirche liegt es niemals, wenn sie ein Ziel nicht erreicht, sondern nur an den Menschen, die augenblicklich die Leitung und damit die Verantwortung haben." Deutet der Vortragende damit an, daß der ihm fehlerhaft scheinende Standpunkt des Grals auch von verantwortungsvolleren leitenden allzumenschlichen Autoritäten leider geteilt werde? —

Versuchen wir es nun, die Absichten des Vortragenden zu verstehen. Als vor einigen Jahren katholische Kritiker, die weder zu den „Schöpfern" gehörten noch eine erschöpfende Übersicht über die Literatur hatten, die Inferiorität der Katholiken beklagten, da versuchte man sogleich Abhilfe zu schaffen. Die zu negative Abhilfe der „Warte", die gewiß ihre Verdienste hatte, weshalb ich selber auch gerne mit zu ihren Mitarbeitern zählte, versagte. Da kam der „Gral" und wollte seinen guten Willen zur Hebung der katholischen Inferiorität bekunden. Nun heißt es aber auf einmal, man darf ja gar keine katholische Literatur wollen. Nun heißt es, die katholische Literatur soll nicht nur inferior sein, sondern es bleiben, sie soll überhaupt als solche verschwinden und für immer auf jede Eroberung verzichten.

Wenn ein katholischer Ordensmann uns katholischen Laien solches sagt mit der ganzen Autorität seines Standes, mit dem uns alle ergreifenden Nimbus seines für die ganze katholische und auch für die ganze nationale Kultur so glänzenden, so bahnbrechenden Ordens, so geziemt es uns, diesem Sohne des heiligen Franziskus von Assisi mit aller gebührenden Ehrfurcht zu lauschen, da wir nicht zweifeln, daß er gewissermaßen im Geiste des seraphinischen Heiligen, den die ganze deutsche Nation liebt, und im Sinne des auch noch gegenwärtig herrlich blühenden Ordens zu uns sprechen will. Wir beugen uns nicht vor dem Kritiker und Gelehrten, wir beugen uns dem Priester, dem ganzen Orden mit seiner ganzen Autorität. Aber studieren wir darum auch den folgerichtigen kritischen Gang seines für uns so wichtigen Auftretens.

P. Expeditus Schmidt hat als Doktorarbeit eine vortreffliche

Spezialuntersuchung veröffentlicht über die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas im 16. Jahrhundert, das bekanntlich ganz auf humanistischen, klassischen, italienischen Vorbildern beruhte. Hoffentlich wird sich noch eine große Reihe selbständiger gelehrter Werke aus seiner Hand dieser Seminararbeit anschließen. Aber der Autor ist kein bloß der Vergangenheit zugewandter Pedant, er hat ein offenes Auge für die Gegenwart, und seine Gerechtigkeit ist so groß, daß er bei seiner Kritik seine religiösen, konfessionellen, ordensgemäßen Anschauungen nur mit der größten Mäßigung geltend macht. Meines Erinnerns hat er seinen konfessionellen Standpunkt nur ein einziges Mal ohne diese Mäßigung in den Dienst seines ästhetischen Geschmacks und seiner kritischen Urteilskraft gestellt, damals nämlich, als wirklich Gefahr vorhanden war, daß ein neuer, junger Dante, ein deutscher, katholischer Dichter von glühender Phantasie, unbestrittener Genialität und neuschöpferischer Originalität in der Tat im ersten Anlauf die katholische Literatur aus ihrer Inferiorität befreite. Ich meine natürlich Lorenz Krapp. Der Kritiker faßte bei dieser Gelegenheit all das religiöse Pathos, das er bisher mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung und energischer Konsequenz allem Unkatholischen gegenüber unterdrückt hatte, auf einmal zusammen, um den Dichter, der es wagte, nicht nur katholisch, sondern sieghaft zu sein, der ästhetischen und moralischen Vernichtung zu übergeben. Diese Kritik war ganz danach angetan, dem jungen katholischen Dichter für immer nicht nur, wie sie sollte, alle katholische Literatur, sondern auch allen Katholizismus zu verekeln. Aber mit frommen Starkmut erhob sich doch der Dichter, tapfer von P. Ansgar Pöllmann und M. Herbert unterstützt, und ließ sich seine Ideale nicht verekeln. Allerdings kann niemand wissen, wie tief die Wunde der Kritik dennoch saß und ob nicht in der Tat die hoffnungsvollste Blüte der jungen katholischen Literatur dadurch in einer nicht mehr gutzumachenden Weise so weit geschädigt wurde, als die Negation eben schädigen kann. Ich zweifle nicht, daß Pater Schmidt das, was uns andern als eine schwere Schädigung der Literatur und der Religion erscheint, in der überlegenen Überzeugung tat, der reinen Literatur und der reinen, von „verantwortungsvollen Menschen“ nicht mißleiteten Kirche zu nützen. Wir müssen diese über so viele Rücksichten hinüberschreitende große Gesinnung anstaunen, aber es wird uns erlaubt sein, über diesen ungescheut fortgesetzten Feldzug gegen alles Katholische von seiten berufener Katholiken zu trauern mit der ganzen Trauer von deutschen Katholiken, die bei dem Ringen um die höchsten Ziele der nationalen Literatur ihre katholischen Prinzipien denn doch nicht für ein Hemmnis oder für einen Makel halten und die, indem sie sich der realen Leitung der Kirche vorbehaltlos anvertrauen, auch gerade dadurch die höchsten nationalen Pflichten zu erfüllen glauben, zu erfüllen wissen.

Turnierplatz.

Eine Sisyphusarbeit.

Kurzweilig ist es gerade nicht, wenn man mit aller wünschenswerten Klarheit und Offenheit ein Programm zur freien Annahme oder Ablehnung hinstellt und nach neunundneunzigmaliger Klar- und Richtigstellung zum hundertstenmal Einwürfe hören muß, die sich nicht gegen dieses Programm, sondern gegen ein — ich sage nicht absichtlich, aber tatsächlich gefälschtes Zerrbild dieses Programms richten. Wenn man nicht wüßte, daß man Gegner vor sich hätte, die ganz gewiß im guten Glauben handeln, so müßte man sagen: Das ist keine ehrliche Kampfesweise!

Zu dieser Bemerkung veranlaßt mich ein Vortrag, den einer der unermüdlichsten Bekämpfer unseres Gralprogramms, der hochw. Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. jüngst in Berlin gehalten hat. Der Redner war vom „Komitee zur Abhaltung wissenschaftlicher Vorträge“ ersucht worden, in Vertretung des erkrankten Professors Dr. Schwering-Münster über „Die Stellung der Katholiken im deutschen Literaturleben“ zu sprechen.

Seine Ausführungen gipfelten in der Behauptung, daß die Literatur eine nationale Angelegenheit sei, nicht aber eine religiöse und konfessionelle, und daß es ein großer Fehler des „Gral“ sei, eine besondere katholische Literatur einrichten zu wollen.*) Die Ausführung dieses Grundgedankens wollen unsere Leser der „Germania“ Nr. 263, 1. und 2. Blatt, entnehmen.

Ich will so kurz als möglich darauf antworten:

Was unser lieber Freund und Gegner unter katholischer und protestantischer Literatur, die es angeblich niemals gegeben habe, versteht, haben wir nicht zu untersuchen. Wenn er uns treffen will, muß er den Ausdruck „katholische und protestantische Literatur“ so nehmen, wie wir ihn verstehen. Nun kann doch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß wir unter katholischer, protestantischer, alt- und neuheidnischer Literatur nichts anderes verstehen als den jeweiligen dichterisch-künstlerischen Ausdruck der Persönlichkeit, also auch

*) Diesen Fehler will Pater Schmidt in der neuen Zeitschrift, die er als Fortsetzung der „Gottesminne“ erscheinen lassen will, offenbar vermeiden. Trotzdem setzt er sich mit seiner eigenen Theorie in eklatanten Widerspruch, wenn er zugibt, daß diese neue Literaturzeitschrift (laut Verleger-Anzeige) wie die „Gottesminne“ in christlichem gläubigem Boden wurzeln soll. Er tut also als Redakteur ganz dasselbe, nur auf „breiterer Basis“, was er dem „Gral“ als größten Fehler anrechnet. Einen glänzenderen Beweis seiner Inkonsequenz konnte er nicht geben.

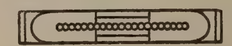
der Weltanschauung des Dichters, und in diesem Sinne kann kein vernünftiger Mensch daran zweifeln, daß es tatsächlich eine von protestantischen, jüdischen, heidnischen, antireligiösen und antisittlichen Ideen erzeugte, getragene und erfüllte Literatur gibt, jederzeit gegeben hat und so lange geben wird, als es Protestanten, Juden, Heiden und fanatische Anhänger der religiösen und sittlichen Anarchie geben wird. Nie wird man die Kunst erfinden, den Menschen vom Dichter völlig zu trennen oder den letzteren als reines Destillat unpersönlichster und allgemeinmenschlicher Reinkunst herauszubringen. Solange zwischen „Mensch“ und „Dichter“ keine völlige Scheidung möglich ist, so lange es auch eine Forderung wahrer Kunst bleibt, daß der Dichter in jedes Werk ein Stück seiner Persönlichkeit oder vielmehr seine ganze Persönlichkeit, also auch seine Weltanschauung, seine Religion, hineinlege: solange wird die Literatur der natürliche, ungesuchte und notwendige künstlerische Ausdruck der religiös-sittlichen und sozialen Zeitideen sein. Das lehrt die Erfahrung aller Zeiten und das lehrt ein Blick auf die moderne Literatur, die sowohl in ihren hervorstechendsten Erscheinungen als in ihrer Allgemeinheit doch unzweifelhaft ein Produkt der modernen Weltanschauung ist und diese mehr oder weniger klar widerspiegelt. Nun, und wenn der Dichter ein gläubiger Katholik ist — soll nur er allein seine katholische Persönlichkeit, seine Weltanschauung ängstlich aus der dichterischen Betätigung ausschalten, keine Befruchtung davon empfangen und annehmen, für sich allein der alten Wahrheit, daß die Literatur die Blüte und der Spiegel des gesamten geistigen Lebens sei, den Nachsatz zufügen: „Aber nur soweit es nicht katholisch ist?“

Wie von Herrn Pfarrer Mumbauer, so höre ich auch von Pater Exped. Schmidt ein deutliches energisches „Nein“ auf diese meine Frage — aber dann muß ich mit aller Entschiedenheit antworten: Warum schlägst du den Gral, der doch in keinem andern Sinne eine katholische Literatur will als in dem soeben zugestandenen? Und das wird unser Freund und Gegner doch auch nicht leugnen wollen, daß es für den Katholiken keine völlig autonomen, von der Herrschaft der Gebote Gottes, also von der Religion ganz unabhängigen Gebiete gibt, also auch keine von der Religion ganz unabhängige Literatur. Auch das wird er nicht leugnen können, daß ein Kunstwerk, das aus katholischem Geiste geboren und damit erfüllt ist, nicht schlechter, sondern im Gegenteil auch künstlerisch wertvoller sein muß als das formell gleichwertige, aber aus dem jämmerlich zerrissenen und

pessimistischen Geiste des modernen Unglaubens geborene. Wer das leugnen wollte, der müßte folgerichtig zugeben, daß die katholische Weltanschauung nicht die wahrste, vollkommenste, harmonischste und einheitlich geschlossenste — also die für künstlerische Gestaltung am meisten geeignete ist, sondern daß die anderen Weltanschauungen und Religionen ihr diesbezüglich gleichstehen, daß die katholische vor ihnen nichts voraus hat. Oder er muß sich auf den Standpunkt stellen, daß nur die Form die ausschließliche Trägerin der künstlerischen Qualitäten eines Werkes ist und daß der Stoff, die Idee ganz gleichgültig sind und mit der Kunst gar nichts zu schaffen haben. Es scheint, daß unser Partner ein wenig gar zu konservativ sich an dieses von den fortgeschrittensten Geistern im modernen Lager schon längst überwundene Evangelium des nacktesten Kunstmaterialismus noch ein wenig anklammert. Er scheint auch gar nicht zu merken, daß seine Unabhängigkeitserklärung der Kunst von der Religion sehr leicht mißverstanden werden kann, weil auch die modernen Ungläubigen eine solche Unabhängigkeit behaupten, und zwar als logische Konsequenz des alleräußersten Modernismus, der Gott, Übernatur und Jenseits als längst überwundene Begriffe betrachtet und die ausschließliche Diesseitigkeit und das schrankenlose Selbstbestimmungsrecht des Menschen als seine wichtigsten Errungenschaften proklamiert.

Über die Behauptung, daß die Literatur nur eine nationale, nicht eine religiöse und „konfessionelle“ Angelegenheit sei, schrieb ich an anderer Stelle: „Wenn das der Fall wäre, dann dürfte auch beim einzelnen Dichter nur die nationale, nicht aber die religiöse Gesinnung den dichterischen Ausdruck beeinflußen und bestimmen. Lindemann sagt ganz richtig: „Literatur ist die geistige Entwicklung der Völker . . . .“ Aber Herr P. Schmidt zitiert mit Unrecht dieses Wort für seine Auffassung, wenn er nicht die weitere Folge zieht: Religion und Religiöses gehört nicht zur geistigen Entwicklung der Völker. Kann er das? — Nein! Wenn also zur geistigen Entwicklung der Völker auch das religiöse Element gehört, so muß man uns beistimmen, wenn wir sagen: Literatur ist eine nationate, religiöse und kulturelle Angelegenheit. Für diese Auffassung spricht die Literatur aller Völker so laut und deutlich, daß es schade wäre, darüber noch ein Wort zu verlieren. Das religiöse Leben der Völker spiegelt sich zu klar in der Weltliteratur, von den alten Griechen, Juden uud Indern angefangen bis zu den heutigen Nietzscheanern und Ultra-Modernisten.“

Können wir unserem Gegner auf diesem Wege nicht folgen, so freuen wir uns um so mehr, ihn auf unseren Wegen einherwandeln zu sehen, wenn er die jüngst von der „Köln. Volksztg." empfohlene Unterscheidung zwischen ästhetischer und pädagogisch-moralischer Kritik sich aneignet. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, daran zu erinnern, daß ich vor zirka 4 Jahren in einem Aufsatze „Gesunde Rückständigkeit" (Kathol. Welt Nr. 1, 1904) diese Unterscheidung empfahl und deshalb von den Gesinnungsgenossen des hochw. Herrn P. Schmidt in der „Lit. Warte" schroff abgekanzelt wurde. Nun hätten wir uns also glücklich auf diesem Wege gefunden, und ich zweifle nicht, daß wir auch auf anderen Wegen uns noch finden werden. F. Eichert.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Theater und Religion. Daß selbst ein so tiefschürfender und dabei vorurteilsfreier Kritiker wie Dr. Karl Storck das wahre Wesen der religiösen Kunst und das Verhältnis zwischen Kunst und Religion nicht richtig erfaßt, ist eine wenig tröstliche, aber leicht verständliche Erscheinung, wenn man sieht, was für Begriffe er von Religion und Christentum hat. Das Christentum will eben, wie wahre Kunst, erlebt sein und niemand wird durch bloß rationalistisches Spekulieren zu seinem Verständnisse gelangen, ebensowenig wie er den vollen Begriff der Kunst durch das Studium ästhetischer Werke ausschöpfen wird.

Storck sagt im „Türmer" Seite 141: „Alle hohe Kunst geht auf dasselbe menschliche Bedürfnis zurück, das den Urgrund aller Religion bildet: Erhebung über die materielle Welt." Erhebung — ohne Ziel? Da drückt doch der heilige Augustin den „Urgrund" der Religion unvergleichlich schöner und klarer aus, wenn er sagt: „Unruhig ist mein Herz, bis es ruhet in Gott." Die Wege zur Erhebung, meint Storck, können aber verschiedene sein, namentlich wenn die Religion die Erhebung über die Materie durch Abtehr von der Welt oder Überwindung der Welt anstrebt. Denn die Kunst kann ihr Ziel nur durch Verklärung, Verschönerung, Erhöhung dieser Welt erreichen. Storck will auf diese Art sein folgendes Urteil, daß eine große religiöse Kunst auf dem Boden des heutigen Christentums nicht möglich sei, begründen. Aber Storck kennt das Christentum, wenigstens das katholische, schlecht, wenn er meint, die Kunst fordere Verklärung, das Christentum dagegen Flucht und Verdammung der Welt. Auch das Christentum will sein Ziel durch Erhöhung, Verklärung dieser Welt erreichen. Wenn

er das nicht glaubt, so lese er doch im Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius die goldenen Worte über das Ziel der geschaffenen Dinge: „Alles ist ... erschaffen, damit es dem Menschen zur Erreichung seines Zieles behilflich sei.“ Also keine Verwerfung der Welt als absolut schlecht, sondern nur richtiger Gebrauch der Dinge als Führer und Stufen zu Gott. Somit kein Widerspruch zwischen Kunst und Christentum, sondern vollkommenste Einheit! Beide, Kunst und Christentum, wollen — wie Storck zugesteht — erheben. Erhebung besteht aber in der Entfernung vom Niedrigen, erdwärts Ziehenden, und nur diese Welt des Niedrigen verwirft auch das Christentum, nur von ihr fordert es Abkehr! Wo bleibt da der Gegensatz?

Ebenso falsch ist die Behauptung Storcks, daß die Kirche der Kunst zu enge Schranken ziehe, da für die Kirche die einzige Lösung des Lebensproblems im Jenseits liege und sie folglich dem Künstler nur diesen einzigen Weg zur Lösung aller Probleme offen lasse, während die Kunst keine vornherein gegebene Lösung annehmen könne. Und das sagt ein Storck! Mit ganz demselben Recht und derselben Logik könnte man sagen: Auf dem Boden der Tatsache, daß jeder Mensch sterben muß, ist keine Kunst möglich, denn die Kunst braucht Bewegungsfreiheit und kann nicht die vornherein gegebene Lösung des Lebensproblems annehmen, daß jeder Mensch sterben muß! Wenn Storcks Behauptung richtig wäre, dann könnte wahre Kunst überhaupt nur in einem Volke erblühen, das an keine Fortdauer der menschlichen Seele glaubt, denn nicht nur für den kirchlichen Katholiken, sondern für jeden an die Unsterblichkeit der Seele glaubenden Menschen muß das wahre Ziel des Lebens im Jenseits liegen, denn die Ewigkeit wiegt doch schwerer als diese Spanne Zeitlichkeit!

Auf dieser falschen Grundlage fällt natürlich der Beweis Storcks, daß insbesondere auf dem Boden der christlichen Kirchen keine große Bühnenkunst möglich sei, in Nichts zusammen. Die Unfruchtbarkeit des christlichen Gedankens auf dem Boden des heutigen Bühnenwesens hat ganz andere Gründe, auf die wir einmal ausführlicher zurückkommen wollen.

K. Storck zitiert ferner einen Paragraphen der Statuten der Calderon-Gesellschaft, worin von einer „religiösen, d. h. im Dienste des Glaubens schaffenden Bühnenkunst die Rede ist. Er meint, das Schaffen „im Dienste des Glaubens“ schließe jene Naivität aus, die zum künstlerischen Schauen gehört. Darüber läßt sich ja streiten, je nachdem man das Wort auffaßt! Wir meinen aber, die Definition der religiösen Kunst als eine „im Dienste des Glaubens schaffende“ sei eine viel zu enge. Wenn ein vom katholischen lebendigen Glauben tief durchdrungener Künstler recht aus der Tiefe seiner Persönlichkeit heraus ein Werk schafft, so ist das ein Werk katholischer Kunst, weil eben das Tiefste der Künstlerpersönlichkeit, der Glaube oder wenn man das lieber hört, die Weltanschauung darin liegt. Daß

der Künstler dabei die Absicht habe, direkt im Dienste des Glaubens, zur Verteidigung des Glaubens zu schaffen, ist gar nicht notwendig. Diese unsere Auffassung vom Wesen der katholischen Kunst mögen sich doch endlich einmal unsere „modernen" Freunde hinter den Spiegel stecken, die gar nicht damit fertig werden, uns immer neue Narrenhäusleransichten über das Verhältnis der Kunst zur Religion anzudichten. E.

Wer ist ein Künstler? Diese Frage beantwortet Leopold Weber im „Kunstwart" (XXI, 1) zusammenfassend: „Ein Künstler ist, wer seine Gabe, dem Menschenwesen in Bild, Wort oder Ton Ausdruck zu geben, in tüchtigen Werken zusammenzufassen und auszubilden versteht; ein Künstler und Schöpfer im tiefsten Sinne aber wird der Ausdruckskünstler erst, der zugleich Lebenskünstler ist, d. h. wer nicht nur nach Vollendung des Ausdrucks, sondern auch nach Vollendung des Wesens strebt, dem er Ausdruck gibt. Gewiß, es bedeutet nichts Geringes, Empfindungen von der ursprünglichen Pracht und Schönheit, wie sie einen Mörike oder eine Droste-Hülshoff beseelten, künstlerisch zu gestalten ... Dennoch, haben sie dabei nicht unablässig gearbeitet, auch im Leben ihr Empfinden selber zu formen, wie die Erscheinung ihres Empfindens in der Kunst, so haben sie das tiefste schöpferische Vermögen der menschlichen Persönlichkeit nicht geübt und genossen." Weber meint, es würde nichts schaden, wenn den „Berufskünstlern" oder „Spezialisten in artibus" die Augen über den Abgrund geöffnet würden, der ihre Fertigkeit von wahrer Schaffenskunst scheidet. — Wir denken dabei an Bartels monumentalen Satz: „Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter."

Jetzt schwebt uns aber die Frage auf den Lippen: Was sagen unsere katholischen Verherrlicher moderner Schein- und Formkunst, unsere Verächter jener inneren Künstlerarbeit an der eigenen Seele, jener Selbstzucht und Selbstgestaltungskraft, die das Christentum von seinen Künstlern fordert, zu diesen kernigen Worten? Und wenn diese Worte wahr sind, was folgt daraus für unser Gralprogramm, für unsere Lehre von der immanenten Superiorität der katholischen Kunst, für jene Lehre, die man leider jetzt in den Narrenspruch verdreht: „Die katholische Gesinnung ersetzt euch die mangelnde Kunst; weil ihr katholisch seid, glaubt ihr Künstler zu sein!" Die Antwort liegt so nahe, daß wir nicht nötig haben, sie auszusprechen. Hg.

Moderne Vernüchterung. Da haben wir jüngst noch ein Wort im „Kunstwart" (XXI, 1, Katastrophen und Dichtkunst) gelesen, das uns zu denken gibt. Da wird gefragt, warum die furchtbaren Elementarkatastrophen und ihr Gefolge an menschlichem Opfermut und Heroismus nicht wie früher einen lebendigen Strom poetischer Literatur

auslösen, und die Antwort lautet: „Wir träumen eben nicht mehr. Wir, das Geschlecht der Zeitungsleser, haben nicht mehr die Möglichkeit, uns Katastrophen und ihre Folgen in Gedanken auszuschmücken und die Phantasie frei schalten und walten zu lassen, wie sie es muß, wenn sich etwas dichterisch Wahres aus dem Tatsächlichen entwickeln soll. Keine Dämmerung ... ruht auf den Stätten der Todesernte, kein mystischer Glaube an die Feindschaft der personifizierten Elemente ist uns erlaubt, sondern wir werden durch die Presse gezwungen, alles in grellem Tageslicht, in krasser Wirklichkeit zu sehen." Wer nur eine poetische Ader hat, muß die tiefe Wahrheit dieser Worte empfinden. Auch uns Katholiken wird ja aus dem eigenen Lager heraus „im Namen der Wissenschaft" vielfach die tiefste und höchste Poesie verekelt und vernüchtert. Wir erinnern nur an die „wissenschaftliche Durchforschung" der Heiligenleben, die alle lebenswarmen, duftigen, träumerischen Umrisse, an die sich wie von selbst der Zauber dichtender, schaffender Poesie anhängt, mit kalter Hand verwischt und nur die harten Linien nackter Nüchternheit übrigläßt, an denen sich die Phantasie tödlich erkältet. Ob das wirklich zur Wahrheit führt, wenn man mit Zirkel und Richtmaß ausmessen will, was ganz in die unergründlichen, nur der dichtenden Phantasie zugänglichen Tiefen der Ewigkeit hineinragt? F. E.

Karl May. Die Literaturgeschichte hat sich bisher mit Karl May, der unter allen lebenden deutschen Schriftstellern wohl der „meistgelesenste" ist, so wenig als möglich beschäftigt. Nun nimmt sich endlich Dr. Hugo Eick in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (Nr. 130) die Mühe, zu untersuchen, welchen Eigenschaften dieser Schriftsteller seine ungeheure Popularität verdankt. Denn, sagt Eick, „Millionen zählt die Gemeinde Karl Mays. In allen Weltgegenden sind seine Leser zu finden ... Unzählige junge Seelen stehen unter dem Banne seiner Werke; die kühnste Sehnsucht ihrer klopfenden Herzen ist es, diesen Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen ... Und auch die spröden Ohren vieler Erwachsener sind gefangen von diesem Zauberer ... der nach vernünftiger Tagesarbeit doch ihr Nachtlicht bis Mitternacht wach erhält ... Es ist nicht gut zu bezweifeln: der Name Karl May bedeutet heute eine Macht ..."

Die beispiellose Verbreitung der Werke Karl Mays erklärt Eick durch „den ungeheuren Hunger unserer Zeit" nach Bildung, nach Begeisterung, nach Erlebnissen, insbesondere nach Romantik, und fragt dann nach den Eigenschaften, die Karl May zu einer „merkwürdigen und erklärungsbedürftigen Erscheinung" machen. Antwort: Er versteht die Kunst, seinen Helden, mit dem der Leser selbst lebt, zu größter Illusion zu steigern, ihn mit Machtbewußtsein auszustatten und mit ihm auch den Leser in unerhörten Fähigkeiten, in willkürlichem

Schaffen und Zerstören schwelgen zu lassen. Das Mittel, wodurch May dem Leser die unmittelbare Substitution erleichtert, ihm gleichsam eine Zwischenstufe erspart, ist die Erzählung im Ich-Ton. „May ist ein Meister in der Erfindung und Auswahl alles dessen, was den Knaben interessiert. Vor allem muß viel geschehen und immer Neues geschehen.“ Müßig sei die Frage, ob May dies alles selbst erlebt hat; im Gegenteil, je weniger selbst erlebt ist, desto bewundernswerter ist seine Erfindungsgabe. Durch ein einfaches Mittel erzielt Karl May stete Spannung. Er zeigt dem Leser gleich anfangs ein fernes Ziel, auf das der Gang der Handlung, gehemmt durch retardierende Widerstände, hinstrebt. Hinter der zweifelnden Spannung stehe aber stets das beruhigende Gefühl, daß das Ziel sicher erreicht wird. Die Erfindungsgabe und Schlauheit, womit er seine Krieger ausstattet, dürften ihm wenige seiner Verurteiler nachmachen können. Die unmittelbare Glaubhaftigkeit seiner Werke ist durch artistische Eigenschaften allein kaum zu erklären, „offenbar geht sie aus von der Geschlossenheit einer Persönlichkeit, in der irgendwelche faszinierende Ausflüsse erkennbar sind“.

Dieses hohe Lob, das Eick dem Erzähler Karl May spendet, erhält aber ein schweres Gegengewicht in dem Tadel, daß May seine christliche Weltanschauung in seinen Werken zum Ausdruck bringt. Es sei vor allem geschmacklos, die fröhliche Kriegspoesie solcher Erzählungen mit Moral zu durchtränken. Dadurch zerstöre May die Naivität seiner Darstellungen. Je mehr man in seine Werke hineinschaut und seine Entwicklung verfolgt, um so deutlicher sieht man, daß unter dem Mantel des Fabulisten — „der christliche Pferdefuß hervorguckt“. Weiter tadelt Eick Mays lügenhaften Optimismus, den er aus dem Triumph des Guten und der Vernichtung des Bösen mache; so werde an der Hand von scheinbaren Realitäten dem Leser eine „Harmonie der sittlichen Weltordnung“ vorgespiegelt, die weit entfernt sei von den „herb-gesunden Verschlingungen der Geschehnisse“. Natürlich habe Karl May auch kein Verständnis für fremde Religionen, seine Bekehrungsgeschichten zeugen von „tyrannischer Beschränktheit“. Auch das nimmt Eick sehr übel, daß May sich als Christ erst entschuldigt, wenn er einen Gegner töten muß, und daß er womöglich seine Feinde nur durch den „Shatterhandschlag“ betäubt und ihnen dann das Leben schenkt, um sie auf diese Weise durch Großmut zur Liebe zu führen. Doch tröstet sich Eick damit, daß May infolge der „Siegfried-Moral“ unserer Knaben doch mit seinen christlichen Besserungsversuchen nichts ausrichtet und damit unfreiwillig noch viel Freude macht, indem er „stets das Gute will und stets das Böse schafft“.

Wir haben diese Kritik nicht nur um ihres interessanten Gegenstandes willen, sondern auch als Schulbeispiel der Befangenheit so vieler Kritiker gegenüber dem Christentum ausführlicher wiedergegeben.

Schon das bißchen christliche Moral, das Karl May seinen Werken beimengt, wirkt wie ein rotes Tuch auf den Kritiker. Gegen die praktische Verkündigung einer Herren- und Übermenschenmoral, die sich den Teufel um Gott und Gesetz schert, hätte der letztere aber nichts einzuwenden. Darf man sich da wundern, daß katholische Schriftsteller vor dem Richterstuhle solcher „voraussetzungsloser" Kritik überhaupt nicht bestehen können?

Gesunde Sittlichkeit. Im „Kunstwart" wurde wieder einmal (anschließend an die bereits erwähnten Betrachtungen über „Reinheit der Kunst") die Frage aufgeworfen, warum die Kunst keine hinreißenderen Typen der Unschuld geschaffen habe als die Malerei zur Zeit Boccacios und der Renaissance (?); die Antwort lautet: Man war unbefangen, und dadurch verlor selbst das Unreine den schlimmeren Teil seiner Gefährlichkeit. Wie versteht aber der „Kunstwart" diese „Unbefangenheit"? Hören wir: „Reine Kunst kann nur wachsen, wo eine völlige Unbefangenheit möglich ist. Wie soll der Künstler zu ihr kommen, wo ihm unaufhörlich die sittliche Frage zwischen Pinsel und Leinwand geworfen wird, die doch für seine Arbeit, wenn sie echt ist, genau so unsachlich ist wie ... für einen Gärtner, der Lilien zieht."

Also die Unbefangenheit, die zum Gedeihen einer reinen Kunst nötig ist, besteht darin, daß sich der Künstler über alle sittlichen Gesetze, die für seine Arbeit ganz unsachlich sind, ihn gar nichts angehen, einfach hinwegsetzt. Die logische Schlußfolgerung müßte lauten: Der Künstler, der sich am wenigsten um das Sittengesetz bei seinem Schaffen kümmert, ist am unbefangensten, folglich ist seine Kunst die reinste. Die Unhaltbarkeit dieses Satzes zeigt die Unhaltbarkeit der Kunstwart-Theorie.

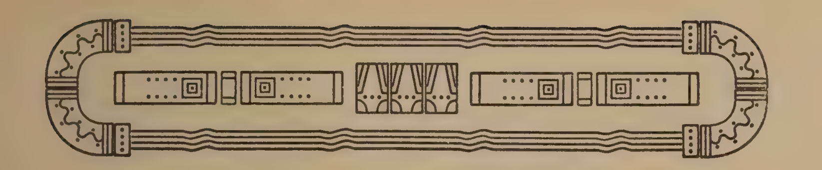
Auch wir bejahen mit aller Kraft den Satz, daß reine Kunst ohne Unbefangenheit nicht möglich ist. Diese Unbefangenheit ist aber das Produkt sittlicher Gesundheit. Sittliche Gesundheit ist aber Selbstbeherrschung, Macht des Geistigen über das Tierische im Menschen. Von dieser Art war die im „Kunstwart" gerühmte „Unbefangenheit" der meisten Menschen im katholischen Mittelalter. Sie beugten sich im großen ganzen dem katholischen Sittengesetz, hatten durch die Übung der christlichen Selbstüberwindung ihr Tierisches unter die Herrschaft des Geistes gebracht und mit dieser sittlichen Gesundheit eine gewisse Immunität gegen viele Reize erlangt, denen der moderne Mensch ohne weiteres erliegt. Damit ist nicht gesagt, daß keine Übertretungen des Sittengesetzes vorkamen; aber selbst die Übermenschen der Renaissance, die alle Schranken im ungezügelten Kraftgefühl durchbrachen, waren sich der Verwerflichkeit ihres Tuns bewußt und weit davon entfernt, ihre Unsittlichkeit als Gesundheit, das Sittlichkeitsgefühl dagegen als Zeichen geistiger Minderwertigkeit

zu bezeichnen, wie das heute vielfach geschieht. Dieses allgemeine sittliche Verantwortlichkeitsgefühl erklärt auch die vom „Kunstwart“ berührte Tatsache, daß selbst diejenigen Künstler der Renaissancezeit, von denen uns lockere Sitten und ein frivoler Sinn berichtet werden, vielfach in ihrer Kunst lieber „die ernste Seite ihres Wesens ausdrückten“. Erst mit dem Verfall der Religion und des moralischen Gefühls konnte jener Verfall der Kunst eintreten, der die Tochter des Himmels zur Kupplerin und Gelegenheitsmacherin erniedrigte. Doch halt: „Reine Kunst“ ist ja nach dem „Kunstwart“ die, die sich über die „sittliche Frage“ hinwegsetzt, und die „Sittlichen“ von heute, so meint er weiter, „haben nicht einmal positiv eine Unterscheidungsgabe für das, was rein und was unrein ist“. — Der „Kunstwart“ ist unseres Erachtens eine der anständigsten nichtkatholischen Literaturzeitungen. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden?

Hg.

Nietzsche ein Nachahmer Spittelers? Im Kunstwart (XXI, 3) wird die Frage aufgeworfen, wie die auffallende Ähnlichkeit zwischen Nietzsches „Zarathustra“ und Spittelers „Prometheus“ zu erklären sei. Die Ähnlichkeit zwischen beiden Büchern liege nicht nur in der Form, in der außergewöhnlichen Sprache, im hieratischen Stil, der Nietzsche bis dahin fremd war — sondern auch in der Verwendung ganz ähnlicher poetischer Gestalten. So kommen bei Spitteler ein Löwe und ein Hündchen, Personifikationen des Geistes und des Herzens, sowie Kinder des Löwen und des Hündchens vor. Bei Nietzsche: der Geist als Löwe, die Weisheit als Löwin mit einem Jungen. Die Seele des Prometheus ist bei Spitteler eine „strenge Herrin“, bei Nietzsche ist die befehlende innere Stimme eine „furchtbare Herrin“. Noch andere Personifikationen Spittelers kehren in „Zarathustra“ wieder, ebenso finden sich Übereinstimmungen im Wortschatz, in der Stimmung, im Gedankengang. Spittelers Prometheus erschien in 2 Teilen 1880 und 1881, in Nietzsche entstand der Plan zu „Zarathustra“ im August 1881, die jetzige, mit dem „Prometheus“ so sehr übereinstimmende Form erhielt „Zarathustra“ Ende 1882. — Sollte durch solche Feststellungen der erste „Übermensch“ auch noch den Ruhm eines ursprünglichen Denkers und Dichters verlieren, nachdem ihm Emil Mauerhof in seiner „Götzendämmerung“ den Kranz edlen Menschentums von der Stirne gerissen und ihn in seiner ganzen kleinlichen, wahnsinnigen Eitelkeit und grenzenlosen jämmerlichen Selbstsucht gezeigt hat? Hg.





Eine Weihnachtspflicht.

Vom Herausgeber.

„Wer zu Weihnachten keine Bücher kauft, kauft überhaupt keine.“ Dieser Satz gehört zu jenen, die zwar nicht allgemein gültig sind und gewiß viele Ausnahmen zulassen, aber es steckt doch eine alte Erfahrung darin. Mancher Verleger würde seine Zahlungen einstellen, mancher Schriftsteller die Feder weglegen müssen, wenn nicht das schöne Weihnachtsfest den in Verlegermagazinen und Sortimentshandlungen stagnierenden Bücherfluten einen Abfluß verschaffte. Daher die fieberhafte Tätigkeit in den Verlagsbureaus, in den Offizinen und allen Hilfswerkstätten des Buchhandels.

Wenn der Bücherkauf zu Weihnachten vielfach nur eine Modesache ist, so sollte er doch für alle Einsichtigen, die den ungeheuren Einfluß der Literatur auf das gesamte Kultur- und Geistesleben einigermaßen abzuschätzen wissen, eine Herzenssache sein. Und besonders für den religiös gläubigen Menschen, und am allermeisten für den gläubigen Katholiken! Denn die Bücher sind die Volks- und Hochschulen der Erwachsenen. Aus den Büchern kommt des Volkes Tod und Leben, Erniedrigung und Erhöhung, Vergiftung und Gesundung. Nun, wo sind denn die Bücher, die wirklich Leben, Erhöhung und Gesundung bringen? Sie verschwinden in einer Schmutzflut der Erzeugnisse ekelhaft gemeinen Geschäftsgeistes, der aus der Vergiftung und Erniedrigung des Volkes, aus der Spekulation auf die niedrigsten, rohesten Instinkte Gewinn zieht; in einer Flut fader, schaler, nur auf Nerven- und Sinnenkitzel berechneter, literarisch ganz wertloser Unterhaltungsliteratur. Und wer trägt denn die Hauptschuld an diesem Überwuchern der mittelmäßigen und schlechten Bücher? Etwa ihre Macher und Verkäufer? Was wären die, wenn sie nicht willige Käufer fänden! Deutsches Volk, du selbst bist der Schmied deines literarischen Glücks und Elends, du hast die Literatur, die du verdienst!

Darum muß immer und immer wieder das Gewissen des besseren, noch nicht gänzlich korrumpierten Volksteils aufgerüttelt, es muß immer wieder gesagt werden, daß die Unterstützung, die Förderung der guten Literatur eine heilige, religiöse und soziale Pflicht eines jeden ist, der das Überwuchern der Spreu und des Schmutzes auf unserem Büchermarkte nicht als einen lobwürdigen Zustand an-

sieht. Es gibt kein wirksameres Mittel zur Vertilgung der schlechten Literatur als die Förderung der guten; denn wenn die Buchhändler mit guten Büchern gute Geschäfte machen, so werden sie ihre Hände nicht so leicht mit der gedruckten Jauche beschmutzen.

Trotz aller Beschwörungen „moderner" Glaubensgenossen, den großen, bewunderungswürdigen Zeitgeist nicht durch das rote Tuch einer konfessionell-katholischen Literatur zu reizen, weiß der Großteil des katholischen Volkes doch jene Bücher zu schätzen, die nicht mit jedem Buchstaben seine heiligsten Gefühle empören und beleidigen. Da helfen nun einmal alle spitzfindigen Erörterungen über den hohen und reinen, von antireligiöser und freisittlicher Tendenz ganz unabhängigen Kunstwert nichts: ein charakterfester, seinen Glauben und die Reinheit seines Herzens nach dem ausdrücklichen Gebote des Heilands über alle Dinge der Welt hochschätzender Katholik wird und kann unmöglich durch sein Geld, durch sein Lob und sein Beispiel sich vor den Triumphwagen einer Literatur spannen lassen, die unter der bestechenden Hülle feiner Kunst das tödlichste Gift für Glauben und Sitte verbirgt. Er wird, soweit es zur Erweiterung seines Gesichtskreises, zur Kenntnis der Zeitdokumente und zum Ansporn des Wettbewerbs nötig ist, sich vor dieser Literatur — wenn er mit den Waffen des Glaubens entsprechend ausgerüstet ist — nicht ängstlich und furchtsam abschließen und sich alles zu eigen machen, was ihn geistig fördert und weiterbringt; aber *empfehlen*, ins *Volk hinaustragen*, geistig und materiell *unterstützen* wird er doch nur *jene* Literatur, die *Geist von seinem Geiste*, vom Geiste der ewigen Wahrheit ist.

Das wollten wir wieder einmal mit aller Klarheit und Entschiedenheit aussprechen, weil uns immer wieder vorgeworfen wird, daß wir durch *vorzugsweise Förderung der katholischen Literatur* unsere Leser in ein Ghetto einsperren und vom lebendigen Strom der allgemeinen Kultur abschließen wollen. Das sind *Phrasen*, weiter nichts. Erstens ist es nicht wahr, daß wir das wahrhaft Schöne, Edle und Gute, das uns die deutsche Literatur bietet, ausschließen wollen. Im Gegenteil fordert gerade unser Programm die entschiedenste, freudigste Anerkennung aller, auch der auf nichtkatholischem Boden erwachsenen Literaturwerke, die im Sinne und Geiste ihrer Schöpfer und nach dem ewig wahren Grundsatze: „anima naturaliter christiana" unseren Idealen nahekommen. Und dieser Werke gibt es Gott sei Dank viele, ja gerade in den größten Werken unserer Literatur weht vielfach ein edler, sittlicher und daher wahrhaft christlicher Geist. Es ist daher nicht zu befürchten, daß das katholische Volk bei dieser geistigen Nahrung der Rückständigkeit verfalle; im Gegenteil wird es um ein gut Stück jenen vorauskommen, die sich an den Werken moderner Dekadenten den Sinn und den Geschmack für das wahrhaft Schöne und Große gründlich ver-

dorben haben und nun der Meinung leben, alle Welt habe sich den Magen verdorben.

Aber man sagt uns: Ihr seid zu ausschließlich katholisch, wendet euch nur an das katholische Publikum, laßt nur katholische Schriftsteller zum Worte kommen, empfehlt zumeist Werke katholischer Schriftsteller!

Antwort: In aller Welt ist es Mode, wenn ein Haus halb gebaut ist, die schon gebaute Hälfte nicht noch einmal zu bauen, sondern die andere fehlende Hälfte dazu zu bauen. Die nichtkatholische Haushälfte der deutschen Literatur ist aber nicht nur schon mit größtem Aufwand gebaut, sondern bis aufs I-Tipfelchen eingerichtet, — sollen wir da auch noch hineinpfuschen oder nicht lieber die fehlende Hälfte oder sagen wir bescheiden, die fehlende Ecke in Angriff nehmen? Gibt es nicht schon genug katholische Literaturorgane, die auch über alle wichtigen Erscheinungen der Gesamtliteratur trefflich informieren? Haben die Herren, die den „Gral" zu katholisch finden, jemals den protestantisch-freisinnigen „Türmer", der doch auch nur eine Hausecke, die christlich-freisinnig-protestantische, baut, zu engherzig gefunden? Macht man den Fachblättern, die nur pädagogische oder wissenschaftliche Literatur behandeln, aus ihrer Beschränktheit einen Vorwurf? Sind die Katholiken es nicht wert, ein Blatt zu haben, das die literarischen Fragen vom katholischen Standpunkt aus bespricht, wie der „Kunstwart" sie vom Avenariusstandpunkt, das „Literarische Echo" vom modern-liberalen Standpunkt aus behandelt?

So haben wir denn wieder durch das in den letzten Tagen in München und Berlin aufgehäufte Gestrüpp eine Bresche gehauen und Bahn für unsere Forderung gebrochen: Katholiken, legt auf euren Weihnachtstisch die Werke katholischer Schriftsteller! Bedenkt, wenn Ihr sie nicht kauft, kauft sie niemand! Die deutschen Nichtkatholiken sind weit entfernt von unserer katholischen Toleranz, Weitherzigkeit und Noblesse, die mit Hintansetzung des eigenen Vorteils sogar für die Literatur ausgesprochener Gegner Reklame macht! Hin und wieder durchbricht ein besonders befähigter oder glücklicher Autor den eisernen Literaturring, hinter dem unsere Gegner gegen alles Katholische sich verschanzt haben; so z. B. Coloma und in letzter Zeit die geniale Handel-Mazzetti. Aber diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel, und die heißt: „Catholica non leguntur."

Das Vorstehende war eigentlich in der Absicht geschrieben, eine Auswahl hervorragender Werke der katholischen Literatur als besonders berücksichtigungswerte Weihnachtsgeschenke unsern Lesern zu empfehlen. Aber diese Arbeit überstieg unsere Kräfte. Insbesondere deshalb, weil eine „Auswahl" immer subjektiv ist, weil auch die tüchtigsten Kritiker über die Rangstufen des literarischen Wertes bestimmter Werke nie einig werden können. Wir ziehen es daher vor,

unseren Lesern einfach einige Namen katholischer deutscher Autoren in Erinnerung zu bringen und bitten sie, von einem oder dem andern ein Werk auf ihren Weihnachtstisch zu legen, das ihnen zusagt — es können auch mehrere sein — unsere Autoren verdienen's, unser Volk verdient's, und das — liebe Christkind verdient's!

Albing, Arens, Baumberger, Brackel, Brentano, Buol, Cüppers, Dirkink, Droste-Hülshoff, Ed. Eggert, Eichendorff, Eichert, Eschelbach, Fabri de Fabris, Giehrl, Gnauck-Kühne, Goldegg, Grau, Greif, Grimme, Hahn-Hahn, Handel-Mazzetti, Hansjakob, Haupt, Helle, Herbert, Hlatky, Höhler, Jörgensen, Jüngst, Isab. Kaiser, Paul Keller, Kralik, Krane, Kümmel, Lambrecht, Lieber, Lingen, Macke, Pocci, Pütz, Redeatis, Rieger, Ringseis, Schaching (Dr. Denk), Schott, Seeburg, Spillmann, Stifter, Tepe, Trautmann, E. W. Weber, Wichner. (Gehören nicht alle zum Gralbund, liebes 20. Jahrhundert!)



Vom Weihnachtsbüchertisch.

In gedrängtester Kürze müssen wir an dieser Stelle noch einige Neuheiten des katholischen Buchhandels, deren Beurteilung uns durch Einsendung von Rezensionsexemplaren ermöglicht wurde, anzeigen. Eine ausführlichere Besprechung einzelner Stücke behalten wir uns vor.

Die Zierden und Glanzstücke unseres Weihnachtsbüchertisches bilden vornehmlich zwei Werke, die als höchst respektable Leistungen auch von den Gegnern anerkannt werden: das Herdersche Konversationslexikon, dessen letzter (VIII.) Band noch vor Weihnachten erscheinen soll, und die ebenso prächtig ausgestattete als inhaltlich gediegene „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur" von Prof. Dr. Anselm Salzer, unseres Erachtens bei weitem die beste, vom christlichem Standpunkte aus geschriebene Literaturgeschichte (leider noch immer noch nicht vollständig vorliegend). Beide Werke werden unseren Lesern noch im Lichte fachmännischer Kritik vorgeführt werden. Wir bemerken hier nur, daß beide für jeden Literaturbeflissenen geradezu unentbehrlich und daher als Weihnachtsgeschenke vorzüglich geeignet sind.

Die Verlegerin der Salzerschen Literaturgeschichte, die Allgem. Verlagsgesellschaft in München, bringt auch ein geradezu ideales Jugendbuch auf den Weihnachtsmarkt, das Buch „Vom göttlichen Heiland" mit Bildern von Philipp Schumacher und Text von J. X. Thalhofer. Hier wird der Jugend ein Bilderbuch von Künstlerhand geboten; Schumacher komponiert so fromm, so klar, so ergreifend,

daß die Bilder eine den Kinderherzen leicht verständliche Sprache reden; und Thalhofer beschränkt sich darauf, durch den Stift des Malers zum Kindesherzen zu reden, indem er versucht, ihnen die Bilder sehen und verstehen zu lehren. — Auch ein Prachtbilderbuch für Erwachsene ist aus dem gleichen Verlag hervorgegangen, eine von Dr. Josef Popp herausgegebene Steinle-Mappe mit ausgewählten lithographierten Reproduktionen Steinlescher Kompositionen, die uns den liebenswürdigen Künstler vornehmlich als Romantiker kennen lernen. Auch auf diese köstliche Gabe kommen wir noch zurück.

Die Herdersche Verlagsbuchhandlung bietet noch einige schöne, teilweise neue, teilweise erneuerte Weihnachtsgaben. So z. B.: Neue Volkserzählungen von Konrad Kümmel: „Sonntagsstille", 3. und 4. Bändchen. Der Volkspoet Kümmel ist leider auch in jenen katholischen Kreisen, wo man der glänzenden Literaturlüge nachjagt und Einfachheit und Schlichtheit als Rückständigkeit betrachtet, viel zu wenig geschätzt. Die ergreifende Tagebuch-Erzählung: „Das Leben, wie es ist" von Math. Bourdon liegt in freier Bearbeitung und in 4. Auflage vor. Jungen Mädchen bietet Redeatis recht ansprechende und gesunde Lektüre in ihren beiden Bändchen: „Dornröschen" und „Saat und Ernte". Die Volksausgabe der trotz aller Achterklärungen der „Modernen" so gern gelesenen Erzählungen und Romane von Josef Spillmann hat uns heuer als VI. und VII. Band die historische Erzählung „Kreuz und Chrysanthemum" gebracht. Unter den Werken der schönen Literatur, die aus dem Herderschen Verlage hervorgegangen sind, nennen wir an erster Stelle die Bände I—III der von Lindemann begründeten und von Hellinghaus jetzt fortgeführten „Bibliothek deutscher Klassiker", enthaltend ausgewählte Werke von Klopstock, den Göttinger Dichterbündlern, Wieland, Herder, Claudius, Bürger, Jean Paul. Die Bände 4—6 (Schiller) und 7—9 (Göthe) sind schon früher erschienen. Das Sammelwerk „Calderons größte Dramen religiösen Inhalts", übersetzt von Dr. Lorinser, wird in 2. Auflage mit dem soeben ausgegebenen 7. Bändchen vollständig. Hansjakobs „Vogt auf Mühlstein" erschien als Prachtausgabe in 2. Auflage.

Die katholische Belletristik hat heuer nur spärliche Früchte hervorgebracht; dafür ein so reifes und großes Werk wie Paul Kellers „Sohn der Hagar" (Allgemeine Verlagsgesellschaft) und die 11. Auflage des unstreitig bedeutendsten Werkes deutscher Erzählungskunst der letzten Jahre, „Jesse und Maria" von E. v. Handel-Mazetti (Kösel in Kempten). Ein von der Kritik noch zu wenig geschätztes Buch: „Die da wandern und irren" von Fabri de Fabris werden wir später besprechen. Eine recht gute volkstümliche Erzählung aus bewegter Zeit ist „Die Talmühle" von Elise Miller. Die Novellen „Bengalisches Feuer" von Baronin Paula Bülow-Wendhausen bieten

Lebensdokumente, mit plastischer Kraft hingestellt. Die letztgenannten 3 Bücher sind bei F. Alber in Ravensburg erschienen, der auch die beiden ersten Bände der Gralbücherei, die von Kralik zum erstenmal in ihrer ganzen Geschlossenheit hingestellte und darum als poetisches Gemälde voll weltumspannender Größe wirkende „Gralsage“, und die Perle feinziselierter, tiefstpersönlichster Herbertscher Erzählungskunst: „Vittoria Colonna“ in den Buchhandel bringt.

Im Verlag von Albert Ahn, Köln, ist ein neuer Roman von H. Eschelbach: „Das Tier“ erschienen. Wir konnten ihn noch nicht prüfen, aber wir hören, daß er ganz im Klara Viebig-Stil geschrieben sein soll.

Die Grazer Verlagshandlung „Styria“ erwirbt sich große Verdienste um die Volksliteratur durch Herausgabe einer sehr gediegenen billigen „Volksbücherei“. Neuerdings gibt sie auch Sienkiewicz's Gesammelte Werke in 65 illustrierten Lieferungen à 40 Pfg. heraus.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

K. in D. — Sie haben ganz recht: Die Klage über „unsolidarische und übelberatene Konkurrenz im Abschiedsbriefe der „Gottesminne“ kann nur auf den Gral gemünzt sein. Daß wir bei der Gründung des Gral solidarisch mit dem hochwürd. Herausgeber der „Gottesminne“ vorgegangen sind, seine Zustimmung und die Zusage seiner Mitarbeiterschaft erhalten haben, das können wir nachweisen. Es liegt auch ein unlösbarer Widerspruch in der Tatsache, daß die „Gottesminne“ wiederholt, auch nach der Gründung des Gral, einen hohen Abonnentenstand und fortwährenden Zuwachs konstatierte und daß jetzt auf einmal der Gral die bedauerliche Katastrophe mitverschuldet haben soll. Den „Dichterstimmen“ hat die „Konkurrenz“ nur genützt, sie haben seit der Gründung des Gral mehrere hundert Abnehmer gewonnen. Wie Eingeweihte wissen wollen, besteht tatsächlich kein stichhaltiger Grund dafür, daß die „G.“ ihr Erscheinen einstellt, und soll sie nur verschwinden, um dem bereits angekündigten Kampforgan gegen den Gral und die Gralbundrichtung Platz zu machen. Ein solches Organ, als Fortsetzung der eingegangenen Warte, ist seit längerer Zeit geplant, bisher hat sich aber kein Verleger dafür gefunden. Aus den Trümmern der „Gottesminne“ hofft man nun den modernen Anti-Graltempel leicht erbauen zu können. Wir können nichts Besseres wünschen, denn der alte herrliche Geist der „Gottesminne“ wird in dem neuen Bau kein Heim mehr finden und sich in unsern Graltempel flüchten müssen.

Gruppe der Zöllner im XX. Jahrhundert. O lassen Sie sich doch durch die vielen empfangenen Fußtritte nicht abschrecken, bald wieder einen Gang in den Graltempel zu unternehmen; Ihr Erscheinen hat hier so erheiternd gewirkt, daß Sie uns dieses billige Vergnügen schon öfter gönnen müssen. Die Gralsritter.

Verantw. Redakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Januar 1908. | 4. Heft.

Das Recht der Kritik.

Das Jahr 1907 wird für alle Zukunft einen Gipfelpunkt im unaufhörlichen Geisteskampf der Weltanschauungen bezeichnen. Es hat für jeden Einsichtigen die Entscheidung gebracht, auf welcher Seite das Recht und das Unrecht, das Licht und die Finsternis, die Wahrheit und der Irrtum, die Kraft und die Schwäche, das Wesen und die Wichtigkeit liegt. Aber es wird bei der Schwierigkeit der Probleme noch notwendig sein, diese klare Entscheidung auch im neuen Jahr den Schwankenden, den Zweifelnden, den Unklaren, den Furchtsamen zu vermitteln. Diese Aufgabe ist für jeden, der sich seiner Sache sicher fühlt, eine verantwortungsvolle Gewissenspflicht. Er darf sich die Mühe nicht reuen lassen, das Entscheidende immer schärfer, immer eindringlicher wieder nach allen Seiten zu formulieren.

Was ist also die präziseste Formel für das Kulturproblem, das in diesem Augenblick überall auf der Erde kulminiert? Es ist die wiedererrungene Erkenntnis bei Freund und Feind, daß es sich im tiefsten Grunde bei allen Fragen der Kultur um die religiöse Frage handelt. Und mag man nun die religiöse Frage wie immer beantworten, auch das ist für Freund wie Feind zweifellos geworden, daß die Entscheidung aller religiösen Fragen vor allem von der autoritativen Haltung der katholischen Kirche abhängt. Darum hat ja im abgelaufenen Jahr alles so angespannt den päpstlichen Entscheidungen gelauscht, mit größerer oder geringerer Sympathie, mit Begeisterung, mit Kühle, mit Befremden, mit Widerspruch, mit Haß.

In dieser entscheidenden Zeit hat die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Würzburg jene umfassende religiöse und kulturelle Konfession abgelegt, die ich vor kurzem in ihrer ganzen Bedeutsamkeit gewürdigt habe. Ich habe es getan, um zu zeigen, daß diesem richtigen großen Programm jenes andere

Programm kontradiktorisch widerspricht, das Mumbauer vor kurzem formuliert hat, und das meines Erachtens alles andere in sich schließt und am klarsten ausspricht, was in jüngster Zeit von P. Expeditus Schmidt und anderen gegen unsere Bestrebungen vorgebracht wurde.

Eichert hat bereits nachgewiesen, daß der Verfasser jenes Programms logischerweise auch mit uns übereinstimmen müßte. Gewiß, jeder Irrtum hat ja noch so viel des Wahren an sich, daß dies Wahre ihn automatisch widerlegt. Dabei bleibt aber doch die Tatsache bestehen, daß der Polemiker eben das Trennende betont, nicht das Einigende. Dieses Trennende formuliert er, wenn auch mit Einschränkungen, die es wieder umnebeln, in dieser These: „Hier stoßen wir also auf die eigentliche und gefährlichste Irrlehre der Sonderbündler" (damit sind nämlich wir alle, alle gemeint); „denn in ehrlicher Konsequenz müßten sie dann auch behaupten, daß es zur Aufgabe des Christentums, des Katholizismus, der Kirche gehöre, Poesie und überhaupt Kunst zu fördern und zu leiten". (Gewiß, das behaupten wir auch ehrlich, konsequent und selbstverständlich, mit der Gesamtheit der Kirche.) „Das ist aber" (fährt der Kritiker fort) „grundfalsch, weil die Kirche ihrem Wesen nach die einzige Bestimmung hat, Seelen zu retten und Bürger für das Himmelreich zu erziehen. Ja, ich behaupte, daß Christentum und Kirche überhaupt nicht dafür da sind, irgendwelche weltliche Kultur zu begründen und zu schaffen; und es dürfte schwer fallen, für das Gegenteil Aussprüche des göttlichen Stifters unserer Religion anzuführen."

Die kontradiktorische Widerlegung dieser These hat bereits der letzte Katholikentag gegeben mit den dort zitierten Taten und Worten aller christlichen Jahrhunderte, mit der Praxis der Päpste, Bischöfe, Priester und katholischen Laien, Gelehrten, Praktiker und Politiker. Das überhebt mich jeder weiteren Widerlegung.

Wenn sich aber der Polemiker auf die Einschränkungen beruft, durch die er selbstverständlich seine These abschwächen muß, und wodurch er wieder unserem Programm notwendigerweise nahekommt, so fragen wir: Warum schlägst du uns dann?

Darauf kann nicht mehr die Logik, sondern nur die Psychologie und die Kulturgeschichte antworten. Und von diesem Standpunkt aus dies Phänomen zu beleuchten, das interessiert mich in der Tat.

Wenn nämlich schaffende Künstler zusammen ein ganzes System von Arbeiten, einen ganzen Organismus von Werken,

eine ganze charakteristische Literatur der Nation öffentlich hingestellt haben, zur Annahme oder zur Abweisung, und wenn sie nun die leitenden, zeugenden Grundsätze dieser Kulturarbeiten auch in einem eigenen Organ, in diesem „Gral", zur Bewährung und zur Kritik darlegen, so müssen sie sich's gefallen lassen, daß Kritiker sowohl über die Werke wie über die Grundsätze absprechen, selbst wenn diese Kritiker keinen andern Befähigungsnachweis zur Kritik erbracht hätten, als daß sie eben keine schaffenden Autoren sind. Das ist einmal das Recht der Kritik. Es wäre geschmacklos, wenn sich der Autor darüber aufhielte. Seine Werke nimmt ihm ja doch niemand. Ja, er weiß, daß er heutzutage doch nur durch das Fegefeuer der gröblichsten Beschimpfung zum etwaigen Siege gelangen kann. Darum hatte Goethe sehr unrecht, als er gegen seine allzu unbedeutenden Kritiker jene galligen „Invektiven" schrieb und jenes grobe „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent!". Nein, wir sind höflicher, wir sind gerechter, wir würdigen die notwendige, wenn auch negative Kulturfunktion des Rezensenten. Wir kennen unser Schicksal. Wir wollen als katholische Autoren auch nichts voraushaben vor den nichtkatholischen. Schopenhauer, Richard Wagner, Nietzsche sind bekanntlich auch nicht als Modegötzen in die Welt getreten, sondern als das Gegenteil davon.

Nein, wir verwahren uns durchaus nicht gegen die Kritik, selbst nicht gegen eine ungerechte. Ich will sie hier nur in ihrer allgemeinen, unsterblichen Eigenart charakterisieren, ohne damit gerade auf unsern Kritiker anzuspielen. Je durchbohrender das Gefühl ihres eigenen Nichts ist, um so selbstbewußter sucht jene Kritik aufzutreten. Um zwanzig Jahre rückständig, aus Trägheit und Unfähigkeit, sich zu orientieren, beschuldigt sie selber das, was sie so gar nicht fassen kann, der Rückständigkeit. Je größer, neuer, gewaltiger die kritisierte Erscheinung, um so bestimmter wird ihr Dasein einfach weggeleugnet. In dieser Weise bestritt z. B. einst fast allgemein die Kritik, daß Richard Wagner ein Dichter, ja ein musikalischer Mensch, geschweige ein Neuschöpfer, ein Erfinder sei, er war mit all seinen Werken für sie einfach gar nicht da, gar nicht existierend, ein impotenter Macher, ein Dilettant, ein Reklameheld, ein Plagiator, ein Schwindler, ein Narr, ein Wahnsinniger, ein Verbrecher. Durch einen freundschaftlichen Händedruck, durch einen devoten Brief, durch eine hochachtungsvolle Widmung wäre eine derartige Kritik leicht zu entwaffnen und zu gewinnen gewesen; aber welcher Künstler, der sich und seine Sache

respektiert, wird das der Nichtigkeit gegenüber über sich gewinnen. Ich erwähne den Fall Wagner, weil ich für meine Person in der Tat das große nationale Kunstwerk ungefähr in der Fortsetzung des Weges sehe, den jener praktisch wie theoretisch eingeschlagen hat. Darüber habe ich anderwärts gehandelt.

Die Kritik hält es in solcher Absicht immer für überflüssig, die Werke des Kritisierten auch nur anzusehen und aufzusuchen. Sie heuchelt nicht etwa nur mit affektierter Vornehmheit, sie nicht zu kennen, nicht deren Vorstellung entgegengenommen zu haben, nein, sie ist ganz aufrichtig, wirklich und ehrlich ignorant. Und eben weil sie dies ist, weil sie keine Ahnung von dem Geist hat, der in der Welt da draußen weht, hält sie sich für vorurteilslos und berufen genug zur Kritik.

Ich sage das alles, wie schon erwähnt, ganz im allgemeinen von der Kritik, nicht im besonderen von der Person des Schreibers jener Kritik, der katholischer Priester und deshalb bei meiner erzklerikalen Gesinnung Gegenstand meiner unbedingten Verehrung ist. Ich bin auch weit entfernt davon, in seiner Person den Priester und den Kritiker trennen zu wollen; das wäre ganz gegen meine Prinzipien. Er selber vollzieht leider diese Trennung an sich selber. Er möchte, um den Kritiker selbständig zu machen, den Priester nur auf seine notwendigsten Funktionen beschränken. Er selber möchte also, im Widerspruch zur gesamten großen Tradition, die Kirche wirklich zu einem Ghetto machen, dessen Schranken sie nicht überschreiten dürfte. Es gehört auch zu den eben geschilderten Paradoxen der Kritik, daß unser Kritiker derart die Sache und sich selber auf den Kopf stellt, daß er seinerseits uns Ghettogelüste andichtet, uns, die wir doch die Schranken der Kirche bis zu den Schranken der Menschheit und des Universums hinausrücken wollen. Fürwahr, wenn wir ein „literarisches Ghetto“ wollen, dann ist die Welt ein Ghetto, dann sind beide Welten ein Ghetto!

Und noch eine andere dieser Umkehrungen und Verdrehungen der Kritik. Er, der sehr gut weiß, daß sein „religiöser Katholizismus“, eben weil er ins Ghetto führt, die Gunst der liberalen Welt im höchsten Maße besitzt, er gibt vor, daß unser Programm „mit den Herzenswünschen unserer Todfeinde übereinstimmt“.

Und er, der eine Ansicht vertritt, die, wie ich gezeigt habe und noch weiter zeigen werde, der gesamten Tradition, Lehre und Praxis der katholischen Kirche kontradiktorisch widerspricht, er wagt es, das für eine „Irrlehre“ zu erklären, was wir, übereinstimmend

mit der ganzen Kirche, bis auf die Enzyklika vom 8. Sept. 1907, festhalten. Er beteuert trotz alledem seine irenische Tendenz. Die hab' ich auch. Ich bin immer zum Frieden bereit, aber eben nicht auf Grund eines philisterhaften, falschen und dürftigen Programms, sondern auf Grund des vollen, ganzen Kulturprogramms der Kirche. Das ist auch ganz und gar das Programm der Katholikenversammlungen, es ist das Programm des „Gral", es ist das allerzeitgemäßeste, zukunftreichste, das höchste, das genialste, das weitblickendste, das begeisterndste für jeden, der nur einmal im stande ist, sich der modischen Seichtheit und Beschränktheit glücklich zu entringen. Dies Programm werden wir daher auch weiter festhalten und es in jeder Weise Schritt vor Schritt auszuwirken und auszugestalten suchen. Da wir, wie ich gezeigt habe, alles, aber auch alles für uns haben, so werden widerspruchsvolle Irrtümer und Sondergelüste einzelner nicht länger Verwirrung anrichten können. Man ersieht aber doch aus diesem einen Beispiel, wie notwendig es war und ist, das echte Programm in seiner vollen Klarheit aufzustellen. Dies war und bleibt also auch in Zukunft der Zweck des „Gral".

Kralik.



Gedichte von Isabella Kaiser.

Gehorsam.

Seit du mich hast verlassen,
Trieb Krankheit mich dahin
Und kann ich es nicht fassen
Daß ich noch lebend bin.

Ich bin auf dunklem Pfade
Dir bebend nachgeeilt
Und hab' am Traumgestade
Der Toten schon geweilt.

Als ich am heil'gen Orte
Dir gab das Weggeleit,
Da schlossest du die Pforte
Und sprachst: „Es ist nicht Zeit.

Verlaß nicht deine Herde,
Ich bin an siebzig Jahr'
Gewandert auf der Erde,
Kopf hoch und Stirne klar.

Du bist, o Kind, zu eitel
Auf einen frühen Tod,
Dieweil so schwarz dein Scheitel,
Und hell dein Auge loht.

Du trägst kein Kind im Arme,
Kein Wundmal im Gesicht.
Zu speisen gibt's noch Arme,
Zu zünden manches Licht.

Klopf an, wenn's Nacht will werden,
Dann öffn' ich dir geschwind . . ."
— So blieb ich noch auf Erden
Als dein gehorsam Kind.

Woher?

Ich komm' aus weiten Fernen,
Woher? ich weiß es nicht —
In meinen Augensternen
Erglüht weltfremdes Licht.

Ich lebe stille Tage,
Wozu? ich weiß es kaum —
Sie ziehn wie eine Klage
Durch einen öden Raum.

Ich geh' zu fernen Weiten . . .
Wohin? . . o wüßt' ich's nur . . .
Es ist ein schmerzlich Gleiten
Auf windverwehter Spur . . .

Nachts.

Durch gotteinsame Nächte
Da fordern still im Haus
Die Toten ihre Rechte
Und gehen ein und aus.

Sie rütteln an der Pforte
Und gönnen mir nicht Ruh',
Und wehn mir dunkle Worte
Mit blasser Stimme zu.

Bis ich so wachsbleich werde,
Im eignen Heim so fremd,
Als läg' ich unter Erde
Im langen Linnenhemd.

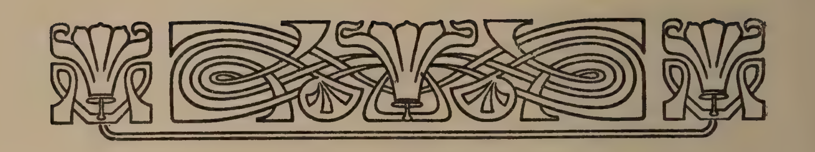
Hände.

Als das Leid mit harten Fäusten
Meinen Nacken niederzwang,
Blickt' ich trotzig ihm ins Antlitz,
Fiel nur in die Knie ... und sang!

Als der Tod, die Knochenfinger
Nach mir spreizend, niederstieg,
Blickt' ich furchtlos ihm ins Auge,
Reckte nur den Leib ... und schwieg!

Doch als deine Hand liebkosend
Über meine Locken strich,
Brach das Weib in mir zusammen
Und — ich weinte bitterlich!





Literarische Selbstporträts.

II. Karl Domanig.

Lieber Freund!

Du tust es nun nicht anders, ich muß mich Deinem Willen fügen! So werde ich denn, wie schwer ich mich dazu entschließe, meine Meinung über mich selber äußern, sagen, wozu ich mir von Gott berufen erscheine, und wie ich an meiner Lebensaufgabe gearbeitet habe.

Aus der angeborenen und anerzogenen Eigenart des Menschen erwächst sein Wünschen und Streben; laß mich darüber zuerst sprechen. Mein Name ist ohne Zweifel slawischen Ursprungs (in Tyrol übrigens immer nur Domänig gesprochen); die ältesten nachweisbaren Vorfahren der Familie waren eben im kärtnerischen Mölltale ansässig, wo noch so viele Orts- und Familiennamen daran erinnern, daß diese heute reindeutsche Gegend einst, zu Karls des Großen Zeiten, von Slawen besiedelt war. Das Dorf Winklern, am Fuß des Glockners, kaum eine halbe Stunde von der tyrolischen Grenze entfernt, war die Heimat meines Urgroßvaters, dessen Vater und Großvater (weiter reichen die Matriken nicht zurück) hier das Wirtsgeschäft betrieben. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zog mein Urgroßvater nach Tyrol, in das bei Lienz gelegene Dorf Leisach, wo er Wirt und Grundbesitzer war und als „Ehrnvest und fürnember Herr" i. J. 1740 einen Wappenbrief erhielt. Seit jener Zeit sind Tyroler, Männer und Frauen aus dem Pustertal, dem Unterinntal und Stubai, lauter kerndeutsches Blut, meine Vorfahren. Die beiden Großväter, Elias Domanig und Anton Obrist, haben auch in den schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege treu zu ihrem Vaterlande gehalten; beider Bilder sieht man in der Heldengallerie am Berg Isel. Mein Vater, der Sohn des Postmeisters von Schönberg, war ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann in Sterzing, meine Mutter eine hochbegabte und starkmütige Frau. Und hier, recht eigentlich im Herzen Tyrols, bin ich (am 3. April 1851) geboren. In der Poesie dieser alten Kleinstadt aufgewachsen,

früh vertraut mit allen Bergen der Umgebung, die ich als Knabe schon mit der Büchse durchstreifte, von Kindheit auf befreundet mit jenem homerischen Bauernvolk von Pfitsch, Gupp, Elzenbaum — da wundere Dich, daß mir das Deutschtum und das Tyrolertum im Blute sitzt!

Aber ich bin auch bald zum Bewußtsein und zur Wertschätzung dieses Erbteils gelangt, da ich die 4. und 5. Gymnasialklasse in Salzburg studierte und, nachdem ich die Mittelschule in Meran beendet hatte, außer der Hochschule von Innsbruck jene von Straßburg i. E. und Rom (die Gregoriana) besuchte: die Fremde hat mich den Wert der Heimat schätzen gelehrt. Von meinem langen und öfteren Aufenthalte in Italien, wo ich freilich auch die welsche Nation achten lernte, von meinen sonstigen vielen und ziemlich weiten Reisen bin ich nie heimgekehrt, ohne mich meines Deutschtums, meiner Tyroler Berge und Tyroler Landsleute aufs neue zu freuen; und später, seit dem Jahre 1880, wo ich meinen Aufenthalt in Wien genommen, auch meines Österreich! Wenn ich wieder einmal in Berlin gewesen war, wie schön und vornehm erschien mir dann unser Wien, um wie viel freundlicher Ton und Gehaben des Österreichers!

Aber ich habe mich auch durchgekämpft zur Würdigung des spezifisch tyrolischen Wesens: der katholischen Weltanschauung und katholischen Lebensführung des Tyroler Volkes. Noch am Gymnasium war mir, durch Beispiel und Lektüre, jeder positive Glaube abhanden gekommen. Ich bin in Bälde zurückgekehrt und habe es seither immer als ein Bedürfnis und eine Pflicht empfunden, mich durch ernstes Studium über Fragen der Religion zu unterrichten, mir klar zu werden über die Tragweite des Katholizismus für jede Lebensbeziehung und die unerschöpfte Schönheit desselben. Und schon an der Universität habe ich es gelernt, indem ich die Couleur einer katholischen Studentenverbindung nahm, meinen Glauben offen und ungescheut zu bekennen; da entstand auch mein erstes Schriftchen: Eine katholische Burschenschaft (1873).

Wenn ich heute Menschen sehe ohne Religion, ohne ein religiöses Bedürfnis, überkommt mich leicht ein Gefühl des Mitleids; denn wie viel schöner und heiterer, wie viel menschenwürdiger gestaltet sich das Dasein für den Katholiken! Aber wenn ich einen jener Modereisenden über Dummheit und Aberglauben des katholischen Volkes schwätzen höre, dann halte ich zuweilen schwer an mich. Denn auch das kommt in Betracht: Ich bin von Hause aus wahrlich eine tolerante Natur; in meinem ganzen Leben ist's mir

nicht eingefallen, irgend jemanden, er sei Jude, Türke oder Nihilist, wegen seiner Gesinnung zu behelligen, wogegen ich selbst in meinen früheren Jahren unzähligemale deshalb angeflegelt wurde und heute noch wenigstens als Literat meine Gesinnung teuer genug bezahlen muß. Wenn ich nun sehe, wie man ein kindlich-gläubiges und eigentlich wehrloses Volk um seinen besten Besitz, um den Trost und Inhalt seines armen Lebens betrügen will — ich gebrauche das harte Wort, denn was will der Gegner dafür bieten als ein Nichts oder höchstens ein unbrauchbares Surrogat? — dann bin ich als Freund des Volkes empört und empfinde es als nationale Pflicht, dem Tyroler den Wert seines religiösen Besitzstandes zum Bewußtsein zu bringen. Es ist manches in meinen Schriften (in den „Fremden" und im „Hausgärtlein"), was eine apologetische — nie eine aggressive — Tendenz zeigt: dazu hat mich die Liebe zu meinem Volke vermocht.

Wenn ich überhaupt meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zuallererst Tyroler und tyrolischer Volksmann. Es war in Rom, wo mir früh genug die klare Erkenntnis dieses meines Berufes wurde: als Dichter für mein Volk zu wirken. Erst machte sich das unbewußt, wie von selber. Zu Ende der Siebziger Jahre, als ich, von Rom zurückgekehrt, ungerne genug mich auf eine der schematischen Lebensstellungen vorbereitete und mich in Germanistik, in das Studium Walters und Wolframs vertiefte (die gerade wieder meiner tyrolischen Denk- und Gemütsart neue Nahrung boten), da habe ich eine mir gebotene Gelegenheit benützt und den Tyroler Kalender geschaffen. Ich sagte mir: Der Kalender ist doch das einzige Buch, das in jedem Tyroler Hause gekauft und während eines ganzen Jahres gelesen wird; und dieses einzige und beste Mittel, um auf das Volk zu wirken, ist bei uns so völlig vernachlässigt; denn Kalenderschreiben war damals bei uns zulande so ziemlich das gemeinste Handwerk. Ich bin also Kalenderschreiber geworden und habe es dahin gebracht, daß schon am zweiten Jahrgang des Tyroler Kalenders hochangesehene Gelehrte, darunter auch politisch andersdenkende, und führende Politiker mir ihre Beihilfe liehen, ja sogar ihre Aufsätze größtenteils mit Namen zeichneten. Der dritte Jahrgang brachte es, was für eine auf Deutschtyrol beschränkte Druckschrift damals sehr viel war, auf eine Auflage von 20000 Exemplaren.

Für diese Publikation habe ich die vier Kalenderpredigten, den Brief an ein Kind und anderes geschrieben, was man in meinem „Hausgärtlein" wiederfindet, dann den Briefwechsel Straubs mit

seiner Gattin, welcher die geschichtliche Quelle meines Kronenwirt von Hall ist und diese meine erste dramatische Dichtung veranlaßt hat. Auch meine erste Novelle Der Postillon von Schönberg war für den Tyroler Kalender bestimmt; ich schrieb sie in der Weise, wie sie das Volk an seiner Lektüre liebt und gewohnt ist, aber ich schrieb mir selbst damit eine eigene Herzenssache vom Leibe.

Gleichzeitig mit dem Kalender sind die Tyroler Karten ins Leben getreten, ein historisches Kartenspiel, durch das dem Volk recht eigentlich spielend alle Hauptmomente seiner Geschichte, angefangen von Rudolf von Habsburg bis herauf zum Kriege gegen die Garibaldiner, vor Augen geführt und ins Gedächtnis geprägt werden sollten. Albert Jäger hat mich als Historiker beraten, Edmund von Wörndle zeichnete die Bilder.

Vor allem nahm mich aber neben den Parzival-Studien, die damals ihre Entstehung fanden, die Dramatisierung jenes dankbaren Stoffes in Anspruch, den der Briefwechsel der Kronenwirtsleute bot. Und ich dachte bald daran, das Thema zu erweitern zu einer dramatischen Trilogie, die in Einzelepisoden den Tyroler Freiheitskampf darstellen sollte.

In einem Vorspiele: Braut des Vaterlandes, das schon im Jahre 1874 in Rom entstanden war, wollte ich die Motive der Erhebung schildern, in Speckbacher (I) die Genesis, in Straub (II) den Höhepunkt des Kampfes, in A. Hofer (III) das tragische Ende desselben; das Nachspiel endlich: A. Hofers Denkmal sollte die bleibende, weltgeschichtliche Bedeutung jener Kämpfe veranschaulichen.

Hier will ich eine kurze Bemerkung einfügen. Meine Tyroler des Jahres 1809 sind, wie bei Defregger, durchaus Tyroler von heute. Wohl für jede meiner Figuren hatte ich ein ganz bestimmtes Modell. Meine Kenntnis des Volkes, sowie der Umstand, daß ich als Knabe in den Jahren 1859 und 1866 Zeuge des Durchmarsches unserer Truppen war und das Aufgebot der Tyroler Schützen, den Transport der Verwundeten und der gefangenen Garibaldiner mitansah, die Kriegsbegeisterung im Volke miterlebte, kam mir gewiß zustatten. Schon als Achtjähriger hatte ich selbst aus meinen Schulkameraden eine „Schützenkompagnie“ gebildet und als Hauptmann an ihrer Spitze das Sterzinger Städtlein durchstürmt; Kriegsspiele jeder Art, die Anfertigung von Schutz- und Trutzwaffen, der Bau von Festungswerken waren damals und noch später meine Lieblingsbeschäftigung. Und wie gerne wäre ich als Fünfzehnjähriger mitgezogen mit unseren Schützen, wie oft

habe ich später noch Adolf Pichler beneidet, daß es ihm vergönnt gewesen, im Felde seinen Mann zu stellen! Ich darf wohl sagen: Der Tyroler Patriot hat von Kindheit auf in mir gesteckt und ich habe ihn noch heute nicht losgebracht, trotz alledem.

An der Vollendung der Trilogie, deren erster Teil im Jahre 1885, deren letzter im Jahre 1897 erschien, habe ich im ganzen wohl durch 15 Jahre gearbeitet. Die Fertigstellung der späteren Teile ging deshalb so überaus langsam vonstatten, weil ich — ich tue das unter Paranthese ab, da ich ja hier keine Biographie schreibe — seit dem März 1884 endlich auch ins Joch geschirrt und k. und k. Beamter am Münzkabinett geworden war, nachdem ich mich gleichzeitig mit einer Wienerin aus kerndeutscher Familie vermählt hatte. Nicht die Wienerin, die sehr bald einer Tyrolerin zum Verwechseln ähnlich wurde und mir das Fleckchen Erde in Klosterneuburg, das wir unser nennen, zu einem Stück Tyrol gegeschaffen hat, nicht sie, wohl aber meine neuen Pflichten waren es, die mich zumeist an der rascheren Vollendung meines vaterländischen Werkes hinderten. Denn darein habe ich immer einen Stolz gesetzt, ein brauchbarer Beamter zu sein, meine administrativen Obliegenheiten pünktlich zu besorgen und auf wissenschaftlichem Gebiete nicht zurückzubleiben. Meine Publikationen werden es bezeugen.*)

Zudem war mir in Wien die Ehre zuteil geworden, durch volle 21 Jahre ununterbrochen als Lehrer der Literatur- und Kunstgeschichte in der kaiserlichen Familie in Verwendung zu stehen, eine Aufgabe, deren gewissenhafte Erfüllung viel Zeit und Mühe gekostet hat. Für dichterische Arbeiten konnte ich daneben nicht mehr die Muße, noch weniger Kraft und Stimmung gewinnen; gewöhnlich waren es nur noch etwa drei Wochen im Jahre, die

---

*) Babenberger Münzen (Num. Ztschft.).
Älteste Medailleure in Österreich. } Jahrbuch der
Peter Flötner als Plastiker und Medailleur. } Kunsth. Sammlgn.
Porträtmedaillen der Eh. Österreichs. Fol. mit 50 Tafeln. Gilhofer und Ranschburg (1897).
Die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht 2c. Fol. mit 100 Tafeln. Schroll u. Co. (1907).
Und viele kleinere numismatische und kunsthistorische Abhandlungen in Fachzeitschriften. —

Von germanistischen Arbeiten sind zu meinen Parzival-Studien, die ich 1878 und 1880 herausgab (Schöningh, Paderborn), hinzugekommen: Wolfram von Eschenbach und seine Gattin (Histor. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft), Der Klôsenaere Walthers v. d. Vogelweide (Schöningh, Paderborn), Der Gral des Parzival (Kultur).

Hälfte meines Urlaubs, die ich für eine intensivere dichterische Tätigkeit erübrigte.

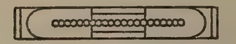
Und dazwischen hinein fielen nun allerdings auch ein paar andere Dichtungen, die mich so angeflogen kamen. Zunächst Der Abt von Fiecht. Ich hatte meinem verstorbenen Freunde Hofrat Dr. Maxen die absonderliche Geschichte des Abtes Cölestin Bemb erzählt, so wie sie mir mein Bruder, der Konventuale von Fiecht war, mitgeteilt hatte. Aber die Erzählung meines Bruders war nicht lückenlos; Maxen wollte Näheres wissen. Ich las deshalb Wurzbach nach, der sich an Hormayr hielt. Und nun entstand, aus der Verbindung der Klostertradition mit den Angaben Hormayrs, ohne viel eigenes Zutun jene poetische Erzählung, die ich als junger Ehemann im kleinen Wäldchen draußen in Himberg innerhalb 14 Tagen niederschrieb. Der Dichtung, die 1890 in einer von E. v. Luttich reich und geschmackvoll illustrierten Prachtausgabe erschien und 1896 durch Vermittelung des damaligen protestantischen Pfarrers von Christiania, Dr. Krogh-Tonning, ins Norwegische übersetzt wurde, habe ich bei den späteren Auflagen noch viel Mühe und Sorgfalt zugewendet.

Andere Zwischenarbeiten waren mehrere meiner Kleinen Erzählungen, die mir von meiner Schönberger Tante, vom alten Konsiliarius Kirchner in Weerberg (Schatzgräber und Falscher Hunderter) und vom Dekan Amann in Flaurling (Die beiden Freunde) überliefert worden waren. Ich habe sie in der Hauptsache treulich nacherzählt, dabei aber allerdings eigene innere Erfahrungen mitverwoben: ich ließ diese Tyroler Leute unter ihren Verhältnissen dieselben oder ähnliche Erfahrungen erleben, die mich gerade drückten. Erhörung hatte mir i. J. 1875 ein Klosterbruder in Monte Casino als eine Begebenheit mitgeteilt, die sich kurz vorher an einem Wallfahrsorte in den Abruzzen ereignet habe; ich habe sie für Trens lokalisiert. — Meine Erlebnisse als Literat, um dies vorweg zu sagen, spiegeln sich schon im Kuraten von Großwies (Die beiden Freunde), in den späteren, großenteils frei erfundenen Erzählungen kehrt das Thema wieder; die Beurteilung, die ich des öfteren bei Guten Freunden gefunden habe, schildere ich in Lienhard dem Fürst, meine allmähliche Resignation im Lebenszweck, die Hoffnung, die mir verblieben ist, in Meiner alten Tante.

Diese kleinen Erzählungen sind zuerst an sehr verschiedenen Orten erschienen; man hat ihnen die Ehre erwiesen, sie zum Teil in fremde Sprachen zu übersetzen, besonders aber, sie ohne Wissen

und Erlaubnis des Verfassers häufig nachzudrucken, wogegen die erste bei Wagner-Innsbruck i. J. 1893 erschienene und von Philipp Schumacher gut illustrierte Sammelausgabe durch lange Jahre unverkauft blieb, so daß erst im Jahre 1906 die zweite, stark vermehrte Auflage bei Kösel-Kempten erscheinen konnte.

(Schluß folgt.)



Des Königs Weihnacht.

Als einst im Marmorsaale in der Vasallen Kreis
Geweilt beim Weihnachtsmale der königliche Greis,
Rief einer von den Gästen: „Ihr Herrn, denkt nach und nennt
Von euren Weihnachtsfesten das schönste, das ihr kennt!"

„Die Nacht war's," sprach der eine, „da mir — o seliger Traum! —
Zum erstenmal die Meine geschmückt den Lichterbaum."
Der pries das Festgeschmeide der ersten Tanne laut,
Auf das in heller Freude sein jauchzend Kind geschaut.

„Zuhöchst", gestand ein dritter, „ist mir das Christfest wert,
An dem voll Huld zum Ritter mich schlug des Fürsten Schwert."
So mit beredtem Munde gab jeder Gast ringsum
Vom schönsten Christfest Kunde. Der König nur blieb stumm.

„Willst du die Weihnachtsfeier", begann der Kanzellar,
„Nicht künden, Herr, die teuer wie keine sonst dir war?"
Die Mettenglocken klangen — der länderreiche Mann
Saß lauschend, traumbefangen, dann hub er zögernd an:

„Es war im Jahr des Krieges, des Unglücks und der Schmach,
Als das Juwel des Sieges aus meiner Krone brach.
Die Krone selber wankte auf meinem Königshaupt,
Das lecke Staatsschiff schwankte im Sturme mastberaubt.

Die Bösen war'n verschworen, mein gutes Volk verhetzt,
Das Spiel — es schien verloren, der König mattgesetzt.

Mich menschenscheu begrabend im tiefsten Waldesschoß,
Ritt ich am Heiligen Abend nach „Weidlust“ auf mein Schloß.

Da traf ich plötzlich mitten im überschneiten Wald —
Ich war wohl irr geritten — ein Kirchlein grau und alt.
Umsaust von weißen Flöckchen stand's mutterseelenallein;
Es lud ein heisres Glöckchen zum Amt der Mette ein.

Ich stieg von meinem Schecken und trat durch das Portal.
Verwittert war'n die Decken, die Wände feucht und kahl;
Von Stümperhand gezimmert sah ich ein Kripplein stehn,
Verstaubt und halb zertrümmert, wie ich noch keins gesehn.

Und in dem morschen Spindlein lag hüllenlos und bleich
Das ärmste Jesuskindlein in meinem Königreich.
Doch wie ich's so betrachte im trüben Dämmerlicht,
Da schien mir, es erwachte und säh' mir ins Gesicht

Mit Augen wie zwei Sonnen und spräche: Hör mir zu!
Auch ich trug stolze Kronen — viel stolzere als du.
Der Macht bin ich enteignet, mein Herrscherstab zerbrach,
Mein Volk hat mich verleugnet, die Hasser stell'n mir nach.

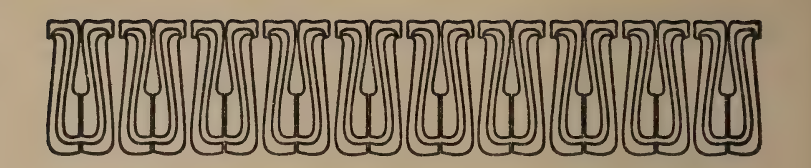
Steh still, steh still ein wenig und hab der Mahnung acht:
Die Macht ist's nicht, o König, die einen König macht!
Im Unglück, in der Blöße, besiegt, verfolgt, geschmäht,
Zeigt sich die wahre Größe der echten Majestät.

So hat das Kind geredet. Ich stürzte auf die Knie
Und hab' zu Gott gebetet so brünstig wie noch nie.
Es sprudelten die Quellen der Tränen heiß und jäh,
Und mit den heißen Wellen zerrann mein heißes Weh . . .

Drauß schwieg des Wetters Toben, still war's ums Haus des Herrn,
Im klaren Äther droben stand leuchtend Stern an Stern. —
Das war, sprach heimwärts trabend ich leise vor mich hin,
Der schönste Weihnachtsabend seitdem ich König bin!

O. Kernstock.





Das Fest der Vernunft.

Szene aus der Dramenreihe „Die Revolution". Zweiter Teil: Die Schreckensherrschaft.

Von **Richard v. Kralik.**

Siebente Szene.

Das Innere der Kirche Notre Dame.
(10. November 1793.)
Nacht. Maria, von Heiligen umgeben. Christus zwischen dem heiligen Dionysius und der heiligen Genoveva kommt, von Engeln begleitet.

Christus.

Vom Himmel hoch komm ich herab,
Von Engelheeren, Heiligen
Umgeben, dich, die Königin
Der Engel, meine Mutter, heut
Aus diesem schönen Heiligtum
Zum Himmel abzuholen. Komm,
Bevor die Menschen, gänzlich noch
Den Tempel zu entweihen, nahn!

Maria.

Ach, du mein Schöpfer und mein Sohn,
Nur ungern laß ich diese Statt,
In der mir durch Jahrhunderte
So traute Liebe ward gezollt.

Dionysius.

Doch, holde Herrin, ist es not,
Denn sie, die eben meine Burg
Zu Saint-Denis zertrümmerten,
Sie wälzen sich nun drohend her
Nach Notre Dame, deinem Haus,
Noch Ärgeres ihm anzutun.

Maria.

Ach, heilger Dionysius,
So ist dein Heim geschändet, das
Einst Abt Suger mit Prunk gebaut!

Dionysius.

Nicht dies allein; der Könige
Friedvolle Gräber, treu gehegt
In meinem Tempel, sind zerstört.
Zerbrochen und zerschlagen ist,
Was Karl der Große dort geweiht,
Der Merowinger Staub zerstreut,
Die Asche König Dagoberts,
Des heiligen Ludwig Sarg gesprengt.

Maria.

O schweige, reg nicht meinen Schmerz!
Doch, Schwester Genoveva, dich
Auch schau ich hier im Trauerkleid,
Dich, starkes Weib, die du vor Zeit
Wie Judith dem Barbaren, so
Dem Hunnenkönig Attila
Allein entgegentratest. Du
Allein hast Frankreichs Stadt bewahrt
Vor grauenvollem Untergang,
Du mit der Schwestern tapfrer Schar.

Genoveva.

O meine teure Königin,
Die Schutzpatronin von Paris
Soll ich nicht fürder sein; man hat
Mir meinen Tempel wüstgelegt,
Man hat mein arm Gebein dem Schrein
Entnommen und auf offnem Platz
Verbrannt wie eines Frevlers Leib.

Christus.

Auch meiner schmerzlichen Passion
Andenken, die Sankt Ludwig einst
Vom Orient hieher gebracht,
Die Schmerzenskrone, die er hielt

Ob allen Kronen dieser Welt,
War jenen Frevlern ausgesetzt
Zum Spott, wenn nicht ein treuer Arm
Sie barg vorm Auge schnöder Welt.

Maria.

Fürwahr, ein neuer Leidensweg
Muß dann von dir gegangen sein,
Und wie einst dort, folg ich dir hier.
So lebe wohl, du trauter Bau!
Leb wohl, Paris, einst meine Lust!
Frankreich, leb wohl! Wir eilen fort,
Und mit uns zieht, was heilig war
Und welterhaltend, fort von hier.

Christus.

Zum Himmel kehre denn mit mir!
Der Engel Ave grüße dich!
Und dort erwarte das Gericht,
Das Gott der Welt verhängen wird!

Maria.

Ich folge dir, doch laß mich dich,
Laß mich den Vater bitten, daß
Er nicht zu hart die Völker straft!
Und laß mich von des Himmels Höhn
Doch wieder eines Tags herab,
Wenn nicht zur Stadt, so doch zum Tal
Bei armen Hirten treuen Sinns
Einkehren und das Heileswort
Von unbefleckter Reinheit noch
Den Menschen künden ohne Groll!

Christus.

So sei es; alles, Mutter, was
Du bittest, soll von uns geschehn.
(Alle ab. Es wird hell.)

Engelchor (im Verschwinden).

Wir führen unsre liebe Frau
Dahin zur lichten Himmelsau.
Empfangt sie, Engel, mit Gesang,
Die aufsteigt aus der Erde Drang!

Der Küster (kommt).

Mir scheint, mein alter Küsterkopf ist schon ganz verwirrt durch die Schrecken dieser Revolution; denn mir kam eben vor, als ob ich die Chorknaben in der Kirche singen hörte, so schön wie Engel. Und ich weiß doch, daß schon längst kein heiliges Lied in diesem Tempel unserer lieben Frau erklungen ist. Nur verstohlen wagen es die Frommen, hereinzukommen und sich vor den Altären niederzuwerfen. Aber ich will die Kirche aufsperren. — Holla, wer pocht denn gar so grob an der Pforte?

Momoro (draußen).

Öffnet im Namen der Kommune!

Küster.

Sogleich! (Momoro kommt.) Hat die löbliche Gemeinde von Paris etwa beschlossen, einen Gottesdienst in Notre Dame halten zu lassen? (Die Kirche füllt sich allmählich.)

Momoro.

Nein, du Lümmel! Der Große Rat der Gemeinde wird heut ein Fest der Freiheit und der Vernunft in diesem ehemals Notre Dame genannten Tempel halten. Wir bringen hier das Zeichen der Freiheit, die von nun an die Stelle des Bildes jener wenig bedeutenden Mutter des Sansculotten Jesus einnehmen soll. So, meine lieben Genossen, diese Aufschrift mit den Worten „Der Philosophie" bringt an der Vorderseite des Baues an! Schmückt die Halle mit diesen Brustbildern der Philosophen, die durch ihre Erleuchtung am meisten beigetragen haben zum Erfolg der gegenwärtigen Revolution! In der Mitte laßt die Fackel der Wahrheit leuchten! Eine republikanische Musik begleite den Gesang des Hymnus, der natürliche, nicht mystische und eingebildete Lobeserhebungen ausdrücken soll. Während der majestätischen Musik sollen zwei Reihen weißgekleideter und mit Eichenkränzen geschmückter Mädchen, Fackeln in Händen, die Freiheit einholen. (Alles geschieht nach den Andeutungen Momoros durch seine Begleiter, die immer zahlreicher die Kirche füllen.)

Chor.

O Freiheit, steig hernieder, Tochter der Natur!
Sieh, wie das Volk erstritt die Macht für immerdar!
Zerschmettre jeder alten Trügereien Spur!
Empfang uns heut dein Hochaltar!

Ihr Königssieger, kommt; Europa schaut auf euch!
Laßt euren Zorn auch nicht vor falschen Götzen ruhn!
Du heil'ge Freiheit, komm, nimm in Besitz dein Reich,
Sei der Franzosen Göttin nun!

Momoro.

O seht, die göttliche Freiheit in Gestalt eines wunderschönen Weibes tritt hervor und setzt sich auf ihren Thron, die Huldigungen der Republikaner und Republikanerinnen in Empfang zu nehmen, die ihr mit Jubelrufen die Arme entgegenstrecken. Sie erhebt sich von ihrem Sitz, um auf ihre Freunde einen wohlwollenden Blick zu werfen und wieder in ihr Heiligtum zurückzukehren. Freunde, lasset euren Enthusiasmus in Schwüren ausbrechen, ihr immerdar treu zu sein!

Alle.

Treue der Freiheit! Wir schwören es!

Sansculotte.

Haltet noch ein, ihr Männer vom Berg, und hört mich! Wir bringen euch hier acht Priester, die soeben in unserm Versammlungssaal vor uns Sansculotten ihre Betrügereien abgeschworen haben, am Fuße derselben Kanzel, von der herab sie einst den Irrtum predigten. Sie sind wie neugeborene Kinder und werden durch euch neues Leben empfangen. Ja, heiliger Berg, Schützer der Volksgesellschaften, Förderer brüderlicher Versammlungen, du, von welchem die Blitze und Donnerschläge ausgehen, mit denen du die Throne und die Altäre des Irrtums niedergeschmettert hast, bleib unerschütterlich inmitten der Stürme!

Momoro.

Ich begrüße im Namen der Gemeinde diese edlen Gesinnungen. Endlich ist die Wiedergeburt des Menschengeschlechts eingetreten. Der Fanatismus und der Aberglaube sind verschwunden, die Vernunft allein hat jetzt noch Altäre; so will es die öffentliche Meinung. Wir haben darum beschlossen, daß die bisherige Metropolitankirche hinfür der Vernunft geweiht sein solle. Das Volk erwartet es von uns. Der Nationalkonvent ist dazu geladen, damit diese Feier kein vereinzeltes Tun sei, sondern als Ausdruck des Wunsches der ganzen Nation erscheine.

Laloi (als Sprecher des Konvents).

Die Einladung der Gemeinde ist schmeichelhaft für den Konvent. Jeder von uns fühlt sich vom Verlangen fortgerissen, mit

euch in den Hymnus auf die Freiheit einzustimmen. Es ist wichtig, daß der Konvent damit beweise, daß ihm die öffentliche Meinung in der Zerstörung der Vorurteile nicht voraneile.

Barrère.

Wir werden der Göttin die Siegesberichte über den verbrecherischen Aufstand in der Vendée zu Füßen legen, denn auch das ist ein Sieg der Vernunft über den Fanatismus.

Chaumette.

Platz da, es naht der Zug des Volkes, der in diesem alten Dome seine Huldigung der Vernunft darbringen will. Voran, junge Musikanten, seid mit Beifall begrüßt! Voran, ihr Waisen von Vaterlandsverteidigern! Voran, Bürger mit der roten Freiheitsmütze! Es lebe die Republik! Es lebe der Berg! Wir alle erwidern eure Rufe. Seht, sie bringen nun die neue Gottheit der Vernunft, das schönste Weib, auf dem mit Eichenlaub bekränzten Thronsitz getragen, die rote Freiheitsmütze auf dem Kopf, den himmelblauen Mantel um die Schultern, die Picke von Ebenholz in der Hand. Kriegerische Weisen begleiten sie. Ihr folgt ein Chor junger, weißgekleideter Frauen, das Haupt mit Blumen bekränzt, das dreifarbene Band um die Hüften geschlungen. Rauschender Beifall ertöne euch! Hebt ihnen die Arme entgegen! Schwingt die Hüte! Laßt den Enthusiasmus alle Grenzen überströmen! Heute begibt sich das ganze Volk von Paris unter diese gotischen Hallen, durch welche einst die Stimme des Irrtums schallte, in denen jetzt zum erstenmal der Ruf der Wahrheit ertönt. Hier laßt uns der Freiheit, der Gleichheit, der Natur opfern! Nicht leeren Bildern und seelenlosen Götzen bringen wir unser Opfer, nein, es ist das Meisterwerk der Natur, das wir gewählt haben, um die Gottheit darzustellen, und dies geheiligte Bild entflammt unsere Herzen. Seht sie mit der Freiheitsmütze geziert, umgeben von den verstümmelten Sinnbildern der Feudalität! Ein einziger Wunsch, ein einziger Ruf ertönt von allen Seiten; das Volk sagt: Keine anderen Götter mehr als jene, welche die Natur uns bietet! Seht, vor euch, ihr Eingeweihten, darf ich den Schleier von der neuen Göttin hinwegnehmen. Seht, die Schönheit selber, das Weib! Der Vorsitzende der Nationalversammlung gebe ihr Umarmung und Bruderkuß! Das Volk begrüße sie mit anbetendem Gesange!

Chor.

Setzt auf den Altar Marias
Die Vernunft, die Freiheit ein!
Frankreichs ew'ger Messias
Soll die heil'ge Gleichheit sein.
Wälle sind uns Kathedralen,
Die Kanonen Glocken rein,
Kriegslied schalle statt Choralen,
Pulver soll uns Weihrauch sein.
Halle, durch die Mönchsgesänge
Allzu lange profaniert,
Sei nun durch die Freiheitsklänge
Der Vernunft aufs neu geziert!
Wahrheit, Freiheit, Gleichheit, ihr
Seid uns Götter; seht uns hier!

Chaumette.

Heda, Kanoniere der Republik, mit der Pfeife im Munde, ihr sollt die Ministranten sein an dem Thron der Göttin. Tausendstimmiges Jubelgeschrei, der bacchantische Lärm der Trommeln, die hellsten Töne der Trompeten, der Donnerklang der Orgel soll uns unter die heiligen Bacchanten auf die Berge Thraciens versetzen. Biedere Ohnehosen, legt die Röcke ab und ahmt in raschen Windungen des Tanzes die Wirbelwinde heiliger Begeisterung nach, Verwüstung und Schrecken den Verrätern dräuend! Und während die Nation die Göttinnen der Vernunft und Freiheit anbetet, erweist eure Verehrung den göttlichen Dienerinnen dieser Göttinnen; denn alle schönen Frauen sollen uns als die fleischgewordene Gottheit gelten. Stellt Tische auf in den Kapellen an Stelle der Beichtstühle und beladet sie mit Pasteten und Würsten anstatt mit eingebildeten Sünden! Fürchtet euch nicht vor dem Rausche der Freiheit! Auch der Rausch ist heilig. Aber die Geländer, Chorstühle und Beichtstühle, Heiligenbilder und Meßbücher tragt auf den Platz hinaus und entzündet damit eine große, festliche Flamme!

Ein Pickenmann (drängt sich mit anderen durch die Menge).

Platz da! Wir kommen zum Feste der Vernunft vom Platz der Eintracht, wo das nationale Rasiermesser die patriotische Zustutzung von Pfaffen und Aristokraten besorgt, und bringen an der Spitze unserer Picken diese frischen Köpfe zu den Füßen der Göttin dar, als liebliches Opfer.

Ein anderer.

Platz da! Wir bringen auf dieser Tragbahre den Gipskopf des ersten Heiligen der Freiheit und Vernunft, des unsterblichen Marat. Auf den Boden vor ihm, wer kein Schurk ist! Er soll an Stelle des heiligen Petrus die Schlüssel des Himmelreiches der Freiheit führen, und niemand sei geschont, den er nicht einläßt.

Anacharsis Cloots.

Platz da, ihr Bürger von Paris! Ich bin Anacharsis Cloots, einst Baron und Deutscher, nun Weltbürger und persönlicher Feind Gottes. Ich bringe euch hier als Kosmopolit die Repräsentanten des ganzen Menschengeschlechts, die eurer Revolution zujubeln. Alle Weltteile, alle Rassen, alle Farben beugen sich vor euch und vor eurer Göttin. Ich predige laut und feierlich, daß es keinen anderen Gott gibt als die Natur, und keinen anderen Herrn als das Menschengeschlecht, das Gottvolk. Unsere Sansculotten brauchen jetzt keine anderen Predigten mehr als die Menschenrechte, keine andere Kirche als den Klub ihrer Sektion. Darum beantrage ich, daß alle Glockentürme und Kirchen abgetragen werden sollen.

Küster.

Ja, und aus den Steinen soll man ein Narrenhaus bauen und den Antragsteller als ersten hineintun.

Cloots.

Wer wagt das zu sagen? Ein Royalist, ein Verschwörer? Ergreift ihn! An die Laterne!

Rosa Lacombe (an der Spitze ihrer Amazonen).

Ruhig, ihr schwächlichen Männer! Macht Platz uns Frauen! Fort mit eurer rücksichtsvollen Kinderei! Wenn wir Frauen uns nicht für die Revolution von Anfang an eingesetzt hätten, ihr allein wäret nie nach Versailles gekommen. Darum müssen wir wieder eingreifen, denn eure Grundsätze werden immer laxer, der Gang der Revolution geht nicht rasch genug vor sich.

Chaumette.

Wer bist du, schöne Amazone?

Rosa.

Rosa Lacombe nannte mich die Mutter. Meinen Vater kannte sie nicht. Aber ich bin Präsidentin meines Klubs, dem die

Kommune immer einen Ehrenplatz bei öffentlichen Festen gab. Die Föderierten schenkten mir die Bürgerkrone, weil ich mich bei der Erstürmung der Tuillerien hervorgetan hatte. Ich mit meinem Bataillon von Frauen bin eine Macht. Darum haben wir die sklavische Frauentracht abgetan und ziehen in roten Trikots militärisch einher, die rote Mütze auf dem Kopf.

Chaumette.

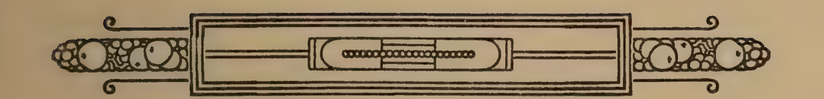
Wir anerkennen eure Verdienste, aber ihr überhebt euch, Frauen. Eure Natur ist entartet, ihr entehrt euer Geschlecht. Das Gesetz befiehlt, Sitten und Gebräuche zu achten; ihr vernichtet aber alle Sitte. Seit wann ist es gestattet, sein Geschlecht abzuschwören? Seit wann ist es anständig, daß Frauen die frommen Sorgen für den Haushalt und die Wiege ihrer Kinder beiseite setzen, um auf den öffentlichen Plätzen und auf den Tribünen zu reden? Hat die Natur den Männern die Sorgen für das Hauswesen anvertraut? Nein, sie hat zum Manne gesagt: Sei Mann! Sie hat zur Frau gesagt: Sei Weib! Die zarten Sorgen für die Kinder, die Einzelheiten des Haushalts, das süße Bangen der Mutterschaft, das sind deine Arbeiten. Zudringliche Weiber, die ihr jetzt Männer sein wollt, habt ihr nicht genug zu tun? Was braucht ihr denn noch mehr? Euer Despotismus ist der einzige, den wir nicht bezwingen können, denn er ist die Herrschaft der Liebe, folglich das Werk der Natur.

Rosa.

Hör einmal auf mit deinen faden Reden, die nach dem Feudalismus schmecken! Man sieht, daß alles Gute weiblich ist, die Freiheit, die Gleichheit, die Vernunft, alles Schlechte männlich, der Despotismus, der Fanatismus, der Aberglaube, der Verrat. Ich drohe dir mit dem Zorne aller revolutionären Frauen. Ich verlange mit meinem Frauenchor die Vollendung der Revolution. Hinaus aus diesem Tempel! Er gehört uns. Wir sind die Vernunft, wir gehören auf den Altar. (Es erhebt sich Getümmel, Geschrei, Gedränge und Rauferei.)

Küster.

O weh, nun kommen sie übereinander! Raufend und schreiend, erhitzt von Haß und Lust drängen sie sich in die Kapellen. Ich fürchte, dieser Streit wird mit einer noch grauenhafteren Entweihung dieser heiligen Stätte durch einen schändlichen Friedensschluß enden, über den die Göttin der Vernunft den Vorhang der Scham wird fallen lassen müssen und alle Himmlischen sich verhüllen werden.



Eichendorff als Gralsritter.

(Schluß.)

Die Poesie der Alten war, wie schon oft genug gesagt worden, aus dem Gefühl einer harmonischen Gesundheit des endlichen Daseins hervorgegangen, die sich selbst genügende Verherrlichung, ja Vergötterung der Sinnlichkeit. Im Christentum dagegen erhielt das Irdische nur durch seine höhere Beziehung, nicht durch das, was es ist, sondern durch das, was es bedeutet, seine volle Geltung und Schönheit. Jene war eine Poesie der Gegenwart, der Freude, diese eine Poesie der Zukunft, der Wehmut, der Ahnung und der Sehnsucht. R. 8.

Wenn wir die tragische Stimmung überhaupt als das Gefühl der Nichtigkeit und Begrenzung alles Endlichen durch die in der menschlichen Natur begründete Forderung des Unendlichen erkennen müssen, so ist ohne Zweifel gerade das Christentum die tragischeste Religion. D. 13.

Die Romantik war keine bloß literarische Erscheinung, sie unternahm vielmehr eine innere Regeneration des Gesamtlebens, wie sie Novalis angekündigt hat; und was man später die romantische Schule nannte, war eben nur ein literarisch abgesonderter Zweig des schon kränkelnden Baumes. Ihre ursprünglichen Intentionen, alles Irdische auf ein Höheres, das Diesseits auf ein größeres Jenseits zu beziehen, mußten daher insbesondere auch das ganze Gebiet der Kunst gleichmäßig umfassen und durchdringen. D. 320.

Goethe ist uns immer wie ein herrlicher Baum erschienen, der, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag, und doch, weil er eben nicht anders kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt, das durch sein kräftiges Laub zittert. Wir wollen keine Sterne von den Bäumen schütteln, aber wie in einem schönen Walde uns an dem geheimnisvollen Rauschen der Wipfel erbauen, das uns Wunder genug erzählt; denn Goethes Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höhern Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in ge-

sundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, von allem Nektar der Erde und den darüberwehenden Himmelslüften sich nährend und stärkend. Sie gibt alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion, so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt. Die Natur mit ihren mannigfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Teil des „Faust“ mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche. R. 225.

Aus der bloßen Negation, die ja selbst nur eine Krankheit ist, geht nie und nirgends das gesunde Neue hervor. D. 22.

Ein Krieg um die höchsten Interessen der Menschheit verwildert nicht, sondern hebt und kräftigt die Gemüter. D. 34.

Das offensive Neue ist jederzeit im Vorteil, denn es hat den Reiz, die Hoffnungen und die kecke Zuversicht der Jugend, und daher die Gunst der Menge. R. 24.

[Es gilt] nicht, eigensinnig Renaissance zu treiben, sondern dem Kleinen und Erbärmlichen das Große resolut entgegenzustellen und somit die verworrene Aufregung in Begeisterung für das Höhere und Wahre zu verwandeln, nach welchem die Menschen auch in ihrer tiefsten Verirrung immerdar eine unüberwindliche Sehnsucht fühlen. D. 23.

Die servile Nachahmung der Alten, — welche, wie die damaligen Römer, alles für barbarisch erklärt, was nicht römisch oder griechisch ist, — hat aber die moderne Barbarei herbeigeführt: die stupide Verachtung unseres Mittelalters und seiner großen Dichterwerke. L. 12.

Es ist wider die Weltordnung und hat jederzeit die meiste Verwirrung hervorgebracht, irgendeine nicht zu beseitigende Elementarkraft der Seele, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt, eigensinnig ignorieren zu wollen, anstatt sie vielmehr nach besten Kräften zu veredeln. L. 511.

Ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnisvoll und wichtig tut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer im vornehm gewordenen sublimierten Egoismus sich selbst als goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt. R. 305.

Ganz abgesehen davon, daß der Mangel wahrhafter Freude am Schönen unter allen Umständen ein Mangel und barbarisch ist, so wurzeln auch rechte Poesie und rechte Tat stets in einer geheimnisvollen Tiefe und sind nur der verschiedene Ausdruck ein und derselben Kraft. D. 186.

Durch alle äußere Weltordnung gehen zwei waltende Hauptelemente: die Sitte und das Recht. Die erstere haben die Frauen zu wahren und zu pflegen, und zu diesem Amte hat sie zuerst das Christentum längst genügend emanzipiert; das Recht dagegen haben die Männer auf Erden geltend zu machen und zu beschützen, das ist der ewige Gegensatz von Kraft und Milde, damit die Weltgeschichte sich nicht in Einseitigkeit monströs verstocke. R. 274.

In Zeiten gärenden Kampfes kommt es darauf an, sich vor allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böse, unbekümmert um die Ordonnanzen des Journalismus, nach bestem Wissen und Gewissen Einspruch zu tun und so das ewige Banner, das die Nachwelt von uns fordern wird, wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrechtzuerhalten. R. 306.

Die schöne Tiphaine.

M. v. Buol.

Ein Mägdlein war im bretonischen Land
Sie hieß die schöne Tiphaine,
Denn nimmer ein holderes Weib sich fand
Im Tale der gelben Vilaine.
Wohl nahten der lockenden Sänger viel,
Die hofften mit Liedern und Zitherspiel
Der Schönen das Herz zu entreißen.
Sie aber hat ihre Minne geweiht
Dem tapfersten Ritter der Christenheit:
Herr Bertrand war er geheißen.

Doch als er geführt auf das heimische Schloß
Die Schöne im bräutlichen Kranze,
Da ließ er am Barren das schnaubende Roß
Und in der Kammer die Lanze;
Denn dahin war Kampflust und freudige Kraft,
Seit Frankreichs Reis'ge und Ritterschaft
Vor den englischen Schützen zerstoben;
Drum ließ auch der Tapfre von tapferer Art
Und griff in die Saiten gar minnig und zart
Und begann die Geliebte zu loben.

Da sprach die schöne Tiphaine voll Spott:
„Ei, Ritter, sind das deine Waffen?
Und wähnst du, dich habe der Schlachtengott
Zum träumenden Sänger erschaffen?
Wem heut' noch Harfe genüget und Sang,
Der hat, beim Himmel! den Untergang
Des heimischen Herdes verschuldet.
Das Vaterland stöhnt! Pfui über den Mann,
Der träumen und tändeln und singen kann,
Und über das Weib, das es duldet!“

Da sprang der Ritter empor beschämt
Und rief nach Schwert und nach Sporen
Und hat sich in innerster Seele gegrämt
Ob der Tage, die er verloren.
Und wie er nun stand zum Kampfe bereit,
Da gab ihm die Schöne ein lächelnd Geleit
Und sprach holdselige Worte;
Und erst als der Traute entschwunden war,
Da weinte das lieblichste Augenpaar
An still verborgenem Orte.

Er aber nahm ihr Bildnis mit
In seines Herzens Tiefe;
Und wo er ritt und wo er stritt,
Ihm war, wie wenn sie riefe.
Dort auf den Höhen von Cocherel,
Da klangen die Hörner des Feindes hell.
Da rief auch die schöne Tiphaine.
Da focht er mit standhaftem Rittersinn
Und mähte die Söldner Navarras hin,
Und frei war die fürstliche Seine!

Und als er am Ufer des Tajo stand
Wohl unter Toledos Zinnen,
Da winkte der schönen Tiphaine Hand
Ermunternd dem kühnen Beginnen.
Da entbrannte sein herrlicher Mut aufs neu,
Es ächzte getroffen der spanische Leu,
Es wankte der Turm von Kastilien;
Und die Feinde fielen wie raschelndes Laub,
Und Pedro, der Würger, küßte den Staub
Vor dem Banner der fränkischen Lilien.

Und lauter und lauter klirrte sein Schwert.
Das war ein Tönen und Klingen!
Wohl hat ihn die schöne Tiphaine gelehrt,
So seltsame Lieder zu singen!
Und wo immer sein ritterlich Waffen klang,
Der Knechtschaft elende Fessel zersprang,
Und die Völker jauchzten in Wonne;
Und die Fürsten von Albion kummervoll
Entflohen, im Herzen nagenden Groll,
Von der rebenumsäumten Garonne.

Da hatten die Franken ihr salisch Recht,
Das sie vor alters besessen;
Da war von Crécy das grause Gefecht
Und der Bluttag von Poitiers vergessen.
Und wie nun der Tapfre als Sieger stand,
Und vor ihm lag das entfesselte Land,
Da trat ihm ins Auge die Träne;
Da ward ihm ums Herz so wonnig und heiß,
Ihm war, als reich' ihm den Siegespreis
Die Hand der schönen Tiphaine.

Heut' aber schelten die Mägdlein viel,
Und die Frauen führen wohl Klage:
„Wo ringt noch ein Mann nach erhabenem Ziel?
Wo sind die entschwundenen Tage?"
Nur still! ich sag' es euch frei ins Gesicht:
Ihr Schönen, ei, haltet nur mildes Gericht!
Erst gilt es euch selbst zu ergründen;
Denn immerdar müssen sich heilige Glut
Und Heimatsliebe und Rittermut
Am Herzen der Frauen entzünden!



Literarische Umschau.

Von Richard v. Kralik.

Elftes Stück.

Bernhard Stein hat eine Reihe seiner literarischen Essays zusammengefaßt („Neuere Dichter im Lichte des Christentums.“ Gesammelte Aufsätze. Ravensburg, Fr. Alber). Ich wünsche dem vorzüglich orientierenden Buch die weiteste Verbreitung. Als sein Motto kann der Schlußsatz gelten: „Frei wächst sie (die deutsche Dichtung) in die Welt hinaus und treibt mannigfache Blüten, aber die unsichtbare Quelle ihrer Kraft ruht auf dem Grunde der Kirche und Religion“. Damit dürfen wir den Autor ganz als den Unsern begrüßen und beglückwünschen.

Mit Recht steht Gottfried Keller bei ihm als erster. Ich halte dessen Novellen und die Gedichte Fontanes für das einzige, was sich von der in diesem Buch behandelten Literatur bis in das Gebiet der höheren, echten Kunst erhebt; das andere ist zum größten Teil mehr oder weniger Artistentum, Unterhaltungsstoff, liebenswürdige Harmlosigkeit oder giftige Tendenz in überzuckerter Hülle. Mit Recht macht Stein auf die antikatholische Haltung der meisten dieser Dichter aufmerksam. Was insbesondere den Kreis um den sonst als Künstler so bedeutenden G. Keller, also K. F. Meyer, Feuerbach, D. Strauß usw. betrifft, so weiß ich aus persönlichen Beziehungen, daß hier programmatisch eine antikatholische, protestantische Literatur angestrebt wurde im Gegensatz zu der jenem Kreis noch immer zu katholisch dünkenden Literatur unserer Klassiker. Alles natürlich in guter aufklärerischer Absicht und nicht immer in voller Einigkeit untereinander.

Steins Charakteristiken sind voll von bezeichnenden Zügen. Keller, selber in der tiefsten Seele vom religiösen Problem gepackt, hält mit Recht Nietzsche für einen „Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten“. Interessant ist, wie Keller sogleich seinen kritischen Freunden gegenüber verdächtig wurde, wenn er nicht strenge Farbe bekannte.

Viel offener und noch weniger durch volle Kunst gehoben, ist bei K. F. Meyer alles „Tendenz, Kulturkampf, Absicht“. Seine Arbeit ist ein „novellistischer Kampf gegen das katholische Priestertum“. Mit Recht findet Stein den „Hutten“ mehr komisch als tragisch.

Aber trotz alles Widerwärtigen muß ich jeden katholischen Erzähler aufs angelegentlichste vermahnen, die Technik Kellers und Meyers sorgfältig und immer wieder zu studieren. Beide haben unendlich viel von alten Meistern selber gelernt und angewendet und bilden so, wenn auch nicht die Gipfel des Parnasses, so doch einen sehr nützlichen „Gradus ad Parnassum“.

Storm, den Stein an dritter Stelle behandelt, ist in der Technik immerhin noch brav, wenn auch nicht hervorragend, in der Tendenz, obwohl er selber ganz ungläubig war, weniger auffallend. Als Überschätzung aber erscheint es mir, wenn Stein die „Neu-Romantik“ Storms als „die höchste Vollendung und als den Abschluß der alten romantischen Dichtung“ bezeichnet. Mit der Urgewalt und dem Zukunftsreichtum der Romantik läßt sich das Werk Storms doch nicht vergleichen. Es hat keine Notwendigkeit wie jene. Es könnte ohne großen Verlust für die Entwicklung verloren gehen. Jene nicht.

Am wichtigsten erscheint mir Steins Hinweis auf die konservativen, katholikengerechten, tapferen Anschauungen Fontanes. Seine Romane werden ja wohl den Weg aller, auch der besten Unterhaltungsliteratur gehen, aber der herrliche Charakter wird immer als ein Kunstwerk aus seinen Briefen, seinen Wanderungen, seinen Gedichten hervorstrahlen. Sein Lyrikbuch ist mir allzeit ein lieber Freund gewesen und gerade in gewissen „schnodderig“ scheinenden Sprüchen der letzten Zeit erhebt er sich zu einer fast unbedingten Vollkommenheit. Diese und manche der von Stein ausgezogenen prosaischen Bemerkungen gäben ein köstliches, herzerhebendes, echt nationales „Fontane-Brevier“.

Der liebenswürdigen und harmlosen Gutmütigkeit W. Raabes wird Stein mit freundschaftlicher Wärme gerecht, vielleicht hie und da doch auch etwas überschätzend. Ich kann es z. B. nicht als „goldene Worte eines tiefgläubigen Gemütes“ verstehen, wenn Raabe nichts anderes weiß, als „daß wir aus dem Dunkeln kommen und in das Dunkle gehen“ (169). Das ist denn doch eigentlich nicht viel mehr als nichts. Raabes treffender Ausspruch: „Ibsen ist überhaupt kein Dichter“ wäre noch überzeugender, wenn Raabe nicht erst im 75. Jahr angefangen hätte, Ibsen zu lesen.

Mit der ganz wertlosen Schönschreiberei Paul Heyses rechnet Stein geziemend ab. Mit Recht nennt ihn Schönbach den „kleinen Dichter einer kleinen Gattung“, der, nach Bartels, „Nichtstuer für Nichtstuer“ darstellt, und übrigens schon überlebt und beiseite geschoben ist.

Am Götzen Ibsen weist Stein das Giftige, Ekelhafte, Langweilige, Unwahre, Posierende nach bei aller artistischen, durch Fleiß und Übung erlangten Technik. Was ihn berühmt machte, war die Tendenz und Polemik, das Kokettieren mit Sozialismus, Darwinismus, Frauenemanzipation, Cynismus und freier Liebe. Er war ein Sophist an der Grenze des Wahnsinns. Er redet schließlich ebenso wie Nietzsche

und Stirner nur der sittlichen, intellektuellen und künstlerischen Borniertheit das Wort, wenn er nicht sein Publikum zum besten gehabt hat. Kein Dichter, sondern ein großer Artist, ein Jongleur, nicht mit der Seele, sondern mit vernünftelndem Witz schaffend.

Der Pole Sienkiewicz ist der einzige Katholik, mit dem sich Stein in diesem Buch eingehender beschäftigt. Mir scheint das Durchschnittstalent und die Durchschnittskunst dieses beliebten Erzählers nicht ganz so begeisternd. Sienkiewicz gilt selbst in Polen nur als Epigone einer viel bedeutenderen, klassischeren polnischen Literatur, und er ist auch schon wieder von bedeutenderen Nachfolgern überflügelt. Aber gut, seien wir wohlwollend auch den Schwächen des vielverbreiteten Polen gegenüber und freuen wir uns an der Wirksamkeit des spannenden Romans „Quo vadis“, wenn uns auch dessen Technik etwas roh gezimmert erscheint. Was den künstlerischen Wert betrifft, so halte ich die Reiseerzählungen Karl Mays nicht für geringer.

Wie sehr das Christusproblem auch unsere ganze Literatur beschäftigt, sogar die ungläubige, das zeigt ein weiterer Aufsatz an Wagner, Hebbel, Elise Schmidt, Heyse, Sudermann, Wilde, Rostand, Dulk, Wilbrandt, Widmann, Dehmel, Kretzer, Kahlenberg, Lagerlöf, Voß, Rosegger, Frenssen u. a. Noch kursorischer wird in einem Schlußaufsatz „die katholische Christusdichtung“ behandelt.

Stein wundert sich mit Recht, warum manche dieser katholischen Dichtungen so wenig bekannt sind, warum sie von den Literaturhistorikern kaum oder gar nicht erwähnt werden. Die Erklärung dafür ist leicht gegeben. Es gibt keine oder fast keine kritischen Vorarbeiten für diese katholische Literatur, die Stein selber mit Recht so hoch stellt. Selbst uns katholischen Literaten ist es viel leichter, einen Essay über Ibsen oder Keller zu schreiben als über einen unserer katholischen Kollegen. Keiner wagt es, mit dem Lob anzufangen, jeder blickt rechts und links, ob er sich auf einen anderen, kühneren berufen kann. Wir stehen alle unter der Suggestion der antikatholischen Kritik, als ob die katholische Literatur doch eigentlich nicht zur Literatur gehöre. Auch uns ist nur jene Literatur geläufig, nicht die unsere. Nur jene muß man auch bei uns gelesen haben, um gebildet zu sein, nicht die unsere. Darum können wir jene, wenn wir sie auch ablehnen, trefflich und eingehend charakterisieren; bei diesen begnügen wir uns mit einem ängstlichen, allgemeinen Lob. Wir sind trefflich geschult, Keller mit Meyer zu vergleichen und abzuwägen und so weiter, aber eine jener berühmten liberalen Größen der Epik, Lyrik, Dramatik mit einem katholischen Epiker, Lyriker oder Dramatiker auch nur im Vorbeigehen mit einem Wörtlein zu vergleichen, das liegt uns so ferne wie Nordpol und Südpol. Das ist nicht die Schuld der katholischen Literatur, die sich ganz und gar nicht separieren will, das ist die Schuld der katholischen Kritik, die sich noch nicht ihre volle Selbständigkeit, nicht die volle Übersicht und Beherrschung des Stoffes verschafft hat. Das

kann freilich nicht ein einziger. Das ist die Arbeit einer Generation. Welche große, lehrreiche Literatur konnte Stein für die von ihm behandelten liberalen Dichter benutzen und verzeichnen! Die katholischen (deutschen) Literaten nehmen dagegen in seinem Buch nur einen verschwindend kleinen Raum ein. Jene werden in einem jeden ihrer Werke vorgeführt, wie man fühlt, aus eigener, sorgfältiger Lektüre. Bei diesen ist alles summarischer, tastender, farbloser, unvollständiger. Nebenbei bemerkt, erwähnt Stein z. B. von mir bei Gelegenheit der Christusdichtungen ein Gedicht aus den „Weiheliedern", aber nicht meine ziemlich große, vierbändige Mysterien-Tetralogie des Weihnachts- und Osterspiels, nicht meine Veronika, meinen zwölfjährigen Jesus, nicht meine Goldene Legende, in der er z. B. die Quelle der Voßschen Dichtung hätte angedeutet finden können. Bei andern katholischen Dichtern ist sein Urteil so allgemein, daß man kein Bild vom Inhalt der kritisierten Werke bekommt, z. B. bei Krapp, dessen Christusdichtung doch gewiß an Kraft, Originalität und Anschauung das meiste des in diesem Buch Behandelten übertrifft, um nicht zu zu viel zu sagen. Sonst wird noch erwähnt die Droste, Luise Hensel, Helle, Ringseis, Behringer, Seeber, Reinhard, Heitemeyer, Eichert, Schuler, Pöllman, Fritz Esser, Smetana, Ferd. Ludwig, H. Langen, Elise Miller, Greiffenstein, Knur.

Aber indem ich diese Schwierigkeiten charakterisiere, will ich dem Verdienst des Verfassers keinen Abbruch tun. Sein praktisches Ziel war vor allem, katholischen Bibliotheken an die Hand zu gehen, wenn sie den Lesehunger ihrer Klienten mit modernem Futter befriedigen sollen. Dafür hat er treffliche Fingerzeige gegeben. Ich will aber doch darauf hinweisen, daß wir mit den Werken unserer Weltanschauung nicht früher bei Fernerstehenden einen Erfolg erwarten können, ehe wir zuerst selber uns mit der größten Energie darüber orientiert haben. Darum war ja z. B. auch ein Buch wie die „Rückständigkeiten" Pöllmanns so sehr verdienstvoll, weil es wenigstens einen tapferen Anlauf zur Lösung dieser Aufgabe machte. Stein hat vorzüglich die eine Seite des Problems gelöst, er hat nachgewiesen und allen bequem gezeigt, daß die nichtkatholische Literatur der Gegenwart durchaus nicht so ganz befriedigend ist. Ihre Technik ist nur zum Teil auf der Höhe, ihr künstlerisches Niveau ist das des Mittelmaßes, ihr Charakter ist zum größten Teil unverschämte Tendenz, rücksichtslose Polemik, Vergewaltigung, sophistische Überredung. Die wenigsten davon wollen reine Kunst, große Kunst, nationale Kunst. Die Besseren wollen unschädliche Unterhaltung, Zeitkürzung.

Reine, große, nationale Kunst aber wollen wir Katholiken nach Kräften, wobei wir uns freilich ebensowenig scheuen, die Grundsätze dieser reinen, großen und nationalen Kunst so rücksichtslos zu betonen, wie die andern ihre negativen Grundsätze betonen. Die Aufgabe der katholischen Kritik ist es, das endlich festzustellen, nicht, wie es leider

von manchen Seiten im eigenen Lager geschieht, alles zu schmähen oder zu ignorieren, was sich etwas katholisch gibt. Wir beglückwünschen Bernhard Stein nochmals, daß er sich ganz auf den positiven Standpunkt gestellt hat. Er ist, denke ich, der rechte Mann, der diese Arbeit auch bis ans Ende führen wird, der von seinem positiven Standpunkt aus nun auch die unbedingt und vorbehaltlos positive Literatur in ihrer ganzen bereits blühenden Fülle erkennt und der mit unparteiischer Gerechtigkeit vor dem ganzen Publikum ihre Sache abwägt. Es gilt hier wie dort, einfach Kenntnis zu nehmen, zu charakterisieren und aus der sorgfältigen Kenntnis heraus zu tadeln oder zu loben. Wahrheit, Vollständigkeit, Gerechtigkeit, nichts weiter!

* * *

Soeben kommt uns die Nachricht zu, daß die Monatschrift „Gottesminne“ mit Ende des Jahres 1907 zu erscheinen aufhören wird. Bei der ehrenvollen und wichtigen Stellung, die diese Zeitschrift durch fünf Jahre im literarischen Leben unserer Zeit eingenommen hat, ist es unsere Pflicht, ihre ganze Entwicklung und ihre charakteristische Stellung uns zu vergegenwärtigen.

Der höchst verdienstvolle Begründer und Herausgeber der „Gottesminne“, P. Ansgar Pöllmann O.S.B., trat zuerst meines Wissens mit Gedichten in den „Dichterstimmen“ hervor. Dort erschien im Oktober 1899 jener großartige Gesang „Am Mäander“, ein ganzes Kulturprogramm, Wissenschaft und Kunst, Antike und Christentum in lauter plastischen, farbenreichen, sinnvollen Bildern umfassend. Mir erschien dieser Sang wie ein Heroldsruf eines neuen Pindar oder Hölderlin, wie ein Programm einer großen, neuen, allumfassenden Kunst.

Es war damals die Zeit, wo durch die Broschüren von Schell und Muth der Inferioritätsjammer in voller Blüte stand. Die katholischen Zeitschriften und Autoren stimmten niedergedrückt und verschüchtert in diesen Jammer ein, vor allem die eben neugegründete „Literarische Warte“. Damals, in schwerster Zeit hielt Leo Tepe v. Heemstede, der Herausgeber der Dichterstimmen, fast ganz vereinsamt, die Ehre der katholischen Literatur aufrecht gegenüber Mißgunst und Unwissenheit. Ich schrieb damals an ihn einen offenen Brief, in dem ich ihn in seinem Ausharren bestärkte. Ich wies darauf hin, daß die Vorgeschrittensten unter den Modernen sich wieder der katholischen Kunst und Wissenschaft sehnsüchtig und hoffnungsvoll zuwenden, während unsere Kritiker so wenig die Zeichen der Zeit verstehen, daß sie uns vermögen wollen, als rückständigste Nachzügler das, was jene bereits überwunden haben oder doch zu überwinden sich anstrengen, erst noch nachzuahmen. Durch diesen Unverstand, mit dem bei uns unsre eigenen Schätze, unser Erbe, unsere Traditonen auf empörende Weise mißhandelt und mißachtet werden, müssen aber jene Suchenden schließlich doch abgestoßen werden. Ich wies auf das Unmaßgebliche

jener Art von Kritik hin, hinter der weder die künstlerische noch wissenschaftliche Schaffenskraft, die Schaffensübung und Schaffenserfahrung stehe, gewöhnlich auch weder die historische noch ästhetische systematische Vorbildung. Ich wies dagegen auf jene kostbare Perle hin, die der Beuroner Ansgar Pöllmann im 1. Heft des 14. Jahrgangs verstreut hatte: „Ich kenne die moderne Lyrik ziemlich gut. Aber ich erinnere mich nicht, etwas Moderneres in Form und Inhalt gelesen zu haben. Ich vermute, daß man in Beuron weder die ‚Jugend' noch den ‚Pan' noch den ‚Simplizissimus' hält. Woher hat denn unser Mönch diesen modernsten Geist? Einfach aus der gründlichsten Art, in der er die katholischen Prinzipien der Wissenschaft, Kultur und Kunst sich angeeignet hat. Er spricht darum wie einer, der da Gewalt hat. Es ist aber ganz natürlich, daß der gute Mönch, da ihn niemand versteht und würdigt, während er draußen Trompeten und Pauken zu Ehren der Moderne lärmen hört, an sich irre wird oder vielmehr in mystischer Gelassenheit die deutsche Poesie Poesie sein läßt; denn er braucht sie ja nicht, wohl aber braucht die Poesie ihn."

Diesen Brief vom 2. Jan. 1900 legte Heemstede dem Märzheft 1900 bei. Es entwickelte sich bald eine fruchtbare Korrespondenz mit P. Pöllmann, der damals in der vollsten Schaffenskraft stand. Große Pläne beschäftigten ihn. Davon waren die kritischen Artikel in den „Historisch-politischen Blättern" nur eine kleine Probe. Aus all dem entwickelte sich ganz organisch die Idee der „Gottesminne", die er mir im August 1902 mitteilte. Im Januar 1903 erschien die erste Nummer mit dem prächtigen Beuroner Titelbild.

Der schöne Erfolg der Zeitschrift war ein Beweis für die Richtigkeit des konservativen Programms. In dieser Beziehung war gewiß der Zusammenhang mit der ruhmvollen Beuroner Kongregation des Benediktinerordens von größter Wichtigkeit und ausschlaggebendem Vorteil. Die ganze gläubige und ungläubige Welt verehrt hier ein Ideal christlicher Kultur im höchsten Sinn. Geradeso wie ich von der Beuroner Kunstschule eine Erneuerung oder wenigstens eine Belebung der großen, echten, hieratischen Kunst erwarte, so durfte ich von der „Gottesminne" ähnliches für die Literatur erhoffen. Von diesem Interesse gibt meine fleißige Anteilnahme als Mitarbeiter mehr als genug Beweise.

Es war nur zu bedauern, daß die aufreibende Redaktionstätigkeit im Herausgeber den Dichter und den Autor immer mehr in Anspruch nahm und absorbierte. Er veröffentlichte wohl neben der Zeitschrift noch zwei selbständige Gedichtsammlungen und eine Sammlung literarischer Essays; aber zu anderen großen Arbeiten, die er (zum Teil auch mit mir gemeinsam) plante, kam es nicht. Auch bedaure ich daß die poetische Produktion wohl köstliche kleine vollendete Stimmungsbilder, aber doch keinen so großartigen Kantus im Stile und im Sinne jenes ersten aufwies. Vielleicht wird all das nunmehr bei dem von

einer großen Arbeitslast befreiten Dichter sich schon selber wieder einstellen; zugleich mit der wieder erlangten Gesundheit.

Es meldete sich nämlich, wie ich aus meiner Korrespondenz ersehe, schon 1904 jenes Kopfleiden, das offenbar jetzt der Hauptgrund ist für den Rücktritt des Herausgebers und die Auflösung der Zeitschrift. Das hinderte aber damals noch nicht die Weiterberatung gemeinschaftlicher Pläne. Ja, als P. Pöllmann im Dezember 1905 zur Ausstellung der Beuroner Kunst in der Sezession nach Wien kam, erwuchs aus diesen Beratungen ebenso organisch die Idee des „Gral", wie vor drei Jahren die der „Gottesminne" erwachsen war.

P. Pöllmann nahm während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Wien Teil an den Zusammenküften jener Gruppe von Autoren, die genau im selben Geiste wie vor drei Jahren entschlossen waren, der negativen Arbeit einer durchaus unberufenen Kritik die positive Arbeit der schaffenden Kunst gegenüberzustellen. Es handelte sich vorläufig nur um Organisation einer positiven Kritik. Ich gab damals allwöchentlich eine „Literarische Umschau" im Wiener „Vaterland". Dies wollten wir zu einer „Literarischen Korresondenz" ausgestalten. P. Pöllmann war nicht abgeneigt, mit mir zusammen die Redaktion eventuell zu übernehmen; aber wir beide sahen bald, daß die Idee so nicht aussichtsvoll war. Da erst trat die Idee einer eigenen Monatschrift auf, und P. Pöllmann, der auch darüber befragt wurde, gab jene freundliche Antwort, die ich im Septemberheft des „Gral" bereits mitgeteilt habe. Nun erst wandten wir uns an den von beiden Seiten bereits wohlbekannten Verleger. Und wieder hielten wir es für unsere Pflicht und für unseren Vorteil, unserem Beuroner Freund die Mitherausgeberschaft anzubieten. In seinem Brief aus Montecassino vom 26. 5. 06 lehnte er dies wohl aus triftigen Gründen ab, versicherte aber dem neuen Unternehmen seine Sympathie, seine Empfehlung und seine Mitarbeiterschaft. Auf sein Hauptbedenken, daß nun Gottesminne unsere Mitarbeiterschaft einbüße, konnte ich ihm die Versicherung geben, daß dies nicht der Fall sein werde. In der Tat fehlte es auch unsererseits nicht daran.

So war also der „Gral" in der solidarischesten und wohlberatensten Weise ins Leben getreten. Daß die Gründung des „Gral" seit Oktober 1906 in der Tat keine Konkurrenz, sondern eine Hebung der katholischen Literaturverhältnisse bedeutete, geht daraus hervor, daß die Redaktion der Gottesminne an der Spitze mancher seitdem erschienenen Hefte das stetige Anwachsen ihrer Freunde konstatieren konnte. Das gleiche Anwachsen wird uns von Seite der „Dichterstimmen" authentisch mitgeteilt.

Nun mag aber doch, wie manches andeutet, in den letzten Monaten bei der „Gottesminne" manches Ungünstigere eingetreten sein außer der Krankheit des Herausgebers. In seinem schönen Idealismus hat P. Pöllmann als Redakteur gesucht, jede Einseitigkeit zu vermeiden.

Er hat mit Freude gesehen, daß seinem monastischen Ideal sich auch Nichtkatholiken als Leser und Mitarbeiter nahten, und er glaubte, auf sie Rücksicht nehmen zu müssen. Ebenso hat er in gleichem irenischen Bestreben jenen Kritikern der negativen Observanz seine Hallen nicht verschlossen, nachdem doch ihr Hauptorgan, die „Warte", gewiß hauptsächlich auch durch seine Initiative gescheitert war. Hier aber hat sich, glaube ich, diese Doppelstellung gerächt. Es ist eine biologische und entwicklungsgeschichtliche Lehre, daß Zwischenformen unfruchtbar bleiben.

Eine Lehre für die Zukunft. Ich halte eine streng religiöse, monastische, hieratische Zeitschrift wie „Gottesminne" noch immer für höchst aussichtsreich. Sie hat in den fünf Jahren ihres Bestehens ihr eigentliches, spezifisches Programm noch durchaus nicht ganz erschöpft. Es ist eigentlich noch nicht zur vollen Anregung und Auswirkung jener praktischen religiösen Kunst gekommen, die wir wünschen und brauchen. Je strenger sich eine solche Zeitschrift auf die religiöse, auf die kirchliche Kunst beschränkte, um so sicherer wäre sie fundiert. Großer Umfang, kostbarer bildlicher Schmuck ist nicht so wichtig. Das präzise Programm muß werben und die Leser auf sicherem Weg festhalten.

Keine andere Zeitschrift kann dieses schöne Programm ganz übernehmen. Wir im „Gral" wollen nicht den ganzen Umfang der katholischen Literatur besetzen. Wir wollen im Kosmos der katholischen Kultur nur eine charakteristische Stimme aufs beste vertreten. Wir gehen als produzierende Autoren auch von der Ansicht aus, daß die Zeitschrift noch nicht die Literatur, noch nicht das Werk ist, nur vorbereitet und begleitet. Unsere Arbeit setzt charakteristische Mitarbeit voraus, ein Publikum, das vielseitige literarische Anregungen aufnimmt. Auch der katholische Autor braucht ein ganzes System von verschiedenen Organen, denen er die verschiedenen Äußerungen seiner Individualität anvertrauen kann. Vor kurzem ging durch die Blätter die vergleichende Statistik der katholischen und nichtkatholischen Presse. Wenn wir diese statistischen Verhältnisse zu bessern suchen, wird das gewiß der ganzen Literatur zugute kommen.



Turnierplatz.

Konfessionelle Kritik

Der von mir schon im Jahre 1903 (Kath. Welt, 1. Heft, „Gesunde Rückständigkeit") und seither im „Gral" oft geforderten kritischen Doppelbetrachtung literarischer Werke, nämlich vom rein ästhetisch-literarischen und vom religiös-moralischen Standpunkte, wird nun auch in der „Kölnischen Volkszeitung" (Liter. Beilage Nr. 42) das Wort

geredet. Hermann Herz, der unsern Lesern wohlbekannte Redakteur der „Bücherwelt", plädiert in überzeugender Weise für die Notwendigkeit, neben der literarischen Kritik auch eine „konfessionelle" als berechtigt anzuerkennen. Den Anstoß zu dieser Aussprache gab die Protestbewegung, die der von Herz mit großer Mühe und Sachkenntnis verfaßte „Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken" in der antikatholischen Presse hervorgerufen hat. Von der „Allgemeinen Buchhändlerzeitung" veranlaßt, haben sich verschiedene Schriftsteller über die Berechtigung des konfessionellen Standpunktes bei der Kritik literarischer Werke geäußert, einige vollständig negierend, andere das Recht einer Kritik vom erzieherischen Standpunkt aus anerkennend. Was vom erzieherischen Standpunkte gilt, muß selbstverständlich auch vom „konfessionellen" gelten.

Herz unterscheidet richtig zwischen der Betrachtung des Kunstwertes an sich und mit Beziehung auf das Lesepublikum. Beim Kunstwerk an sich kommt wieder Form und Inhalt in Betracht. Bei Beurteilung der Form gibt es selbstverständlich nur eine rein literarisch-ästhetische Kritik. Die Scheidung der Geister tritt erst ein, wenn man ein Kunstwerk auch nach seiner Idee, seinem Inhalt betrachtet. Da nun eine ganz „reine Kunst" ohne Beziehung zum Leben, seinen Problemen und Kämpfen und ohne jede Stellungnahme zu Weltanschauungsfragen nur in den Hirngespinsten einiger Träumer existiert, so müssen über diesen Inhalt, dessen Gestaltung das eigentliche Wesen des Kunstwerks bildet, die Ansichten auseinandergehen.

Herz weist nun im besonderen nach — was freilich kaum eines Beweises bedarf —, daß tatsächlich Kunstwerke mit antikatholischem, das Gefühl jedes gläubigen Katholiken verletzendem Inhalt existieren, ja daß es auch eine konfessionell-protestantische Kritik gibt. Für die letztere Tatsache werden Bartels, Frommel, Engel und R. Moses Meyer — die beiden letzteren mit ihrer Verteidigung der Protestanten gegen „tendenziöse Angriffe" in den Romanen von E. v. Handel-Mazzetti — als Zeugen angerufen. Weitergehend beruft sich Herz vollkommen richtig auf die Tatsache, daß ein katholischer Kritiker auch viel leichter die psychologische Unwahrheit in der Behandlung katholischer Themen erkennen kann als ein Nichtkatholik, und daß hier literarische und konfessionelle Kritik ineinanderfließen.

Über die Beurteilung eines Kunstwerks mit Rücksicht auf das Lesepublikum schreibt H. Herz ganz im Sinne des „Gral":

„Glaubt man an die Wahrheit der beiden Tatsachen: 1. daß ein Buch seine Leser intellektuell und sittlich zu beeinflussen vermag, 2. daß nicht alle Leser so geschult sind, um die Irrtümer eines Buches als solche zu erkennen, dann wird man ohne weiteres einräumen, daß der Kritiker die Pflicht hat, darauf bei der Empfehlung eines Buches Rücksicht zu nehmen. Die Gewissenspflicht verbietet jedem Katholiken, an der Verbreitung religiöser und sittlicher Irrlehren mitzuwirken. Letzteres tut er aber in dem Falle, wo er ohne jede Einschränkung Bücher zum Lesen empfiehlt, die der Irrlehre und dem Unglauben Vorschub leisten."

Als Ideal einer Kritik sieht Herz folgerichtig jene an, die einerseits dem künstlerischen Werke unbeeinflußt von der Tendenz voll und ganz gerecht wird, andererseits ohne Kleinlichkeit und Splitterrichterei die religiösen und moralischen Qualitäten eines Werkes abwägt.

Das von H. Herz resolut angeschnittene aktuelle Thema ist seither von verschiedenen Seiten beleuchtet worden. Zunächst hat Univ.-Prof. Dr. Richard M. Meyer — als einer der von Herz genannten protestantisch-konfessionellen Kritiker — ebenfalls in der obzitierten „Lit. Beilage" (Nr. 45) das Wort ergriffen. Meyer stellt zunächst fest, daß er nicht Protestant, sondern Jude sei, sich aber ehrlich bemüht habe, in seiner Darstellung jeden religiösen Standpunkt zurücktreten zu lassen. Er erklärt sich mit Herz einverstanden, daß eine pädagogische und eine ästhetische Kritik zu unterscheiden sei. Nur dürfe die pädagogische Kritik Werke, die z. B. für die Jugend oder für einen Stand oder für Bekenner einer Religion nicht empfehlenswert erscheinen, nicht allgemein ablehnen. Manche Fragen, z. B. ob auf Kosten der historischen Wahrheit in einem Werke katholische oder protestantische Geschichtsfälschung betrieben wird, ob die betreffenden Personen in falschem Lichte dargestellt wurden, seien sowohl für den Pädagogen wie für den Ästhetiker wichtig. Über die pädagogische Kritik sei also eine Einigung wohl möglich, anders stehe es mit der reinen oder ästhetischen Kritik.

Jede ernsthafte Kritik mißt das Werk am Maßstabe eines vorhandenen Ideals, das hauptsächlich zwei Forderungen enthält: die der Wahrheit und die der Schönheit. Für den Anhänger einer „konfessionell bedingten Weltanschauung" gehören nun Elemente dieser Weltanschauung unbedingt zum Begriff der Wahrheit wie der Schönheit. Wenn er also diese Elemente in einem Kunstwerk nicht trifft, so wird er auch die volle Wahrheit und Schönheit, also auch die Übereinstimmung mit seinem Kunstideal, darin nicht erblicken. Für den Konfessionslosen hat aber das religiöse Element nicht objektive Geltung, es ist ihm bloß ein Stück Persönlichkeit des Künstlers. Er wertet diese Elemente nur subjektiv, er wertet sie nicht höher und behandelt sie gleichwertig wie andere Bestandteile der Individualität, z. B. Optimismus oder Pessimismus.

Diese Ausführungen Meyers sind sehr scharfsinnig und enthalten viel Wahres. Wer sie anerkennt, muß zu dem Schlusse gelangen: Konfessionelle, sagen wir im besondern Falle katholische Kritik wird und muß existieren, solange es gläubig katholische Kritiker gibt und sie wird sich auch in der Wertung des rein ästhetischen Moments von der Kritik der Ungläubigen, der Konfessionslosen fast immer unterscheiden.

Hat Meyer recht, so folgt daraus mit zwingender Logik der Schluß: die sogenannten „modernen" Katholiken, die eine spezifisch

katholische Literatur und Kritik bekämpfen und nur rein ästhetische Wertung aller, auch der vom antikatholischen Geiste gezeugten Kunst verlangen, sind auf dem Holzweg, verlangen etwas Unmögliches und haben nur die Wahl, auf rein literarischem Gebiet entweder ihren katholischen Standpunkt oder ihr verfehltes literarisches Programm aufzugeben.

Zum Überflusse meldet sich im „Literarischen Echo“ (1907, Heft 5) noch der Protestant Richard Weitbrecht zum Worte, um über „konfessionelle Kritik“ mit andern Worten fast dasselbe zu sagen, was uns der, wie es scheint, konfessionslose Israelit Richard M. Meyer soeben gesagt hat. Nur sagt er es weniger objektiv, ohne Seitenhiebe gegen die Katholiken darfs nicht abgehen.

Er gibt zunächst rückhaltlos zu, daß es sich beim Herzschen Katalog um Volksbibliotheken handelt, die mit einem andern Maßstab gemessen werden müssen als mit dem rein ästhetischen. Er fragt malitiös die „entrüsteten“ rechtgläubigen Evangelischen, ob sie in ihre Bibliotheken Bücher aufnehmen, die den Atheismus predigen; die Liberalen, ob sie „römisch-katholische“ Literatur aufnehmen; die Sozialdemokraten, ob sie aus ihren Bibliotheken nicht alles ausscheiden, was ihrem Parteievangelium zuwiderläuft. Nichtsdestoweniger sucht Weitbrecht in einer langen Polemik gegen Herz nachzuweisen, daß die katholische Kritik zu engherzig, die protestantische dagegen weitherzig sei. Seine Beweise sind köstlich, wir müßten einiges hintersetzen: „Es liegt im Wesen des Protestantismus, weitherzig jeder literarischen Strömung gerecht zu werden ... Ein Kunstwerk ist uns ein Kunstwerk, ob es von einem Christen oder Heiden oder Juden stammt, und gar welcher Konfession der Christ angehört, danach fragen wir gar nicht. (?!) Es hat keinem Protestanten je den Genuß von Eichendorffs inniger Lyrik verdorben, daß der Dichter katholisch und in späterer Zeit, wie seine Literaturgeschichte zeigt, sogar engherzig katholisch war. Oder welcher Protestant schätzt nicht die katholische Dichterin Annette Droste-Hülshoff, und wer wollte seine Kinder nicht beten lassen: ‚Müde bin ich, geh' zur Ruh'', weil die Dichterin Luise Hensel zur katholischen Kirche abgefallen ist? Wir fragen gar nicht nach der Konfession ... und wenn wir ein dichterisches Durchschnittstalent wie F. W. Weber ... oder die künstlich gezüchtete katholische Dichtung nicht sehr hochstellen können, so ist unser Anteil nicht durch die Konfession der Dichter beeinflußt, sondern lediglich durch ästhetisch-kritische Erwägungen.“

Dieser „Beweis“ ist allerdings ein eklatanter Beweis für die unglaubliche Unwissenheit und Verschrobenheit, die auch so „weitherzige“ Protestanten wie Weitbrecht bei Besprechung und Beurteilung der Zustände im katholischen Lager an den Tag legen. Glaubt er denn wirklich, daß gläubige Katholiken sich nicht ebenso vorbehaltlos an allen echten Schätzen erfreuen, mit denen Protestanten unsere Lite-

ratur bereichert haben? Freilich, wenn Protestanten ihr Talent benützen, um literarische Feldzüge gegen die katholische Kirche zu führen, dann liegt die Sache anders. Würden die Protestanten unseren Eichendorff, unsere Hensel, unsere Droste nicht auch mit dem Banne belegen, wenn diese Dichter den Protestantismus mit solchem Hasse verfolgten, wie z. B. ein K. F. Meyer in seinen Werken die katholische Kirche verfolgt hat? Zudem handelt es sich bei der Aufzählung Weitbrechts fast durchweg um Dichter, die sich in der Literaturgeschichte einen unverlierbaren Platz errungen haben und die man nicht ignorieren kann, ohne sich lächerlich zu machen. Wenn es sich aber um heute lebende Dichter handelt, so haben wir Katholiken vor den Protestanten in der unparteiischen Kenntnis der zeitgenössischen Literatur viele Meilen voraus, denn die letzteren, sogar die Gebildeten, sogar die Literaturgeschichtschreiber, wissen von einer zeitgenössischen katholischen Literatur so gut wie garnichts. Belege für diese Tatsache sind in diesen Blättern schon so oft erbracht worden, daß wir uns eine zeitraubende Wiederholung schenken können.

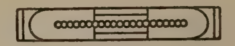
Zum Schlusse müssen wir aber mit Weitbrecht völlig übereinstimmen, wenn er die Frage aufwirft: „Kann es eine objektive Kritik überhaupt geben, ist nicht jeder Kritiker irgendwie beeinflußt, und ist es denn etwas so Schreckliches, wenn er konfessionell beeinflußt ist?“ — und wenn er darauf antwortet, daß der „Bildungsphilister“, dem das so schrecklich scheint, in seinen Anschauungen vielleicht noch viel enger ist als der konfessionellste Christenmensch, der wirklich Bildung hat.

Weitbrecht macht schließlich kein Hehl daraus, daß es eine objektive Kritik überhaupt nicht geben kann, und wenn es einen absolut objektiven Kritiker gäbe, so wäre zu bezweifeln, ob er der beste ist. „Wir sind Menschen von einer bestimmten Weltanschauung, und ich möchte den Kritiker sehen, der imstande ist, jedem, aber auch jedem Buch gegenüber, und wenn es das höchste Kunstwerk wäre, ganz und gar objektiv zu bleiben.“ Und schließlich: „Etwas anderes ist's mit der Beurteilung des Autors selbst. Denn dieser ist eben auch als Künstler Mensch, Mensch mit einer bestimmten Weltanschauung, die auch in seinen Werken zutage tritt. Beurteilt der Kritiker ... das ganze Schaffen, ... dann muß oft die ganze Geistesrichtung des Autors erörtert werden, und da ist es für die Kritik unter Umständen eben nicht gleichgültig, ob ein Autor Protestant oder Katholik ist, ob einer eine materialistische oder theistische Weltanschauung hat. Und auch hier wird es dem objektivsten Kritiker manchmal nicht leicht sein, einem ganz anders gearteten Standpunkt des Autors gerecht zu werden und sich nicht durch Gegensatz oder Übereinstimmung beeinflussen zu lassen.“

Wieder setze ich mein Schlußwort: der „Gral“ steht keineswegs allein, stimmt vielmehr mit einer großen Gemeinde aus allen Lagern

überein, wenn er behauptet, daß eine rein nationale, rein ästhetische, von religiösen Voraussetzungen und vom religiösen Boden losgelöste Literatur und Kritik nicht denkbar und wenn denkbar, nicht anzustreben ist. Auch unsere katholischen Gegner, die im Namen einer solchen rein nationalen, rein ästhetischen Literatur den „Gral" und seine Bestrebungen so erbittert bekämpfen, werden schließlich nur die Wahl haben, in literarischen Dingen entweder den katholischen Boden, auf dem sie stehen, oder ihre unhaltbaren Theorien aufzugeben. Nun, die Wahl kann doch nicht schwer werden, und wir betrachten sie im Geiste als bereits entschieden.

Franz Eichert.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Ein literarisches Zeitdokument. Es gereicht uns zu nicht geringer Genugtuung, daß die vom „Gral" in Fluß gebrachte literarische Bewegung bereits außerhalb der engeren Kreise ihres Ursprungs fühlbare Wellen schlägt. Der von Dr. Kausen so charaktervoll geleiteten „Allgemeinen Rundschau" gebührt die Anerkennung, daß sie als vorzugsweise politisches Organ den literarischen Zeitfragen mit weitschauendem Blick Rechnung trägt und ihrer Erörterung einen verhältnismäßig breiten Raum zuweist. Auf außerliterarischem Gebiet ist in ihren Spalten der erste größere Waffengang zwischen den beiden Richtungen ausgefochten worden, die gegenwärtig das literarische Leben der deutschen Katholiken kräftig aufwirbeln. Die, wie es scheint, jetzt von Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. geführte, sogenannte „modernkatholische" Richtung erblickt in unserem Bestreben, die katholische Weltanschauung als fruchtbaren Boden und feste Grundlage einer nationalen Literatur wieder zur Geltung zu bringen, einen „Ghettobau", ein „Verschließen hinter Zyklopenmauern" usw. Sie will das katholische, oder wie sie sagt, das „konfessionelle" Element zugunsten des nationalen in der Literatur völlig zurücktreten lassen und das letztere allein und ausschließlich als berechtigt anerkennen. Unter diesen Umständen ist es nur konsequent, daß die Vertreter jener Richtung in demselben Grade, als sie mit Gebärden der Geringschätzung von ihren literarisch andersdenkenden Glaubensgenossen weit abrücken, sich den Vertretern der „konfessionell nicht beschränkten" Literatur der Protestanten, der Freidenker und der Freimoralischen nähern. Herr Dr. P. Expeditus Schmidt hat daher nur konsequent und gewiß auch im guten Glauben gehandelt, als er sich von dem berüchtigten Frank Wedekind für einen Vortragszyklus

gewinnen ließ, den die „konfessionell unbeschränkte" Zeitschrift „Der Morgen" zu Reklamezwecken in Berlin veranstaltet. Die „Allgemeine Rundschau" hat nun als „interessantes literarisches Zeitdokument" den verkleinerten Abdruck der Anzeige dieser Vorträge in der genannten Zeitschrift veröffentlicht (Nr. 50). In großem auffallenden Druck springen nur zwei Worte hervor: „Frank Wedekind" und „Franziskanermönch". Daraus zieht die „A. R." den Schluß, daß den Veranstaltern der Name und die literarische Bedeutung des Dr. P. Schmidt ganz gleichgültig waren, und daß sie nur sein Ordenskleid als Zugmittel für ihre Zwecke benützen wollten, für Zwecke, die einerseits durch den Wedekindschen Vortrag über „Kunst und Moral", andererseits durch einen der Anzeige folgenden Kulturkampfartikel über die „Hundstagsenzyklika" des „stiermäßig draufgehenden Sarto" gekennzeichnet sind. Es hätte dieser Feststellung nicht bedurft, um zu zeigen, daß eine, wenn auch nur durch Zusammenwirken bei Vorträgen markierte Nebeneinanderstellung „Frank Wedekind — Franziskanermönch" zu den unmöglichen Dingen gehört. Es gibt eben auch in der Literatur gewisse „Mauern" und Schranken, die auch der „modernste" Katholik nicht überspringen kann. Der Name eines Frank Wedekind, dessen bisherige Dramen nicht etwa bloß erotische Stoffe, sondern eine ganze Reihe jener perversen, untertierischen Laster behandeln, die unter Christen nicht einmal genannt werden sollen; dem es vorbehalten war, die allerschlimmsten französischen Unsittendramen durch unerhörte, auf der Bühne dargestellte und gesprochene Schamlosigkeiten weit in den Schatten zu stellen: dieser Name kann und darf nicht mit dem reinen Namen eines Sohnes unseres seraphischen Heiligen zugleich genannt werden. Man lese das in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 51) zitierte Urteil Paul Goldmanns, also keines „Klerikalen", über den Wedekind-Kultus", und dann behaupte man, daß wir zuviel gesagt haben! An der Unmöglichkeit einer solchen Zusammenstellung kann auch die Erklärung, die Dr. P. Expeditus Schmidt in derselben Nummer veröffentlichte und die auf den Kern der Sache übrigens nicht eingeht, soviel wie gar nichts ändern. Niemand, der die Sachlage gerecht beurteilt, wird dem Priester und dem Ordensmann den geringsten Vorwurf machen; aber als Vertreter einer literarischen Richtung wird er sich sagen lassen müssen, daß sein Programm, das zu solchen Konsequenzen führt, ein großes, aber schon sehr großes Loch haben muß, insbesondere so lange sich stets nur der katholische Teil dazu hergibt, dem andern als Folie zu dienen. Würde sich wohl umgekehrt Frank Wedekind bereit finden, an Vorträgen teilzunehmen, die Herr Dr. P. Schmidt zur Reklame für seine neue Zeitschrift „Über den Wassern" veranstalten wollte?

Hg.

Kunst und Sittlichkeit. Wir haben jüngst an dieser Stelle den vom „Kunstwart" aufgestellten Satz bekämpft: „Die Kunst kann nie unsittlich sein." Viel besser, als es uns gelungen ist — wir gestehen es neidlos, — hat Dr. Lorenz Krapp jüngst in der „Lit. Beilage zur Augsburger Postztg." (Nr. 54) die Unhaltbarkeit dieses Satzes mit logischer Schärfe nachgewiesen. Krapp will zunächst feststellen, was Kunst ist. Er sagt: Kunst ist das zweite Ich des Schaffenden, das restlose Spiegelbild seiner Persönlichkeit. Je kraftvoller er seine Persönlichkeit in sein Wirken legt, desto künstlerischer sein Werk. Kunst ist ein ästhetischer, kein ethischer Begriff. Der größte Lump kann ein Genie sein. Denn die einzige Forderung der Kunst heißt: Voller, restloser Widerschein der Persönlichkeit. Es liegt nicht im Begriff der Kunst, sittlich zu sein, ebensowenig wie es in ihrem Begriff liegt, erhaben oder satirisch, ernst oder heiter zu sein.

Wenn aber die Kunst das erschöpfende Spiegelbild der Persönlichkeit ist, so spiegelt sie dieses Bild, wie es tatsächlich ist, also entweder das Bild einer sittlich hochstehenden Persönlichkeit — dann adelt und erhebt das Kunstwerk; oder das Bild einer perversen, unzüchtigen Persönlichkeit — dann ist auch das Kunstwerk pervers und unzüchtig, aber trotzdem kann es ein Kunstwerk sein. Darum ist es ein Unsinn, zu sagen: Was Kunst ist, kann nicht unsittlich sein. Gewiß, an sich ist die Kunst weder sittlich noch unsittlich, aber das Kunstwerk ist in seiner Wirkung als Reflex einer sittlichen oder unsittlichen Persönlichkeit immer eins oder das andere.

Wir haben ganz denselben Gedanken, nur nicht in so klarer und eindringlicher Form, schon öfter ausgesprochen und ihn u. a. auch zur Grundlage unserer jüngst von P. Expeditus Schmidt wieder so nachdrücklich angefochtenen Behauptung gemacht, daß es eine katholische Kunst, eine katholische Literatur geben muß und geben wird, solange es Künstler gibt, die als Menschen gläubige Katholiken sind. Darum halten wir auch nichts von einer religiösen Kunst, deren Urheber Menschen sind, die mit den religiösen Ideen, die ihre Kunst darstellen sollen, längst gebrochen haben. Darum ist auch, wie Krapp hervorhebt, nicht jede Darstellung des unbedeckten Menschenleibes unkeusch; aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß solche Darstellungen zum größten Teil von Künstlern herrühren, die sich nicht zu den Forderungen christlicher Moral bekennen, während wahrhaft christliche Künstler diese Darstellungen, abgesehen von den Verschiedenheiten der Zeitalter, nur in jenen seltenen Fällen anwenden, wo sie von der künstlerischen Notwendigkeit gehindert werden und infolge einer Durchdringung mit höheren Ideen jeden Anreiz zur gemeinen Sinnlichkeit verlieren. Eines der schönsten und naheliegendsten Beispiele dieser Art ist z. B. die Darstellung des gekreuzigten Heilands. Hier wird durch das Gefühl der höchsten religiösen Weihe jede sinnliche Wirkung aufgehoben.

Über das Wesen des Dichters enthält Emersons geistvolles Essay „Der Dichter“ tiefsinnige Offenbarungen. Ganz wie „Der Gral“ stellt sich der große Amerikaner mit seiner Ansicht vom Wesen der Poesie und des Dichters in bewußten Gegensatz zur „Moderne“. Während die poetischen Artisten der Gegenwart — wir Deutschen können dabei an unsere Dehmel und Arno Holz denken — die ganze Idee der Kunst lediglich in der raffiniertesten Verfeinerung der Form und Technik erblicken, leugnet Emerson durchaus nicht etwa die ästhetische Bedeutung der Form, setzt sie aber ganz mit Recht erst an die zweite Stelle. Denn er glaubt an „die innige Abhängigkeit der Form von der Seele“. Hingegen fällt er über die Modernen das vernichtende Urteil: „Unsere Dichter sind Leute von Talent, welche singen, und nicht die Kinder der Musik. Der Stoff ist das Sekundäre, die Glätte der Verse das Primäre.“ Aber der wahre, große Dichter steht mit seinem inneren Erleben, mit seiner Kunst ganz unter der Einwirkung der ihn umgebenden geistigen und körperlichen Welt. „Denn wir sind nicht Pfannen und Bahren, noch auch Feuer- oder Fackelträger, sondern Kinder des Feuers, aus ihm gebildet“

Die Bestimmung des Dichters bezeichnet Emerson als eine wesentlich repräsentative, insofern er unter unvollkommenen Menschen den vollkommenen Menschen, die Liebe zur Wahrheit, zum Guten und zur Schönheit vertritt. Als Repräsentant der der Weltordnung von Anbeginn ureigenen Schönheit ist „der Dichter nicht ein geduldeter Herrscher, sondern ein Kaiser zu eigenem Rechte“. Und so legt der Dichter nicht erst die Schönheit in die Welt hinein, indem er diese mit seiner Poesie malt und ausschmückt; „denn alle Poesie war schon geschrieben, ehe es eine Zeit gab, und wenn wir so fein organisiert sind, daß wir in jene Region vordringen können, wo die Luft Musik ist, so vernehmen wir jene ursprünglichen Melodien und versuchen, sie niederzuschreiben, aber wir vergessen immer wieder ein Wort oder einen Vers und schieben dafür etwas von unserer Empfindung ein, und so verderben wir das Gedicht. Diejenigen aber, die ein feineres Ohr besitzen, schreiben diese Weisen getreuer nach, und diese Niederschriften, obschon auch sie noch unvollkommen sind, werden die Gesänge der Nationen.“ Darum bringt erst der Dichter der Menschheit das völlige Erfassen der Weltidee und das Aufgehen in ihr, darum ist der Dichter der Mensch *κατ᾽ ἐξοχήν*, ein Gedanke, dem man auch bei Novalis begegnet. Aus der Tatsache nun, daß jeder Mensch ein Dichter ist, insofern er für die Schönheiten der Natur empfänglich ist, folgert Emerson für das Wesen des Dichters, daß der Reiz seiner Kunst im Symbol liegt. Die Beherrschung und Anwendung des Symbols, die künstlerische symbolische Wiedergabe der Natur und ihrer Eindrücke auf den Geist macht also einen weiteren Teil des Wesens des Dichters aus. Denn für ihn ist die Natur ein ganzes, wohleingerichtetes, harmonisches All, und jede ihrer Ideen und Äuße-

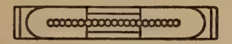
rungen ist für ihn künstlerisch darstellbar, keine widersteht ihm spröde. Denn „die Natur nimmt diese Dinge (auch die vielleicht unser äußerliches, poetisches Gefühl störenden Bilder einer qualmenden Fabrik, einer Grubenanlage) sehr schnell in ihre lebensvollen Zirkel auf und gewinnt den Eisenbahnzug lieb wie ihr eigenes Geschöpf." Vermöge dieser Fähigkeit, vermöge seiner ganz eigenartigen und großen Auffassung der Wissenschaft, „vermöge dieses seines Wissens ist der Dichter der Nennende oder Sprachenerschaffer, der die Dinge bisweilen nach ihrer Erscheinungsform, bisweilen nach ihrer Wesenheit benennt und einem jeden seinen eigenen Namen und nicht den eines andern gibt ... Sprache ist fossile Dichtkunst ... Dieses Ausdruckgeben oder Nennen ist nicht Kunst, sondern eine Art zweiter Natur." Und das Dichten nennt Emerson ein Sichloslösen der Poeme und Gesänge von der zur geistigen Reife erblühten Seele des Dichters und eine Auswanderung in die Welt hinaus.

Der Schlußteil des Essays enthält eine pathetische Anrede an den Dichter. Hervorzuheben ist noch die Stelle: „Wir wenden uns nicht mit genügender Klarheit und Tiefe dem Leben zu, und ebenso fehlt es uns an Mut, unsere eigene Zeit und eigenen sozialen Verhältnisse im Liede zu verherrlichen", eine Bemerkung, deren zweiter Teil allerdings wohl heute keine Berechtigung mehr hat. Um so mehr müssen wir den ersten Gedanken stark betonen; denn der Dichter, der das Leben wirklich mit genügender Klarheit und Tiefe auffaßt, wird hinter ihm mehr als eine zufällige, nach kalten, ehernen Gesetzen gedankenlos vorwärtsschreitende Entwickelung der Materie erblicken, wobei auch der Mensch nur ein unselbständiges Glied der großen Weltmaschine ist. Das ist der falsche Naturalismus, und der ist trostlos und darum der Feind aller lebenskräftigen Kunst. Der christliche Dichter, der hinter dem großen, wirren Weltgetriebe immer die alles lenkende Hand der göttlichen Vorsehung weiß, sieht darum nie trostloses Unglück, ist darum Optimist, und seine Weltanschauung gibt ihm das Glück, und seine Kunst wirkt befreiend und begeisternd.

Noch ein einzelner Gedanke, den „Der Gral" auch gegenüber der modernen katholischen Richtung in der Literatur öfters vertreten hat, möge hervorgehoben werden: „Alle Form ist ein Produkt des Charakters; alle Lebenslagen ein Produkt der Lebensweise; alle Harmonie eine Folge von Gesundheit; und daher sollte eine Erkenntnis des Schönen sympathetisch oder nur dem Guten eigen sein." Heißt das nicht mit anderen Worten, daß eine Dichtung, die aus der wahren und einzigen guten (katholischen) Weltanschauung hervorgewachsen ist, den weitaus wichtigsten Teil der ästhetischen Eigenschaften besitzt, wenn Emerson vom Dichter „Liebe zur Wahrheit, zum Guten und zur Schönheit" fordert. Der Atheist mag darum die Ideen des „Gral" bekämpfen, er handelt darin nur konsequent. Denn für ihn ist das keine Wahrheit, wofür wir unser Herzblut ver-

spritzen, unser ganzes Leben hindurch mit Begeisterung kämpfen — was uns als gut erscheint, dünkt ihm eine Torheit. Der katholische Künstler aber, der konsequent sein will, muß auch in seinen Kunstwerken katholisch sein, muß uns mit Begeisterung folgen auf unserer Fahrt nach dem heiligen Gral.

Karl Siegfried.



Nachrichten.

In der „Allg. Rundschau" (Nr. 51, 1907) veröffentlicht der Herausgeber der „Gottesminne", P. Ansgar Pöllmann O. S. B. folgende, jüngste Ereignisse auf literarischem Gebiet scharf beleuchtende Erklärung:

Auf Grund einer irreführenden Verlagskundgebung der Alphonsusbuchhandlung (Münster i. W.) wurde in verschiedenen Blättern die von Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. beabsichtigte Zeitschrift „Über den Wassern" als eine Fortsetzung oder gar Erweiterung der mit dem 1. Januar 1908 eingehenden „Gottesminne" bezeichnet. Ich habe gewichtige Gründe, hier ausdrücklich festzustellen, daß weder der genannte Verlag noch Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. sich über ihre Gründung mit mir ins Einvernehmen gesetzt haben. Ich kenne das Programm des neuen Organs nur aus zufälligen Zeitungsnotizen und durchaus nicht genügend, um überhaupt sagen zu können, wie weit es sich mit meinen Anschauungen decken wird. Jedenfalls besteht zwischen meiner „Gottesminne" und der Neugründung meines früheren Verlags durchaus kein geistiger Zusammenhang. Die „Gottesminne" war Eigentum der Erzabtei Beuron. Eine Bitte der Alphonsusbuchhandlung, „Über den Wassern" als Erweiterung meiner Revue bezeichnen zu dürfen, habe ich natürlich rundweg abgeschlagen.

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Herr Dr. P. Expeditus Schmidt und die Alphonsus-Buchhandlung haben uns Berichtigungen unserer Briefkastennotiz im Dezemberheft zugehen lassen. Herr Dr. P. Schmidt berichtigt drei Punkte: Erstens sei es unrichtig, daß die „Gottesminne" nur verschwinden soll, um einem Kampforgan gegen den „Gral" Platz zu machen, vielmehr habe sich der Verleger erst mehrere Wochen, nachdem das Eingehen der „Gottesminne" bekanntgemacht war, wegen Gründung der neuen Zeitschrift an ihn, P. Schmidt, gewendet. Zweitens sei es unrichtig, daß ein solches Kampforgan schon lange geplant wurde; wenigstens hatten die an der Gründung der neuen Zeitschrift allein beteiligten Leute, Verleger und Redakteur, von solchen Plänen nicht die leiseste Kenntnis. Drittens sei es unberechtigt, das neue Organ als Kampforgan zu brandmarken, ehe sein Programm bekannt sei.

Die Alphonsusbuchhandlung schreibt: Die neue Literatur-Zeitschrift „Über den Wassern" wurde von uns gegründet. Der Gedanke hierzu kam uns erst lange nach dem, als der Verlag der „Gottesminne" von uns bereits gekündigt war. Es kann also von einem „‚Platzmachen' der ‚Gottesminne' für das ‚Kampforgan gegen den Gral'" keine Rede sein. Ob ein solches Organ geplant ist, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls hat „Über den Wassern" damit nichts zu tun.

Durch diese Zuschriften wird einzig und allein die von uns wiedergegebene Vermutung berichtigt, daß die Gottesminne nur deshalb aufgelassen wurde, um dem neuen Organ Platz zu machen. Wie wir aus sicherster Quelle erfahren, ist für den Entschluß, die Gottesminne aufzulassen, hauptsächlich ein anderer sehr triftiger Grund ausschlaggebend gewesen. Die Versicherung, daß ein Kampforgan gegen den „Gral" nicht seit längerer Zeit geplant war, kann Herr Dr. P. Schmidt nur für seine Person abgeben, womit unsere Informationen nicht widerlegt sind. Wenn endlich das neue Organ kein Kampforgan gegen den „Gral" sein soll, so müssen wir annehmen, daß Herr Dr. P. Schmidt seine neue Zeitschrift nicht im Sinne seines wiederholt öffentlich kundgegebenen Literaturprogramms leiten, sondern dieses Programm völlig zurückstellen wird. Andernfalls ist nicht einzusehen, wie er sein Programm vertreten will, ohne das diametral entgegenstehende Gralprogramm zu bekämpfen. Bisher hat er doch kaum eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um dem „Gral" einen Hieb zu versetzen. Es ist ja möglich, daß der Alphonsusverlag schon im geschäftlichen Interesse dem Leiter der neuen Zeitschrift in dieser Beziehung gebundene Marschroute gibt; ist es doch allgemein bekannt, daß das Gralprogramm von der begeisterten Zustimmung der großen Mehrheit jener Kreise getragen wird, die auch die neue Zeitschrift werden halten müssen, wenn sie lebensfähig sein soll. Nichtsdestoweniger oder vielmehr gerade deshalb wird auch „Über den Wassern", dessen Leiter doch gewiß im schärfsten Gegensatz zum „Gral" und seinen Bestrebungen steht, gewollt oder ungewollt Farbe bekennen müssen.



☞ Infolge abermaliger plötzlicher Erkrankung des Chefredakteurs erscheint diese Nummer um 4—5 Tage verspätet. Aus dem gleichen Grunde mußten die „Bücher-Anzeigen" diesmal ausbleiben. Im nächsten Monat wird der zweite Redakteur wieder sein Amt antreten, wodurch solche unliebsame Störungen künftig vermieden werden.

Verantw. Redakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Februar 1908. | 5. Heft.

Traum und Erde.

Essay von Lorenz Krapp.

I.

Die Kunst von Übergangszeiten, wie die ist, in der wir leben, bietet ein seltsames Bild. Die Menschen solcher Zeiten stehen zwischen zwei Welten. Hinter ihnen, wie ein Trümmerfeld, übersät mit den Resten zerbrochener königlicher Pracht, die alte Zeit. Vor ihnen ein ungewisses Neues, in rosigen Morgennebeln verborgen. Wo ist die Künstlerhand, die die Fackel eines großen, zündenden Gedankens in diesen Morgennebel schleudert,' daß das verschleierte Bild dahinter hervortritt in voller, scharfer, fleckenloser Reinheit? Solange diese erlösende Hand nicht kommt, wandern die Künstler, die nur Talente sind, nicht Genies, hilflos und suchend übers Trümmerfeld der alten Zeit, lesen die zerbrochenen Tempelreste und Palastsäulen auf und modeln aus ihnen neue Statuen. Statuen, oft voll berückendsten Reizes, geformt mit der übersatten Technik der vergangenen Zeit, voll Feinheit und Erlesenheit — aber doch nur Verfeinerungen, Wiederholungen des Alten.

Uns kommt dieser Gedanke oft, wenn wir die Dichtung unserer Zeit betrachten. Irgend ein Tiefer und Starker wirft eine Idee hinein ins schäumende Chaos des geistigen Lebens. Und an ihn schließt sich sofort ein unabsehbarer Schweif von Profiteurs, Geistern voll Feinheit und Schönheitsdrang, aber doch nur Nachempfindern, Nacherlebern, die diesen Gedanken nun fruktifizieren, erschöpfen, ausbeuten. Das ist der Typ hilflos suchender Übergangszeiten.

Die moderne Dichtung des letzten Jahrzehnts: ging es ihr anders? Zwei Große stehen am Eingang der modernen Dichtung — ob groß als Erbauer oder Verwüster, sei hier dahingestellt —, von denen man nicht viel redet und die doch alles schon in schärfster Formulierung in sich beschlossen hatten, was die unabsehbare Reife

der Modernen verkündete: der Franzose Gobineau und der Amerikaner Walt Whitman. Der erste entdeckte, auf dem Umweg über die Renaissance, für die Moderne erst aufs neue wieder die Antike, der letztere übte selbst und mittelbar durch seinen unermüdlichen Herold Johannes Schlaf die stärksten Wirkungen auf die deutschen Naturalisten.

Renaissance und Naturalismus: zwischen diesen zwei Polen schwankt das Schifflein der deutschen modernen Dramatik im letzten Jahrzehnt steuerlos umher. Aus diesen zwei Motiven schlugen wie aus jenen Tempeltrümmern des Eingangs die neuen Dramatiker, emsig werkend, nur neue Subtilitäten hinzugebend, ihre oft an Schönheit der Form blendenden Gesellenstücke.

Nie war der Stillstand der modernen Dramatik deutlicher als in den letzten Jahren. Sudermann schwieg. Auch Hauptmann schwieg: denn seine „Pippa", dies gläserne Wesen aus dem Böhmerwald, hatte sich in wenigen Wochen zu Tode getanzt, so daß es ist, als wäre sie nie gewesen. Und was die andern schufen? Heute bog sich die Bühne unterm wiehernden Gelächter einer schändlichen Plebs, die dem banalen Singsang der lustigen Witwe lauschte, und morgen genoß man, behäbig schmunzelnd, die Abenteuer des Sherlock Holmes. Das war alles. Sicher nicht viel. Und noch weniger, als man erfuhr, daß selbst der Text der lustigen Wittib kaum mehr war als ein schlecht verbrämtes Plagiat.

Die Rückschau auf die moderne Dramatik der letzten Jahre — und die Dramatik bleibt eben doch immer die inhaltreichste Vertreterin der gesamten Dichtung — zeigt somit relativ einfache Richtlinien. Der Traum der Renaissance und die harte Wirklichkeit des Naturalismus — „Traum und Erde" — beherrschen die Dichter. Und so reizvolle Einzelheiten der oder jener dazugibt: zu diesen zwei Grundmotiven klingen doch alle Glocken, die zarten wie die starken, zusammen.

II.

Zwei Dramen der letzten Wochen zeigen dies deutlicher als je. „Imelda Lambertazzi" heißt das eine, „Erde" das andere.[1]) Der Dichter des ersten Dramas, U. C. Wörner, scheint jung und verheißt viel, wenn er auch zu viel in den Traumgärten Hugo von Hofmannsthals, die keinen entlassen, ohne ihn zu verwirren, gewandelt ist. Der Dichter des zweiten, Karl Schönherr, hat bis

---

1) „Imelda Lambertazzi". Drama in einem Aufzug von U. C. Wörner. Berlin 1908. S. Fischer Verlag. — „Erde". Eine Komödie des Lebens. Von Karl Schönherr. Berlin 1908. S. Fischer Verlag.

jetzt ein Drama „Sonnenwendtag“ geschrieben, in das der tolle Mißklang der Los-von-Rom-Bewegung nicht ungestraft hineinklang; denn mit derlei destruktiven und dazu ephemeren Tendenzen läßt sich eine Dichtung nie beschweren.

Die zwei Dichtungen sind voll großer Künstlerkraft, freilich nicht so sehr überragend, daß ihnen bis in ihre letzten Einzelheiten nachgespürt zu werden verdiente. Wenn sie hier eingehend betrachtet werden, ist es deswegen, um an ihnen das Typische der beiden Hauptströmungen der modernen Kunst leichter darlegen zu können. Denn klarer und schärfer als in diesen Dramen treten die Motive der Renaissance und des Naturalismus in der besonderen Färbung, die ihnen das letzte Jahrzehnt gab, kaum sonst hervor. Es ist ungemein charakteristisch für eine Zeit wie die unsere, die übervoll ist an sich schlagenden und befeindenden Geistesströmungen, daß zwei Werke, die sich so sehr widersprechen, in einem Atem erscheinen können, und daß niemand darüber staunend die Wimpern zuckt. Weil es sich nur um die Ideen handelt, die in ihnen leben, ist eine Einschätzung ihrer rein künstlerischen Werte hier belanglos.

Die Dichtung „Imelda Lambertazzi“ spielt im Jahre 1273 in Bologna. Die Stadt hallt wider vom Kampfgeschrei der Guelfen und Ghibellinen. Stürmische Zeiten und stürmische Herzen. In einem jener trotzigen Wohntürme, die für die kriegerische Technik jener Tage fast uneinnehmbar waren, rollt sich das Geschehen ab. Es ist eine Zeit furchtbarer Gegensätze: noch wandeln die Frauen lieblich ernst, madonnenhaft zart durch die Zeit in Kleidern von dunklem Samt, mit sanften grauen Augen, die schweren Flechten ins Netz von Golddraht gedrängt, von der ätherischen Feinheit der Beatrice Dantes. Aber in den Männern braust schon wildes Abenteuerblut, Ruhmsinn und Lust am Morden und Brennen ist in ihnen, die Größe und Verruchtheit der Kondottieri bricht schon aus ihnen hervor.

Imelda Lambertazzi ist die Tochter des berühmtesten Bologneser Ghibellinengeschlechts. Um den Streit zwischen den beiden zu schlichten, hat der Papst sie Bonifazio Geremei, dem Erstlingssohne des Hauptes der Guelfenpartei, als „Friedensbraut“ bestimmt. Aber ein anderer ist von wilder, dämonischer Liebesglut zu ihr entbrannt, Pietro Lambertazzi, ihr Vetter. Mit einer unfruchtbaren und unschönen Frau ist er vermählt; seine Seele aber gehört seiner schönen Base, die seit Jugend her rein und fleckenlos von seiner lodernden Gier sich gehalten hat.

Und in jener einen Nacht, in der das Drama spielt, da die Guelfen die Stadt erobern und die Paläste der Ghibellinen in Feuer aufgehen lassen, vollendet sich nun der beiden Geschick. Pietro, der wilde, rasende, tötet Bonifazio Geremei und dann sich selber. Imelda Lambertazzi aber geht mit ihm in den Tod, im Augenblick des Sterbens ihm ihre heiße, verbotene Liebe gestehend. „Pietro hat ... Gott in den Abgrund gestürzt — und dennoch muß ich zu ihm — muß — muß ...“ sind ihre letzten Worte.

Es verlohnt sich nicht, in die Einzelheiten des Werks hinabzusteigen und über dieses oder jenes Bruchstück mit dem Dichter zu rechten. Was uns lockt, ist die Stimmung, die über dem Werke liegt, die Welt- und Lebensauffassung, die er in die Renaissance hineinträumt, ist das Emporschürfen der treibenden Grundideen aus dem Werke.

Woher, so fragen wir uns, diese Vorliebe unserer heutigen Kunst zur Renaissance? Ist es ihr prunkendes Beiwerk, der Glanz ihrer Äußerlichkeiten? Wir würden unsere ehrlich ringende, von inneren Nöten unerhört gepeinigte Zeit hämisch unterschätzen, glaubten wir dies. Was sie vielmehr zur Renaissance (freilich, wie *sie* sich dieselbe träumt) hinzieht, ist der Glaube, im Kern ihres Wesens eins mit jener zu sein.

Und doch: bittere Täuschung, ja wahrer Aberglaube ist dieser Glaube. Schlagend erweist es uns dieses Drama.

Zunächst: welcher unerhörte Anachronismus durchzieht es!

Im Jahre 1273 läßt es der Dichter spielen. Ist das wirklich die Zeit, in der eine Frau wie Imelda, ein Mann wie Pietro wachsen konnte? Noch wußte die Welt nichts von der Terribilta, der Furchtbarkeit, dem Übermaß im Guten wie Bösen. Es ist die Zeit Jacopones da Todi und des geistlichen Lobgesangs, der Lauda; die Zeit Dantes; die Zeit, da Guido Cavalcanti die Geliebte nur in beatricehaftem Glanze sieht und bloß ihr Anblick in ihm, dem Sänger des dolce stil nuovo, die tiefsten Kräfte der Tugend weckt. Noch galt nicht das Reich der entloderten Sinnenfreude, und die Segel schwollen noch nicht zur Überfahrt nach den Inseln der Cythere, sondern der erschreckte Reim ging durch alle Herzen: „Apollo ist ein Bösewicht — an diesen sollt ihr glauben nicht.“ Giotto, Cimabui, Duccio waren die Künder des Wesens dieser Zeit, nicht der breitmäulig und lustig lachende Filippo Lippi.

Aber sehen wir ganz ab von diesem Anachronismus, der im letzten Grunde ja nichts bedeutet gegenüber dem andern, tausendmal schwereren Einwand: das das Wesen der Renaissance, ihre

tiefsten treibenden Kräfte völlig verkannt sind von den neuen Wiedererweckern ihrer toten Pracht!

Denn immer und immer wieder verkünden uns diese Dichtungen als Wesen der Renaissance, daß nur ein Merkmal als ihr tiefstes erscheinen könne. Und das sei die Entkettung des Individuums. Sie sehen den Staat der Renaissance verkörpert in den wilden und grausigen Typen eines Ezzelino de Romano und Cesare Borgia, eines Malatesta und Sforza. Sie sehen die Kunst der Renaissance getragen von einem Bibbiena und Pietro Aretino, der Pamphlete und Erpresserbriefe schreibt und Lieder singt, die „frecher sind als eine Hündin“. Sie sehen die Familie der Renaissance verkörpert in der Ehe zu dreien, in der Gestalt des Cicisbeo, in der Untreue von Mann und Weib. Und über allem die blaue, saturnische Luft, die um Pinien und marmorne Tempel fließt und den wilden Leichtsinn der Verse erweckt, die Lorenzo Magnifico, der Arkadier, sang mitten unter maienrauschenden Gärten und bei Kristallbechern blutroten Weines.

„Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia —
Di doman non c' è certezza!“ [1])

Auch der Dichter der Imelda Lambertazzi sieht die Renaissance so. Auch bei ihm die prometheische Entfesselung aller Triebe, die keine Schranken kennt, die „Gott in den Abgrund stürzen“ will, um das lodernde Fanal der Sinne auf dem verödeten Altar zu entzünden.

Aber wir greifen uns an die Stirne. War das wirklich die wahre Renaissance oder ist es ein Traumbild, was vor uns gaukelt? Die Renaissance mit ihren immensen Errungenschaften des Geistes, ihren Entdeckertaten, ihrer wunderbaren Blüte der Kunst? Da ein Kolumbus und seine Vorgänger fremde Länder entdeckten, da der Handel — dies treibendste Ferment des heutigen Wirtschaftslebens — in seiner unendlich komplizierten Organisation in den italischen Städtestaaten geschaffen wurde, da das Weltbild geändert wurde durch Kopernikus, da Donatello und Verrocchio, Lionardo und Michelangelo schufen? War wirklich jener Boden,

---

1) „Wie schön ist die Jugend,
Die überall verrinnt.
Freu' sich, wer will! Wer weiß,
Ob wir morgen noch sind.“

auf dem Dichter wie Maeterlinck in der „Monna Vanna“, Wilde in der „florentinischen Tragödie“, Wörner in „Imelda Lambertazzi“, Hofmannsthal im „Tod des Tizian“ die Renaissance sich abspielen läßt, der Boden, der den Ton zu solchen Männern lieferte?

Wir lachen schmerzlich. Vor noch nicht langer Zeit haben wir's ja ähnlich mit der Antike erlebt. Vom ganzen blühenden Parnaß des Altertums sah ein Pierre Louys in seinen Dichtungen weder den rauschenden Lorbeer noch all das heilige Getier: den Adler, die Eule, den Schwan, er sah nur das unheilige Schwein. So völlig verzerrt wie Louys das Altertum sehen nun freilich diese neuen Renaissancedichtungen die Zeit Lorenzos und Cosimos nicht. Ja, in Dichtern wie Wörner und Wilde lebt unendlich mehr Ernst als in jenem feuilletonfertigen Franzosen; Wörners edle, wie aus carrarischem Marmor gemeißelte Sprachkunst allein bürgt schon für den Ernst seines Schaffens.

Und doch verzerren sie das Bild. Aus all dem tiefen, ernsten, die besten Geister verzehrenden Drang zu großer Tat, der das Fatum Lionardos und Michelangelos wurde — aus all der wahren Größe toskanischer und römischer Kunst lesen sie nichts weiter heraus als eine dürre, banale Endformel, und die heißt ihnen: das Weib. Im Leben der Tiefsten und noch heute geistig Lebendigen aus der Renaissancezeit spielte das Verhältnis der Geschlechter fast gar keine Rolle: für Kolumbus und Kopernikus und alle andern Entdecker gilt dies so gut wie für die Universalgenies Lionardo und Michelangelo. Wenig Zeiten gab es, wo der große Mensch im Drang nach Erkenntnis und Erhöhung der Kultur so sehr auf Liebe und Glück Verzicht leistete als die Renaissance. Und dennoch wissen diese neuesten Wiedererwecker der Renaissance nichts anderes zu tun, als unter Ignorierung dieses historischen Bildes ein anderes zu schaffen, bei dem sie Tempel niederreißen, Statuen zerschmettern, Condottierischaren aneinanderprallen lassen, um als Endergebnis all dieser Greuel der Verwüstung auf den Trümmern ein Gärtlein mit fadem Sauerkohl anzupflanzen: mit dem Sauerkohl eines mehr oder weniger überspannten Liebesverhältnisses. Nein: solche Dürftigkeit des Resultats bei solchem Aufwand von Mitteln will sich nicht recht zusammenfügen.

So haben Gobineau und Burckhardt, so Muther und Henry Thode, die feinsinnigsten Erläuterer der Renaissance, sie nicht gesehen. Die Elemente, die Wörner hervorkehrt, waren ihnen nur Rahmenornamente eines großen Gemäldes, nicht das Bild selbst. Dies Bild selbst heißt bei ihnen gesteigerter Tatendrang und Wille

zur Veredlung. Darin gipfelt ihnen die Renaissance; und in diesem Sinne kannten sie nur einen Geist, in dem sich das tausendfältig zersplitterte Leben jener Zeit kristallisiert, gleichsam zum inhaltsschweren Symbole wird: Michelangelo.

Der tiefe und ernste Geist Herberts hat seine Manen vor nicht langer Zeit wieder vor uns heraufbeschworen. In Vittoria Colonna und ihm erreicht der Typus der Frau und des Mannes der Renaissance seinen letzten, reifsten Ausdruck. Was vor diesen beiden wundervollen Menschen in der Renaissance liegt, ist nur wie Stückwerk, wie Vorahnung dieses Typs. Und die wirkliche große Renaissancedichtung wird uns nur der schreiben, der den Geist Vittorias und Michelangelos erfaßt. Oder vielleicht ist sie schon geschrieben in Gobineaus „Renaissance"-Dichtwerk.

Aber Wörner und Wilde und alle ihre Meister und Schüler vergeuden ihre Kraft an einem Traumbild, einem in blasser, toter Luft schaukelnden Schemen, das nie lebte. In jene große und starke, tatenschwere und grübelnde Zeit tragen sie den Geist des Dekadenten, der durch einen Teil — gottlob einen winzig kleinen — unserer heutigen Menschheit geht. Aber wie die Männer der Tat und der ringenden Gedanken auch heute die eigentlichsten Träger unserer Kultur sind und nicht eine kleine Gruppe müder Geister mit krankem und schwerem Blute, zerriebenen Nerven und klingenden Träumen: so auch einstens. „Im Anfang war die Tat": das Faustwort Goethes galt ehemals wie heute. (Schluß folgt.)

Gebet.

Von M. Herbert.

Wir alle, die in Dunkelheiten schmachten,
Im Lebens-Kreuzgang stehen, stummverloren,
Wir sehen durch das Bangen und das Nachten
Doch Licht einströmen in den fernen Toren.
Und wandern vorwärts. Ausgestreckt die Hände,
Halb Blinde, die in Katakomben tasten
Zum Freiheitsausgang; deren Hoffnungsbrände
Nicht ganz verlöschten und nicht ganz verglasten. —
O laß uns einen Schimmer deines Lichtes,
O laß uns eine Hoffnung deiner Gnade!
Du schreitest zu dem Tage des Gerichtes!
Weh uns, wenn du uns fändst auf dunklem Pfade!
O hilf den Tastenden und hilf den Blinden,
Daß wir zu deinem Lichte noch uns finden.



Literarische Selbstporträts.

Karl Domanig. II.

Außerhalb meines ursprünglichen Programms lag auch die Entstehung des Gutsverkaufs. Mit meinem getreuen Freunde Dr. Adolf Bruder, dem National-Ökonomen und Schriftleiter der ersten Auflage des Staatslexikons, habe ich alljährlich in Tyrol eine größere Fußreise unternommen; im Jahre 1886 führte uns dieselbe ins Lechtal und über den Schröcken in den Bregenzer Wald. Hier trafen wir, in Schoppernau oder einem anderen jener hintersten Dörfer, beim Verlassen eines Gasthauses, wo die durstigen Wanderer ihren Frühtrunk genommen, die Wirtstochter, ein hübsches, schwarzgekleidetes Mädchen, das eben aus der Kirche zurückkehrte. Wir wechselten nur wenige Worte. Nach einer Photographie frug ich sie, die im Hausgang hing und ein großes Stadthaus zeigte: das sei, erklärte sie, das Haus ihres Bruders, der sich als Holzhändler in Verona niedergelassen habe. Grüß Gott, Fräulein! Adieu die Herren! — Am Mittag desselben Tages machten wir die interessante Bekanntschaft eines Dr. F., der, obwohl noch nicht 40jährig, seine einträgliche Advokatie in Wien zurückgelegt hatte und nun bei seinem Bruder, dem Pfarrer in Sch., privatisierte. Er schloß sich mit anderen Freunden auf unserem Wege an. Ein eigenartiger Mann, von weltmännischem Auftreten, voll Interesse für sozialpolitische Fragen, worüber er sich den halben Nachmittag mit Dr. Bruder unterhielt und herumstritt, dabei von gutem Durst und burschikosem Humor, der uns den ganzen Abend unterhielt. Beim Abschiednehmen sagte ich ihm: „Doktor, Sie kriegen ein Büchl von mir.“ Denn schon während ich in seiner Gesellschaft war, besonders aber am anderen Morgen auf dem Weg hinaus gegen Bregenz, verflochten sich die Eindrücke des Tages, Faden an Faden, zu dem Gewebe, das den Inhalt des Gutsverkaufs bildet. Im Hintergrunde steht freilich eine soziale Frage, die uns ohnehin auf unseren Wanderungen oft beschäftigte:

Die Fremdenfrage, die Invasion des Kapitals in einer einsamen Berggemeinde.

Den Vorwurf, den ich zuweilen hören mußte, als habe ich mit dem Gutsverkauf (der 1889 erschien) „in Antisemitismus machen" wollen, darf ich als unverdient zurückweisen; denn nach den Ergebnissen der Kriminalstatistik war es ein Unrecht, einem Christen statt einem Juden die Rolle des Konsuls zu übertragen. — Dieser Vorwurf hat übrigens dem Stück seinen Weg zum Theater versperrt, in Berlin ebenso wie in Wien. Aber davon wie überhaupt von meinen Erfahrungen mit der Bühne erzähle ich wohl ein anderes Mal; sie sind, wie ich meine, für weitere Kreise von Interesse. Mir selber allerdings haben sie oft genug jenen Ausspruch Grillparzers in Erinnerung gebracht, daß man, „um unter solchen Verhältnissen nicht den Mut zu verlieren, wahrlich ein Held sein müßte".

Mein Freiheitskampf war nun endlich vollendet: so sehr er von einzelnen anerkannt wurde, dem großen Publikum, ja ich glaube auch den Kreisen der ausgesprochensten Literaturfreunde ist er fremd geblieben bis heute. Selbst in Tyrol hat m. W. bis zum heutigen Tage nicht ein einziges Blatt mit der Trilogie als solcher sich je beschäftigen mögen, obwohl es schwerlich verborgen blieb, daß mir dafür von Seite des österreichischen Unterrichtsministeriums und von der Schwestern-Fröhlich-Stiftung ein Preis zuerkannt wurde,*) und daß mir im Jahre 1906 der erste niederösterreichische Landes-Autorenpreis neben Hlatkys Weltenmorgen zuteil wurde. Vollends von den großen Bühnen hat, obwohl ich es an Bemühungen nicht fehlen ließ und der zweite und der dritte Teil ja auch an einzelnen öffentlichen Theatern und alle Teile an vielen Privatbühnen, auch in der Schweiz und in Amerika, zu erfolgreicher Aufführung gelangten, nicht eine einzige auch nur Miene gemacht, sich mit dem Ganzen zu beschäftigen.

Daß ich mir bei solch trübseligen Erfahrungen in meiner Weise wieder Luft gemacht habe, wird man erwarten; was ich im allgemeinen von unserem Theaterwesen denke und wie ich einen Versuch, hier bessernd einzuwirken, für aussichtslos erachte, sagt „Der Idealist".

Den ersten Anstoß zu diesem modernsten unter meinen Dramen hat ein armer Student gegeben, der an der Wiener Universität

*) Nebenher bemerkt — und ich habe Ursache, dies zu bemerken: Ohne daß ich mich weder an dieser noch an jener Stelle irgendwie darum beworben hatte.

mit Hunger und Not sich durchschlug. Wenn er wieder einmal ein paar Tage nichts gegessen hatte, ließ er sich bei uns sehen, und wir sahen ihn nicht ungerne. Es war ein Südslawe von feurigem Temperament und zäher Ausdauer, der den Verhältnissen, denen ein anderer unterlegen wäre, standhielt und es zuletzt noch zu einer annehmbaren Stellung brachte.

Dieser ausgesprochenste Idealist regte in mir den Gedanken an zu einem Schauspiele: Der arme Student. Meine Erfahrungen, die ich mittlerweile mit der Bühne machte, der Einblick, den ich, in der Großstadt lebend, in das Repertoire unserer Theater gewann, sowie mein eigener Idealismus verdichteten sich zuletzt zum Idealist. Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen unser verlottertes Theater unternommen habe. Ich zeige die Ware, die unsere Herren Direktoren verschleißen, und schildere die Lieferanten. Auch war ich so unbescheiden, zeigen zu wollen, daß ich selbst (wozu man mich nicht selten ermuntert hat) solche gang und gäbe Stücke zu liefern ja wohl imstande wäre; denn hier gab ich ein modernes, völlig realistisches Stück, das sogar das alte Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes befolgte*). Aber — „Caviar für die Menge", sagte mir Müller-Guttenbrunn.

Die greifbar klare Absicht, die ich im Idealist verfolgte, ist merkwürdigerweise gerade von der katholischen Kritik kaum erfaßt worden; nur ein Rezensent des Lit. Handweisers wagte es anzudeuten, daß damit etwas gegen das moderne Theaterunwesen beabsichtigt scheine. Ich habe überhaupt — man gestatte mir diesen Exkurs — zum öfteren den Eindruck empfangen, daß uns Katholiken — oder soll ich sagen: den anständigen Leuten? — das Interesse am Theater schon fast verleidet worden ist. Es mag ja sein, daß das Interesse am Drama, dieser höchsten Dichtungsform, zugunsten des Romans überhaupt zurückgegangen ist; aber damit allein erklärt es sich doch nicht, daß selbst literarisch gebildete Männer, Männer

---

*) Über den Schluß des Stückes bin ich jahrelang nicht ins reine gekommen; erst die dritte Redaktion scheint mir das Richtige zu treffen. Die erste läßt Paul auf seine Braut verzichten. Dieser Schluß wurde, als ich das Stück im Hause Kralik vorlas, mit Recht als unbefriedigend empfunden. Ich änderte die Sache und ließ den Idealisten durch den Theaterdirektor an Ort und Stelle bekehrt werden. In dieser Fassung liegt das Drama heute im Druck vor und so ist es vor zwei Jahren von Wiener Akademikern mit Glück und Geschick zur Aufführung gebracht worden. Aber darunter leidet die Einfachheit und Einheitlichkeit des Stückes. Nach der neuen, für eine zweite Buchausgabe bestimmten Redaktion, ist der ursprüngliche Schluß beibehalten, die freundliche Lösung der zweiten Redaktion aber in ein Nachspiel verlegt, das sich zwei Jahre später abspielt.

vom Fach, mir wiederholt erklärt haben, über ein dramatisches Werk wollten und dürften sie sich kein Urteil erlauben.

Wie habe ich überhaupt unsere Kritik erfahren, ohne deren Mitwirkung, wie man gewiß mit Recht behauptet hat, ohne deren und eines rührigen Verlegers Mitwirkung kein lebender Poet je Geltung gewinnen wird! Mit welchem Fleiße habe ich jede meiner Dichtungen, auch die kleinste, ausgearbeitet, so daß ich mich einem glänzenderen Schriftsteller gegenüber wohl meiner größeren Gewissenhaftigkeit berühmen dürfte! Aber wenn ich heute die wahrlich nicht geringe Zahl der meinen Arbeiten gewidmeten Besprechungen durchsehe, so komme ich zu dem Ergebnisse, daß ich froh sein müßte, wenn sich die meisten Kritiker nur wenigstens ebensoviele ganze und halbe Stunden mit meinen Büchern beschäftigt hätten, als ich selber halbe und ganze Jahre auf deren Ausarbeitung verwendet habe. Das mag nun wohl ein allgemeiner Fluch der herrschenden „Brot- und Vielschreiberei" sein, diese Fixigkeit im Rezensieren; das Publikum schützt sich dagegen, indem es sich nicht mehr imponieren läßt, und für den Autor ist höchstens die Gefahr vorhanden (ich bin ihr mit knapper Not entgangen) zu Tode gelobt zu werden. Aber ein anderer Umstand, der sich schwerer fühlbar macht, ist der Mangel an Wohlwollen und jenem ganz selbstverständlichen Vertrauen, ohne das kein Kunstwerk irgendwelcher Art verstanden und genossen wird.

Ich habe die Misere der Kritik, die seinerzeit Veremundus so scharf gegeißelt hat, unter der tatsächlich unsere literarische Produktion leidet, nie schlimmer erfahren als beim Erscheinen des „Romans" oder wie die 2. Auflage (1900) sich betitelt, des „Kulturbildes" Die Fremden. Das Buch hatte nicht bloß in Tyrol und hier so ziemlich bei allen Parteien, sondern auch im übrigen Österreich, im Deutschen Reiche und in der Schweiz eine überaus freundliche Zustimmung gefunden; man kann die Urteile bei Veremundus nachlesen. Vor allem waren es viele jener ernsten Männer, denen das Wohl des Volkes mehr als die Literatur am Herzen liegt, welche hier eine Direktive fanden und begrüßten, die der Bevölkerung der Alpenländer in ihrer brennendsten Frage, der Frage des Fremdenverkehrs, bisher gefehlt hatte. Ich komme ja jedes Jahr auf kurze Zeit nach Tyrol; höre und sehe es mit eignen Augen, von welch umwälzender Bedeutung der Fremdenverkehr geworden, in welche Gefahr durch ihn unser ganzes historisches Volkstum gebracht ist. Mit den Erfahrensten und Bestgesinnten habe ich darüber unzähligemale Rücksprache gepflogen und endlich es als eine patriotische

Pflicht empfunden, in dieser Frage das Wort zu nehmen.*) Meine Fremden sollten und wollten nicht so fast eine literarische Leistung sein, vielmehr mit Gottes Hilfe eine patriotische Tat. Und als solche ist sie denn auch gewürdiget worden von vielen. Das Buch, dessen erste Auflage (1898) in Kürze vergriffen war, schien sich Bahn brechen zu wollen, um so mehr vielleicht, als es von gewisser protestantischer Seite mit wahrer Leidenschaftlichkeit angegriffen, mit Acht und Aberacht belegt wurde. Da aber trat der Reformator der katholischen Kritik auf den Plan. Er bedurfte, wie Ansgar Pöllmann zu meiner Rechtfertigung (in den Histor. pol. Bl.) ausführte, „er bedurfte einer möglichst neuen Prosadichtung, um an ihr seine Ansicht über die Tendenz in der Kunst und damit die Inferiorität der Katholiken vorzuführen." Veremundus deckte die literarischen Mängel des Buches auf und setzte, um seinen Bemängelungen besonderen Nachdruck zu geben, die Gesamtleistung des Autors möglichst herab. Auf die Absicht des Autors einzugehen, fühlte er sich nicht berufen, ihm lag am „Roman". Mir aber hat an meinem Volke gelegen, hundertmal mehr als an der Liebesgeschichte und um das zu verstehen, hätte es wahrlich nur eines sehr mäßigen Weitblickes und eines ganz geringen Wohlwollens bedurft. — Ich weiß wohl, es soll sich niemand darüber beklagen, daß er als Mensch unter Menschen leben muß; aber man wird es verstehen, daß Erfahrungen solcher und ähnlicher Art auf mein Schaffen nicht ohne Rückwirkung blieben.

Für ein Glück, das mir gerade als Poeten zuteil wurde, erachte ich die Heimsuchung, die mich vor vier Jahren getroffen hat. Ich erkrankte an einer schweren Affektion des Herzens, und mehr als anderthalb Jahre dauerte es, bis ich meine Gesundheit und volle Arbeitskraft wiedererlangte. In jener Zeit, wo der Tod mir nahestand, habe ich auch mein literarisches Testament gemacht: meine Schriften gesichtet, meine Pläne konzentriert. Marco und Hochwild und die Erzählung Meine alte Tante sind in der Zeit meiner Krankheit, in Lussin und Bozen entstanden; dann das Wanderbüchlein. In dieser kleinen Sammlung meiner lyrischen Gedichte finden sich einige noch aus meiner frühen Jugend,

*) Wie in der Fremdenfrage, habe ich auch in einer anderen, nicht minder aktuellen Landesangelegenheit das Wort ergriffen: in dem leidigen Bruderkrieg, der nun seit zwei Jahrzehnten Tyrol beherrscht. Eine kleine, im Dialekt geschriebene Satyre: Grobianus Nostranus Tyrolensis, wollte den Tyrolern zeigen, daß der letzte Grund ihres traurigen Streites doch eigentlich in gewissen Mängeln des Nationalcharakters zu suchen sei; später habe ich in der Rede des Niklas v. d. Flue, zuletzt im Zweikampf (Gral, 1907, 10. Heft) eindringlicher zum Frieden gemahnt. —

viele aus der römischen Zeit, manche aus der späteren und letzten: keines, das nicht erlebt war. Ich habe die Anordnung derselben nicht genau an eine chronologische Ordnung gebunden: Die Sammlung sollte nicht bloß autobiographischen Charakter tragen, sie wollte einen Menschen zeigen auf seiner Wanderung durchs Leben.

Auch die erste Niederschrift meines jüngst veröffentlichten Schauspieles Die liebe Not (1907) fällt in jene Zeit. Ich habe hier dem armen Joseph viel Selbstempfundenes in den Mund gelegt.

Von größerer Wichtigkeit war mir ein Buch, das ich als Seitenstück zu den Fremden längst geplant hatte: ein Volksbuch, in dem viel Altes und manches Neue vereiniget werden, das alle die Themata behandeln soll, die ein katholisches Volk der Heutzeit, den Tyroler insbesondere, interessieren. Das Buch wird sich Hausgärtlein betiteln und zunächst (1908) für die Mitglieder der St. Josephs-Bücherbruderschaft ausgegeben werden.

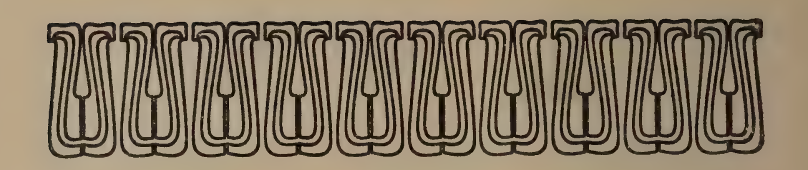
In der folgenden Zeit wird, wenn Gott will, meine knappe Muße der Vorbereitung von Neuauflagen und der Ausarbeitung eines kleinen historischen Epos gehören, sowie der Sammlung und Sichtung poetischer und prosaischer Paralipomena. Ich werde Gott danken und das Werk meines Lebens für glücklich beendet erachten, wenn es mir noch gelingen wird, eine Gesamtausgabe meiner poetischen Schriften, etwa mit einer kurzen autobiographischen Einleitung, veranstalten zu können; was zu dem bereitliegenden Stoffe allenfalls noch dazukommen wird, will ich als besonderes Gnadengeschenk betrachten. —

Daß der Baum, den ich mit Liebe und Fleiß herangezogen, dereinst brauchbare Frucht tragen werde, hoffe ich freilich. Aber man ißt die Feige vom Baum, die Mispel muß erst lange liegen und sich bräunen, ehe sie schmackhaft wird; und daran kann der Gärtner nichts ändern.

In Treuen

Dein Freund K. D.





Laurin.

Ein Spielmannslied aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

Dem Mittelhochdeutschen frei nachgedichtet

von

Richard Zoozmann.

Wohl keine andere Sage hat Jahrhunderte hindurch für Sänger und Hörer einen derartigen Lieblingsstoff abgegeben, als das in dem ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts entstandene reizende Spielmannslied vom Zwergenkönig Laurin, seinem wohlgepflegten Rosengarten in Tyrol (bei Meran und Burg Tyrol) mit seinem unterirdischen, märchenhaften Bergesreich, von den ritterlichen Kämpfen mit Dietrich von Bern (Verona) und andern Helden der deutschen Sage*). Wäre kein anderer Beweis dafür vorhanden als die Zitate in späteren Schriftstellern (Herman von Sachsenheim, Heinrich Steinhöwel, Aventin, von Königshoven-Schilter, Luther, H. Sachs, Paracelsus, Fischart u. v. a.), so bewiesen es doch die Handschriften und verhältnismäßig zahlreichen Drucke, die das Gedicht in Umarbeitungen, Auszügen und Weiterdichtungen, diese letzteren allerdings in meist recht plumper Weise, auf uns überkommen haben. Der alte Text des Laurin ist in etwa zwölf Handschriften erhalten (in Berlin, München, Wien, Regensburg, Kopenhagen, Straßburg, Frankfurt a. M. 2c.) und in zehn Drucken, die von 1477 bis 1590 reichen, und in Straßburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. und Hamburg erschienen sind. An Neudrucken wären die von Müllenhoff (Berlin 1886), Oskar Jänicke, deutsches Heldenbuch, erster Teil (Berlin 1866), Oskar Schade (Leipzig 1854) und L. Bückmann und H. Hesse (Leipzig, Reclam 1879) zu erwähnen, von denen die ersten drei Ausgaben in Einleitungen, Erklärungen und Anmerkungen alles Wissenswerte in historischer und bibliographischer Hinsicht, sowie die Lesarten enthalten. Im Anschluß hieran gab K. Schorbach 1905 eine treffliche Faksimile-Reproduktion von Laurin heraus (Halle a. S. 1904), die in ihrer Einleitung mancherlei Neues an bibliographischen Hinweisen bringt. Zugrunde liegt dieser

*) Vgl. Zingerle, Sagen aus Tyrol (1859), S. 66, Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols (1857), S. 127, und Deutsche Alpensagen (1861), S. 246. Eine weniger glaubhafte Tradition nennt den hohen Schlern östlich von Bozen. Deutsches Heldenbuch (1866) I, S. XLIV.

Nachbildung die aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin stammende, nur in diesem einzigen Exemplar erhaltene Ausgabe von Matthias Hüpfuff, Straßburg 1500.

Der Name des Dichters dieser Sage, die eine Verflechtung zweier Märchenstoffe bildet (der Kämpfe Dietrichs von Bern mit dem mädchenraubenden Zwerge) ist uns nicht erhalten geblieben. In dem jüngeren alemannischen Text der rheinfränkischen Fassung, die von einem höfisch gebildeten Poeten herrührt, bei dem eine Einwirkung Konrads von Würzburg unverkennbar ist, wird allerdings dem Herrn Heinrich von Ofterdingen die Verfasserschaft zugeschrieben. Doch geschah dies wohl, wie Bückmann und Hesse annehmen, weil ein berühmter Name dem vortragenden Sänger mehr Hörer zuführte.

Die Entwickelung und Gliederung dieses Stoffes ist eine einfache und natürliche, dabei recht spannende*); sie hält sich frei von den Übertreibungen und Ungeheuerlichkeiten der späteren verlogenen höfischen Mären und Volkssagen. Geschickt sind die einzelnen Teile gegeneinander bis zum Schluß hin gesteigert, der Schluß selbst befriedigt und klingt beruhigend und versöhnlich aus. Rührend und ansprechend ist der schließliche Freundschaftsbund zwischen Dietrich und Laurin, dramatisch der Kampf zwischen Dietleib und Dietrich und zwischen den Helden und den Zwergen und Riesen im Berge. Lieblich und anmutig ist die Natur gemalt; spricht hier des Dichters innige, kindliche Freude an „Gottes Sommerwonne“, den Blumen und grünen Wiesen, den Vögeln mit ihrem Gesang und dem Waldgetier, das sich harmlos und zutraulich zeigt, so empfinden wir sein naives Staunen über die Herrlichkeiten des unterirdischen Märchenreiches mit, als reizende Äußerung eines kindlichen und reinen Gemütes. Nichts ist roh in diesen Versen; etwas grob könnte man höchstens die Worte nennen, mit denen der nicht zu Unrecht erzürnte Laurin Dietrich und Wittich begrüßt. Sorglos verfährt der Poet in der Wahl seiner Mittel und bleibt uns dabei oft eine Erklärung schuldig: wie bringt z. B. Künhild ein „Verdecken des hellen Scheines im Berge“ zustande?

Von dem Rechte des Nachdichters, diese und andere Lücken und Unebenheiten zu beseitigen, habe ich daher öfter, als mir lieb war, Gebrauch machen müssen. So mußte ich das plötzliche und unerklärliche Auftreten Hildebrands, Wolfhards und Dietleibs im Rosengarten motivieren; das Gedicht berichtet nur von dem Ausreiten Dietrichs und Wittichs, während Hildebrand zurückbleibt und man in seiner Begleitung Wolfhard denken muß, den der Dichter

*) Auch dem Umfang nach herrscht eine natürliche Symmetrie vor: der erste Teil (in meiner Nachdichtung 440 Verse enthaltend) spielt außerhalb, der zweite Teil innerhalb des Berges; dieser Teil enthält 444 Verse, von denen gleichfalls 440 auf den eigentlichen Text entfallen, die letzten 4 Verse bilden nur den Abschied des Spielmanns vom Leser.

bisher redend nicht eingeführt hatte. Von Dietleib aus Steiermark ist überhaupt nicht die Rede. Hoffentlich ist es mir auf ungezwungene Weise gelungen, das Zusammentreffen der fünf Recken zum entscheidenden Moment im Rosengarten herbeizuführen. Auch dieses Recht nahm ich für mich in Anspruch, die Herrlichkeiten des hohlen Berges dichterisch auszumalen, zu erweitern und zu steigern, ebenso dem Kampf zwischen den Helden und den Riesen etwas Humor beizumischen und endlich die kurzen, paarig gereimten Verszeilen in die Nibelungenstrophe umzuwandeln. Die Charaktere sind unverändert geblieben: Dietrich ist wie immer der treue, fromme, gutmütige, aber auch stärkste und zornigste Held, so zornig, daß ihm glühender Atem der Wut aus dem Munde geht, mit dessen Hilfe er die Ketten an seinen Gliedern schmilzt. (Vgl. V. 267—280, 310—332, 576—690, 1219—1228 der Jänickeschen Bearbeitung.) Auch diese, etwas gar zu sonderbar anmutende Kraftleistung glaubte ich aus dichterischen Gründen in meiner Bearbeitung mildern zu müssen. Von Wittich und Wolfhard, die viel ähnliches miteinander haben, ist der erstere der kampflustige, aber dennoch vorsichtige, mißtrauische, Wolfhard der tollkühne Held, der immer zum Kampf bereit ist und blindlings draufgeht. Hildebrand ist auch hier, wie in allen Sagen, der alte, lebenserfahrene und weltkundige Meister, „des Weisheit oft erprobt“ (Gesang 8, Strophe 15). Den beabsichtigten Anklang an das Nibelungenlied (Gesang 9, vorletzte Strophe), der sich in der Schlußstrophe des ganzen Gedichtes wiederholt, wird man richtig beurteilen. Von weiteren Zutaten freier dichterischer Erfindung hätte ich meines Wissens sonst nichts zu vermerken. Daß man mir einige Kürzungen, besonders bei langatmigen Beschreibungen, und die Unterdrückung von Wiederholungen nicht verübeln wird, bin ich sicher; andere Wiederholungen (z. B. bei der Beschreibung des Rittes zum Rosengarten und der Wunder und Kostbarkeiten im Zauberberge) sind beabsichtigt und bedürfen keiner Begründung.

Ich hoffe daher, daß auch im neusprachigen Gewande dies kleine idyllische Epos, wenn es auch keine großartigen oder erschütternden Stoffe behandelt, einen befriedigenden und harmonischen Eindruck hinterläßt und daß der Leser das Urteil W. Grimms (Heldensage p. 372), „daß es sich an keiner Stelle über eine flache Gleichförmigkeit erhebe“, nicht billige. Daß es vielmehr, nach Jänickes Worten, als ein Werk geschätzt werde, das reiner Naivität voll ist, wie ein Märchen aus dem Munde eines Knaben, unstreitig die anmutigste Blüte der freieren Spielmannsdichtung bildet und eine Blume unserer Volksdichtung überhaupt ist, an deren Reiz sich jeder erfreuen wird, der mit jugendlicher Anspruchslosigkeit und Hingebung zu genießen nicht verlernt hat.

Worterklärungen.

Hildebrand, Dietrichs alter, weiser und kenntnisreicher Waffenmeister, Genosse aller seiner Fahrten und Kämpfe, bekannt aus dem Nibelungenliede. Seine Burg war Garten (Garda am Gardasee). Er ist das Haupt des Geschlechtes der Wölfinge.

Wittich, Wielands des Schmiedes Sohn, einer der hervorragendsten Genossen Dietrichs von Bern (Verona); er ging später zu Kaiser Ermenrich über und kämpfte in der Rabenschlacht (Ravenna). Wittichs Schwert Mimung (oder Mimming) ist von seinem Vater geschmiedet.

Wolfhard, ein Wölfing, Hildebrands Schwestersohn, auch vom Nibelungenliede her bekannt.

Dietleib, Biterolfs Sohn, junger Ritter aus Steiermark. Von ihm erzählt das weitläufige Gedicht „Biterolf und Dietleib".

Laurin (Luarin), ein Name keltischen oder romanischen Ursprungs. (Vgl. Lauresheim, Lauerwald und das Goldbergwerk beim Nonsberg in Laurein [ital. Lauregno], in Süd-Tyrol).

Ilsung, vermutlich der Elsan der Rabenschlacht, der [Mönch] Ilsan des großen Rosengartens.

Degen, soviel wie der Tüchtige, der Kriegsmann, der Held.

Weigand (mhd. wîgand), eigentlich Partizipium zu ich wîge, streite, kämpfe (wîc-Kampf); bedeutet also wie Degen: Krieger, Held.

Recke, eigentlich ein fahrender Kriegsmann, dann überhaupt: erprobter, tüchtiger Held.

Brünne, Brustharnisch.

Buhurdieren, den Buhurt reiten, ritterliches, in Rotten gegeneinander geübtes Kampfspiel.

Tarnkappe, auch Tarnhaut genannt, das unsichtbar machende Käppchen.

Erster Teil.*)

1.

Es war zu Bern gesessen der Held Herr Dieterich,
Starkmutig und vermessen — kein Held war, der ihm glich!
Im Kampfspiel und im Kriege lief keiner siegreich ihn an:
So lebte hochgepriesen, der wunderkühne, starke Mann.

Die Besten rings im Lande, die Degen ofterprobt,
Die gern die Waffen schwangen, wo Kampf und Fehde getobt —,
Die selber Lorbeerkränze sich wanden um Stirn und Schwert,
Sie priesen dennoch neidlos den edeln Berner, weitgeehrt!

Da sprach der Sohn des Schmiedes, Wittich, das Wielandskind,
Des Berners Fahrtgenosse, ein Ritter, wie wenig sind:
„Ich weiß in allen Landen nicht Kaiser oder Herrn,
Der sich im Kampf mag messen mit unserm edeln Dietrich von Bern."

*) Anm. f. d. Leser! Man lasse sich durch die Anwendung der Zäsur nicht beirren, die Zeile läuft über die ganze **Seitenbreite**!

Doch Hildebrand, der alte, zog seine Stirne kraus:
„Noch gibts für ihn zu kämpfen einen besondern Strauß!
In einem hohlen Berge wohnt im Tyrolerland
Laurin, der König der Zwerge, den keiner siegreich noch bestand.

Schon mancher hat gestritten mit diesem kleinen Wicht,
Hat Schimpf und Schand erlitten von ihm und dem Zwergengezücht.
Wer Laurin bewältigt und seine Macht zerspellt,
Den preis ich laut vor allen, der gilt mir als unbezwungner Held!“

Als diese Worte vernommen Herr Dietrich, trat er herzu:
„O Hildebrand, mein Meister, welch Märlein kündest du?
Wenn Wahrheit in diesen Worten, die du hier machest kund,
Sie hätte mir längst gemeldet, o wackrer Weigand, dein weiser Mund.“

Die spöttische Rede weckte beim Alten heimlichen Groll,
Er zog die Brauen zusammen und strafte ihn zornesvoll:
„Ein wackrer Mann soll schweigen, erst sprechen zu rechter Zeit,
Sonst schafft ihm statt Lob und Ehre sein unbedachtes Wort nur Leid.

Hört denn, was ich euch melde: Laurin, den kenn ich wohl,
Er ist nur lang drei Spannen, doch König in Tyrol.
Ihm sind gehorsam auf Erden die Kräfte in Baum und Stein,
Er nutzt sie zu Künsten und Wundern: kein größrer Zauber mag irgend sein!

Von Zwergen ist untertänig ihm eine große Schar,
Die sind gleich ihm erfahren in Listen wunderbar.
Er selbst weiß wohl zu fechten mit Degen, Schild und Speer,
Hat manchen schon erschlagen, der dreimal größer war als er.

Mitten aus Waldung und Wüste zauberte sich hervor
Der Zwerg einen zierlichen Garten in üppigem Rosenflor.
Habt ihr noch nie vernommen den hohen Ruhm und Ruf
Von Laurins Rosengarten, den sich der Zwergenkönig schuf?

Nicht eine Mauer von Quadern schließt diesen Garten ein;
Feinfeiner Seidenfaden dient ihm als Mauer allein.
Wer dieses Fädchen zerreißet, muß lösen schweres Pfand,
Muß auf der Stelle lassen den rechten Fuß, die linke Hand!“

Da rief Herr Dietrich von Berne: „Dies Märlein freut mich wohl,
Des Zwergen Kühnheit reizt mich –, wohlauf denn! nach Tyrol!
Den kleinen Mann bezwing ich und dämpfe seinen Zorn,
Die roten Rosen brech ich, nicht schreckt die Ritterfaust ein Dorn!“

Wittich, der kühne Degen, schlug an sein Mimung-Schwert:
„Ich folg euch allerwegen — das sei mir nicht verwehrt!
In Zwergleins Zaubergarten den duftenden Rosentand
Mit samt dem Zwergengelichter tritt Fuß und Huf bald in den Sand.“ —

Als sie von dannen ritten, die Recken, wohlgemut,
Sprach Hildebrand, der alte: „Die Sache geht nicht gut!
Tollkühnheit und Zorn, der blinde, die ernten oft nur Schmach —
Auf, tapfrer Wolfhard! wir reiten den raschen Recken morgen nach!“

2.

Herr Dietrich war geritten mit Wittich, dem Wielandskind,
Es brannte sie die Sonne, es kühlte sie Tau und Wind.
Sie trabten durch tiefe Tale und hoch auf Bergeskamm,
Sie wateten durch die Bäche und klommen kletternd durch Kluft und Klamm.

Doch endlich stiegen sie abwärts den letzten Bergeshang
Und kamen zu einer Waldung, vielviele Meilen lang.
Sie ritten wohl sieben Meilen im feuchten Dämmergrau,
Bis sie ein Anger grüßte: da bot sich ihnen holde Schau.

Von ferne glühte und glänzte ein rosenroter Schein,
Das mußte von König Laurins Rosengarten sein.
Es spielte mit ihren Haaren die linde, laue Luft
Und lieblich dahergeflossen kam wonniglicher Rosenduft.

Und als sie nähertraten, da lag auf sonniger Wies
Der wunderliche Garten, ein lachend Paradies.
Eine goldgeflochtne Borte rings um den Garten ging,
Edelgestein und Perle an jedem Rosenstrauche hing.

Da rief Herr Dietrich von Berne: „Trauter Geselle mein,
Trinkst du die süßen Düfte? spürst du den rosigen Schein?
Siehst du die seidenen Borten, der Edelsteine Pracht?
Das ist der Rosengarten, den Zwergenkönig Laurin gemacht.

Ich fürchte, Wittich, wir werden hart von ihm angerannt,
Wie uns davon gesprochen Meister Hildebrand.
Erfreuen möcht ich mich lieber der Rosen, zart und hold,
Als streiten — dafern der König straflos herein mich lassen wollt."

Da stampfte Wittich den Boden, zornig, mit Leidenschaft:
„Und steh ihm bei der Teufel mit aller List und Kraft!
Den Eintritt zu erbetteln, steht Helden wahrlich nicht an —
Er soll mir Rechenschaft geben für seinen Hochmut, der kleine Mann!"

Flugs sprangen die Recken vom Rosse auf den Rasen bunt —
Sie köpften die Sträucher und traten die Rosen in den Grund.
Es lagen die zarten Blättchen wie roter Schnee zerstreut,
Dazu die Perlen und Steine — das hat die Helden noch gereut!

Als kaum die Pracht verwüstet, der seidne Faden riß,
Da schwand das helle Leuchten, da kams wie Finsternis;
Der Wohlruch war verdüftet, verwelkt das Grün zumal,
Traurig saßen sie nieder — wie war nun alles tot und kahl!

3.

Da ritt heran im Zorne der Zwerg, Laurin genannt,
Er schwang ob seinem Haupte den Wurfspieß in der Hand,
Auf dessen Banner kunstvoll gewirkt in Seide war:
Wie einem flüchtgen Wilde nachspürt ein flinkes Rüdenpaar.

Sein Rößlein war geschecket, nur wie ein Reh so groß,
Die Decke war verbrämet mit Pelz und goldnem Stoß.
Der Zaum war dicht besetzet mit Perlen und Rubin,
Der Sattel elfenbeinern, auf dem sich wiegte Held Laurin.

Rot war sein Beingewande, die Schienen blank und gut,
Sein Panzer war gehärtet in heißem Drachenblut;
Es mochte ihn durchdringen kein Schwert vom besten Stahl,
Nur seinem könnts gelingen, wollt er versuchen es einmal!

Das Schwert war also schneidig und von so feinem Schliff,
Tat niemals einen Fehlhieb, ein Demant war der Griff.
Jedoch, es war sein Gürtel mit Zaubereigenschaft
Am reichsten ausgestattet: der gab dem Zwerg Zwölfmännerkraft.

Auf seinem Haupte glänzte ein Helm mit lichtem Glanz,
Weil seine Ränder säumte von Karfunkeln ein Kranz.
Sein Mantel war von Seide, voll Schmuck und Schilderein;
Es strotzte von Geschmeide sein Rock in zweiundsiebzig Reihn.

Der Schild war reichverzieret, mit großer Kunst erdacht,
Waldgetier, Vögel, Blumen in seltner Formen Pracht.
Ein Leopard von Golde schritt durch ein blaues Feld:
So ritt in Pracht und Prunke zu Roß daher der kleine Held.

Als er herangekommen, im Antlitz roten Zorn,
Rief Wittich: „Ei, jetzt ritzet uns nicht der Rose Dorn!
Wie friedlich und wie niedlich reitet das Männlein her,
Als ob vom Paradiese der Engel Michael es wär!"

Doch Dietrich sprach: „Nun binde den Stahlhelm fester dir,
Den Engel seh ich gerne — voll Rachsucht scheint er mir.
Und haben wir verwüstet ihm seinen Gartenplan,
So will er mit uns kämpfen, und er tut wahrlich recht daran."

4.

Laurin begann zu grüßen, das klang wohl scharf und schlimm:
„Was habt ihr hier zu schaffen?" rief er bebend vor Grimm.
„Was habt ihr arge Toren in meinem Land zu tun?
Was habt ihr hier verloren? Das sollt ihr bitter büßen nun!

Wer hat euch hergebeten auf meine grüne Heid?
Was habt ihr mir zertreten die Rosen weit und breit?
Was habt ihr mir zerstampfet den Garten, gut gepflegt,
Den ich vor bösem Willen geschirmt und friedlich eingehegt?

Ihr groben Esel, hieltet ihr das für Distelsaat?
Teuer kommt euch zu stehen die frevle Bubentat.
Vom Platze soll mir keiner, er lasse mir denn ein Pfand
Und geb mir auf der Stelle den rechten Fuß, die linke Hand!"

Der Berner sprach dagegen: „Hör an, du kleiner Mann,
Laß deinen Zorn sich legen, sonst ists um dich getan.
Um deine Rosenbüsche mach kein so groß Geschrei,
Die Rosen kommen wieder zu Gottes Sommerlust im Mai.

Drum halte dich bescheiden und zügle deine Wut,
Übe nicht freche Rede, wenn du von edelm Blut.
Denn will man Fürsten pfänden, geschiehts um reichen Sold,
Doch nicht an Füßen und Händen; wir bieten Silber dir und Gold!"

Laurin, der kleine König, sprach aber sonder Scheu:
„Was hilft mir Gold? - Gold hab ich wohl mehr als euer drei.
Und seid ihr edeln Blutes, unedel habt ihr getan,
Mir frechen Übermutes verwüstet Wiese und Gartenplan.“

Da rief der rasche Wittich, ihm wallte das Blut empor:
„Neigt Ihr den dreisten Worten so ruhig Euer Ohr?
Mir zuckt es in den Händen: ich nähme den knirpsigen Fant
Am liebsten bei den Füßen und schlüg ihn an die nächste Wand!“

Doch Dietrich sprach: „Im Kleinen ist Gottes Macht auch kund.
Wohnte sonst eines Riesen Rede im Zwergenmund?
Wenn er vor der Probe auf seine Worte zagt,
So hätte Laurin, der Kleine, so große Rede nicht gewagt.

Drum steht es immer besser, daß man ein Wort nicht hört;
Wer ist durch einer Fliege Gesumm denn gleich gestört?
Erst wenn es kommt zum Argsten, dann zaudre länger nicht
Und wehr dich des Geschmeißes, sobald es lästig wird und sticht!“

Die sanften Worte mehrten nur Wittichs Groll. — Er sprach:
„Ihr wollt ein Weigand heißen und duldet diese Schmach?
Scheut Ihr Euch vor dem Kleinen, braucht auch in Zukunft mehr
Kein Mäuslein sich zu fürchten vor Euerm Mut und Eurer Wehr!“

Laurin, das Männlein, höhnte: „Ei, Wittich, wie so wild!
Und wärst du auch ein Teufel, dir brech ich Speer und Schild.
Sitz auf, dein Rößlein gürte, ein Rennen soll geschehn
So lustig zwischen uns beiden, ein Kaiser könnts mit Freuden sehn!“

Sie stoben aufeinander wie Falken, so bissig und wild,
Doch Wittich verfehlte den Kleinen, sein Speer glitt ab vom Schild.
Der Zwerg stach aber von unten den Ritter in den Klee,
Eh er sich des versehen — kein Schimpf tat Wittich je so weh!

Schnell sprang Laurin vom Pferdchen und nahm das Schwert zur Hand,
Des Fußes und der Hand sich zu sichern als Löspfand.
Doch Dietrich trat dazwischen: „Das geht nicht an, Laurin,
Du lässest mir den Helden von dannen ungefährdet ziehn!

Das wäre große Schande, wenn es vom Berner hieß,
Daß einer seiner Mannen ein Pfand dir hinterließ!
Da rief Laurin, der stolze: „Vom Berner ist viel mir bekannt,
Drum sollst auch du mir lassen den rechten Fuß, die linke Hand!

Ihr brachet meine Rosen, nun brech ich euch das Haupt,
Ihr nahmt mir die goldnen Borten, jetzt wird euch die Ehre geraubt.
Ihr sollt noch innewerden, wie ich zur Demut euch zwing,
Und wärt ihr euer tausend, glaubt weder klein mich noch gering!"

Herr Dietrich sprach kein Wörtlein, stieg schweigend auf sein Roß,
Griff schweigend nach der Lanze und legte an zum Stoß.
Da scholl ein Hufgetrappel von Rossen schwer und stark —
Hildebrand kam mit Wolfhard und mit Herrn Dietleib von Steiermark.

5.

Nun laßt euch singen und sagen, wie Meister Hildebrand
Beim Ritt zum Rosengarten den jungen Dietleib fand.
Dietleib von Steier hatte ein Schwesterlein schön und hold,
Die Augen blau wie der Himmel, der Mund ein Rubin, das Haar wie Gold.

Unter der grünen Linde, in zweier Diener Hut,
Mit ihrem Ingesinde tanzte sie wohlgemut.
Sie tanzte auf goldnen Schuhen, sie raffte mit weißer Hand
Die seidnen Gewande und zeigte den kleinsten Fuß im ganzen Land.

Da kam Laurin geritten und sah das Engelsbild —
Unsichtbar bei den Händen ergriff er Frau Künhild.
Sie glaubte von einer Gespielin sich abseits geführt und geneckt,
Da hat Laurin mit seiner Tarnkappe plötzlich sie bedeckt.

Unsichtbar ward sie allen, Wächtern und Ingesind,
Laurin hob auf sein Rößlein die junge Maid geschwind.
Er trabte mit ihr von dannen in seinen hohlen Berg —
Wie eine Königin thront sie zu Hof dort unter dem Gezwerg.

Die Zimmer sind mit edeln Metallen ausgeziert,
Mit Schildplatt die Geräte und Goldschmelz inkrustiert;
An Silber, Gold und Perlen ist er gar überreich,
Es kommt dem Zwergenkönig in aller Welt kein Kaiser gleich.

In seinem Prunkgelasse ist alles zauberhaft schön,
Von elfenbeinernen Harfen hallt liebliches Getön.
Springbrunnen gießen plätschernd viel rot und weißen Wein —
Da mag ein Jahr so schnelle wie kaum ein Tag vergangen sein.

Von Alabaster laden die Bänke zu guter Rast,
Mit Onyx und Smaragd sind die Fenster eingefaßt.
Der Estrich ist mit Marmor buntfarbig ausgelegt,
Die Säulen sind von bronznen Blumengewinden reich umhegt.

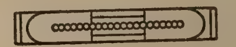
Kurzweil und frohe Spiele ergötzen Mann und Frau,
Tänzer und Gaukler bieten den Augen lustge Schau.
An lockenden Tafelfreuden tritt niemals Mangel ein —
Da mag ein Jahr wohl schneller, als sonst ein Tag vergangen sein!

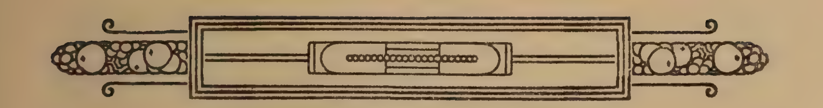
So sprach Dietleib, der junge, zu Wolfhard und Hildebrand,
Als er sie auf dem Ritte zum Rosengarten fand.
„Jetzt will ich kühnlich streiten um mein lieb Schwesterlein,
Laurin, den König, töten und Künhild aus seiner Macht befrein!“

Da gaben die drei Recken den Rossen die Sporen geschwind,
Es brannte sie die Sonne, es kühlte sie Tau und Wind.
Sie trabten durch tiefe Tale und hoch auf Bergeskamm,
Sie wateten durch die Bäche und klommen kletternd durch Kluft und Klamm.

Doch endlich ging es abwärts den letzten Bergeshang,
Sie kamen zu einer Waldung, vielviele Meilen lang.
Sie ritten wohl sieben Meilen im dämmergrünen Wald,
Bis sie der Anger grüßte: der lag verwüstet, kahl und kalt.

(Schluß folgt.)





Alban Stolz, der Dichter.

Von Hermann Herz.

„Hier ruht ein guter Mensch, ein wahrhafter Priester und ein großer Poet.“ — Diese Worte wünschte kein anderer als — der Romanschriftsteller Sacher-Masoch auf dem Grabsteine des Mannes geschrieben zu sehen, dessen hundertjährige Geburtstagsfeier am 3. Februar 1908 das deutsche katholische Volk, vor allem der alemannisch-schwäbische Zweig desselben, festlich begehen wird. Diese Feier wird aber nur der erste größere Markstein auf einer unübersehbaren Bahn zeitlosen Fortwirkens sein: Alban Stolz wird als religiöser Volksschriftsteller nicht nur im katholischen deutschen Volke, sondern auch im christusgläubigen protestantischen Volke fortleben; sind doch die „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ bei ihrem ersten Erscheinen von Protestanten nicht minder freudig aufgenommen worden wie von den Katholiken, und preußische protestantische Minister, Generäle, Prediger und Gelehrte haben sich für deren Verbreitung mit Erfolg bemüht.

Der Volksschriftsteller Alban Stolz wird aus dem Gedächtnisse des deutschen Volkes nicht entschwinden: ob aber nicht mit der Zeit des Dichters Alban Stolz vergessen werden wird?

Wie, Alban Stolz ein Dichter? — Allerdings, einen Dichter im landläufigen Sinne kann man ihn nicht nennen; denn er schrieb weder Gedichte noch Dramen noch Romane oder Erzählungen. Ebenso verkehrt wäre es aber, ihn als Poeten bloß in dem Sinne zu bezeichnen, wie manchen anderen, mit mehr oder minder reicher Phantasie begabten Prosaschriftsteller, der es liebt, Bilder und Vergleiche, Naturschilderungen und Herzensergüsse mit rhetorischem Pathos dem Werktagsgewand des schlichten Prosastils aufzuflicken. Alban Stolz ist im wahrsten und eigentlichsten Sinn des Wortes ein Dichter. Der Dichter ist vor allem Gestalter und Bildner; die über ihn kommenden Stimmungen innerlich klar erschauend, muß er sie mit den Mitteln der dichterischen Darstellung gleichsam als etwas objektiv Seiendes erfassen und klar genug aus sich herausarbeiten können, um sie anderen als Gegenstände ihrer Erkenntnis vorzustellen. Die Gebilde, die vor seinen schauenden Geist hintreten, mögen es nun Menschen und

deren Schicksale sein oder die Natur, er muß sie als wirklich existierende, lebendige Wesen in seiner Seele haben und durch die Kunst des Ausdrucks gleichsam wieder vom eigenen Ich abtrennen und als selbständige Gebilde in die Außenwelt hineinstellen. Mit Bezug auf die Natur drückt diesen Gedanken Alban Stolz so aus: „Dieses ist aber ein Vorzug meiner Nervenorganisation — ich fing in meiner Jugend auch das Nachtwandeln an — und überhaupt aller produktiven Talente, daß sie vieles innewerden und fühlen, was für die leiblichen Sinne unvernehmbar in Natur und Geisterwelt ist und geschieht. Eigentlich sind alle wahrhaft genialen Produkte nicht von dem Menschen geschaffen, sie sind nur geschaut und dann kopiert der Außenwelt mitgeteilt. Der wahre Dichter ist im Besten, was er gibt, mehr passiv als aktiv, eine Camera obscura, in welcher die innere, ideale Welt, aus welcher die äußere, unvollkommene hervorgeht, ihre Bilder wirft und sich abspiegelt; seine Nerven sind feinere Augen, Ohren und Lippen als die gewöhnlichen Sinnesorgane.“ (Wilder Honig, S. 35, 36.) Stolz hat hier allerdings das passive Moment im Dichter zu stark auf Kosten des aktiven betont; er hat die Beseelung des Gegenstandes durch den Dichter fast ganz außer acht gelassen, was bei ihm eigentlich ganz besonders überrascht, weil er gerade ein Meister in der Naturbeseelung ist und selbst da, wo er anscheinend völlig objektiv die geschauten Bilder wiedergibt, vorher in ganz souveräner Weise sie für den Leser gestaltet und geschaffen hat. Er beschreibt die Natur nicht, er macht aus ihr ein wirkliches Gedicht, ein echtes Kunstwerk, indem er das Geschaute schöpferisch gestaltet. Ähnlich stellt er sich allgemeinen Begriffen und Ideen gegenüber. Für ihn ist beispielsweise der Geiz kein dem Auge entrücktes Abstraktum, sondern ein Kerl, der an dem Wallfahrtswege zur Ewigkeit mit einem schäbigen Filzhut auf der niederen, eingedrückten Stirn und einem ehrbaren, bedächtigen Gesicht auf einem Stein sitzt und den Bauer erwartet, um ihn des Wegs zu begleiten und in seiner Weise ihm von des Lebens Not und Sorgen zu erzählen.

Stolz denkt eben immer konkret, oder besser: er schaut viel mehr, als er denkt. Daher kommt es, daß seine Schriften auch an jenen Stellen, die keine Naturschilderungen oder mystisch-feurige Ergüsse seines gottminnenden Gemüts enthalten, die also geradewegs nur der religiösen Belehrung dienen und vor der Sünde warnen wollen, so ergreifend wirken. In der großen Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit der Sprache liegt das Geheimnis ihrer mächtigen

Wirkung auf das menschliche Herz. Durch diese Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit ist Stolz zu einem der ersten deutschen Stilisten geworden. Es ist ein wirklicher Sprachkünstler.

In ihm vereinen sich klassische und romantische Elemente der neuhochdeutschen Dichtung, aber sie vermögen allein noch nicht, ihm alle Vorzüge seines Stiles und seiner dichterischen Eigenart zu geben. Das Klare, Scharfe, Bestimmte im Ausdruck und in der Formulierung des Gedankens weist auf die Klassiker, namentlich auf Lessing zurück. Der beißende Sarkasmus, der goldige Humor, die treffende, aber nicht verwundende Schärfe des Witzes, der Ironie und Satire erinnern mehr an Abraham a Santa Clara und an die Romantik. Mit letzterer teilt er auch die tiefinnige Naturbeseelung. Aber in der Bestimmtheit der Naturdarstellung, in der Beobachtung des Einzelnen, in dem scharfen Hinhorchen auf das geheimnisvolle Leben und Weben der Schöpfung ist er mit der Droste-Hülshoff und der modernen Richtung verwandt. Ohne Übertreibung kann man sagen: Höher hinauf in der dichterischen Verklärung der Natur, als Stolz schon in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts kam, ist wohl auch keiner der Modernsten gekommen. Das, worauf sich unsere Heutigen so viel zugute tun, die Erkenntnis der innigen Verwandtschaft von Ton und Farbe, findet man bereits bei Alban Stolz in seiner Schilderung des Rigi und des Vierwaldstätter Sees aus dem Jahre 1833 („Dürre Kräuter“, S. 530), und hierin steht er noch ganz im Banne der Romantik, die als erste das musikalische Element mit Bewußtsein in die Erfassung von Licht und Farbe hineingetragen hat.

Das Eigenste aber in seiner dichterischen Darstellung, was ihr erst so recht die Wucht, den herrlichen Rhythmus, die ergreifende Wirkung sichert, ist des Dichters innige Gottesliebe, die mystische Glut der Empfindung und der alles verzehrende Eifer, die Menschen aus ihrem Sündenelend zu Gott emporzuziehen. Man kann den Dichter Stolz nicht voll und ganz würdigen, wenn man in seiner Kunst nicht den Gluthauch der Bitte des Vaterunser sucht: „Zukomme uns dein Reich.“ Gerade die wunderbarste Leistung dieses einzigartigen Schriftstellers, die Schilderung des Gewitters im „Vaterunser“, soll die Herzen der Leser vorbereiten für die Erklärung der Gebote Gottes. Die ganze Natur ist eben für ihn ein Führer zu Gott, ein Symbol ihres Schöpfers. Alban Stolz hat dadurch gezeigt, wie man sich in die Schönheit der Natur versenken, wie man in ihr den Brunnen

klarster Poesie aufdecken kann, ohne in eine pantheistische Naturvergötterung hineinzugeraten. Er hat, wie Eichendorff, Droste-Hülshoff und andere große Dichter, den Beweis erbracht, daß eine von echtem Gottesglauben ausgehende und zu ihm hinführende Naturerfassung nicht nur ebenso künstlerisch schön und für das dichterische Schaffen fruchtbar ist, wie eine pantheistische oder indifferente, sondern letztere augenscheinlich übertrifft. Von Alban Stolz können die Jünger der Kunst daher auch heute noch oder vielmehr gerade in unseren Tagen sehr viel lernen. Hier sind noch Schätze zu heben.

Um den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, habe ich diesen Zeilen etliche Proben aus den Werken von Stolz beigefügt, denen ich zum Schlusse einige Geleitworte beigeben möchte. Ich denke, Beispiele belehren besser als Worte. Mit der Überschrift „Vorläufiges, wie es diesmal kommt, oder auf wälsch: Ouvertüre“ leitet, wie schon bemerkt, Stolz den dritten Teil des Vaterunsers ein. Fürwahr eine gewaltige Ouvertüre zur Erklärung der Gebote Gottes! Das ist ein grandioses Gewoge von Tönen auf und ab, ein Rhythmus der Sprache, eine Dramatik, wie man das alles auf so kleinem Raum in unserer deutschen Literatur wohl selten findet. Jedes kleine Sätzlein bringt eine Steigerung. Alles so anschaulich, so plastisch, so individuell und doch so typisch! Jedes Wörtlein hat seine Bedeutung, auch die Gedankenstriche. Dem Leser ist's, als stünde er mitten im Wetter drinnen, als kniee er in der Stube bei der zu Tode erschrockenen Familie; er erlebt das ganze Gewitter und jubelt mit den Kinderlein in der Straße über dessen Abzug, er atmet förmlich auf bei dem Satze: „Gott sei Lob und Dank“ usw. Nicht ein Gewitter ist geschildert, sondern das Gewitter, so wie es in unser aller Vorstellung lebt, wie wir alle es schon durchgemacht haben. Man lese dieses Stück einmal laut vor sich hin: man wird beachten, daß der Rhythmus der Sprache ganz genau dem Tempo des heraneilenden, des über uns stehenden und des abziehenden Gewitters angepaßt ist. Die Worte scheinen alle aus nächster Nähe hergenommen zu sein. Man versuche aber auch nur ein Wort durch ein anderes zu ersetzen, und sofort wird man gewahr, daß das Bild verblaßt. Eine eigene Wärme und Innigkeit strömt die leis alemannische Färbung der Sprache aus. Diese eine Leistung genügte, um den Dichterruhm von Stolz für immer zu begründen. Meines Wissens ist es auch seine hervorragendste Leistung.

In gleicher Weise typisch scheint mir die Schilderung des Bächleins zu sein in „Lebewohl". So wie dieses Schwarzwaldbächlein quellen wohl ungezählte aus moosiger Erde im Waldesschatten hervor, stürzen gerade so toll zu Tal und eilen dahin, dem Meer zu. Mancher Dichter hat eines solchen Bächleins Lauf vielleicht anmutiger geschildert, aber diese geniale Übertragung des Bildes auf Zeit, Tag und Nacht und den metaphysischen Untergrund nicht gefunden. Auch hier schmiegt sich der Rhythmus der Sprache ganz an den Inhalt an. Liest man z. B. laut den Satz „Es quellt der Tag hervor" usw., so spürt und sieht man förmlich dieses Hervorquellen.

Der „Kirchhof der Wiehre" schildert uns den trüben Wintertag wirklich in einer Weise, daß wir die Schauer und das Frösteln des Todes in der Natur geradezu fühlen. Alles, was nötig ist, die vom Dichter gewollte Stimmung hervorzurufen, ist da: der öde Kirchhof, das bißchen Eis auf dem Weg, etwas welkes Laub, ein müder Windstoß, schwarze Berge, die wegen ihrer Schneestreifen noch trauriger ins Land hineinschauen, und ein trüber, grabesstiller Himmel. Gewiß, das ist das Sterben, das große Sterben in Natur und Menschenwelt; mehr brauchte es nicht, um diese Stimmung plastisch herauszuarbeiten.

In der Schilderung des Mummelsees weise ich nur auf zwei Sätzlein hin, die das ganze Bild eigentlich erst recht färben und ihm die Seele geben, auf die Stelle, wo von dem Schmetterling, dem abfließenden Bächlein und den Molchen die Rede ist. Ja, setz dich in diese Todesstille hinein und träume und sinniere, auf den Knien eines der Bücher, denen diese Proben entnommen sind, und du wirst aus ganzem Herzen den Worten beistimmen: Er war ein guter Mensch, ein wahrhafter Priester und ein großer, wahrhaft großer Dichter.

Lose Blätter aus den Werken von Alban Stolz.

Vorläufiges, wie es diesmal kommt, oder auf wälsch:

Ouvertüre.

(Einleitung zum Vater unser, Teil III, Essig und Öl, S. 3 ff.)

Es gerinnt so dunstig zusammen dort drunten, hinter dem überrheiner Gebirg. Kein Lüftlein geht, und es wird einem wie eng von der gekochten, dunstigen Luft. Die Vögel sind langweilig geworden,

und ihr Gesing und wisperes Gespräch in Busch und Baum hat aufgehört, als wie wenn sie alle miteinander eingeschlafen wären oder gestorben — und es ist so kurios still überall, wie im Sonntag im Steinbruch. Sicherlich gibt es heute etwas. Gestern hab' ich die Schwarzamsel im Wald gehört, und das ist allemal eine Vorbedeutung; und die Sonne hat den Morgen schon Wasserfäden gezogen. Hörst? es fangt schon an zu brummen; jetzt wieder; es tut gerade wie am Freitag, als wenn die Kanonier in Straßburg drüben schießen und der Regenwind geht.

Jetzt fangt es an zu winden; schau nur, wie es dort drüben an der Landstraß den Staub aufjagt, man sieht fast die Leut und die Wägen nicht mehr. Halt! fast gar hat mir der Wind den Hut mit fortgenommen. — Aber wie schwarz es jetzt dort drunten wird, es ist eine Furcht! Hast gesehen? jetzt hat es geblitzt. Mach, daß wir heimkommen; das gibt ein schwer, schwer Wetter.

Und das Wetter zieht herauf; der Sturm reitet wild voraus und jagt Staub und Laub umher, wie wenn ein böser, fremder Hund in eine Schafherde stürzt, und spielt damit in wildem Gewirbel. Er zobelt und zaust die Bäume, als wäre er zornig auf sie und hätt' vor, ihnen Haar und Haut abzureißen und ihnen das Genick zu brechen. Es braust um Dach und Kamin, wirft Speis und mürbe Ziegel herunter, und stoßt grob an Läden und Fenster und probiert, ob sie fest sind. Und es wird so dunkel, daß man schier die Lichter anzünden möcht', wenn bei so einem Wetter ein Christenmensch etwas schaffen könnte.

Näher und näher rollt es und donnderet aus den schauerlich schwarzen Wolken. Wie am zersprungenen Eisenofen, wenn ein groß Feuer drin ist, ein roter Streif durch den Spalt einen anglastet: so zackt ein langer Blitz über den kohlschwarzen Himmel, als habe er einen Riß bekommen. Schon laßt sich der Donner keine Zeit mehr und poltert ganz gleich dem Blitze nach. Aber bald kann er nicht mehr zu jedem Blitzstrahl besonders krachen; ohne Absetzen braust und brüllt es in einem Odem, man weiß nicht, ist es Donnern, ist es Sturm, oder ist es Wolkenbruch. — Das Blitzen wird alleweil mehr und schneller; es fahrt durcheinander, wie wenn ein Kriegsheer von Geistern, in schwarzen Wolkenmänteln eingemummt, mit feurigen Stiletten gegeneinander zucken und stechen und kämpfen täten. Die Leute können anfangen das Kreuz nicht geschwind genug machen: es ist alles ganz verschrocken, und eines von den Kindern fängt laut an zu greinen vor Ängsten. Die Mutter langt den Himmelsschlüssel vom Känsterle und sagt: „Kommt, wir wollen eine Litanei beten," und alle knien hin und beten. „Wir bitten dich, erhöre uns, o Herr!" und: „Bewahre uns, o Herr!" und: „Herr, erbarme dich unser!" Christus, erbarme dich unser!" Selber, der Gregori, der doch sonst ein grober, ungattiger Bursch ist, kniet dort hinten an der Ofenbank, wo man's nicht so sieht, nieder und betet brummig mit.

Langsam und bleischwer sind anfangs große Tropfen heruntergefallen und sind aufgefahren so breit wie Taler — jetzt kommts mehr — da und dort tanzt ein Schlossenkörnlein vom Fenster ab über den Boden hin — um's Himmels willen, wenn's nur keine Schlossen gibt, es wäre ja alles hin, die Frucht, der Hanf, die Reben, das Obst! — — und ein schwerer Schrecken schlagt ein im Herz und im Gesicht vor dem greulichen Blitzen und Donnern, und daß es kein Schlossenwetter gebe — — es ist schwere Angst um Leben und jähen Tod, und mehr noch ums liebe Brot im Feld, — Jesus, Maria, jetzt hat es eingeschlagen, es hat gekracht wie ein Böllerschuß; ach, jetzt schüttelt es schon Schlossenkörner herunter, so groß, so groß wie Taubeneier; o weh, ihr Kinder, jetzt ist alles verloren, wie wird es uns gehen! — Und die Kinder schreien laut und gar jämmerlich zusammen, wo die Mutter so zaghaft redet und lamentiert. . . .

Gott sei Lob und Dank, es ist vorbeigegangen, ohne Unglück anzurichten, besser, als man meinen hätt' sollen. Das Wetter zieht dort hinten über den Glotzberg und Frauenwald hinunter, und es tost nur noch fern ab vom Gebirg und tut noch von weitem wie ein zorniger Mann, wenn er im groben Gang fortgeht, hinten drein flucht und brummt und die Tür zuschlug.

Schon zwitschert da und dort wieder ein Vöglein unter seiner grünen Laubhütte, ruckt auf dem Zweig weiter vor, schüttelt sich wie ein nasses Pudelhündlein, und ruft dem Kamerädlein und den Nachbarn auf den anderen Bäumen, ob es ihnen nichts getan hab — und sie zwitschern herüber; es hab ihnen auch nichts getan — und alsbald fangen sie wieder einen Lärm und ein Gejodel an, wie die Burschen im Wirtshaus an der Kirwe, als wollten sie das Gewitter auslachen, daß es sie nicht verwischt habe.

Die Kinder gehen alsgemach vor die Tür, und der Bub gibt aus Gespaß dem Bärbele einen Stoß, daß es in den linden Regen 'nausspringen muß — aber es bleibt stehen und hebt das Händlein hinaus und sagt: „O, es tröpfelt numme no e klei bissele," und es geht nicht mehr unter das Dach zurück. — Und auf einmal springt der Toni über den Weg und ruft: „O jos, wol e große Bach!" und die auderen Kinder springen auch hin an das Gewässer am Weg drüben und schauen, wie es so groß und muhrig und geschwind daherrauscht und Laub und abgerissene Baumzweige mitführt; und die Kinder fangen Holzstückchen auf und werfen sie hinein und springen ihnen nach, wie sie fortflötzen. — Wer kann darüber hinaushopsen? Einer hat das Herz und probiert es; und die Buben springen hinüber und herüber, und die Mägdelein, wo sie genug zugesehen, machen auch mit, und verführen einen lustigen Lärmen; man hört's ihnen wohl an, sie haben den Schrecken, den sie gefaßt, wieder ganz aus dem Sinn geschlagen.

O sieh dort, blauer Himmel wieder, die Wolken gehen auseinander wie ein Vorhang, und jetzt schaut auch ganz tröstlich die Sonne wieder vor und schaut, ob das Gewitter nichts an ihren Gewächsen auf Erden verdorben habe. — Wie glitzern jetzt die Regentröpflein an den Blättern im Sonnenschein so schön, schöner noch als am Ostertag der Glasleuchter in der Kirch', wie lauter weiße und grüne und rote und blaue Lichtlein! Wenn man nur eines heimnehmen könnte, und es tät auch daheim allweil so schön und farbig glitzern! Ich glaub', jedes tät lieber folgen und keinen Zorn kriegen und nicht mehr fluchen, wenn es dann allemal das strahlige Kügelein ansehe, das so süß und freundlich mit seinem Glanz blinzelt und einen grüßt, als wär' es das liebliche Antlitz von einem winzig kleinen Engelein, das aus der Unsichtbarkeit sein Köpflein herausstreckt und in die Welt lugt. — Und wie es jetzt überall so gut riecht und die Luft so frisch geht! Man meint: es sei alles neu geworden; der Himmel ist blauer, die Sonne strahliger und sticht doch nicht mehr so spitzig; und wie frisch und dunkelgrün jetzt Baum und Kraut dastehen, erst heute morgen noch so welk und staubig! — Wie schön und gesund und ruhig ist alles wieder in Wald und Flur, am Berg und im Tal!

O Gott, du bist groß und herrlich, und wunderbar sind deine Werke! Auf dich vertraue ich, du bist mein Stern und meine Freude! — —

Und was ich da geschrieben, sind 2 Tropfen Tinte, worin sich trüb und schwach ein Bröselein deiner Welt gespiegelt hat!

Am Mummelsee.

(Aus „Das Menschengewächs". Kalender für Zeit und Ewigkeit 1844. S. 116 f.)

In der Ortenau aufwärts von Bühl liegt ein hoher, dunkler Berg, lang und schwarz dahingestreckt wie ein ungeheurer Riesensarg, und bis in den Sommer hinein mit Schneestreifen befleckt. Dieses gewaltige Felsenwerk heißt man die Hornißgrinde. Auf diesem Gebirg liegt zwischen hohen steilen Bergwänden ein See, der Mummelsee. Rings um ihn stehen graue Felsen und schwarze Tannen in die Höhe und schauen herab in das tiefe, unergründliche Gewässer. Nur wenig Himmel sieht man über sich, und weit und breit keine menschliche Spur; kein Feld, kein Weg, kein Laut: wie wenn du der erste Mensch wärest, der diese Einöde betritt. Nur still, wie ein Geist, schwebt ein weißer Schmetterling über die Höhe, und dem Ufer nach sitzen schwarze Molche unter dem Wasser wie in stummem Staunen verloren und erstarrt. Aber kein Fisch regt sich und lebt in diesem dunkeln Wasser, nur ein kühles Bächlein drängt sich aus dem See heraus, und sucht zwischen Wald und Fels einen wilden Weg zu den Menschen hinab ins Kapplertal. Manchmal (nach Jahren noch) sitzt meine Seele dort auf einem Stein und schaut hinüber in den schwar-

zen Wald und hinunter in den tiefen See. Und wenn du auch dahin sitzest, und alles so unendlich still und einsam um dich ist, und du schauest über den dunklen grundlosen See hin und zu den uralten Felsen und den melancholischen Tannenbäumen um ihn her: da wird es dir sehr wunderbar im Gemüt, wie wenn du nicht mehr auf der Erde wärest; und es kommt dir, als wolltest du aus tiefster Seele heraus bitterlich weinen, lang und ohne Unterlaß, und weißt nicht warum. —

Dezember.

(Aus „Wilder Honig“.)

Gestern nachmittag kam es mich an, auf den Kirchhof der Wiehre zu gehen. Ich fühlte es voraus, daß bei diesem Wetter und zu dieser Stunde gewissermaßen nirgends so hell die Idee eines trüben Wintertages ausgedrückt sein werde, als auf einem abgelegenen Dorfkirchhof. Und so war es auch. Ich stand da in tiefster Einsamkeit; der Kirchhof selbst ist öde, nur zur Hälfte mit Gräbern belegt; am Eingang strichweise mit Eis überzogen. In dem verdorrten Laub der wenigen Bäume und der Kränze, die vom Allerseelentag her noch die Gräber schmücken sollten, zuckte zuweilen ein müder Windstoß, nicht stark genug, um Leben anzuzeigen, mehr ein Aushauchen und Ausblasen des letzten Lebensfunkens. Die Berge standen da schwarz und mit Schneestreifen gesäumt und der Himmel war mit unbeweglichen Wolken schwarzgrau umzogen. Es war dieses eine objektive Traurigkeit von einer Größe und Ausschließlichkeit, wie sie mir noch selten vorgekommen ist. Ich fühlte mich wenig an Tod und an Leben in einer anderen Welt erinnert, wie sonst zu anderen Zeiten bei den Gräbern. Der Menschentod stellte sich hier nicht scharf markiert vor das Auge der Seele, weil es am Kontrast fehlte — die ganze Natur, die weite Gegend, Himmel und Erde, soweit ich schaute, lag selbst insgesamt tot da; was konnten einige Menschengräber noch mehr sagen? Und so war meine Traurigkeit ein halb bewußtes Klagen ohne Worte und ohne Gedanken, der langgezogene Ton einer Totenmusik um die große, weite, allumfassende Erstorbenheit. Ich dachte nicht an Gott, ich dachte nicht an Menschen, ich dachte nicht an alle Schöne, in der die Natur sich mir schon geoffenbart hatte, ich dachte nicht an mich — ich wünschte nicht und hoffte nicht und erinnerte mich nicht in diesem Augenblick, sondern ich versenkte meine Seele in den allgemeinen Tod — sie machte den Tod und das Gestorbensein mit, und über dieser leid- und freudlosen Gemütserstarrung flimmerte der falbe Glast des Bewußtseins. Gott hatte vor mir ein großes Gemälde aufgespannt, worauf die Welt als Leichnam abgebildet ist, oder nur als Skelett mit einigen liegengebliebenen Lappen des vermoderten Totenkleides: und ich schaute das große, weite Totsein an und ließ es in meine Seele dringen. An den Künst-

ler dachte ich nicht, aber die Idee seines Kunstwerkes verstand ich, sie überzog auch mein Inneres mit ihrem weißen, eisigen Totenduft und Reif.

Lebewohl!

Aus „Vater unser“. II. Teil, Schluß.

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen; und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellelein, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus moosiger Quelle und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein; und wie in Schweiß gekommen schäumt und schnauft es noch eine Zeitlang im engen Tal und fließt dann besänftigt und süß durch schöne weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen silberig im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch; und sechs Stunden später leuchtet es, wie ein mildes Flämmchen, rötlich und goldig im Abendrot. Die Sonne sinkt, aber die Welle wellt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmal fort, und zuletzt stürzt das Schwarzwälder Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle versauft nicht darin und geht nicht verloren; und es gibt ein Auge, das jeden Tropfen im Meer noch kennt, woraus jene Welle zusammengesetzt war.

Man kann oft in den Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „heute“ ist gerade so, wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt. — —

Es quellt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Greise zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, oder wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch! Du kannst die Uhr stillstehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein „heute“. Die Gelehrten sagen: Die Erde, mit allem, was darauf ist, jage schneller im Weltraum fort, als eine losgeschossene Kanonenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos gelebte Tage. Jeder Tag wird auferstehen von den Toten ins ewige Leben, dir zum Gerichte oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigentümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich

eingeätzt im Buche deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag; und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben; dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein, der Totengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. — Gott behüte dich!



Literarische Umschau.

Von Richard v. Kralik.

Zwölftes Stück.

Den schönen Proben ästhetischer Grundsätze aus Richard Schaukals Werken will ich nun einige Proben seiner modernen Lyrik aus den „Ausgewählten Gedichten" (Insel-Verlag) anfügen. Sie sind reich an charakteristisch geprägten Bildern:

Bist du endlich gekommen,
Rosenfingriger Mai?
Töne deiner Schalmei
Sind in Lüften geschwommen.

Oder: Wieder über den Dächern
Steht der Mond und wacht,
Gießt wie aus Silberbechern
Kühles Licht in die Nacht.

Oder: O Glück der lauen Sommernächte,
Wenn der Jasmin sein weißes Lied singt
Und alle Hecken leuchten von grünen Lichtern.

Oder er sieht den Wundervogel der Nacht über die Augenlider hinstreichen mit weichem Flaumgefieder, die grünen Schwingen schwer von Träumen; er singt von fernen Palmenwäldern und seltnen süßen Dingen. Seiner Frau singt er innig zu:

Du bist mir so vertraut,
Daß die Vergangenheiten
Sich dicht wie Schleier breiten
Um eine Perserbraut.

Wieder phantasiert er von der vertrauten Nacht:

Und mit einem stillen Schauern
Ist der müde Tag verstummt;
Leise kommt die Nacht vermummt
Durch den Wald, wo Käuze kauern.

Und er wird nicht müde, neue Reize an ihr zu entdecken:

Leise hat nun milde Nacht gerührt
An Gesträuch und Baum mit weicher Hand;
Lautlos hat an seinem Leuchteband
Sie den vollen Mond herabgeführt.

Wieder eine neue Seite:

Nacht aus müden Händen
Läßt den Mantel gleiten;
Hörst die Stunden schreiten
Mit schleifenden Flügelenden.

Immer höher erheben sich diese Hymnen an die Nacht:

Nacht verhängt mit schwarzen Schleiern
Lösendes Ermatten schon;
Wie aus wundertiefen Weihern
Baut sich ihr kristallner Thron.

Sie erreichen ihren Gipfel mit diesem Aufschwung:

Nebel schleiert schimmernd auf den Wiesen weit,
Mondbezaubert stille Silberflügel breitet Einsamkeit,
Tiefste grüne Dunkelheit umhängt
Weich den ragenden Wald; der Höhensaum
Hebt sich schwarz und scharf vom blauen Raum,
Wo der Herr unendliche Gedanken denkt.

Der Dichter sieht die Natur mit melancholischem Gemüt:

Regenschleier flattern weit
Von den schroffen Felsenwänden;
Ängstlich mit erstarrten Händen
Hält die Einsamkeit ihr Kleid.

Aber auch mit romantischer Sehnsucht:

In der Muschel schlummert ein Sang
Von Atlantis, der wunderbaren
Insel, die lang vor Jahren
Von den Harfentönen des Glückes klang.

So ruft er einerseits lebensmüde den Tod:

Über dem starrenden, bleiern spiegelnden
Tümpel des Tages voll dumpfer Not
Schweb' ich mit rauschenden starken Flügeln
Glänzender Worte zu dir, o Tod.

Anderseits tritt er entschlossen in den Kampf des Lebens:

Deine Rosse dir zu lenken,
Wähl nicht fremde Zügelführer;
Wag den höchsten Preis zu denken,
Höre nicht auf Zweifelschürer!

Diese ritterliche Haltung formt sich zu dem Spruch:

Höherm Walten stumm geneigt,
Feinden frank die Farb' gezeigt,
Hehres Ziel im Fernen.
Halt mir offen Aug' und Herz,
Herr, mein Gott, und laß von Schmerz
Wie von Lust mich lernen!

Das führt ihn durch die beängstigende Lebensbahn:

Eine enge Straße hin
Geh' ich in dem Tal der Zeiten:
Wände drücken, Wände breiten
Große Schatten ohne Sinn.

So spiegelt die Seele des Dichters Höhen und Tiefen; in ihr ist „dumpfes Brodeln, hoher Wellenschlag und wechselnde Wasser, viele Farben und immer neue, heiße, heimliche Quellen und jähe böse Strudel". In solcher schwankender Stimmung sieht er im blauen Rauch der Zigarette das ferne Feenland. Er bescheidet sich in dem Gefühl:

Glücklich, wer in ruhigen Händen
Seines Lebens Schale hält,
Daß kein Tropfen zu Boden fällt!

So schließt er voll Ergebenheit:

Und wenn du manchen Morgen so
Dich in den Tag gefügt,
Kaum traurig, aber selten froh,
Sagt Gott wohl: es genügt.

In diesem frommen Sinn wünscht er einem Täufling, der heut in die Gemeinde altererbter milder Sitten tritt, das, was den Einen erhoben hat, den die tausend Chöre loben, ihn, der gelitten und gefleht für seine Feinde, nämlich:

Mut im Streit für Recht und Klarheit,
Liebe, die verstehend mildert,
Und vor Ihm, den keiner schildert,
Demut: denn ER ist die Wahrheit.

Der Dichter fühlt mit dem Pilgrim, der an der Klosterpforte des Gnadenortes Einlaß erpocht, müde des tollen Tandes, sehnsüchtig dem Glockenklang folgend. Aber er schließt doch auch wieder mit der unbefriedigenden Dissonanz: „Was ist mein Leben als ein fadenscheinig Stück im dunkel flutenden Mantel der Ewigkeit!“ Er sieht vorm Altarschrein das Silbergitter in den Weihrauch seine Lanzen stechen, aber er sieht auch wieder Szenen, die ganz und gar nicht in die heiligen Hallen der Gralsburg, sondern nur in Klingsors Irrgarten gehören und daher mir nicht erlauben, diese Gedichtsammlung wie manches andere seiner Bücher hier unbedingt zu empfehlen. Es ist Reines und Unreines darin. Ein Beispiel noch des Reinsten und Innigsten ist dies ritterliche Bild:

Die Nacht steigt über die Berge
Und schattet in mein Verließ.
Tiefatmend schläft mein Scherge,
Den man mich richten hieß.
Herr Jesus, in deine guten
Hände empfehl' ich mich,
Drin meine Väter ruhten
Fromm, tapfer und königlich.

Ein Beispiel ausgesuchter Artistik ist dies Bild von Persepolis: „Im blauen Mondlicht baden weiße, hohe, breitausladende Treppen; Säulenschäfte steigen über die marmornen Stufen; leise auf weichen Tatzen schleichen Löwen lüstern suchend über die Stiegen.“

Als Selbstbekenntnis des Dichters ist wohl die letzte Geschichte von dem Künstler zu fassen, der sein herrliches Junobild zerschlägt, weil es ihm nicht genügt, und dafür sich bescheiden darauf beschränken will, Krüge, Urnen und Schalen zu formen.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Wer ist ein Philister? — Oskar Schwindrazheim tritt im „Kunstwart“ (XXI, 7) als „Advocatus Philisterii“ auf. Die Philister, die er verteidigt, sind aber eigentlich keine wirklichen Philister, sie sind tatsächlich nur Konservative, Anhänger des guten erprobten Alten, die von den Anbahnern des Neueren fälschlich „Philister“ genannt

werden. Schwindrazheim zeigt nun an einigen gutgewählten Beispielen, was die deutsche Kunst diesen sogenannten Philistern zu verdanken hat: Große, wahre, echte Schätze, die vorübergehend von einer bald absterbenden Mode beiseite zum alten Gerümpel geschoben wurden, um dann in den dauernden Besitz der Nation überzugehen. So waren die gemütlichen, entzückenden Häuser der alten Kleinstädte, die gedrungenen Bauernmöbel, die spießbürgerlich soliden Gärten mit Buxbaumhecken usw. einmal unmodern und galten als „philiströse" Schöpfungen — und heute? „Und heut' sieht's fast so aus, als kämen die Anhänger des ‚guten Alten' wieder in die angenehme Lage, ihrerseits das Scheltwort ‚Philister' den Leuten vom Quadratstil zurufen zu können." So kommt Schwindrazheim zu dem Ergebnisse, daß der gesunde Fortschritt immer aus Antrieb und Hemmung bestehen muß, daß die letztere nötig ist für den richtigen Gang der Zeitenuhr, also nicht gescholten werden darf.

Außer diesen sogenannten Philistern, die eigentlich nur Konservative sind, sieht Schwindrazheim auch wirkliche Philister, nämlich solche, die sich aus Neid, Gewinnsucht, Engherzigkeit dem Guten entgegenstellen. Dem Guten — das Wort in seinem älteren Sinn genommen! Denn es gibt Leute, denen die Worte „etwas Nagelneues" und „Gutes" gleichbedeutend sind.

Die allergefährlichsten Philister erblickt Schwindrazheim aber im Lager der angeblich Fortschrittlichen: die „Mitläufer mit Hurra, von denen nichts zu sehen war, solange es noch ein Kämpfen und Opfern galt, und die nun die kommende Mode wittern, bei der am allermeisten profitieren kann, wer am schnellsten dabei ist". Diesen sollte viel mehr als den Vertretern des Alten unser kampflustiger Spott gelten.

Als „kunstwartlicher Amtsanwalt" ergänzt Avenarius die Ausführungen seines Mitarbeiters, die sich nur gegen Philister richten, die eigentlich keine sind, durch den Hinweis auf die von den wirklichen Philistern drohende Gefahr. Diese wirklichen Philister sind nach Avenarius Menschen, deren Entwicklung frühzeitig stillsteht, so daß ihr Geist Neues nicht mehr aufnehmen und verarbeiten kann. So gibt es auch Leute, deren Entwicklungsstillstand bei der Erkenntnis eintrat, die anderen nur eine Durchgangsweisheit ist: daß man mit dem Neuen gehen müsse. Solche Leute gehen nun immer, kritiklos mit dem Neuen, sind also trotz ihrer „Modernität" echte Philister und eine Gefahr für den Fortschritt. Der Fortschritt braucht sowohl Hemmer als Erreger, wenn beide nur keine echten Philister, d. h. zu sachlichem Erfassen und Verarbeiten der Aufgaben unfähig sind.

Und die Nutzanwendung davon? — Wir überlassen sie unseren Lesern.

Eine Dekadenzkrisis wird im „Hochland" (V, 4) angekündigt: „Im Jahre 1903 durfte Otto Julius Bierbaum in einem Feuilleton

der ‚Frankf. Ztg.‘ einen Begeisterungskankan um Frank Wedekind tanzen, ihn einen ‚ganzen Kerl‘, einen ‚Lebensweisen‘, einen ‚Gewaltigen‘ à la Shakespeare (!!) nennen. Im ‚Tag‘ huldigte ihm 2 Jahre später Julius Hart mit einem Dithyrambus, der von aller Vernunft verlassen, von einem Erlöser stammelte und das Publikum preisgab, weil es für diese Wucht des Erlebens, für diese Tragik gar kein Verständnis besitze. — Und wie bei Wedekind, so erlebten wir es bei Wildes ‚Salome‘, die ein Strauß sogar hofopernfähig machte. Das war vor wenigen Jahren. Dürfen wir heute schon sagen: ‚Es war einmal?‘ Das wäre vielleicht noch verfrüht, aber daß wir in bezug auf diese Dinge etwas zu lernen anfangen, ja daß wir einer Krisis der Zeitstimmung entgegengehen, unter der solche Urteile möglich waren, ohne sofort der Lächerlichkeit zu verfallen, dafür scheinen einige Anzeichen vorzuliegen.“

Zum Belege dafür wird die bekannte Philippika Paulsens im ‚Tag‘ gegen die rasende und gewerbsmäßige Verwüstung des deutschen Volkslebens durch die papierene Unzucht oder vielmehr Perversität zitiert, auch das im Gral Nr. 4 S. 187 zitierte Buch von Paul Goldmann ‚Vom Rückgang der deutschen Bühne‘ zur Zeugenschaft herangezogen. Sogar Julius Hart, der frühere Lobredner Wedekinds, findet jetzt im ‚Tag‘ einen anderen Ton: ‚Wenn man ‚Frühlings Erwachen‘ (von Wedekind) hinter oder vielmehr in sich hat, . . . dann geht man voll Scham, verwundet, voll Ekel. Wäre das das Leben, wie es uns dieser sentimentale Sataniker zeigt, man täte fürwahr am besten und drehte den Kindern einfach den Hals um.“

Dieser Umschwung in der Beurteilung der Dekadenzpoesie ist ebenso erfreulich, wie für uns Katholiken lehrreich. Wir sollten uns nicht immer kindisch fürchten, gegenüber der so wetterwendischen öffentlichen Meinung unser Urteil auszusprechen, das schließlich zumeist, wie im vorliegenden Falle, auch von besonnenen Gegnern glänzend gerechtfertigt wird. Geradezu unklug ist es, wenn einzelne Anhänger eines faulen Friedens zwischen uns und der Welt, zwischen Christus und Belial an den festen Normen rütteln, die uns oft zwingen, das schwarz zu heißen, was die „öffentliche Meinung“ weiß nennt. Gar nicht nötig! Sind wir im Wedekind- und Wilde-Rummel wegen unseres abweisenden Urteils „unmodern“ gewesen, so sind wir heute wieder modern. *Wir können immer warten.* — Neuerdings ist in einem sehr verbreiteten Weihnachtsanzeiger, im „*Literarischen Ratgeber*“ der „Allg. Verlagsgesellschaf“ (der Verlegerin der ehemaligen „Warte“) der „Gral“ von Dr. P. Expeditus Schmidt als *nicht empfehlenswert* bezeichnet worden, weil er angeblich „nicht unbefangen würdigen kann oder will, was *außerhalb der unterstrichen katholischen Kreise* (macht sich das Wort nicht hübsch? — —) steht.“ Beweis: Kraliks „irreführende, auf Zufallsworte aufgebaute Ibsencharakteristik“. Nun, der „Gral“ wird's wohl noch erleben, mit

seiner Ibsencharakteristik wieder in die Mode zu kommen! Der nicht unterstrichen katholische Emil Mauerhof hat bereits den „nordischen Magier“ in einer Weise charakterisiert, gegen die Kraliks Kritik das reinste Zuckerwasser ist. — Ist es aber nicht ein „interessantes literarisches Zeitdokument“, diese katholische Verurteilung einer katholischen Zeitschrift aus dem Grunde, **weil sie Ibsen** (und vielleicht auch Frank Wedekind?) **nicht genug lobt?** Hg.



Turnierplatz.

Noch ein Beitrag zur Ghetto-Debatte.

Der Herausgeber des Kunstwart, F. Avenarius, erteilt im ersten Januarheft einem katholischen Priester das Wort, um den Kunstwartlesern die literarischen Bewegungen „auf der katholischen Seite der deutschen Kultur mehr als bisher zu veranschaulichen“. Selbstverständlich steht im Mittelpunkte der rein sachlichen und vom Geiste christlicher Gerechtigkeitsliebe getragenen Ausführungen der „Gral“ und der „Gralbund“.

Der mit der Chiffre „Z.“ zeichnende Referent erklärt zunächst die „literarische Inferiorität der Katholiken“ als die Erscheinung, daß 1. der Anteil der Katholiken an der literarischen Produktion seinem Werte nach nicht ihrer numerischen Stärke und den unbestreitbar im katholischen Lager vorhandenen geistigen Fähigkeiten entspricht; daß 2. die katholische Literatur bei Nichtkatholiken nicht die Beachtung findet, die sie verdient, und daß endlich 3. infolgedessen der katholische Schriftsteller nicht den für sein Schaffen nötigen Erfolg erzielt.

Zum ersten Punkte möchten wir bemerken: Wenn man von katholischer Literatur spricht, so versteht man darunter nach dem Wesen der Sache nicht die von allen Katholiken überhaupt, sondern nur von kirchlich gläubigen Katholiken produzierte Literatur. Daß der Anteil dieser, innerhalb der allein in Betracht kommenden gebildeten Stände leider nicht allzugroßen Gruppe auch ihrer numerischen Stärke entspricht, getrauen wir uns getrost zu behaupten; will man aber den Anteil der Katholiken überhaupt an der gesamten literarischen Produktion seinem Werte nach schätzen, so muß man auch die Werke aller katholisch getauften Schriftsteller einrechnen, die als solche zumeist gar nicht bekannt sind. Auch in diesem Falle wird es schwer sein, eine qualitative und quantitative „Inferiorität“ der literarischen Produktion auf katholischer Seite nachzuweisen. Nach unserer Ansicht besteht die wirklich vorhan-

dene literarische Inferiorität der Katholiken hauptsächlich in der von Z. im 2. und 3. Punkte konstatierten Erscheinung, daß die katholische Literatur bei Nichtkatholiken und auch bei einem großen Teil der Katholiken nicht die verdiente Beachtung findet und infolgedessen der katholische Schriftsteller des zur Erhaltung seiner Schaffenskraft nötigen Erfolges entbehrt. Gerade diese Tatsachen werden aber von jener katholischen Schriftstellergruppe, die in der Bekämpfung des „Gral“ ihre wichtigste Aufgabe sieht, theoretisch und praktisch geleugnet oder doch abgeschwächt; immer wieder müssen wir aus jener Gruppe hören, daß die im eigenen Lager „überschätzten“ katholischen Schriftsteller auf der anderen Seite nur deshalb keine Beachtung finden, weil entweder ihre Leistungen solche nicht verdienen oder weil sie den nichtkatholischen Leser durch Hervorkehren ihrer katholischen Weltanschauung abstoßen. Da sich der Kunstwartreferent teilweise auf die Seite unserer Ankläger neigt, so ist uns seine Entstellung doppelt wertvoll, daß den katholischen Schriftstellern tatsächlich im andern Lager die verdiente Anerkennung vorenthalten wird.

Wenn im „Kunstwart“ der Gegensatz zwischen den beiden Richtungen der gewesenen „Literarischen Warte“ und des „Gral“ in die Frage zusammengedrängt wird, ob sich die Katholiken von der nichtkatholischen Literatur ab- oder ihr anschließen sollen, so ist das unseres Erachtens doch nicht ganz erschöpfend. Wie unsere katholischen Gegenfüßler keinen unbedingten und vollkommenen Anschluß wollen — sie müssen als Katholiken gewisse Schranken stehen lassen — so wollen wir keinen vollkommenen Abschluß; und wenn einzelne in der Polemik besonders scharf zugespitzte Sätze aus dem „Gral“ zum Beweise dieser Behauptung herangezogen werden, so haben wir ebensooft und nachdrücklich behauptet, daß wir uns resolut alles Gute aneignen wollen, ob wir es in der katholischen oder nichtkatholischen Literatur finden. Dagegen müssen wir einem andern Satze des Kunstwartreferenten zustimmen, der da lautet: „Selbst wenn es gelänge, die katholische Weltanschauung mit den Mitteln der höchsten Kunst im hellsten Glanze vor der ganzen Welt erstrahlen zu lassen, so wäre auf eine Versöhnung darum doch noch nicht mit Sicherheit zu rechnen. Den Grund gibt nicht nur die Erfahrung, sondern auch das katholische Dogma von der Gnade.“ Wenn dieser Satz richtig ist — und er ist richtig — so werden dadurch die Ausführungen Mumbauers in der „Allgemeinen Rundschau“ geradezu vernichtet; denn dort wird einerseits gefordert, daß der katholische Dichter aus der Fülle seiner katholischen Weltanschauung heraus gestalte, andererseits wird das Fallenlassen jedes „Abschlusses“ gegenüber der nichtkatholischen Literatur verlangt. Nun, vielleicht sagen es ihm die obigen Zeilen, daß das, was er vom Dichter fordert, das Gestalten aus der Fülle katholischer Weltanschauung heraus, eben doch der letzte Grund des Abschlusses ist,

den nicht wir, sondern unsere Gegner vollziehen, und daß keine Kunst der Welt hinreicht, diese Mauer zwischen katholischer und nichtkatholischer Literatur ganz zum Fall zu bringen.

Weiter meint der Kunstwartreferent: „Abgestoßen fühlen (vom Gral) müßten sich weite, selbst katholische Kreise auch durch zu weitgehendes Zurückgreifen auf vergangene Kulturepochen und Literaturströmungen, vor allem auf die Romantik.“ Auch das Hervorziehen der Heldensage, der Legende, insbesondere die diesbezüglichen Arbeiten Kraliks werden in Gegensatz zum „modernen Leben“ gebracht; damit schaffe man keine neue klassische Nationalliteratur.

Das letztere ist vollkommen richtig; jene Werke waren einmal die Nationalliteratur, sind es aber heute nicht mehr und können es nicht mehr sein. Aber können wir deshalb nichts aus jenen Werken lernen? Nicht lernen, was zu einer großen Nationalliteratur gehört, welche Bedingungen erfüllt werden müssen, um wieder zu einer solchen zu gelangen? Und wenn wir heute auch zu einer ungeahnten Vollendung und Vervollkommnung aller Ausdrucksmittel der Kunst gelangt sind — fühlen wir nicht in tiefster Seele (und vielleicht ist gerade bei uns Katholiken das Organ für diese Empfindung am feinsten ausgebildet), daß in den besten Werken des deutschen Mittelalters ein Geist weht, den wir heute nicht erreichen können? Ja, nicht erreichen können, weil in jedem einzelnen Dichter nicht mehr die elementare Gestaltungskraft einer religiös und kulturell geeinten Nation, oder wie Mumbauer sich so treffend ausdrückt, „die gemeinsame Energie einer geschlossenen Gesamtheit“ arbeitet! Und das Gefühl, daß wir aus der Literatur dieser vergangenen Kulturepochen manches lernen, wenigstens durch Vergleichung unseres Ausgangs und unseres heutigen Standpunktes den Weg der Zukunft richtig ausstecken können, ist keineswegs auf die Kreise des Gralbunds beschränkt; woher und wozu sonst die vielen Neudrucke alter Literaturdokumente, die mit wenigen Ausnahmen gerade den „modernsten“ Kreisen entstammen?

O dieses Zauberwort „modern“! Sollte der feine und hohe Geist, der aus den Ausführungen des Herrn Z. spricht, auch im Banne dieses Schlagwortes gefangen sein, wenn er meint, daß auch die große Zahl der Katholiken wenigstens des Deutschen Reiches, die unbeschadet ihrer Katholizität die wirklichen Werte der modernen Kultur in sich aufgenommen haben, zu modern organisiert seien, um sich die Auffassung und Arbeit des Gralbundes anzueignen? Die wirklichen Errungenschaften unserer Zeit und unseres Geschlechtes, die wahren, echten Kulturgüter, die wir geradesogut und vielleicht noch energischer als die „modernsten“ Katholiken in uns aufgenommen haben und festhalten, die können doch den Begriff des „Modernen“ nicht ausmachen, denn diese Güter sind bleibend, und im Begriff „modern“ liegt der Wechsel. Was heute modern ist,

ist es morgen nicht mehr; was heute nicht modern ist, kann es morgen sein. Wo sind heute die „Modernen“ des jungen Deutschland, des Naturalismus, des Symbolismus? Nein, für eine solche kurzlebige Modernität wollen wir unsere dauernde Modernität, die auf zweitausendjähriger, fortschreitender Entwicklung basierende Kontinuität der echten, aus und mit Christus lebenden Kunst nicht preisgeben!

So, da kommen wir zu unserem, allen „modernen“ Katholiken so anstößigen Dogma von der Superiorität der katholischen Kunst. Kralik hat es mit entschiedenster Schärfe in die Worte gefaßt: „Eine Hochblüte der klassischen, nationalen Literatur ist heute und bei uns nur möglich auf religiöser, auf katholischer Grundlage ...“ — Ein hartes Wort — wer kann es hören?

Es gehört freilich ein wenig Mut dazu, dieses stolze Wort gerade in einer Zeit auszusprechen, wo der katholische Glaube in allen seinen Lebensäußerungen, auch in der Kunst, so zurückgedrängt, geächtet und von der Übermacht des Irrtums sozusagen erdrückt ist wie heute. Auch unsere Freunde und Glaubensgenossen fühlen sich nur allzusehr versucht, uns zu fragen: „Wo ist denn eure katholische, alles übertreffende Poesie, was habt ihr denn geleistet? Zeigt uns doch wenigstens den Keim, den Beginn dieser versprochenen großen Literatur!“ Auf diese Worte kommt es wenigstens heraus, wenn man dem Gral vorwirft, daß er die großen Dichter der Zukunft noch nicht hervorgebracht, daß er — nach einjährigem Bestande! — noch nicht das ganze deutsche Literaturleben auf den Kopf gestellt und noch keine neue große Nationalliteratur aus dem Boden gestampft hat!

Wer das im Ernst uns vorwirft — und es ist geschehen, wie alle unsere Leser wissen —, mit dem läßt sich überhaupt nicht reden. Er gleicht dem Menschen, der um den rechten Weg nach einer viele Tagereisen entfernten Stadt fragt und, auf diesen Weg gewiesen, eigensinnig sagt: Nein, das kann der rechte Weg nicht sein, ich sehe ja mein Ziel, die Stadt, nicht vor mir!

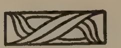
Und doch ist es für den gläubigen Katholiken so leicht, den Weg zu finden. Was gehört vor allem zum Begriff der Kunst? Doch wohl die Merkmale der Wahrheit und Schönheit. Wenn aber die Wahrheit, die der Künstler in sein Werk legt, keine Wahrheit, und seine Schönheit keine wahre Schönheit ist — kann da ein rechtes Kunstwerk entstehen? Und es kann doch nur eine Wahrheit geben, und der Katholik weiß, wo diese eine Wahrheit zu finden ist — er wäre ja kein Katholik, wenn er außer dieser einen noch eine andere Wahrheit gelten ließe. Für ihn kann es nur die eine Wahrheit und Schönheit geben, die er in seiner Religion hat: die vollkommenste Wahrheit, die vollkommenste Schönheit. Und sollte eine Kunst, die diese Elemente der vollkommensten Wahrheit und Schönheit enthält, nicht auch die vollkommenste sein? Damit ist nicht geleugnet

daß es außer der objektiven Wahrheit und Schönheit noch eine subjektive Wahrheit und Schönheit geben kann, hinreichend, um daraus ein großes, vielleicht der Form nach vollkommenes Kunstwerk zu gestalten. Und wenn das große katholische Künstlergenie fehlt, das der Form und dem Wesen nach ein vollgültiges Kunstwerk zu gestalten vermag, so mag es sein, daß die aus katholischem Geist geborenen Kunstwerke hinter anderen zurückstehen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß katholische oder, wenn man das lieber hört, christliche Kunst unter sonst gleichen Bedingungen ein dem Wesen nach vollkommeneres Werk schaffen wird als die Kunst eines Ungläubigen.

Das und nichts anderes ist unsere entschiedene Überzeugung von der Superiorität der christlich-katholischen Weltanschauung und der daraus erblühenden Kunst, eine Überzeugung, die nach den Worten des Kunstwartreferenten der herzlichsten Zustimmung der Katholiken sicher ist. Aller Katholiken? O könnten wir sagen: Ja! Weil es aber leider nicht so ist, wenigstens nicht allgemein, und weil man auf dem besten Wege war und ist, nicht nur schwache, sondern überhaupt alle literarischen Leistungen „gesinnungstüchtiger" Katholiken als „Bau gesonderter Hütten" abzuweisen oder totzuschweigen, darum mußte der Gral gegründet werden, und darum wird er leben und gerade aus dem Inferioritätsgejammer gewisser Katholiken seine beste Lebenskraft schöpfen. Wir verlangen für die katholischen Schriftsteller nichts weniger als einen Vorzug vor minder „gesinnungstüchtigen", man möge sie nur mit derselben Aufmerksamkeit behandeln, mit demselben Maßstab messen und wenn es sein muß, mit derselben Nachsicht beurteilen, wie die literarischen Vertreter einer gegnerischen Weltanschauung. Wenn alle katholischen Kritiker, die nicht der Gralbund-Richtung angehören, so gerecht urteilten wie der Kunstwartreferent, dann brauchten wir diese Forderungen nicht zu stellen. Er möge aber hinhorchen, was man im „modern-katholischen Lager" zu seinem mutigen Bekenntnisse sagt: „Ich halte Kralik für einen Mann, der an Geist, Kraft und Formbeherrschung der Begabung nach Dutzende von erfolgreichen Größen der Gegenwart überbietet." — Als das schönste Lob, das uns jemals gespendet wurde und das wir uns wohl erst ganz verdienen müssen, nehmen wir aber sein Schlußwort entgegen: „Eine überaus schätzenswerte Gabe besitzen jedenfalls die führenden Geister des Gralbundes ausnahmslos, eine Gabe, die wohl auch von solchen gewürdigt wird, die nicht ihre Weltanschauung teilen. Ernst Gystrow erzählt, ein katholischer Priester habe einmal ihm gegenüber seine Kritik an gewissen Neuromantikern, wie Barbey d'Aurevilly, Huysmans, Strindberg, Garborg, in die treffenden Worte zusammengefaßt: ‚Das sind erst die Bankerotteure; wir warten auf die Charaktere.' Gystrow meint, die zweite Hälfte des Satzes

werde sich nicht erfüllen. Damit irrt er, Charaktere haben wir jetzt schon."

Wir setzen hinzu: Gebe Gott, daß das wahr sei! Dann gehört uns die Zukunft! F. E.



Bücher-Anzeigen.

(Zur Besprechung eingesendete Bücher werden hier kurz charakterisiert. Eingehende Würdigung einzelner hier angezeigter Werke bleibt der Redaktion vorbehalten.)

Der Erfolg des Mißerfolges. Von P. A. Sheehan. Übersetzung von Oskar Jakob. Verlag der Missionsdruckerei, Steyl. 655 S.

Merkwürdig: Gerade jene, die vom Dichter verlangen, daß er die schwierigsten Probleme des Lebens studiere, alle Tiefen der Menschennatur ausschöpfe und allen ihren Verirrungen und Verzerrungen nachgehe, haben gewöhnlich nur ein mitleidiges Lächeln für den Versuch einer künstlerischen Gestaltung des allerschwierigsten, allerhöchsten und allerwichtigsten Problems, der Rückkehr einer irrenden, ringenden Seele zum vollen katholischen Glauben. Daß die Welt, der das Kreuz ein Ärgernis und eine Torheit ist, über jede „Bekehrungsgeschichte" mitleidig die Achseln zuckt, ist begreiflich; aber es gibt auch Katholiken — und sie sind in Sheehans Buche trefflich gekennzeichnet —, die für ihre Mutter, die Kirche, nur Spott und Tadel, für ihre Feinde aber eine an Prinzipienverrat grenzende Nachsicht haben und sich endlich die Denkungsweise der „Welt" in einem solchen Grade aneignen, daß ihnen jede Betätigung katholischen Lebens in Kunst und Wissenschaft als ein Verstoß gegen das Dogma von der Autonomie aller rein irdischen Geistestätigkeit erscheint. Wenn das vorliegende Werk zu einer Zeit der Blüte katholischen Lebens und katholischer Denkungsart erschienen wäre, so hätte es offenbar einen ganz anderen Erfolg haben müssen, obgleich es eben „nur eine Bekehrungsgeschichte" ist. Liegt nicht in diesem „nur", bloß rein menschlich genommen, schon ein ganz haltloses Vorurteil? Gibt es ein gewaltigeres Ringen, gibt es ein interessanteres Problem, gibt es eine erschütterndere Tragik als der Kampf, der in einer wahrheitsuchenden, die höchsten Fragen des Daseins lösenden Menschenseele sich abspielt? Allerdings ist es nicht so leicht, das Ringen und die Wandlung einer Seele künstlerisch zu gestalten, wie etwa einen realistischen Abklatsch der Außenseite eines Menschen oder eines Dinges Auch ist es ein Unterschied, ob die Bekehrung ein langsames Werden und Ringen mit menschlichen Kräften, oder ein Wunder der Gnade ist. Das letztere eignet sich wohl selten zur dichterischen Darstellung, es gehört in das Buch der Heiligen,

das der Finger Gottes mit Zeichen geschrieben, die Menschenhand nicht nachbilden kann. Unser Buch schildert selbstverständlich eine Bekehrung der ersteren Art. Mit vollendeter Kunst der Seelenmalerei, mit dem scharfen Auge des Herzenskenners und mit der sicheren Hand eines Künstlers entwirft Sheehan ein erschütterndes Bild von dem Ringen und von dem Siege einer Seele, die sich in stolzer Überschätzung der menschlichen Wissenschaften und Künste von Gott entfernt hat und in der harten Schule des Kreuzes, durch Demut und Liebe und hauptsächlich durch den „Erfolg des Mißerfolges", d. h. durch die göttliche Vernichtung rein menschlicher Pläne, zum vollen katholischen Glauben und sogar zur nächsten Nachfolge Christi im Ordensstande zurückgeführt wird. Schon nach dieser kurzen Andeutung verstehen wir, daß ein solches Buch in den Augen der Welt nicht, darum aber gerade im höchsten Grade zeitgemäß ist. Nicht nur, daß es die Superiorität der wahren Religion über menschliche Wissenschaften und Künste praktisch predigt, was auch die katholische Welt von heute nur ungern hört — Sheehan spricht auch viel zu oft die heute so streng verpönte freimütige, gerade und offene Sprache der Heiligen, die keine Verbeugungen vor den Götzen der Welt, kein Paktieren mit dem „Zeitgeist", keine klägliche und ängstliche Verhüllung der wahren Gefühle eines katholischen Herzens angesichts der modernen Irrlehren kennt. Um so mehr haben wir Grund, uns dieses prächtigen Buches zu freuen, das überdies mit einem so hinreißenden Schwunge und mit einem solchen Aufwand scharfer Menschen- und Charakterkenntnis geschrieben ist, daß der Leser unschwer über die toten Punkte weggleitet, die in Gestalt eingestreuter Reflexionen und philosophischer Betrachtungen die Handlung öfter unterbrechen. Ja ein tiefer veranlagter Leser wird diese zumeist sprachlich schönen und gedankentiefen Ruhepunkte der Handlung kaum missen wollen, mag der strenge Kritiker sie noch so sehr als unverarbeiteten Ideenballast verpönen. Hg.

Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Ausgewählt von Prof. H. Wagner. Freiburg, Herder 1907 (234 S.). Preis Mk. 1.80, 2.40.

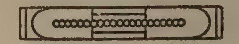
Es liegt wirklich ein tiefer Sinn in dem Vergleich der Schriften von A. Stolz mit einer Schatzkammer, hier vereinigen sich tatsächlich große Gedanken mit einer Fülle von poetischer Schönheit und einer Tiefe des Gemütes, so daß schwer zu entscheiden ist, wer hier besser auf seine Rechnung kommt, der Seelsorger oder der Poet? Auszüge aus den Schriften dieses Mannes, der in jeder Beziehung ein „Ganzer" war, gleichen freilich mehr oder weniger aus der Fassung gebrochenen Perlen; aber nicht jeder kann den ganzen Alban Stolz lesen und allen, die das nicht können, sei dieses Büchlein wärmstens empfohlen.

Frühling im Palazzo Caccialupi u. a. Geschichten. Von Ansgar Albing. Freiburg, Herder 1907 (418 S.). Preis Mk. 4.—, Mk. 6.—.

Alle jene Leser, die Ansgar Albing nur aus seinen beiden Romanen „Moribus Paternis" und „Der Pessimist" kennen, sollten ihre Kenntnis dieser interessanten Dichterpersönlichkeit durch die Lektüre der vorliegenden Novellen vervollständigen. Albing ist entschieden ein literarischer Charakterkopf: eine merkwürdige Vereinigung modernen Geistes mit religiöser und sozialer Legitimität spricht aus seinen Werken. Als scharf beobachtender, geistvoller Schilderer der vornehmen Gesellschaft reicht er manchmal an Coloma heran; er hat vom Spanier den scharfen satyrischen Zug, den er als Deutscher mit sonnigem Humor mildert — zumeist schwebt der letztere versöhnend über dem Ausklang. Wollte man die Novellen einzeln mit dem kritischen Messer zergliedern, so würde man ja manche Kompositionsmängel, verzeichnete und gezwungene Striche ꝛc. herausfinden; läßt man sich aber von der starken Persönlichkeit, die auch den Mängeln ihren eigenen Stempel aufdrückt, gefangennehmen, so wird man leicht über manche störende Klippe hinweggerissen. Vielleicht wäre dieses Gefühl, im Banne fast mehr der charaktervollen Persönlichkeit als der Kunst des Dichters zu stehen, ein noch stärkeres, wenn bei der Auswahl der Novellen einige schwächere, innerlich nicht verarbeitete Stücke, z. B. „Joe O'Callagan", „Die neuen Schuhe", vielleicht auch „Der Hofmeister aus Ungarn", weggeblieben wären. Hg.

Gesammelte Werke von Alban Stolz. Freiburg, Herder. 19 Bände nebst Registerband. Jeder Band einzeln käuflich.

Zum hundertjährigen Gedächtnistage der Geburt unseres großen Volksschriftstellers wird es gerade Zeit sein, auf die in seinen Schriften niedergelegten Schätze von Poesie, christlicher Weltweisheit und Lebenserfahrung aufmerksam zu machen. Am besten eignet sich zur weitesten Verbreitung die von der Verlagsanstalt als „Billige Volksausgabe" besorgte Auswahl (10 Bände, Preis Mk. 21.—, gebunden Mk. 25.—).



Verantw. Redakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. März 1908. | 6. Heft.

Traum und Erde.

Essay von Lorenz Krapp.

III. (Schluß.)

„Im Anfang war die Tat.“ —

Es gibt sofort auch wieder eine andere Strömung der Kunst, die auch dies Wort übertreibt. Brutales Kraftmenschentum ist ihr Ziel. Schweben jene Imelda-Visionäre in einem Nebelheim silberner Träume, so wuchten diese breitbeinig und hohnlächelnd über die harte Erde. Karl Schönherrs Drama „Erde“ ist ein Typus dafür.

Das Drama gemahnt schon im Titel an das konsequenteste Werk des Naturalismus, an Zolas „La terre“. Wie dort, werden wir auch hier in einen entlegenen Weltwinkel geführt, unter ein Bauerngeschlecht, das stumpf und dumpf seine Tage verlebt. Wie Tiere, die nur aus dem Instinkt und der Angewöhnung heraus handeln, tauchen Schönherrs Hochwaldbauern vor uns empor. Sie werden geboren, wachsen auf und sterben; und nichts weiter. Kein göttlicher Funke blitzt in ihnen. Sie sind ohne Seele: Ton vom Ton, Erde von Erde.

Der alte Grutz ist ein Bauer im weltentlegenen Bergtal. Zweiundsiebzig Jahre trägt er schon auf dem Rücken, aber sie beugen ihn nicht. Mit trotziger, grimmiger Kraft trägt er sein Alter und führt das Regiment auf dem Hofe.

Sein Sohn ist schon sechsundvierzig Jahre alt. Nichts als ein Knecht ist er all diese Jahre neben dem Alten gewesen; dumpf, hilflos ist sein Leben hingeronnen. Immer hat er darauf gewartet, daß der Alte ins Ausgeding zieht, um heiraten und den Hof führen zu können. Aber der Alte zieht sich nicht zurück. Da bricht der Wille seines Sohnes zusammen: in knechtischer Unterwürfigkeit, in Blödheit und stumpfer Ergebung vegetiert er hin. „Mir geht

ja nix ab. Ich hab' mein' Arbeit ... und mein Essen ... und mit den Hennen ins Bett ... und mehr braucht der Mensch nit", ist sein Wahlspruch geworden.

Aber die Stunde kommt, die ihn aufschreckt aus diesem stieren Brüten. Der Eishofbauer droben vom Hof, der an der Gletschergrenze liegt, kommt einmal zu ihm. Arm und überschuldet ist das Eisbäuerlein, aber er hat einen goldenen Schatz: frische, starke, lachende Büblein. Die spielen mit dem Sohne des alten Grutz, mit dem armen, schweigsamen Menschen. Da erwacht etwas in ihm: die Sehnsucht nach einer Familie, nach Kindern. „Mein' Art und Bluet soll nit sterb'n. Weiterleb'n ... Kinderlen ..." stammelt er.

Und da kein anderer Ausweg bleibt, da der alte Grutz bei Lebzeiten den Hof nie übergeben wird, erwarten sie alle nun fiebernd sein Ende. Die aufregende Frage: „Stirbt er noch nicht?" zittert überm ganzen Drama. Da scheint das Ende zu kommen: ein wildes Pferd stößt den Alten mit den Hufen vor die Brust. Der Alte wird todkrank, er läßt sich sogar schon lebendigen Leibes vom Tischler seinen Sarg anpassen und zimmern. Und während der Tischler den Sarg zusammennagelt, hämmert und feilt droben in der Bodenstube der junge Grutz an der Heimstätte für ein neues, für s e i n Geschlecht: an einer Wiege. Aber vergeblich. Der Alte, den sie schon gestorben wähnen, steht wieder auf. Er jagt die Knechte mitsamt dem Sohne zur Arbeit, und dann ergreift er ein Beil, schleppt mit grimmigem Lächeln seinen Sarg zum Holzklotz und schlägt ihn in Stücke. Er wird weiterleben und weiterherrschen, und der Sohn wird untergehen in Knechtssinn, Verzweiflung, Vertiertheit.

Das Drama ist furchtbar, ja brutal in seiner Schilderung. Schärfer ist das Programm des Materialismus in der neueren Dramatik überhaupt noch nicht formuliert worden. Ein Klotz Erde ist der Mensch, ein herausgerissenes Stück Boden, und nichts mehr: darin klingt es aus.

Schon die Zeit, während der alle Akte spielen, ist charakteristisch. Im Sommer der erste, im Herbst der zweite, im Vorfrühling der dritte: aber alle um die Mittagszeit. In einem fort klappern die Schüsseln von Eisenblech, dampfen die Speisen und verkündet der gefräßige Roßknecht seine Lebensphilosophie, die nur drei inhaltsschwere Worte ausmacht: „Hunger hab' i."

In furchtbarer, unentrinnbarer, fatalistischer Weise erscheint überall das Leben abhängig von der Natur. „Die jungen Bäum'

stehn in Saft und die alten werden dürr", heißt es vom Leben. Im ersten Akt, wo der alte Grutz noch in strotzender Vollkraft steht, ist es heißer, fruchtschwerer Sommer; im zweiten, wo er siech darniederliegt, fröstelnder Spätherbst; im dritten, wo er genest, wildbrausender Vorfrühlingstag, voll von Wetterschauern.

„Erde" heißt das Begehren all dieser Menschen. Die Faust über ein Stück eigenen Landes halten dürfen, ist ihr Ziel. So beim alten Grutz, den diese Bauernsehnsucht nach Herrschaft über die Scholle hart macht wie Stahl und Stein, der furchtbar ist in seiner Häßlichkeit und kalt das Glück seines Kindes unter den Füßen zertritt, nur um sagen zu können: Dies Land ist mein. So beim jungen Grutz, der verkümmert, weil er nicht herrschen darf über ein Stückbreit Landes. So bei Mena, der Wirtschaftsführerin. Dies Weib, das in seiner Gemütlosigkeit grauenhaft wirkt und doch nichts Böses dahinter findet, will den Sohn des alten Grutz nur heiraten, weil sie dann Herrin wird über seinen Hof; und wie diese Hoffnung hinausgeschoben wird, will sie lieber droben im höchsten Eiswald den armen Eishofbauern heiraten, nur um Herrin über einen Streifen Erde zu sein. Mit furchtbarer Spannung wartet sie aufs Ende des alten Grutz: sie sitzt an der Wage, mit der man das Gewicht des todkranken alten Bauern mißt, um vorher zu berechnen, wann er endlich sterben muß, und mit höhnischer Freude zählt sie die Gewichte und sieht aus den abnehmenden Zahlen, daß es zu Ende geht.

Mit schneidender Gleichgültigkeit reden endlich diese Menschen vom Sterben. Man spürt es: der Tod ist ihnen nichts als eine Verwandlung aus wandelndem Stoff in bewegungslosen, nur ein Wechsel in der Form der Materie. Was ist diesen Menschen Liebe, Ehrfurcht, Treue, Güte? Taube Worte, die für sie inhaltsleer sind wie gedroschene Garben. Kein Funken Kindesliebe lebt in dem Grutzbauernsohn; kein Funken Vertrauen in all den andern. Der einzige, der wirklich liebt, ist der Oberknecht; aber er liebt den alten Grutz bloß deswegen, weil er in ihm einen rechten Bauern von urtümlich stolzem Schrote sieht, der den Hof zusammenhalten kann, während der junge Grutz ein Träumer ist, der das schöne Gut verlottern lassen wird. Der alte Grutz selbst — was für ein Scheusal ist dieser alte Mann, der mit einem Fuß schon in der Grube steht, aber hohnlächelnd sich vor aller Augen seinen Sarg anpassen läßt, als wollte er den grimmen Würger verspotten?

Und wieder, wie bei Imelda Lambertazzi, greifen wir uns an die Stirn.

Ist das wirklich Natur, ist das eine wahre Bewältigung des Lebens in den Formen der Kunst? Der Dichter soll ein Verdichter sein; die uferlose Fülle des Lebens soll sich in seiner Seele brechen, um — in eine einzige große Formel zusammengefaßt — uns entgegenzustrahlen. Denn nicht in der bunten, sinnlosen, sich schlagenden und zerreibenden Vielheit an unserm Auge vorbeirasender Erscheinungen liegt „des Lebens Sinn": er ruht in dem Wiederschein der ewigen Ideen, die dahinter leuchten.

Und da erscheint Schönherrs Formel, die er für die innersten Kräfte unserer Zeit suchte, als groteske Verzerrung. In einem Zeitalter, das als Ehrennamen den der sozial fühlenden Epoche beansprucht, das die Kräfte der Hilfsbereitschaft und des Mitleids mit den Armen und Leidenden geradezu aus der Sphäre des einzelnen heraushebt und zur Aufgabe des Staates macht: in einer solchen Zeit will Schönherr jene Formel der scheußlichsten Vertiertheit, die nicht Liebe, Treue und Glaube kennt, als die dominierende hinstellen. Während unsere Zeit stolz ist auf jene ihrer Kulturtaten, die ihr Raum- und Zeitüberwindung brachten, so daß es für den Menschen von heute keine Entfernungen mehr gibt und selbst die Rätsel der Luft vor ihm zurückweichen: will Schönherr uns den Menschen zeigen, der rettungslos festhaftet an der Erde, allen Naturkräften blindlings unterworfen, gebunden wie eine mit dem Lehm verwurzelte Pflanze. Nicht einmal etwa vom rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus erscheint sein Ergebnis dieses fatalistischen Gebundenseins an die Scholle als richtig: die Flucht vom Lande, die Vorherrschaft des mobilen Kapitals spricht dagegen. Aber der Künstler muß doch weit mehr geben als bloß eine Betrachtung des Weltbilds unter einem einzigen Gesichtswinkel, sei es nun einem wirtschaftlichen, nationalen, politischen, konfessionellen: er muß von einer Warte aus übers Leben hinwegschauen, wo er hoch genug steht, um alle diese Gesichtspunkte harmonisch vereinen zu können. Da erscheint der Grundgedanke seines Werks noch unrichtiger. Denn während unsere Zeit in ihren feinsten Geistern aus der Öde materialistischer Versandung heraus wieder nach den unsterblichen Sternen ewiger Wahrheiten schreit, will Schönherr das fatalistische Wort als allgemein gültig hinstellen: Erde von Erde und kein göttlicher Funken.

Ein paar Jahrzehnte zu spät ist Schönherr gekommen. Als Zola mit „La terre" noch Schwarmgeister blenden konnte, wäre auch seine Zeit gewesen. Heute sind wir weiter. Heute ist der Gedankenbau des Aristoteles und Thomas wieder modern auch

bei den Modernen, und Vogt und Büchner werden vergessen. Eine Totgeburt ist auch dies Drama. Vergeblich hat auch hier ein zweifellos Hochbegabter einem toten, kalten Schemen glühenden Lebensodem einflößen wollen.

IV.

Mit dem symbolistischen Traumbild Wörners ist es nichts; und es ist auch nichts mit dem naturalistischen Traumbild Schönherrs. Weder ihre Schilderung des rein Tatsächlichen, noch jene der treibenden Zeitideen trifft ins Schwarze. Eine schöne Lüge sind ihre Dichtungen. Und alle Feinheit der Kunst macht sie nicht wahr, der ganze Prunkmantel originell gefaßter Gedanken und Bilder schleppt ums Gerüst eines Toten.

Wie ihnen, so ergeht es dem Schweife derer, die sich an sie oder andere hängen und die gleichen Ideen verfechten.

Aber eines muß noch erwähnt werden, was beiden so grundverschiedenen Strömungen gemeinsam ist: das ist ihre tieftraurige Grundstimmung. Ist es nicht ein Symbol, daß hinter den goldenen Gittern der Gärten Tizians bei Hofmannsthals „Tod des Tizian“ die Pest lauert.

Welch armer Handel ist dies Menschenleben,
Auf wie gemeinem Markt verkauft man uns!
Wenn wir geboren werden, weint die Mutter,
Doch niemand weint um unsern Tod. Nein, niemand.

Diese Worte Oskar Wildes aus der „florentinischen Tragödie“, gleichfalls einem Drama dieser Renaissancerichtung, drücken die pessimistische Grundstimmung beider Strömungen unübertrefflich aus. Blindlings taumeln alle Menschen in „Imelda“ wie in „Erde“ in den Abgrund ihres Fatums. Kein Sonnenblick fällt in ihr Leben; grausam waltet über ihnen die diva necessitas, die bleierne Ananke. In den Menschen, die durch Schönherrs „Erde“ wandeln — was sage ich „wandeln“? Denn sie gehen nicht, sondern werden vom Schicksal geschleppt —, lebt kein freier Wille mehr, sie werden erdrückt von ehernen Naturgesetzen, die Kraft zur sittlich freien Tat ist ihnen genommen.

Aber mit solchen unfreien Menschen läßt sich kein Drama bauen. Drama ist Handlung; wer sittlich unfrei ist, kann nicht handeln. Dies Gefühl ihrer Hilflosigkeit drückt sie nieder und macht sie sterbenstraurig. Und macht auch die sterbenstraurig, die solche Werke genießen wollen. Alle Kraft zur Aktivität, alle

Brauchbarkeit fürs Leben müßte in unserer Zeit dahin sein — — wenn unsere Zeit wirklich so wäre, wie sie diese Dichtungen schildern.

Aber sie ist anders. Sie ist eine Zeit, die vom Menschen die Entfaltung aller Kräfte, unerhört gesteigerte Arbeit, ernsten Tatendrang fordert; die wieder, wie die Antike, die Forderung der Kalokagathia aufstellt, des Trefflichen und Guten.

Das große Kunstwerk dieser Zeit zu schaffen: das wäre eine herrliche Aufgabe. Dies Kunstwerk müßte reden von Menschen, die stark sind und doch gut; die fest auf der Erde stehen und ihren Platz im Diesseits ausfüllen, aber doch nicht vergaßen, daß über ihren Scheiteln Gottes ewige Sterne hängen. Die Strömungen, von denen sich Wörner und Schönherr treiben lassen, führen zu jenem großen Kunstwerk, das das Leben unserer Zeit ungebrochen in sich aufnehmen würde, nicht; ja sie geben in ihrer Verneinung aller Aktivität und Güte nur das verzerrte Widerspiel des wahren Wesens unserer Zeit. Das Kunstwerk, das wahrhaft unserer Zeit würdig wäre, muß größer sein, muß über dem Traum das Licht nicht vergessen und über der Erde nicht Gottes Sonne. Das sagen wir nicht, weil wir die Kultur unserer Zeit geringschätzen, sondern weil wir sie höher schätzen als die Strömungen, deren Verkünder die beiden Dichter sind.

Wer tat dir, Herr, das schwere Leid?

(Fastenlied.)

Wer tat dir, Herr, das schwere Leid?
Du ruhst im rauhen Purpurkleid.
„Das alles tat der Menschen Schuld,
Doch seht, mein Herz ist lauter Huld."
Kyrie eleison.
Was stützt die Hand dein müdes Haupt?
Wer hat die Schönheit dir geraubt?
„Ach, was an Schmerzen ich empfahn,
Das hat die Liebe nur getan."

Wer raufte so die Locke klar,
Schön wie Mariä gelbes Haar?
„Das alles tat der Menschen Schuld,
Doch seht, mein Herz ist lauter Huld."
Christo eleison.

O Gott, wer band die Dornenkron'?
Wer traf die Wange so mit Hohn?
„Ach, was an Schmerzen ich empfahn,
Das hat die Liebe nur getan."

Wer hat dir so die Stirn gebeugt,
Dir, dem der Engel Furcht bezeugt?
„Das alles tat der Menschen Schuld,
Doch seht, mein Herz ist lauter Huld."
Kyrie eleison.
Wen sucht dein Aug' in solcher Glut?
Die Tränen tropfen rot wie Blut.
„Ach, was an Schmerzen ich empfahn,
Das hat die Liebe nur getan."

Pater Gaudentius Koch, Kapuziner.



Abschied.

Von M. Herbert.

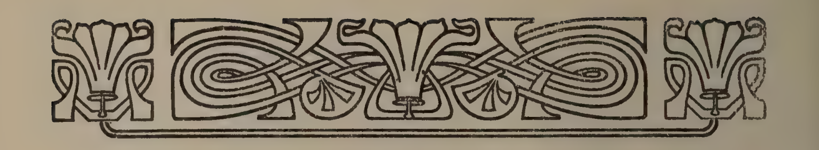
Ein herber Bodensatz bleibt stets im Kelche! —
Die nicht bloß nippen, sondern bis zur Neige
Die Becher leeren, haben's tief erfahren,
Daß man auf jedem Pfad zum Hades steige.

Nichts ist unsterblich, das der Tag geboren.
Dein heißes Lieben, dein enttäuschtes Weinen,
Dein hellstes Jauchzen — wie verklungne Rede
Muß es dem ew'gen Schweigen sich vereinen.

Nichts, nichts bleibt schön zu seinem letzten Ende.
Die weichste Lippe sprach schon Bitterkeiten,
Und aus dem süßesten des Menschenlebens
Muß sich der Tod sein scharfes Gift bereiten.

Laß mich in Demut meine Lippen pressen
Auf deine Hände, und dann laß mich scheiden —
Eh' wir aus unsrer sel'gen Liebe Träumen
Erwachen zu dem Ende — zu dem Leiden.





Johannes Jörgensen und seine Wanderbücher.

Von Dr. Johann Ranftl.

Jörgensen reist wie alle Dänen gerne, und er schreibt in letzter Zeit mit besonderer Vorliebe Wanderbücher, am liebsten über Italien. Er gibt dabei, wie jeder bedeutende Mensch, nicht nur Schilderungen des äußerlich Gesehenen, sondern auch stets ein Bild seiner Persönlichkeit, seiner Denkweise, seines ganzen inneren Wesens. Wollte man nur einmal die Italienreisenden aus alter und neuer Zeit nacheinander betrachten: wie interessant und merkwürdig möchten sich Menschen und Zeiten bloß in ihren Eindrücken und Reiseberichten beleuchten. Das Blut der glorreichen Märtyrer, die in Rom begraben liegen und die einst in überströmender Liebe ihr Leben für Christus zum Opfer brachten, ladet die Pilger und Pilgerinnen des Mittelalters nach der ewigen Stadt. So die hl. Katherina von Siena, die hl. Brigitta von Schweden, während bereits gleichzeitig Petrarca auf den Trümmern Roms den Spuren altrömischer Herrlichkeit nachgeht. In den Tagen der diesseitsfreudigen Renaissance, deren Vorbote Petrarca war, sehen Männer wie Albrecht Dürer und Philipp de Comines, der Gesandte Karls V., staunend nach dem äußeren Glanz Venedigs, nach den Prachtpalästen und der Lebenslust, die in der reichen Stadt so mächtig aufschäumte und ihren verführerischen Prunk auf Straßen und Plätzen ausbreitete. Wie man im Jahrhundert Winckelmanns und Goethes sich die Mühe nicht verdrießen ließ, das „alte Rom aus dem neuen herauszuklauben", ist aller Welt bekannt. Bald danach suchte die Romantik ihr Italien mit blühenden Gärten und rauschenden Brunnen und poetischen Sommernächten, in welchen schöne Frauen und wandernde Künstler ihre Romane erlebten. Und heute sucht wieder jeder Wandervogel sein eigenes Italien und Rom. Der eine das antike, der andere das christliche, der Gelehrte die Archive und Bibliotheken, der Kunstfreund Kirchen und Museen, der vornehme Globetrotter die eleganten Salons der modernen „Kosmopolis".

Und wäre Jörgensen in der Blüte seines Dekadententums nach Rom gekommen, so hätte er sich wie andere Poeten an Licht und Farben, an schönen Frauen und historischen Erinnerungen, an südländischer Natur, an den betäubenden Parfüms des Korso, an der krankhaft schwülen Poesie Gabriele d'Annunzios berauscht. Er hätte vielleicht im Strome der dänischen Künstler und Literaten getrieben, die in letzter Zeit so gerne der primitiven Kunst Italiens, der fremden Natur und dem bunten Volksleben nachgingen. Dies alles sieht Jörgensen jetzt auch, aber dazu noch mehr. Das Italien der anderen wird für ihn zum Hintergrund für römische Heiligenbilder, das nichtige Getriebe heutiger Großstädte zum Kontrast für große Ewigkeitsgedanken. Wie der Dichter und Künstler irgend einen andern Gegenstand nach den Gesetzen seines eigenen Geistes formt, so gestaltet sich Jörgensen, der Konvertit, sein eigenes Rom und Italien.

Bevor er dies konnte, mußte aber seine Seele eine gar eigentümliche Wanderschaft durchmachen und eine Skizze seiner äußeren Lebensreise und geistigen Wanderfahrt soll uns zunächst beschäftigen.

* * *

Jens Johannes Jörgensen wurde am 6. November 1866 im alten, kleinen, stillen Städtchen Svendborg auf der Insel Fünen geboren. Nicht weit von der alten Liebfrauenkirche stand sein Heimathaus, und hier hörte der Knabe alltäglich die „alten katholischen Glocken" dreimal zum „Angelus" rufen. Der Vater war ein Schiffsherr, der gewöhnlich ferne Meere befuhr und nur ab und zu seine Heimatstadt besuchte. Die Erziehung des Knaben und seiner Geschwister lag daher ganz in den Händen der Mutter und eines ehelosen Oheims, eines Realschullehrers für dänische Sprache und Literatur, der seine ganze Liebe und pädagogische Sorgfalt den Kindern seiner Schwester angedeihen ließ und so nach besten Kräften dazu beitrug, diesen eine gute, tüchtige Erziehung zu verschaffen. Da dieser Oheim selbst eine poetisch veranlagte Natur war, so nimmt es nicht wunder, zu vernehmen, daß er auch bald seinen Neffen Johannes in die heimische und fremde Literatur einführte, und daß dieser trotz seines jugendlichen Alters an langen Winterabenden viel und eifrig las. Jörgensen las die Ritterromane Ingemanns, des dänischen Walter Scotts, später die Werke von Öhlenschläger, Hauch, Paludan-Müller, Goldschmidt, Longfellow usw. Die lichten Sommertage verlebte er zwischen den Bäumen und Blumen des kleinen heimatlichen Gartens,

und eine schwärmerische Naturfreude regte sich frühzeitig. Die religiösen Einflüsse, die von den Erziehern ausgingen, scheinen spärliche gewesen zu sein. Ab und zu wurde die Kirche besucht. Wenn der Vater von seinen weiten Reisen heimkehrte, pflegte man zum Abendmahl zu gehen. Es scheint sich aber immerhin manches liebe Wort der Mutter im jungen Dichterherzen keimkräftig festgesetzt zu haben, wie Jörgensens spätere Äußerungen bezeugen. So erzählt er aus den Tagen seines religiösen Bankerottes, wie er eines Abends den Friedrichsberger Garten besuchte und wie da von einem Rasenplatz her ein heller Gesang ertönte mit dem immer wiederkehrenden Refrain: „Ach, müde Seele, komm her!“ — „Und ich horchte, horchte — und wünschte nur, daß der Gesang nie aufhören möchte. Ich horchte, horchte, und der Choral klang immer fort. Es war zuletzt, als ob jene klare, schöne Stimme nur mich allein riefe — es war, als sänge sie meinen eigenen Namen in den Refrain hinein . . . Da war es, als wenn ich plötzlich die Stimme meiner Mutter erkannte — wie sie klang, als ich ein Kind war und sie uns ein schwermütiges Kirchenlied vorsang; an Winterabenden, wenn es anfing zu dunkeln und es noch zu früh war, Licht anzuzünden . . . da saß sie in der Sofaecke und wir Kinder auf Schemeln zu ihren Füßen, und der Schein vom Ofen flimmerte über den Fußboden hin . . . Und Mutter sang, und es war so still und friedlich um uns herum und in uns.“ Und ebenso denkt der Dichter später beim Anblicke einer schönen Sternennacht zurück an eine andere Nacht, da er sich als junger Student, mit einer Sternkarte in der Hand, voll schwellenden Jugendhochgefühls in die Unendlichkeit des Alls versenkte und von seinen Betrachtungen in begeisterten Worten zur Mutter redete, und wie diese ihm mit sanft gedämpfter Stimme sagte: „Bewahre deine Seele, mein Sohn, mehr verlangt der liebe Gott nicht von dir.“ Diese Worte, sowie jene andere Kindheitserinnerung stimmten später den verlorenen Sohn zu ernstem Sinnen, er empfand sie wie eine sanft drängende Mahnung zur Heimkehr. Der Dichter erzählt uns auch, wie er als Zwölfjähriger aus Longfellows „Goldener Legende“ alte lateinische Hymnen und aus einem dänischen Konversationslexikon das „Ave Maria“ abschrieb und des Abends für sich hersagte.

Als sechzehnjähriger Jüngling war Jörgensen von Svendborg nach Kopenhagen gekommen, um am Gymnasium Student zu werden. Das Leben zwischen den grauen Mauern der großen Stadt bot begreiflicherweise wenig Anheimelndes für den natur-

frohen Sohn der Provinz. Eine traurige, zum Teil sogar feindliche Umgebung stimmt sein Gemüt herab und versenkt ihn immer tiefer in Melancholie. Der Verdüsterte sucht sich verwandte Poesien zur Lieblingslektüre, und die pessimistischen Bücher wirken dann wieder verschattend auf das leicht bewegte, bildsame Gemüt zurück. Lenau, so gemütreich und innig wie todestraurig und zerrissen, Byron, der Dichter des „Manfred" und „Kain" mit seinem glühendwilden, revolutionären, alles zerstörenden Titanismus, Shelleys verschwommener Pantheismus der Liebe und klar ausgesprochener Haß gegen die christliche Religion, ausgesprochen in kristallklaren Versen voll bestrickender, für ein weiches, jugendliches Gemüt gefährlicher Schönheit, Goethes „Faust" mit seinem Skeptizismus und seinen wunderbar tiefen Seelenklängen, Iwan Turgenjews schwerer russischer Pessimismus und noch manches andere aus der deutschen, englischen und russischen Literatur: alles dringt mächtig auf die werdende jugendliche Seele ein. Besonders stark scheint Goethe zu wirken, denn er ist für Jungdänemark nicht bloß der große Dichter und Künstler, sondern auch ein Protest gegen den Supranaturalismus und das „große Paradigma der Selbstentwicklung" (G. Brandes). Dazu gesellt sich noch Heinrich Heine, den die modernen Dänen vor allem fleißig lesen; Heine, der Genius der holdesten lyrischen Melodien und der Faun mit dem niedrigsten Zynismus, der mit immer sprühendem Geist für alle radikalen Ideen Stimmung zu erwecken weiß und der schon mit einer leichten Berührung seiner unreinen Hand das Heiligste in Religion und Sitte fast untilgbar beschmutzt. Endlich taten die Schriften des bekannten Dr. Georg Brandes, des seit 1870 angesehensten Führers im dänischen Geistesleben, dessen Sarkasmus und Zweifelsucht sich besonders wieder an allem Übernatürlichen üben, ihre Wirkung an Jörgensen. Moderne Naturforschung und Bibelkritik traten in den folgenden Universitätsjahren dazu und taten ein Übriges. Wie er selbst gesteht, hatte er schon zur Zeit seiner Konfirmation mit Martensens Dogmatik in der Hand gelernt, sein bißchen protestantisches Christentum sich nach eigenen Spekulationen zurechtzulegen.

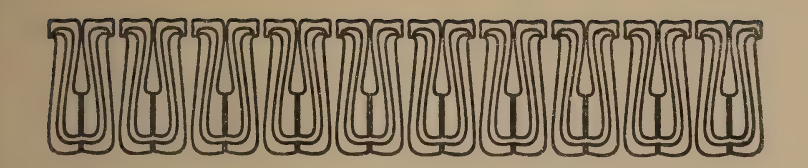
Alle diese Kräfte vereinigten sich und bildeten jetzt eine mächtige Resultierende, die das ganze Denken und Fühlen des Jünglings umformte und die letzten christlichen Anschauungen hinwegräumte. Das Joch des „Supranaturalismus" war abgeschüttelt. „Lange hatte ich gekämpft, gelesen, gedacht; nun war es geschehen, nun war es vorbei. Shelley und Goethe hatten mich bekehrt —

ich glaubte nicht mehr.“ So ist Jörgensen mit 18 Jahren ungläubig und Pantheist. Ein Entwicklungsgang, der für hundert und tausend gebildete moderne Menschen, für unzählige Schüler unserer Gymnasien typisch ist.

Im Sommer des Jahres 1884 machte Jörgensen sein Abiturientexamen. Sein bestes Fach war „dänischer Aufsatz“. An der Universität versuchte er es zwei Jahre lang mit der Philologie. Wie anderen Dichtern erging es auch ihm. Das philologische Studium erschien ihm als das trockenste auf Erden. Der Poet entschädigte sich dafür durch reichliche Lektüre und eigene Produktion. Lyrische und novellistische Versuche entstanden in Menge. Allein von diesen Jugendarbeiten hat er nichts veröffentlicht. Gemeinsam ist ihnen die Erscheinung, daß der Dichter als echt lyrisches Talent immer sein eigenes Ich in seiner Weise dichterisch abspiegelt und daneben besteht die romantische Neigung, die eigenen Stimmungen zu idealisieren.

Von 1886—1888 trieb Jörgensen Naturwissenschaft, und zwar vornehmlich Zoologie. Seine Freude an der lebensfrischen Natur und an der Arbeit unter freiem Himmel, ein poetischer Zug also, war es vor allem, was ihm die Naturwissenschaft lieb und die Philologie, wo der Mensch zwischen Büchern eingeklemmt schmachtet, unleidlich machte. Bilder und Erinnerungen aus der Naturwissenschaft und eine lebhafte Freude an den verschiedenen Erscheinungen der Natur blitzen immer wieder in den Reisebüchern und in seinen andern Werken auf. Unser Dichter war ein Schüler des angesehenen Zoologen Dr. R. S. Bergh. Bald war er ein gerne gesehener Gast im Berghschen Hause, dem auch Georg Brandes nahe stand. Poetische Arbeiten, mit denen Jörgensen in die Öffentlichkeit trat, vermittelten ihm zugleich die Freundschaft des Dichters Viggo Stuckenberg, einer zart lyrischen Natur. So stand er denn bald mitten im literarischen Treiben der dänischen Hauptstadt und lebte dasselbe fessellose Literatenleben wie viele seiner Gesinnungsgenossen. In den Jahren 1889—1892 war er Redaktionssekretär eines Kopenhagener Blattes. Das Fachstudium war aufgegeben und an dessen Stelle trat nun eine überreiche dichterische Tätigkeit. Durch die Phantasie- und Stimmungsspiele der ersten Bücher klingen merkbar die eigenen Erlebnisse und Empfindungen des Dichters.*) (Forts. folgt.)

*) Eine gute Charakteristik der Schriften Jörgensens vor seiner Konversion von Johannes Mayrhofer enthält Kausens „Allgemeine Rundschau“, 4. Jahrg. Heft 20 ff.



Laurin.

Ein Spielmannslied aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

Dem Mittelhochdeutschen frei nachgedichtet
von
Richard Zoozmann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

6.

Jetzt galt kein langes Warten, sie hörten schon Waffenklang,
Der kam vom Rosengarten — sie trabten die Au entlang.
Dietrich sprang just zu Rosse und legte mit Gewalt
Die Lanze ein zum Stechen, da rief Held Hildebrand: „Dietrich, halt!

Willst du den Knirps bestehen, so kämpfe nur zu Fuß,
Schlag deines Schwertes Knauf ihm ums Ohr als Willkommgruß.
Du kannst ihn sonst nicht zwingen, da er voll Lug und List,
Kein ritterlicher Kämpe, ein Schelm voll Trug und Tücken ist!

Des Fürstennamens schämen mußt du dich für und für,
Wenn du, statt Ruhm zu nehmen, dir Schande holest hier.
Sein Schild ist unzerbrechlich, unbezwinglich sein Schwert,
Schlag ihm ums Ohr den Schwertknauf, daß er betäubt zu Boden fährt!"

Der Berner ließ sich raten und sprang vom Roß geschwind,
Fuhr mit gezognem Schwerte los wie ein Wirbelwind.
Laurin schlug auf den Schild ihm, daß hell es widerklang,
Und wie gelähmt dem Berner der Arm mitsamt dem Schild entsank.

Da packte ihn lodernd Zürnen, doch Dietrichs ganze Kraft
Vermochte nicht dem Zwerge zu bieten Meisterschaft.

Er schlug ihm auf den Goldhelm mit seinem Knauf so hart,
Daß dem Laurin im Kopfe schwindlig und taub vor Dumpfheit ward.

Laurin, das listge Zwerglein, flugs in die Tasche faßt,
Sein Tarnkäpplein zu holen, und stülpt sichs auf mit Hast.
Dem Blick war er entschwunden, doch hieb der falsche Mann
Dem Weigand wehe Wunden, daß ihm das Blut herniederrann.

Laut rief der Herr von Berne: „Wohin bist du entrückt?
Bald bist du nah, bald ferne, mein Aug dich nicht erblickt.
Komm zwischen meine Finger, du kleine Fliege nur,
Dann will ich dich zerreiben, von dir soll bleiben keine Spur!“

Rasend vor Zorn fegt Dietrich wild um sich mit dem Schwert,
Doch weiß der Kleine listig, wie er sich dreht und kehrt.
Der Berner trifft den Felsen mit seines Arms Gewalt,
Daß prasselnd Funken stieben und gähnend klafft ein tiefer Spalt.

Hildebrand, der Meister, rief seinen Herren an:
„Versuch es mit dem Ringkampf, du wirfst ihn auf den Plan!“
Laurin hört diese Worte, wirft fort sein Schwert alsbald
Und faßt den Helden Dietrich um beide Kniee mit Gewalt.

Dem kam das unvermutet, er strauchelt in den Klee
Und reißt den Zwerg mit nieder, die Schmach tat beiden weh.
Es ruft der treue Alte: „Reiß ihm den Gürtel entzwei,
Dann ist es bei dem Männlein mit der Zwölfmännerkraft vorbei!“

Da hielt zwischen den Beinen der Held den Kleinen fest;
Wie eine Riesenzange hielten sie ihn umpreßt.
Nach seinen Hüften faßte Held Dietrich und zerbrach
Den falschen Zaubergürtel, das schuf dem Zwerge Schmerz und Schmach.

Des Berners derbe Fäuste schlugen ihn jammervoll,
Er krümmte sich am Boden, sein Stimmlein bang erscholl:
„Held, friste mir das Leben, Gehorsam schwör ich dir,
Ich will mich dir ergeben, mein Reichtum all gehöre dir!“

Umsonst Laurin doch winselt — ihn würgt die Bärenfaust,
Als ob im Herbst der Nordwind des Waldes Laub zerzaust.

Die Helden fühlten Mitleid schier mit dem zappelnden Mann,
Da rief Laurin, der König, den starken Dietleib jammernd an:

„Dietleib, du Held aus Steier, dir sei mein Leid geklagt,
Sei du mir lieb und teuer und hilf mir unverzagt.
Wohl raubt ich von der Heide dein blühend Schwesterlein,
Doch tat ich ihr kein Leide, sie ist noch tugendlich und rein.

Drum, Dietleib: um die Hehre, hilf um die Schwester mir,
Um aller Frauen Ehre, um aller Jungfraun Zier —!“
Als ihn so wimmern hörte Dietleib mit mildem Sinn,
Erbarmt es ihn des Kleinen — er tritt zum starken Weigand hin:

„Vieledler Vogt von Berne, bei aller Ritter Ehr
Gebt frei den kleinen König, erfüllet mein Begehr —!“
Das Haupt der Berner schüttelt: „Das geht nicht so geschwind!“
Doch Dietleib spricht: „Laßt frei ihn, so lieb euch alle Frauen sind!“

Da ward der Recke zornig: „Er hat mir Leids getan,
Du flehst für ihn vergeblich, Strafe soll er empfahn —!“
„Vieledler Vogt von Berne, laßt euern Zorn vergehn,
Zeitlebens will ich euch dienen, will treu zu euern Waffen stehn!“

Nichts half Dietleibs Begehren, wie flehentlich er bat,
Herrn Dietrichs Grimm zu wehren, wußte keiner sich Rat.
„Sein Leben soll er beschließen, nicht brauch ich deine Huld!“
Rief Dietrich — da riß dem Dietleib, dem jungen Degen, die Geduld.

Ohne Bügel sprang er in den Sattel schnell,
Es klirrte sein Gewaffen, sein Panzerhemd klang hell.
Er sprengte auf den Berner: „Zum letztenmal bitt ich,
Gebt mir den Zwerg, soll ferner ich hold euch sein, Herr Dieterich!“

Der andre sprach kein Wörtlein, doch wallte wilde Wut
Zur Stirn empor und färbte sein Antlitz rot wie Blut.
Da faßte bei der Brünne Dietleib den kleinen Mann
Und trug ihn auf dem Rosse abseits bis in den düstern Tann.

Laut rief der Vogt von Berne: „Heißt her mein Roß mir ziehn,
Der mich so tief gekränket, der soll mir nicht entfliehn.“
Er sprang in Zorneswüten aufs Roß und sprengte nach:
„Nun mögen dich behüten tausend Teufel! — Rache der Schmach!!“

Held Hildebrand und Wittich und Wolfhard, diese drei,
Jagten auf ihren Rossen zum Kampfesspiel herbei.
Dietleib, der rüstge Recke, kehrte aus dem Tann
Und ritt zurück die Strecke Dietrich entgegen, dem zornigen Mann.

Noch einmal, milden Sinnes, bat er: „Wenn Edelsinn
Und Tugend euch lieb und wert sind, so lasset mir Laurin!"
Das Bitten war vergeblich — Dietrich drückt tief den Sporn,
Und mit gefällter Lanze sprengt er heran in Grimm und Zorn.

7.

Nun sollt ihr hören sagen von Kämpenkühnheit wert,
Wie sich die Recken geschlagen, die Streites da begehrt.
Sie liefen an und stachen mit krachender Gewalt,
Daß beider Speere brachen; da sprangen sie vom Roß alsbald.

Unterm Schild gebogen griffen sie sich an,
Das scharfe Schwert gezogen kämpfte Mann an Mann.
Es war das wildeste Streiten, das man von Helden je
Gesehn in allen Zeiten, es brachte beiden Leid und Weh.

Sie hegten auf einander so heftig Haß und Zorn,
Daß ihre Füße sanken ins Erdreich bis zum Sporn.
Sie hieben auf die Rüstung, man hörte von dem Streit
Das Klirren und das Dröhnen wohl eine halbe Meile weit.

Rot durch die Kettenringe das Blut zur Erde läuft,
Wohl nie vordem hat Rosen so edler Tau beträuft.
Schon klaffen tief die Wunden, es dringt durch Mark und Bein
Jedweder Schlag der Schwerter — des Kampfes will kein Ende sein!

Da schlägt mit wuchtgem Streiche Dietleib dem Herrn von Bern
Den Schild zu Boden nieder; Herr Dietrich siehts nicht gern.
Nun muß das Schwert ihm dienen als Schutz und Schild allein,
Doch Hildebrand, der alte, der ruft: „Jetzt soll ein Ende sein!

Den Dietleib anzureiten, nehmt eure Speere zur Hand,
Nicht länger sollen sie streiten, entwaffnet den jungen Fant!
Zu seinem Herzeleide zwang man den Steirer nun,
Daß er in seiner Scheide das blutdürstige Schwert ließ ruhn.

Und Hildebrand, der Weise, schloß einen Frieden gleich,
Die Hände mußten sich bieten die Helden tugendreich.
Dietleib ritt zu dem Schwager und rief: „Laurin, herbei!
Hier sollst du Urfehd schwören, daß Friede zwischen uns allen sei.“

Herr Wittich und Held Dietrich zürnten dem Kleinen zwar,
Weil er für beide Ursach gewaltigen Schimpfes war.
Doch reichten sie die Hand ihm, weil Hildebrand sie bat,
Nur Wittich grollt im stillen: Ich ahne Tücke und Verrat!

Und Hildebrand, der alte, sprach zu dem Vogt von Bern:
„Dietleib, dem jungen Recken, versöhne du dich gern!
Er hat dir seine Stärke gezeigt als tapfrer Mann,
Die er zu manchem Werke in Treuen dir noch widmen kann.“

Und Dietrich sprach: „Viellieber, was du mir rätst, soll sein!“
Er schritt zum jungen Dietleib: „Wackrer Gesell, sei mein!“
Da sprach ohn Überlegen der Steiermärker Held:
„Dein bin ich allerwegen in treuer Freundschaft zugesellt!“

8.

Laurin, der Zwergenkönig, sprach zu den Fünfen nun:
„Da wir in Freundschaft leben, und Wehr und Waffen ruhn,
Laßt nach dem rauhen Ringen bei Spiel und Gasterein
Die Zeit uns froh verbringen; in meinen Berg lad ich euch ein!

Mein Palast ist mit edeln Metallen ausgeziert,
Die Tischlein sind mit Goldschmelz und Schildpatt inkrustiert.
Springbrunnen gießen schäumend süßen und herben Wein,
Da mag ein Jahr euch schnelle wie kaum ein Tag verronnen sein.

Schwellende, weiche Kissen laden zu guter Rast,
Es sind die Fensterbogen in Alabaster gefaßt;
Der Estrich ist in Marmor buntfarbig ausgelegt,
Die Säulen sind von bronznen Blumengewinden reich umhegt.

Kurzweil und frohe Spiele erheitern Mann und Frau,
Tänzer und Gaukler bieten den Augen lustge Schau.
An lockenden Tafelfreuden tritt niemals Mangel ein,
Da wird ein Jahr euch schneller, als sonst ein Tag vergangen sein.

Drum kommt mit mir zum Berge, zu Saitenspiel und Sang,
Es dienet mein Gezwerge den Degen wohl zu Dank.

Wer kann mit Worten sagen, wie wonnig dort alles zu schaun?
Ihr sollt es selber kosten, wollt ihr mir ohne Scheu vertraun!"

Da nahmen die vier Fürsten den Hildebrand beiseit:
„Nun rate uns, weiser Meister, ob es zum Heil gedeiht,
Wenn wir dem Zwerge folgen?" Da sprach Held Hildebrand:
„Wie ich zum Heil euch rate, wollt Gott, es wäre mir bekannt!

Doch würde man uns rügen mit Recht als furchtsam und feig,
Wenn wir Bedenken trügen, zu folgen in sein Reich."
Herr Dietrich sprach von Berne: „Kein Leid läßt uns geschehn,
Der uns das Dasein gegeben — das Abenteuer muß ich bestehn!"

Drauf Biterolfs Sohn, Jung-Dietleib: „Ich muß zum Berge ziehn,
Ich kann es nicht versagen dem kleinen Schwager Laurin!"
Und Wolfhard rief, der kühne, des Hildebrands Schwestersohn:
„Die Wunder zu betrachten im Berge, lockt mich lange schon!"

Nur Wittich brummt verstohlen: „Ich trau dem Däumling nicht,
Mag ihn der Teufel holen, es ist ein falscher Wicht."
Drauf Hildebrand das Wort nahm: „So höre, Zwerg Laurin,
Hältst du Vertraun und Treue, so wollen wir zum Berge ziehn!"

Da sprach Laurin beteuernd: „Ihr könnt mir fest vertraun,
Solang mich labt das Leben, sollt ihr nur treu mich schaun.
Ihr sollt die Wunder kosten in Zwerg Laurins Palast,
Die Waffen sollen rosten nach Strauß und Streit in Ruh und Rast!"

Wie sprangen in den Sattel die Kämpen kühn und wert,
König Laurin voranritt auf seinem kleinen Pferd.
Die Helden waren fröhlich, nur Wittich war es leid,
Er ritt als Letzter zögernd, als ging die Fahrt zu neuem Streit.

Als sie nun wahrgenommen des Berges waldig Joch,
Wähnten sie hinzukommen am selben Tage noch;
Doch mußten sie noch reiten hindurch die ganze Nacht,
Eh sie am frühen Morgen auf grünem Anger Rast gemacht.

Sie pflöckten an die Rosse auf sammetweichem Rain,
Da stand in Duft und Wonnen manch seltnes Blümelein.
Aus tausend Vogelkehlen scholl Singsang wunderlieb,
Und zahmes Waldgetiere zutraulich seine Spiele trieb.

Unter einer Linde gewölbtem Schattendach
Saßen die Recken nieder, und der Berner sprach:
„Lügen meine Augen, die solche Wunder sehn?
Sind wir im Paradiese? hier muß wohl aller Gram vergehn.“

Held Wolfhard sprach: „Wir bringen nach Hause seltne Mär
Von all den Wunderdingen; hier sandte Gott uns her!“
Doch ernst begann zu warnen, des Weisheit oft erprobt:
„Laßt euch nicht Trug umgarnen — den Tag man erst am Abend lobt.“

Wittich riet: „Laßt uns fliehen, wenn euch mein Rat behagt,
Eh um den frohen Anfang ein trüber Ausgang klagt.
Laurin ist voller Tücken, voll Hinterlist und Verrat,
Er will uns nur berücken, drum auf und flieht, eh Unheil naht!“

„Laßt alle Sorgen fahren!“ rief munter der kleine Held,
„Laßt es euch wohlbehagen hier auf dem grünen Feld.
Windet duftende Kränze, bindet die flüchtige Zeit,
Schlinget fröhliche Tänze mit mancher wangenroten Maid!

Doch alle diese Freuden, die hier im Freien sind,
Gegen die Freuden im Berge sind sie Wahn und Wind.
Frisch auf darum, ihr Wackern, folgt mir und zieht bergein,
All meiner Lust und Wonne sollt ihr nun auch teilhaftig sein!“

Sie ließen ihre Rosse weiden im grünen Klee,
Dietrich dachte: Ein Ende hat nun all unser Weh,
Und Freude winkt und Friede! — Doch dem nicht also war;
Weiß Gott, die wackern Degen, sie wurden aller Freuden bar!

Zweiter Teil.

9.

Laurin stand mit den Fünfen bald vor des Berges Tür,
Da traten wunderholder Jungfrauen zwölf herfür,
So lieblich anzuschauen wie Sterne der Sommernacht,
Sie neigten sich vor den Helden, daß manchem das Herz vor Liebe lacht.

Und als sie eingetreten, ins Schloß die Pforte fiel,
„Gott steh uns bei!“ sprach Wittich, „jetzt ists kein Kinderspiel.

Jetzt soll der Satan wissen, wohin des Wegs, woher?
Den Ausgang durch die Felsen, den finden wir wohl nimmermehr.

Wär draußen ich geblieben, der Zwerg betröge mich nicht,
Durch wieviel Gänge führt uns der hinterlistige Wicht?“
Laurin sprach: „Wohlgeborgen, Herr Wittich, seid ihr hier,
Was macht ihr euch für Sorgen? kein Leid begegnet euch von mir!“

Hold wurden sie empfangen von einer Ritterschar,
Die kostbarlich gekleidet in Samt und Seide war.
Die blanken Helme blitzten von Zierat überreich,
Der Hofstaat eines Kaisers war arm mit diesem im Vergleich.

Von Säule zu Säule wanden sich Schnüre von Edelgestein,
Die blitzten in allen Farben und gaben funkelnden Schein.
Perlen und Korallen, Bernstein und Opal,
Schillernde Muschelgehäuse zierten Decke und Wand im Saal.

Von elfenbeinerner Harfen silbernen Saiten klang
Ein wunderlieblich Tönen, so zart wie Elfengesang.
Wie sonst durch Fensterbogen der Himmel blaut herein,
So flutete hier und flammte ein künstlich-goldner magischer Schein.

Üppige Blumenbeete veratmeten süßen Duft,
Plätschernde Brunnen rauschten und kühlten erfrischend die Luft.
Unsichtbar aus Nischen scholl Vogelsang hervor —
So wurden ergötzt die Sinne, das Auge berauscht und trunken das Ohr.

Geschnitzt aus Marmor luden die Bänke zu guter Rast,
Mit Onyx und Schildpatt waren die Lehnen eingefaßt.
Die Tische deckten zarte Gespinste blütenweiß,
In Schalen, silbern und golden, prangten und dufteten Trank und Speis.

Es wimmelte von Zwergen, von Männlein und Jungfräulein,
Die mühten sich, gefällig und dienstlich den Herrn zu sein;
Sie reichten Schalen, Becher, sie rückten Stuhl und Bank,
Sie waren sehr beflissen, die Helden wußtens ihnen Dank.

Sie setzten sich zum Mahle; aus Erz war das Gestühl,
Viel purpurseidne Kissen dienten ihnen zum Pfühl.
Es luden leckre Gerichte verwöhntere Gaumen ein,
Holdselige Mädchen kredenzten trefflichen Met und schäumenden Wein.

Dazu erschollen Geigen und Flöten lockend zum Tanz,
Anmutig schritt den Reigen von Damen ein lieblicher Kranz.
Auch Gaukler trieben Künste und Kurzweil aller Art,
Daß unsern fünf Gesellen nicht Zeit noch Weile lange ward.

Nach aufgehobenem Male versuchten ihre Kraft
Die Helden; nach der Scheibe warf man den Lanzenschaft.
Auch Reiten, Speerebrechen, Steinschleudern nach dem Ziel,
Buhurdieren und Stechen- die Herrn ergötzte Spiel auf Spiel:

Da sprach der Vogt von Berne: „Wohl nimmer auf der Welt
Hat mich ein Schloß geherbergt, darin mirs baß gefällt.
Laurin, nun laß uns hören ein Lied aus alter Zeit
Von Helden lobebären, von großer Kühnheit, Kampf und Streit!"

Hertraten gleich zwei Spielleut, die sangen voller Kunst
Von rauhen Mannes Minne, von zarter Frauen Gunst;
Von Freuden, Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mochte man Wunder hören sagen.

Die Helden lauschten schweigend, da ballte manchem sich
Die Hand wohl um den Schwertgriff vor Wonne ritterlich.
Der edle Berner fühlte sich alles Leid vergehn,
Wer konnte auch wohl besser solch alten Heldensang verstehn?

10.

Da trat gleich einer Sonne die Königin Kunhild
Herein zum hohen Saale, das edle Frauenbild.
Zwölf Jungfraun holder Schönheit umgaben die blühende Maid,
Doch alle überstrahlte Kunhildens Anmut und Herrlichkeit.

Von köstlich-feiner Seide rauschte ihr Gewand,
Drauf lag das beste Geschmeide, das man auf Erden fand.
Auf ihrem Haupte trug sie eine Krone von rotem Gold,
Dafür gewiß manch König sein ganzes Reich hingeben wollt.

Ein Mantel in schweren Falten von ihrer Schulter hing,
Drum glitzernd eine Reihe von hundert Opalen ging.
Sie schritt in goldnen Schuhen, sie raffte mit weißer Hand
Das Purpurkleid und zeigte den kleinsten Fuß im ganzen Land.

Doch heller als Gold und Gemmen, als Silber und edles Gestein
Glänzte ihrer Augen holdseliger Himmelsschein.

Sie wiegte sich auf Hüften rundlich und wohlgestalt,
Ihr Haar umfloß ein Düften von Blumen und Balsam mannigfalt.

Die Lippen blühten wie Rosen, schneeweiß der Nacken war,
Zart wie ein Pfirsich die Wange, wie gold-gesponnen das Haar.
Die Gäste grüßte huldreich die edle Königin,
Dann sprach sie zu Herrn Dietrich mit mildem tugendlichen Sinn:

„Willkommen, Herr Dietrich von Berne, untadlig und hochberühmt,
Von dir hab ich vernommen, wie Rittern Tugend ziemt.
Du hast dein Schwert gewetzet, wenns Hilfe galt und Ruhm,
Hast Ehre nie verletzet, du bist die Zier vom Rittertum."

Es dankte der Vogt von Berne der Königin Kunhild;
Und auch die andern Recken empfing sie lieb und mild.
An Dietleibs Halse hing sie, schloß fest ihn an die Brust,
Umarmte den Bruder innig und küßte ihn in Schmerz und Lust.

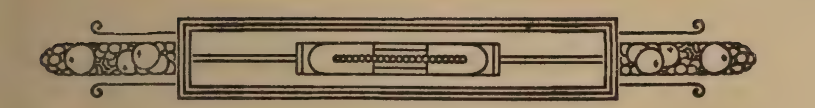
Er sprach: „Vielliebe Schwester, warum doch weinst du so?
Wirst bei Laurin im Berge du nicht des Lebens froh?
Sehnst du dich fort vom Zwerge, Kunhild, du holde Magd?
Wird deine ferne Heimat von dir im Trennungsschmerz beklagt?"

Sie sprach: „Viellieber Bruder, bei Gottes Herrlichkeit,
Mich drückt nicht Not noch Mangel, und hold verrinnt die Zeit.
Was nur mein Herz begehret, dein Aug bezeugt es dir,
Wird zehnfach gleich gewähret — und doch fehlt dran die Freude mir.

All Prunk und Pracht im Berge, mir ist sie eitel Spott,
Laurin und seine Zwerge, sie glauben nicht an Gott!"
Da sprach Dietleib: „O Schwester, ich setz mein Leben dran,
Von hier dich zu entführen; dich freiet gern ein beßrer Mann!"—

(Schluß folgt.)





Der Hirt vom Abendrothügel.

Von R. Fabri de Fabris.

Vor grauen Zeiten lebte in einem Tal der Wälder, die viele hundert Meilen von hier gen Mitternacht sich hinziehen, eine Witwe. Ihre einzige Habe waren ein paar Schafe und der kleine Krautgarten hinter der Hütte. Die Schafe weideten auf den Triften am Waldhang.

Nun geschah es an einem Tag von allen Tagen, daß das jüngste Schaf abends nicht mit den andern zur Hürde zurückkehrte. Es war zur grünen Lenzzeit. Der Wald stand im Schneeglanz der wilden Kirschblüte, und Buchen und Birken trugen ihr grüngoldenes Osterkleid. Verlockend kam der Duft von Lenzblumen und jungem Laub aus den Waldgründen. „Das mag mein kleines Schaf wohl angezogen haben, daß es sich von den Brüdern entfernt und nicht mehr heimgefunden hat", dachte die Frau.

Aber sie war im tiefsten Herzen betrübt, ging in den wilden Wald und rief unaufhörlich den Namen des verlorenen Lieblings.

Doch alles blieb still. Nur die Stimme des Windes sang in den Wipfeln der Waldbäume. Da ging die Frau traurig heim. In der Nacht konnte sie nicht schlafen, und sie betete zu Gott, daß sie ihr Schäflein wiederfinden möge.

Am andern Tage suchte sie es in einer andern Gegend des wilden Waldes, ebenso am dritten und vierten und so immer fort; aber umsonst — es war keine Spur von ihm zu finden.

Am siebenten Tag war sie zum Fuße des Abendrothügels gekommen. Der war höher als alle andern Hügel ringsum, und wenn man oben auf dem Gipfel stand, konnte man über die Höhen des wilden Waldes sehen wie über die Wogen einer weiten See. Und man konnte abends die hohe Sonne weit in der Ferne hinter einer grauen Wand hinabsinken sehen. Die graue Wand aber war das Meer, das um die Erde geht. Und wie die Frau vor diesem Hügel stand, achtete sie nicht mehr ihrer großen Müdigkeit. Sie schritt durch Dickicht und Dorn und fürchtete nicht das glatte Gewürm, das züngelnd in den Felsspalten lag, noch den tückischen Wolf, der hungrig im Dickicht strich. Sie dachte nur immerfort:

„Vielleicht finde ich oben mein kleines Schaf, vielleicht finde ich es!“ ...

Als sie oben ankam, war da eine große grüne Lichtung, und der Boden war bedeckt mit tausend und tausend roten Blumen. Die sahen alle aus wie Blutstropfen.

Von dem entgegengesetzten Ende der Lichtung kam ein Mann dahergeschritten. Der trug ein langes, ganz weißes Gewand, wie die Leute jener Gegend es nicht zu tragen pflegten. Sein Haar fiel dicht auf die Schultern; um die Stirne trug er einen Königsreif. Aber der war dunkel und seltsam, wie aus grobem Dorngeflecht. In der einen Hand trug der Wanderer einen langen Stab, mit der andern hielt er ein Lamm auf seiner Schulter fest. Da erkannte die Frau sogleich ihr verlorenes Schaf. An dem schwarzen Stirnflecken erkannte sie es.

Und sie lief mit ausgestreckten Händen auf den Fremden zu, und ihre Stimme zitterte vor Leid und Freude, wie sie den Namen ihres Lieblings rief. Der Fremde aber kam eilends näher.

Da bemerkte die Frau, daß der Saum seines Gewandes gerötet war wie von Blut, und daß seine Füße zerrissen und wund waren. Er blickte die Frau an, und in seinen Augen war solch große Güte und Treue, wie sie niemals in eines Menschen Antlitz geschrieben steht. Aber die Frau mußte geblendet ihre Augen niederschlagen: auf der Stirne des Wanderers war auf einmal ein Leuchten, wie wenn die Morgensonne auf ein frisches Schneefeld scheint.

In demselben Augenblick entwand sich das junge Schaf der Hand des Hirten und entlief ins Dickicht. Da sank die Frau in die Knie und jammerte laut. Aber der Fremde blickte sie noch einmal mitleidig an und eilte sofort dem Flüchtling nach. Und von dem Blick seiner Augen ward ihre Seele getröstet, und in Geduld ging sie nach Hause und wartete der Dinge, die sich erfüllen mußten.

Es verging die weiße Zeit des Lenzes; es kamen die goldenen Tage des Sommers.

Da trieb die Sehnsucht die Frau eines Tages wieder auf den Abendrothügel. Wieder stand sie eine Weile allein. Es war totenstill. Kein Vogel sang; selbst die Stimme des Windes schwieg in den Wipfeln der Waldbäume. Fern am Himmel, über der See der grünen Wälder stand die Wand des Meeres, und darüber war das blutrote Leuchten der Abendsonne.

Da nahten Schritte aus dem Dickicht, und wieder kam der

fremde Wandersmann mit dem Schäflein. Aber wie er fast vor der Frau stand, entwand es sich ihm wie zum erstenmal und verschwand im finstern Walde. Der Fremde eilte sogleich hinter ihm her, und traurig ging die Frau nach Hause.

Als die goldene Zeit des Sommers vorübergerauscht war und die roten Tage des Herbstes gekommen waren, stieg die Frau zum drittenmal auf den Abendrothügel. Diesmal war der Fremde schon da. Aber er war allein. Seine Füße waren blutiger als vorher, und die Frau sah, daß auch unter dem seltsamen Königsreif auf seiner Stirne große Blutstropfen waren.

„Ich habe auf dich gewartet“, sagte er. Und der Frau war es, als habe sie den Klang dieser Stimme von jung auf gekannt, und sie hörte sie doch heute zum erstenmal.

Der Fremde nahm die Frau bei der Hand und führte sie durch das Dickicht der Wälder, bergauf und talab. Und während sie gingen, sah die Frau, daß sich die Spitzen des Grases nicht bogen unter des Wanderers Tritten, und daß seine hohe Gestalt keinen Schatten warf im Licht der Abendsonne.

Der Frau schien es, als seien sie noch keine hundert Schritte gegangen, da lag das Meer vor ihnen. Jetzt faßte der Fremde ihre Hand fester, und sie setzten ihre Füße auf das wallende Wasser und schritten so sicher dahin wie über das Moos des Waldbodens.

Und wieder nach hundert Schritten hörte das Meer auf, und sie sahen ein fremdes Land vor sich liegen mit grünen Ebenen und silbernen Strömen, mit blumigen Tälern und blauen Bergen. Hohe Bäume, welche die Frau nie zuvor gesehen hatte, hielten ihre Wipfel wie funkelnde Kronen in das Himmelsblau; tausendstimmig sangen die Vögel, und zarter Blumenduft war in der Luft.

„Blicke dorthin!“ sagte der Fremde und wies mit der Hand in ein blühendes Tal. Da sah die Frau ihr kleines Schaf bei einer Herde fremder Tiere, die sie nicht kannte. Und das Schäflein ließ traurig den Kopf hängen; denn die fremden Tiere bedrängten es und taten ihm Leides an.

Da sank die Frau auf die Knie und bat: „Herr, hilf ihm!“

„Noch ist sein Tag nicht gekommen“, sagte der Fremde.

Da blickte die Frau den Fremden voll Vertrauen an und ergriff seine Hand und küßte sie. Er aber führte sie zurück aus dem fremden Land, über das graue Meer und durch die Finsternis der rauschenden Wälder bis zur Stille des Abendrothügels. Dann war er verschwunden.

Die Frau aber ging getröstet in ihre Hütte zurück.

Nun fielen die roten Blätter von den Bäumen, und es kam die dunkle Zeit des Winters.

Die Frau konnte nun nicht mehr auf den Abendrothügel steigen; denn ein tiefer Schnee hatte alle Wege und Stege zugedeckt.

Sie saß eines Abends am Spinnrocken vor dem Feuer in ihrer Hütte und gedachte des fremden Wanderers und ihres verlorenen Schäfleins. Und ein tiefes Sehnen war in ihrem Herzen.

Da hörte sie plötzlich ein Scharren und Schnuppern an ihrer Türe, und wie sie öffnete, stand das verlorene Tierlein da und sprang liebkosend an ihr hinauf. Da nahm sie es in ihre Arme und dankte Gott unter Freudentränen.

In ihrem Herzen aber blieb die Sehnsucht nach dem Hirten vom Abendrothügel ihr Leben lang.



Neig dich zu mir!

Herr, Flittergold nur ist's, womit die Menge
Prunk- und geräuschvoll sich die Tage ziert:
Ich hab's gesehn und heißes, tiefes Sehnen
Hat wieder mich in dein Gezelt geführt.

Neig dich zu mir und sprich zu meinem Herzen,
Das Wahrheit sucht und ohne Frieden ist,
Denn du allein füllst seine dunkeln Tiefen
Und stillst den Durst, der du die Liebe bist!

Marie Waldhart.





Literarische Umschau.

Von Richard v. Kralik.

Zwölftes Stück.

Mit voller Befriedigung nehme ich Kenntnis von der Erörterung Karl Muths über „Gral und Gralbündler“ im Februarheft 1908 „Hochlands“. Diese Befriedigung bezieht sich sowohl darauf, daß „Hochland“ nun allmählich unserer Sache die ihr gebührende Aufmerksamkeit schenkt, als auch auf die Art der Polemik, die durch verzweifelte Mittel die Schwäche ihres Standpunkts eingesteht. Der Kritiker geht nämlich gar nicht auf die Sache ein, er fühlt „kein Bedürfnis“ einer prinzipiellen Kontroverse (S. 610), er beschränkt sich auf den Versuch, vermeintliche Widersprüche in unserm Programm nachzuweisen. Zu diesem Zweck reißt er mit großer Gewandtheit eine Anzahl von Stellen aus Aufsätzen und Gedichten heraus, wirbelt sie durcheinander und versteht es in der Tat, eine kunstvolle Konfusion anzurichten. Daß man bei einer solchen Methode in jedes Buch, in jedes System, selbst in die Bibel, Widersprüche tragen kann, ist eine altbekannte Sache. Nichts wäre leichter, als aus Muths Schriften und aus „Hochland“, dessen Mitarbeiter nicht einmal in der Negation ganz einig sind, ein gleiches und noch effektvolleres Musterbild unentwirrbarer Konfusion herauszukünsteln. Übrigens sind noch dazu die meisten der von Muth angeführten Zitate beinahe unkotrollierbar, da er nur selten den Autor, fast nie die Stelle angibt, wo sie sich befinden.

Wie sehr durch diese Art der Referent die kritisierte Meinung oft in ihr gerades Gegenteil verwandelt, will ich gleich an einem dieser Zitate zeigen. Muth zitiert S. 605 aus dem „jüngsten Gralheft“ (es ist das Dezemberheft 1907 gemeint) eine Stelle: „Niemand hetzt gegen das „Hochland“, niemand verdächtigt es, niemand denunziert es.“ Dies Zitat entstammt ungefähr einem Aufsatz von mir, es ist zu finden S. 124 jenes Hefts. Aber es besagt im Original etwas ganz anderes, als der Leser von Muths Referat ahnen kann. Es besagt das gerade Gegenteil. Die Stelle heißt bei mir: „Niemand sonst hetzt denn auch gegen „Hochland“, niemand verdächtigt es, niemand denunziert es, niemand will, kann und wird es stürzen — — als etwa der eigene Sinn seines Leiters. Sein Sturz wäre aber ein Unglück“ usw. Das heißt also, „Hochlands“ Leiter ist selber

allein Schuld an der von ihm beklagten angeblichen Hetze, Verdächtigung, Denunziation, an etwaigem Sturz. Ich will Herrn Muth durch den Nachweis dieser Umdrehung des richtigen Sinnes durchaus nicht bewußte Fälschungsabsicht vorwerfen, es ist wohl nur — Konfusion, jene Konfusion, die er selber willkürlich hervorbringt, um so mit Leichtigkeit den Vorwurf der Konfusion bei andern zu erheben.

Karl Muth verschleiert weiters die Tatsache, daß bis zum Oktoberheft „Hochlands" 1907 noch immer die Möglichkeit bestanden hat, einen Ausgleich zwischen „Hochland" und „Gral" zu finden, und er konstruiert daraus einen angeblichen Widerspruch meines Verhaltens. Diesen Ausgleich hatte er durch manches freundliche Entgegenkommen bis dahin noch nicht ganz unmöglich gemacht, und meinerseits hat es auch nicht an Hoffnung und gutem Willen dazu gefehlt. Erst als er im Oktoberheft 1907 sich jenen beleidigenden Kampfartikel Mumbauers mit feindseligster Betonung angeeignet hatte, erfolgte meinerseits im Dezemberheft des „Gral" 1907 die Kenntnisnahme von dieser entscheidenden Wendung. Karl Muth weiß und sagt es selbst, daß ich ihn bis dahin gern als guten Freund geschätzt hätte.

Karl Muth glaubt, um Widersprüche beweisen zu können, einen Trumpf gegen mich auszuspielen, indem er eine Stelle aus einem Brief von mir an ihn abdruckt. Gewiß, es ist ein Trumpf, aber es ist *mein* Trumpf. Ich habe mit der vollen Absicht der Publizität damals sowohl an Muth wie an andere literarische Freunde ähnliche Erklärungen gerichtet, um damit der unsinnigen Meinung zu widersprechen, als ob der „Gral" meine Privatgründung sei, als ob ich zu Verlag und Redaktion des „Gral" in einem andern Verhältnis stünde als in dem der freiesten, ungebundensten Mitarbeiterschaft, als ob ich ein materielles oder kliquenhaftes Interesse am „Gral" hätte, als ob ich damit dem „Hochland", der „Gottesminne" usw. Konkurrenz machen, jene Zeitschriften bekämpfen wolle. Dies mußte ich sowohl in meinem Interesse wie in dem meiner Freunde aufs schärffte dementieren. Ich bin darum in der Sache Karl Muth dankbar, daß er dieser Erklärung nun die vollste von mir gewünschte Publizität gegeben hat. Ja, ich wiederhole diese Erklärung auch heute noch trotz der ganz veränderten Sachlage: „Hochland" nehme an Stelle eines irrigen Programms, oder besser gesagt, an Stelle seiner Programmlosigkeit ein richtiges Programm an, und ich werde mich nicht bedenken, dies Programm ebenso energisch, ja vielleicht mit noch mehr Eifer im Hochland darzulegen, als ich es bisher in meinen Büchern und zum Teil auch im „Gral" tat. Der „Gral" braucht mich nicht, der ist auf guten Wegen. Er hat ein festes Programm. Aber „Hochland" hat kein Programm. Ich habe das mit der größten Offenheit brieflich und mündlich Muth gegenüber geäußert. Ich habe

ihm geschrieben und ihm gesagt, daß „Hochland“ nur dann vollendet ist, wenn es das einzig mögliche Programm annimmt. Ja, gerade weil wirklich der Sturz „Hochlands“ ein Unglück wäre, wollte ich ihm meine Kraft anbieten. Das war keine Überhebung meinerseits, das war meine Pflicht, das war mein Recht nach alledem, was ich mir an Einsicht in dieser Sache erarbeitet habe. Und für dies Recht, meine so gewonnene Einsicht nach Kräften geltend zu machen, werde ich auch noch weiter konsequent eintreten. Der Rückgang „Hochlands“, die Einbuße des ihm früher geschenkten Vertrauens ist ja seit den Affären Fogazzaro und Schell und seit der Hartnäckigkeit, mit der Muth an seiner ärgerlichen Richtung festhält, kein Geheimnis. Aber ich will „Hochland“ erhalten wissen, es gehört mit zum Organismus unserer Literatur, wenn es nur gedeihlich und nicht schadenbringend gelenkt würde.

Bei dieser Gelegenheit ist aber wieder eine ähnliche Entstellung des wahren Sachverhalts zu berichtigen wie beim ersten Beispiel. Karl Muth motiviert die sonst gewiß nicht übliche und nicht ganz unbedenkliche Veröffentlichung herausgerissener, unkontrollierbarer Stellen aus geschäftlichen Briefen mit dem Vorgeben, ich hätte im letzten Dezemberheft des „Gral“ bereits aus diesem Redaktions-Briefwechsel „geplaudert“ (S. 609). Jeder Leser, der meine Darlegung nicht kennt oder nicht gegenwärtig hat oder nicht sogleich kontrolliert — und das werden von hundert Lesern gerade hundert sein — muß nun denken, ich hätte dort etwa vertrauliche Mitteilungen aus Briefen Karl Muths an mich, etwa Redaktionsgeheimnisse, in einer bedenklichen und nicht ganz honorigen Weise „ausgeplaudert“. Nun ist aber hier wieder etwas vollkommen Verschiedenes der Tatsächlichkeit entsprechend. Ich habe dort, auf Seite 124 nur erwähnt, daß ich selber einmal brieflich Karl Muth mit Napoleon verglichen habe. Nichts, gar nichts weiter.

Wo man also nur hinrührt, erweisen sich die Zitate Muths als unexakt, irreführend, die Wahrheit verschleiernd, konfusionierend. Man wird daher nach diesen Beispielen guttun, nur dann seinen Zitaten vollkommenes Vertrauen zu schenken, wenn man sie irgendwie kontrollieren kann. Das ist aber gerade bei Zitaten aus Briefen am wenigsten möglich. Daher gebietet der gute Ton und die Natur der Sache, daß man dergleichen Zitate mit der nötigen Vorsicht, d. h. ganz genau in dem Sinne gibt, den sie durch den Zusammenhang mit dem Ganzen erhalten. Es ist gewiß unbedenklich, zum Zweck der Feststellung eines Datums, einer biographischen Tatsache Privatbriefe zu benützen, aber zu polemischen Zwecken derlei zu mißbrauchen, dürfte nicht ganz dem Gebrauch entsprechend sein. Nach den Proben von Muths Art, Zitate wiederzugeben, wird man solche Zitate, die keine Kontrolle ermöglichen, Zitate, die nur aus einigen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Silben bestehen, selbst wenn sie in

diesen Fragmenten buchstabengetreu wären, doch nicht ohne den berechtigten Verdacht betrachten, daß hier eine „Konfusion“ vorliegt, die vielleicht nicht ganz der wirklichen Meinung entspricht, vielleicht sogar eher dem geraden Gegenteil. Bei der Konfusionslust von Muths Methode mag sogar für manche der Verdacht naheliegen, er habe vielleicht durch das Herausreißen und Unterstreichen jener Briefstelle, in der ich ihm meine Mithilfe anbot, bei manchem seiner Leser den Gedanken erregen wollen, als ob ich mich dadurch bereit erklärt hätte, eine andere Ansicht im „Hochland“ zu vertreten als meine eigene, die aus meinen sämtlichen Werken systematisch erhellt. Aber ich kann ihm doch diese abenteuerliche Absicht kaum zutrauen. Jedenfalls enthält mein Briefwechsel die entschiedenste Klarstellung meiner Meinung. Ich hätte gar nichts dagegen, wenn Muth diese meine ganze Korrespondenz einfach und rein abdrucken wollte. Er würde damit am besten seine Loyalität bezeugen. Ich autorisiere ihn dazu. Wenn er aber durch tendenziös gefärbte willkürliche Veröffentlichungen aus Geschäftsbriefen an ihn das allgemeine Zutrauen seiner Korrespondenten in seine unbedingte Verläßlichkeit zerstören will, so ist das seine Sache. Man wird sich dann gegen ihn mit den äußersten Vorsichtsmaßregeln panzern müssen, die sonst unter Männern unseres Standes nicht üblich sind.

Um meinen Briefwechsel mit Karl Muth zu verstehen und dessen Andeutung S. 609, ich hätte es nicht verstanden, mir einen Platz im „Hochland“ zu schaffen, muß ich noch etwas weiter ausholen.

Karl Muth ist ein selbstgemachter Mann. Das ist seine Stärke und seine Schwäche. Das hat ihn zu einem Spezialisten literarischer Geschäftspraxis gemacht, aber ihn auch stets gehindert, sich eine umfassendere literarische Bildung zu erwerben. Seine journalistische Tätigkeit ließ ihm dazu keine Zeit. Nur so ist die fast unglaubliche Dürftigkeit seiner Literaturkenntnis in den bekannten Broschüren zu erklären. Seine ganze Ästhetik beruhte auf der zufälligen Praxis des Redakteurs. Was ihm nicht die Redaktionskorrespondenz zubrachte und zubringt, ist für ihn einfach nicht da. In jenen Broschüren werden denn auch die großen literarischen Probleme der Zeit einzig vom Standpunkt des Familienblattredakteurs behandelt; Er verwechselt Nationalliteratur mit Belletristik. Dagegen habe ich mich gleich von Anfang an verwahrt.

Ich nahm es aber als ein gutes Zeichen an, daß Muth seinen Gesichtskreis erweitern wolle, als er schon im März 1902 mich zur Mitarbeiterschaft an der geplanten Sammlung von Heiligenleben einlud, obwohl ich damals schon als sein Antagonist galt. Es entspann sich daraus ein freundliches Verhältnis, und Muth trug kein Bedenken, meinen Namen ohne vorherige Befragung in die Mitarbeiterliste des neu geplanten „Hochland“ einzutragen, was er nachträglich in verbindlichster Weise rechtfertigte. Das Verhältnis wurde

ein noch erfreulicheres durch die Art, mit der mir Muth seine Skizze über mich persönlich übergab, und dabei selber die lückenhafte Kenntnis meiner Arbeiten eingestand. Muth war nämlich damals, bald nach der Geburt „Hochlands“, anfangs Dezember 1903 nach Wien zu mir gekommen, wo wir in tagelangen literarischen Gesprächen einander immer näher zu kommen schienen. Muth hat damals einen Beitrag von mir für „Hochland“ sogleich selber mitgenommen (ich hatte noch keinen geschickt), andere bestellte er und urgierte sie von München aus.

Warum kam es nun doch nicht zu einer dauernden Verständigung, sondern zu immer größerer Entfremdung? Ich glaube, es liegt in denselben Ursachen, die so viele andere seiner ehemaligen literarischen Freunde von Muth entfernt haben. Oder war es meine Schuld, daß ich nur einfach mit geduldigem Befremden zusah und wartete, daß ich nicht drängte, wie Muth einmal mir vorwarf. Sollte ich vielleicht ungestümer und huldigender um die Gunst des einflußreichen Organs und seines Vertreters werben? Das liegt nicht in meiner Natur.

Es lag mir durchaus ferne, mir, wie Muth behaupten will, einen Platz im „Hochland“ zu schaffen. Ich habe nie unaufgefordert einen Beitrag an „Hochland“ eingeschickt, ich habe nie auf den Abdruck eines dort lagernden Beitrags gedrungen, ich habe absichtlich niemals in München oder sonstwo Herrn Muth einen Besuch gemacht, um ja nicht in den Verdacht eines Gunstbewerbers zu kommen. Ich habe nur, wie gesagt, dann meine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit dokumentiert, wenn man mir vorwerfen wollte, daß ich „Hochland“ bekämpfe oder ihm Konkurrenz mache.

Erst als im Sommer 1906 die geplante Gründung des „Gral“ bekannt wurde, bekebten sich auf einmal wieder die Beziehungen. Muth setzte meinen Namen wieder auf den neuen Prospekt „Hochlands“. Aber er machte zugleich einen ungestümen Versuch, mich von der Gründung des „Grals“ oder von der Mitwirkung daran abzureden, er sprach in entschiedenster Weise die Befürchtung einer schädlichen Konkurrenz aus. Er begann also seinen Antagonismus gegen den „Gral“ schon vor dessen Erscheinen, ebenso wie, nebenbei erwähnt, unsere anderen ihm kongenialen Gegner. Damit widerlegen sich seine das Gegenteil verkündenden Bemerkungen auf S. 604.

Er kam wieder zu Winterbeginn 1906 zu mir nach Wien zu stundenlangen angeregten Debatten. Er kündigte mir an, daß nun endlich jener Aufsatz erscheinen werde, den er vor gerade drei Jahren aus meiner Wohnung mitgenommen und dessen Liegenbleiben ich mit stoischer Ruhe hingenommen hatte. Wieder hatte ich das täuschende Gefühl, durch persönliche Aussprache ihm bedeutend näher gekommen zu sein. Denn es ist nicht zu leugnen, Muth kann persönlich höchst liebenswürdig sein. Aber wieder erfolgte eine ganz andere Entwicklung.

Ich machte noch den letzten, den äußersten Versuch eines gütlichen Einvernehmens, als Muth, infolge einer redaktionellen Bemerkung Eicherts im „Gral“, auch gegen mich aufbrauste und mir ein von ihm bereits angenommenes Manuskript zurückschickte. Ich sandte es ihm wieder zurück, nicht etwa, um dessen Annahme zu erzwingen, was ich ausdrücklich betonte, sondern nur als symbolisches Zeugnis, daß ich die freundlichen Beziehungen von mir aus nicht abbrechen wolle. Darauf nun bezieht sich jener Brief, aus dessen Zusammenhang Muth einige Stellen herausgerissen hat. Mir mußte daran liegen, gegen Muths Behauptung, der „Gral“ sei mein Organ, zu remonstrieren. Dieser Brief war ein letzter energischer Versuch, Muth zur Abkehr von seinem falschen, für ihn und für „Hochland“ verderblichen Weg zu bestimmen. Ich fordere ihn nochmals auf, den ganzen Brief abzudrucken, denn jene Stelle kann nur im Zusammenhang des Ganzen ihr rechtes Licht bekommen.

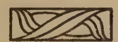
Karl Muth kündigt übrigens eine eigene Schrift über diese literarischen Probleme an. Möge er diesen Plan auch wirklich ausführen. Möge er darin eine umfassendere und tiefere Kenntnis jener Literatur bekunden, die er bisher nicht zulänglich behandelt hat. Er wird dabei noch genug Gelegenheit haben, auf vermeintliche Widersprüche zu stoßen.

Ich bin ein Gegner des „Modernismus“, halte mich aber für den modernsten Menschen. Ich bekämpfe den fortschrittlichen Katholizismus aus Liebe zum Fortschritt. Ich strebe für unsere Zeit eine Hochkultur im überschwenglichsten Sinn an, aber ich klage über die Barbarei der Zeit, die solches Bestreben fast unmöglich macht. Ich klage nicht über die Inferiorität der katholischen Kultur, wie Muth, wohl aber über die Inferiorität seines Standpunkts (vgl. damit die Vorwürfe auf S. 606). Ich halte die wahre Aufgabe „Hochlands“ für „fast identisch“ mit der meinigen, aber ich halte eben deshalb die Schuld „Hochlands“, diese Aufgabe nicht zu erfüllen, für um so größer (vgl. S. 609). Wer diese Unterscheidungen nicht begreift, der muß entweder selber die Begriffe konfundieren oder ein Interesse an der Konfusion haben.

Endlich möchte ich friedfertige Gemüter darüber beruhigen, daß all diese Erörterungen schließlich keine Zersplitterung unserer Kräfte bedeuten, sondern deren Bewährung. Die verschiedenen Auffassungen der verschiedenen Probleme dürfen nicht vertuscht, verschleiert werden, sie müssen sich aneinander klären. Nur aus immerwährendem Kampf ergibt sich fruchtbares Leben. Übrigens haben wir diesen Kampf, wie ich gezeigt habe, nicht hervorgerufen; wir haben ihn vorgefunden.

Auch möge man nicht mit Muth darüber klagen, daß wir Autoren dadurch von positiver Arbeit abgezogen würden. Wir schaffenden Autoren arbeiten wahrlich genug positiv. Wir geben Jahr für Jahr Buch für Buch heraus. Der „Gral“ sollte diese positiven Arbeiten

niemals ganz ersetzen, sondern er sollte sie nur begleiten, und das tut er auch. Aber wo in aller Welt ist denn auch nur eine einzige positive Leistung Muths, die seiner hochfahrenden Kritik und Polemik irgendeine Grundlage, einen Halt, eine Berechtigung geben könnte? Nicht einmal in seinem letzten langen Aufsatz ist auch nur ein positiver Gedanke, nichts als Negation und Nichtigkeit, gipfelnd in einem — Kalauer. Ich werfe ihm nicht vor, daß er unproduktiv ist, dafür kann er nicht, wohl aber werfe ich ihm vor, daß er sich über diese Schranken seiner sonst gewiß schätzenswerten Begabung überhebt.



Enzyklika und Literatur.

Wir haben schon wiederholt erklärt, daß wir von rein ästhetischen, rein literarhistorischen Voraussetzungen aus zu unserm Programm der religiösen, der kirchlichen Konsequenzen kommen, daß wir also nicht in dem Sinne, wie beschränkte Auffassung uns oft vorwirft, konfessionelle Literaturpolitik treiben. Aber nachdem die vorgeschrittensten, unabhängigsten Geister der Zeit einstimmig zu dem Resultat gekommen sind, daß ohne eine einheitliche Religion, die nicht in Konfessionen gespalten ist, keine nationale Hochkultur, keine klassische Literatur möglich ist, so haben wir die katholische Kirche in ihrer positivsteu Form und Wirksamkeit als die jener ersehnten Kulturblüte einzig adäquate Religion erkannt. Und da die Romantiker dasselbe auch schon vor uns erkannt haben, so nennen wir uns Fortsetzer der Romantiker, ohne die Phantastik, den Mystizismus, den Subjektivismus, die Willkür und andere romantische Krankheiten mitzumachen.

Dieser Standpunkt läßt uns ebenso folgerichtig die Strömungen innerhalb der Kirche abweisen, die gegen die positivste, autoritativste Auffassung der Kirche anzukämpfen suchen. Wir bekämpfen daher schon aus rein kulturellen, ästhetischen Gründen den „Modernismus“, den liberalen, den fortschrittlichen Katholizismus, aus denselben Gründen, aus denen die Romantiker die seichte Aufklärung, die Banalität, das Philistertum bekämpften. Wir verstehen es daher sehr gut, daß dieselben Kreise, die sich den neueren päpstlichen Enunziationen verständnislos, abwehrend, kritisch, bedauernd, absprechend gegenüberstellten, auch kein Verständnis für unseren rein ästhetischen Standpunkt haben. Denn alle Kultur ist eine Einheit. Wenn wir auch hier nicht Theologie treiben, so hängt

doch der richtige, der tiefe, der geniale, der korrekte Standpunkt in der Theologie notwendig und innig zusammen mit dem richtigen Standpunkt in der Kunst, in der Poesie, in der Literatur.

Es fällt daher nicht außerhalb des Rahmens der Literatur, wenn wir auch von der Enzyklika „Pascendi" vom 3. Sept. 1907 Kenntnis nehmen. Die Enzyklika ist ja gerade jetzt wieder durch verständnislose Angriffe aktueller geworden. Sie wird nach unserer Meinung aktuell bleiben solange es eine Kultur gibt. Denn nirgends ist das, was wahre Kultur von falscher scheidet, präziser ausgedrückt und formuliert als hier. Die Kämpfe, die Sokrates und Platon gegen die Sophisten auszukämpfen hatten, sind genau wieder unsere Kämpfe.

Aus diesem Grund geben wir eine kurze Übersicht über den Inhalt der Enzyklika, soweit er unsere Sache berührt. Diese Kundgebung über die falschen Lehren der „Modernisten" bringt uns vor allem die erwünschteste Bestätigung unseres Kulturprogramms, wie wir es hier im „Gral" gegenüber Abschwächungen und Beschränkungen vertreten.

Sie bestärkt uns in unserer Abweisung des Programms, das Mumbauer uns entgegenstellen wollte und jene, die ihm etwa nachfolgen.

Die Enzyklika wendet sich in der Einleitung gegen unheilige Worterneuerungen und Streitreden der fälschlich sogenannten Wissenschaft. Der Feind des Menschengeschlechts sorgte schon dafür, daß es niemals an Männern fehlte, die „Verkehrtes reden" (Apg. 20, 30), an „Schwätzern und Verführern" (Tit. 1, 10), an solchen, die „selbst irren und in Irrtum führen" (2 Tim. 3, 13). Laien und Priester, erfüllt von einer unechten Liebe zur Kirche, ohne solide philosophische und theologische Vorbildung, dagegen völlig im Banne von Anschauungen, wie sie die Kirchenfeinde verbreiten, werfen sich höchst unbescheiden zu Kirchenreformern auf. Ihre Wissenschaft hat sie in eine solche Geistesverfassung gebracht, daß sie keine Obrigkeit anerkennen, sich keine Beschränkung auferlegen lassen wollen; und im Vertrauen auf eine trügerische Gewissensüberzeugung schreiben sie der Liebe zur Wahrheit das zu, was in Wirklichkeit einzig ihrem Stolz und ihrer Halsstarrigkeit zuzuschreiben ist. Es ist ein schlauer Kunstgriff der Modernisten, ihre Lehren nicht systematisch geordnet, sondern gelegentlich einzustreuen.

Sie stellen das *religiöse Bewußtsein* als allgemeine Norm hin und rücken es mit der Offenbarung auf eine Stufe;

diesem religiösen Bewußtsein sollen sich alle fügen, auch die höchste Kirchengewalt.

Die Dogmen erklären sie als wandelbare Symbole, die erst dem religiösen Gefühl anzupassen sind.

Sie behaupten offen oder versteckt, daß alle Religionen wahr seien.

Sie trennen Glauben und Wissenschaft, als ob sie einander in keiner Hinsicht untergeordnet seien. Sie ordnen aber dadurch die religiöse Entwicklung der moralischen und intellektuellen unter. Denn der Mensch verträgt in sich selbst keine Zweiteilung.

Die Modernisten wollen die Religion ausschließlich zu einer Sache der Seele machen, daher alle äußere Zutat abschaffen, aber sie vergessen, daß die Religion doch nicht ausschließlich eine Sache der Seele ist, sondern noch mehr umfaßt.

Den modernen Schriftstellern und Darstellern bleibt nichts in der Kirche beständig, nichts unwandelbar. Diese Feinde der göttlichen Offenbarung erheben (wie schon Pius IX. von ihren Vorgängern sagte) den menschlichen Fortschritt mit den höchsten Lobsprüchen und möchten ihn in ganz verwegenem und frevelhaftem Beginnen auf die katholische Religion übertragen, als ob diese eine philosophische Erfindung wäre und durch menschliche Mittel vervollkommnet werden könnte. Dem gegenüber bestimmt das Vatikanum also den wahren Fortschritt: „Es wachse immerhin und schreite gewaltig und mächtig voran, sowohl der einzelnen als der Gesamtkirche Erkenntnis, Wissenschaft und Weisheit, nach den Graden der Altersstufen und Zeitalter, jedoch nur in ihrer Art, nämlich im Rahmen desselben Dogmas im selben Sinne und nach derselben Auffassung."

Unter den modernistischen Reformplänen ist besonders die Forderung bemerkenswert, die Kirchenregierung solle sich nicht in rein bürgerliche Angelegenheiten einmengen.

Der Modernismus ist eine Zusammenfassung aller Häresien. Er ist der Schritt vom Protestantismus zum Atheismus.

Seine Quellen sind Stolz, Neuerungssucht, Vergessen der Selbstverleugnung, vor allem aber Unwissenheit.

Die Modernisten verfehlen sich besonders durch Geringschätzung der apostolischen und kirchlichen Überlieferungen, sowie der Gebräuche und Einrichtungen der Kirche. Es gehört zu ihren Kunstgriffen, die Kirche der Feindschaft gegen Licht und Fortschritt zu beschuldigen.

„Daher, ehrwürdige Brüder, brauchen wir uns darüber nicht

zu verwundern, daß die Modernisten jene Katholiken, die mutig für die Kirche streiten, mit ihrem Haß und Neid verfolgen. Es gibt keine Art von Unbilden, mit denen sie diese nicht kränken: hauptsächlich aber werfen sie ihnen Unwissenheit und Hartnäckigkeit vor. Fürchten sie jedoch, durch die größere Gelehrsamkeit und Geisteskraft ihrer Gegner besiegt zu werden, dann suchen sie deren Einfluß durch Totschweigen zu brechen. Diese Handlungsweise den Katholiken gegenüber erscheint um so feindseliger, als sie zu gleicher Zeit jene, die ihnen zustimmen, unausgesetzt bis zum Himmel erheben. — Durch das Aufsehen, das sie sowohl mit ihrem Lobe als mit ihren Schmähungen machen, setzen sie die Geister der Jüngeren in Verwirrung und schüchtern sie derart ein, daß diese, die ja nicht gerne unwissend gescholten werden, sondern lieber als Weise gelten wollen, dem Drängen der eigenen Wissensgier und Hoffart nachgeben und sich dem Modernismus ganz und gar in die Arme werfen."

Zu den weiteren Kunstgriffen der Modernisten gehören gewisse andere Schriftstellertricks. Die ihnen gegenüberstehenden Worte des Papstes verdrehen sie so, als ob sie ihnen günstig seien und nur immer andere durch seine Maßregeln getroffen würden.

In den von ihnen besorgten Bücherverzeichnissen werden die Schriften der Modernisten wiederholt und unter großen Lobsprüchen ausgeboten. Kralik.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Gemalte Lyrik. Einen schönen Gedanken hat Dr. Hans Eibl jüngst in der „Literarischen Rundschau" Nr. 4 (Beilage zum Wiener „Vaterland") ausgesprochen. Am Ende einer kritischen Untersuchung über „die moderne Jesusdichtung" (Anthologie von Karl Röttger) faßt er sein Urteil in den Satz zusammen: (Diese Anthologie) „zeigt typisch den Unterschied zwischen Buchlyrik und für das Leben bebestimmter Poesie. Wer kann diese Lieder singen, vor welcher Zuhörerschaft kann man sie vortragen?" Dagegen findet er in der katholischen religiösen Lyrik die unmittelbare Wirkung oder Beziehung auf das Leben. Er sucht das nachzuweisen an Eicherts religiössozialer Lyrik, an Kraliks Festspieldichtung. Die in den Gedichten vieler katholischer Autoren enthaltenen Bilder seien nicht wie die religiöse Buchlyrik der Modernen darauf beschränkt, von einem engen Kreise genossen zu werden: Diese Bilder, die dem Schatze der großen, über

Zeit und Raum erhabenen Religion angehören, könnten Architekten, Maler und Bildhauern Stoff zu unsterblichen Werken geben, die von den Wänden der Gotteshäuser herab zu einer unbeschränkten Menge reden könnten. Als Beispiel führt er das im Dezemberheft des Gral veröffentlichte Weihnachtsgedicht von P. Gaudentius Koch an, dessen Bilderreichtum er mit wenigen Strichen in ein monumentales Bild- und Bauwerk umsetzt. Er schließt mit den Worten:

. . . „Man verurteile nicht dieses Spiel der Phantasie. Denn es ist die einzige würdige Aufgabe der Kritik, auf die Möglichkeit, ja Wirklichkeit einer großen Literatur und Kunst immer wieder hinzuweisen. Glauben wir erst selbst daran, dann werden auch andere daran glauben! Glauben aber wir und andere daran, dann wird sie auch einmal wirklich werden.“

In diesen letzteren Worten liegt zugleich die Widerlegung des von vielen und jüngst von K. Muth gegen das Gralprogramm erhobenen Einwurfes, wir hätten die Werke, die wir anstreben, noch nicht aufzuweisen. Der Kleinmut, der Zweifel, der Unglaube haben, so lange die Welt steht, noch nie etwas Großes geschaffen. Wer etwas für unmöglich hält, der erreicht es freilich sein Lebtag nicht.

Ist die schöne Literatur neutrales Feld? In der ersten diesjährigen Lieferung der „Hist.-pol. Blätter“, die zu einer glänzenden Huldigung für den Redakteur-Jubilar Dr. Binder ausgestaltet wurde, plaudert Prof. Dr. A. M. Weiß in hochinteressanter Weise über seinen Entwicklungsgang und seine inneren und äußeren Erlebnisse während der Konzilsära. Indem er dankbar der Förderung gedenkt, die ihm durch Dr. Binder geworden, führt er folgendes aus:

„Und noch eines lernte ich an ihm, was mir in der Folge von allergrößtem Nutzen wurde. Durch ihn wurde mein Blick mitten in all den theologischen Schlachten immer wieder auf die schöne Literatur hingerichtet. Dadurch bereitete er mich nicht als der letzte für eine Einsicht vor, deren Bedeutung mir immer mehr klar wurde. Die Literatur aller Zeiten und Völker als eine Hauptquelle für die Erforschung der geistigen und sittlichen Zustände aufzufassen, das war eine Errungenschaft, die mir daraus hervorging.

Damit lernte ich auch begreifen, daß die schöne Literatur unserer Tage eines der ersten Mittel ist, um den Geist der Zeit, um die sog. Bewegung der Ideen, um den Modernismus zu studieren. Mit Recht sagt Wilson, daß man den wahren Zustand der Dinge nicht erfassen kann, wenn man die schöne Literatur außer acht läßt. Die Philosophie predigt für einige wenige Auserwählte, die Theologie für etliche Hunderte, im günstigsten Falle für ein paar Tausende. Die Belletristik vertreibt die Ideen, die in den Laboratorien der Gelehrten ausgeheckt worden sind, in volkstümlicher Form durch Hunderttausende von Predigern, und um deren Kanzel scharen sich Mil-

lionen. Wer das nicht beachtet, der verzichtet auf das Verständnis der Lage.“ —

Sollte die schöne Literatur also wirklich als neutrales Feld zu bezeichnen sein, auf dem wohl die nationale, aber keineswegs die christliche, die katholische Fahne wehen darf? Wir meinen, diese wuchtigen Sätze eines Veteranen der Weltanschauungskämpfe der Gegenwart bedeuten ein unwiderlegliches Nein auf diese Frage. — Daß die schöne Literatur ihrem innersten Wesen entsprechend kein neutraler Boden, vielmehr recht eigentlich der Tummelplatz der Weltanschauungskämpfe ist, war die Kern- und Grundidee, von der unser Eichendorff bei seinen literaturgeschichtlichen Arbeiten ausgegangen ist. Dieselbe Idee galt den deutschen Katholiken in den hinter uns liegenden Jahrzehnten der kirchlich-religiösen Erhebung als eine Binsenwahrheit, als eine Selbstverständlichkeit. Mit vollem Bewußtsein, wenn auch nicht mit vollem Erfolge und oft unsicher tastend, führten sie den Emanzipationskampf auch auf literarischem Gebiete. Die deutschen Katholiken der sechziger, siebziger, achtziger Jahre hätten dem Gralprogramm als einem langersehnten, langgesuchten Ideal laut und einstimmig zugejubelt. Sollte es so unbedenklich sein, mit der Tradition einer großen Zeit radikal zu brechen? M.

Lyrische Überschwemmung. Über die nicht ganz erfreuliche Erscheinung, daß heute fast jeder Deutsche Verse macht, spricht Thassilo von Scheffer im „Literar. Echo (X, 9, „Lyrische Primitien“). Die Ursache dieser lyrischen Überschwemmung und zugleich auch der Verflachung der dichterischen Kraft sei die ungeheure Leichtigkeit, mit der heute äußerlich formvollendete Gedichte gemacht werden, die fast spielende Beherrschung einer gewissen Sprachtechnik. Die an sich berechtigte Steigerung der Anforderungen an die Sprache, an den Wohllaut, das Streben nach Originalität der Sprache, nach eigenem Schauen, selbstgeprüften Tönen — all das sei von den meisten ins äußerliche übertragen worden; man suchte sich originell zu gebärden, ohne es zu sein und erreichte das am leichtesten durch Anschluß an eine bestimmte Manier oder eine markante Strömung. Solche Anschmiegsamkeit bringe viele Lyriker um ihren kleinen persönlichen Ton. Zum echten Dichter gehöre auch heute wie immer neues Empfinden, eine eigene Stellung den Dingen der Welt und den Erlebnissen der Seele gegenüber.

Den ersten Sätzen Scheffers kann man unbedingt beistimmen. Die moderne Lyrik ist mit wenigen Ausnahmen derart auf den Formkultus gegründet, daß auch bei den begabteren Dichtern dieser Richtung nicht viel, wenigstens nichts Großes übrig bleibt, wenn man den Zauber der Form wegnimmt. Die Form, die Sprache, obgleich die souveräne Gewalt über sie auch nur dem Genie zuteil wird, ist doch etwas Äußerliches, bei entsprechendem Talent Erlernbares, so

daß auch der wenig Begabte sich viel davon aneignen, der Begabte aber gerade in der Form weit über seine wirkliche Begabung hinauswachsen kann. Da somit die moderne Lyrik gerade in einem Stücke brilliert, das durchaus nicht wie das Genie ganz natürliche Gabe und Veranlagung, sondern bis zu einem gewissen Grade erworbene Kunstfertigkeit ist, so ist die lyrische Überschwemmung ein ganz selbstverständliches, notwendiges Zeitereignis.

Dagegen können wir nicht jenem Satze beistimmen, der die Echtheit der lyrischen Kunst einzig von einer „eigenen Stellung den Dingen der Welt und den Erlebnissen der Seele gegenüber“ abhängig macht. Wenn das gilt, da kommen wir wieder zur Individualisierung der Kunst, zu jener ganz und ausschließlich nur persönlichen Lyrik, für die natürlicherweise, da sie ein ganz absonderliches, persönliches, oft krankhaft gesteigertes Empfindungsleben voraussetzt, das Volk in seiner Gesamtheit gar nicht empfänglich ist.

Literarischer Erfolg auf Umwegen. J. M. Schmidinger hat zum 100. Geburtstage unseres größten Volksschriftstellers in der „Allgemeinen Rundschau“ ein temperamentvoll geschriebenes Gedenkblatt veröffentlicht. Schmidinger beklagt es, daß man Alban Stolz im letzten Jahrzehnt habe zurücktreten lassen; schuld daran sei die auch ins katholische Lager eingedrungene Lehre von der Verwerflichkeit der Tendenz, von der Relationslosigkeit der Kunst. Und doch habe gerade die Tendenz, volkspädagogisch und apologetisch zu wirken, den großen Poeten, der keine Verszeile geschrieben hat, unsterblich gemacht. Auch die Überschätzung des Romans, der nahezu als einziger Maßstab und Befähigungsnachweis für literarisches Talent aufgestellt war, habe die pädagogisch gefärbte Jugend- und Volksschriftstellerei ins Hintertreffen gebracht. Glücklicherweise sei Alban Stolz' literarische Bedeutung festgelegt, weniger von Katholiken — etwa Eichendorff und Hettinger abgerechnet — als von Protestanten. Schmidinger führt für diese Behauptung Zeugnisse an und fährt fort: „Nun wird man auch bei uns Alban Stolz höher einschätzen? Wir wollen's hoffen. Freilich muß man erst drüben etwas gelten, bevor man bei uns für voll genommen wird. Ein klassisches Beispiel haben wir ja an Balde, der erst über Weimar durch Herder bei uns zur Geltung kam, aus neuester Zeit auch an Willmann, der erst etwas galt, als über Leipzig, Braunschweig und Berlin sein Ruf reflektierte.“ Wir könnten beifügen: auch an unserer Handel-Mazzetti; ihr „Meinrad Helmperger“, der an literarischer Bedeutung ihrem letzten Werke nur wenig nachsteht, machte im katholischen Lager so gut wie gar kein Aufsehen; auch als „Jesse und Maria“ im „Hochland“ erschienen war, wurden Stimmen der Ablehnung laut, u. a. einige recht gewichtige ans dem „modernen“ Lager heraus. Aber der falsche Schein, daß eine Katholikin einen protestantischen Tendenzroman geschrieben

habe, lenkte die Aufmerksamkeit nichtkatholischer Kritiker auf das Werk; sie lasen und waren erstaunt, entzückt, sie sprachen ihr Lob aus und — auf einmal war Handel-Mazzettis Ruf auch im eigenen Lager „gemacht“. Hg.



Kritische Gänge.

Enrica v. Handel-Mazzetti, Deutsches Recht u. a. Gedichte. Kempten und München, L. Köselsche Buchhandlung. 80 S. Preis geb. Mk. 3.—.

In unserer heutigen Literatur ist die Grenze zwischen den selbständig schaffenden und den reproduzierenden, nachempfindenden Geistern oft schwer erkennbar. Besonders die unsagbar fein und reich entwickelte Technik der Form und der Sprache in den Werken der Nachahmer, der Epigonen, scheint oft an die neuschaffende Sprachgewalt der schöpferischen Geister hinanzureichen. Und doch gibt es eine Grenze, über die der begabteste Epigone nicht hinauskommt. Artistentum und Gottesgnadentum sind durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander geschieden. Das eine ist reflektiertes, das andere ist durchaus eigenes Licht. Bei dem einen läßt sich Form und Gehalt meistens trennen, wie ein schönes Kleid vom Körper, für den es kunstvoll gewebt ist; bei den andern ist alles ein einziger Guß, oder besser gesagt, ein einziges Leben, wie Duft und Farbe der Blume von ihrem Wesen nicht zu trennen ist. Man spricht heut so viel von der „persönlichen Note“ in den Werken dieses oder jenes Dichters; sieht man aber näher hin, so ist das Persönliche zumeist nicht ein natürlich Gewordenes, sondern ein künstliches, Aufgepfropftes, ein Erlerntes, ein Erworbenes, ein Anempfundenes.

Wäre verblüffende Neuheit der Form oder des Stoffes, gesuchte Originalität, die immer zuerst nach dem „Nochniedagewesenen“ greift, wenn es auch weit außerhalb des Maßes echter Kunst liegt — wäre das schon „Persönlichkeit“, dann wäre kaum ein Anlaß vorhanden, diesen dünnen Gedichtband mit dem so gar nicht auffallenden Titel aus den betäubenden Sturzwellen der neueren lyrischen Produktion herauszuholen. Aber glücklicherweise hat der größere Teil des lyrischen Gewinsels perverser Weiber und größenwahnsinniger Dichterlinge mehr mit der Pathologie als mit der Ästhetik zu tun, ein Wisch mit dem eisernen Kehrbesen der Zeit, und das Zeug ist gewesen...

Ich spreche da von Lyrik. Und doch enthält das Büchlein nur ganz wenige Proben eigentlicher, aber allerpersönlichster Lyrik, und das ist — religiöse Lyrik, alles andere ist epische Lyrik, Ballade oder

Romanze. So mag das Wort des Literaturhistorikers R. M. Meyer größtenteils zu Recht bestehen, daß E. v. Handel-Mazzetti nur Epikerin, als solche lyrisch nicht persönlich und unmittelbar sei, sondern mittelbar durch die Gestalten, die sie reden lasse. R. M. Meyer, dem der Sinn für das Religiöse fehlt, hat also nicht herausgefunden, daß die religiösen Gedichte der Handel-Mazzetti reinste, unmittelbare Ergüsse ihrer tiefsten Persönlichkeit sind, nach meiner Meinung den schönsten geistlichen Liedern der Droste-Hülshoff ebenbürtig oder sie gar übertreffend.

Ich kann es mir nicht versagen, hier ein wenig abzuschweifen. Als nach dem Erscheinen von „Jesse und Maria" im katholischen Lager Zweifel an der korrekt katholischen Gesinnung der Autorin aufgetaucht waren — einzelne protestantische Blätter feierten das Werk als eine protestantische Tendenzdichtung —, da legte man ihr nahe, durch eine öffentliche Erklärung ihren Standpunkt festzulegen. Damals schrieb sie mir: „Ich halte es für eine der größten Unklugheiten, wenn ein Autor über sich zu reden anfängt; er ist doch immer Partei, er kann nicht objektiv bleiben ... Die beste Rechtfertigung ist es, ein neues, schöneres Werk zu schreiben, Gott gebe Kraft dazu!" Wir brauchen nun auf dieses Werk nicht mehr zu warten: das „Krippenlied", das Herz-Jesu-Lied („Ich will ein Loblied singen"), das „Jesulein auf dem Eselein", das „Steyrer Kindl" sind persönlichste Manifestationen eines tiefgläubigen Herzens, sie konnten nur aus katholischer Glaubensfreudigkeit hervorbrechen. Handel-Mazzetti ist unser. Diese Lieder sind ihr Bekenntnis.

Was mich an Handel-Mazzetti besonders fesselt, sind drei Dinge: Erstens ihre geniale Fähigkeit, vergangenes Leben wieder lebendig vor uns erstehen zu lassen. Sie hat jenen seherischen Blick bevorzugter Geister, der in die Weite, in die Ferne sieht, wie wir andern unsere Umgebung sehen. Zweitens ihre Gestaltungskraft, die uns unmittelbar in die Personen, in die Ereignisse hinein versetzt, als lebten wir mit und in ihnen; drittens ihre hinreißende Sprachgewalt. Die Sprache ist in ihrer Hand ein Zauberstab, der überall blühendes Leben hervorbringt. Alle diese Vorzüge finden sich mehr oder weniger ausgeprägt auch in ihren Gedichten. Im „Deutschen Recht" steht das Leben und Treiben vergangener Zeiten so anschaulich vor uns, als lebten wir mitten drinnen. Als ein Beispiel der Gestaltungskraft der Dichterin möchten wir z. B. die liebliche Kinderszene aus „Jesulein auf dem Eselein" bezeichnen; da lebt man doch alles mit! Den Sprachsinn und die Sprachgewalt der Dichterin ersehen wir am besten aus der feinen Art und Weise, wie sie den Rhythmus ihrer Gedichte den Bewegungen der Handlung anpaßt.

Mit dem fast wunderbaren Vermögen der Dichterin, sich in vergangene Zeiten, in die Volksseele, in ihre Gestalten so hineinzuleben, daß ihr eigenes Selbst darin ganz aufgeht, mag ein anderer

Vorzug ihrer Dichtungen zusammenhängen: die fühlbare Belebung der archaistischen Darstellungsweise. Die archaistischen Formen werden von minder begabten Dichtern nur als ein äußerer Schmuck, als ein Kostüm angewendet und modernen Gestalten und Gedanken übergehängt; bei Handel-Mazzetti ist die archaisierende Form kein bloßes Kostüm, sondern notwendige Lebensäußerung, darum klingt alles so echt und natürlich und lebensvoll. Ihr „Krippenlied“ ist offenbar eine Nachdichtung oder doch angeregt durch eine alte Dichtung. Aber ganz erfaßt vom Geiste dieser frommen Mystik dichtet sie ein so echtes und wahres, tiefstpersönliches Lied, daß es scheint, als hätte die dichtende Kraft der christlichen Volksseele seit Jahrhunderten her sich angesammelt und nun plötzlich den rechten Ausdruck gefunden.

Das „Deutsche Recht“ ist bekanntlich im „Gral“ zuerst erschienen und das verschaffte mir die Gelegenheit, einen Blick in die künstlerische Werkstatt der Verfasserin zu tun. Ich sah, daß Handel-Mazzetti zwei kostbare Gaben vereinigt, die nicht immer beisammen sind: das schier unbewußte, mit elementarer Gewalt aus den Tiefen der Persönlichkeit hervorbrechende Schaffen, das Erfassen und Hervorbringen eines innerlich geschauten Bildes im Zustande poetischer Ergriffenheit; und das nachfolgende, bewußte, nach festen künstlerischen Regeln unter dem Einflusse rastloser Selbstkritik erfolgte Ziselieren und Herausarbeiten des fertigen Bildes zu möglichster Vollkommenheit. Ich glaube, die Dichterin wird nie eine Vielschreiberin werden; ihr höchst empfindliches künstlerisches Gewissen wird nie einem ihrer Werke den Passierschein in die Öffentlichkeit ausstellen, das ihrem kritischen Auge noch ein Schönheitsfehlerchen zeigt. So schafft sie wenig, aber Großes. Und solche Dichter brauchen wir in unserer Welt der Vielschreiberei, der nach Brot und Erfolg hastenden Kunst, der philisterhaften Selbstzufriedenheit.

Franz Eichert.

Bücher-Anzeigen.

Dichter-Gärtlein. Eine Blumenlese aus katholischen Dichtern Österreichs von P. Georg Harrasser S. J. 96 S. Preis hübsch kart. 50 Heller, 100 Expl. Kr. 40.—. Verlag des Gralbundes, Klosterneuburg bei Wien, Burggasse 2.

Dieses Büchlein scheint mir geradezu vorbildlich zu sein für die beste Art und Weise, die katholischen Dichter im Volke, besonders bei der Jugend bekannt und populär zu machen. Betrachten wir zunächst das Äußere: der geringe Umfang, die nette Ausstattung, die trefflichen, gut reproduzierten Dichter-Porträts, der billige Preis — alles ist darauf berechnet und läßt hoffen, daß dieses Büchlein ins Volk dringe, namentlich in die Hände der studierenden Jugend komme, die ihren Hunger nach Poesie und Begeisterung zumeist nicht an den reinsten Quellen stillt. Darum sei die Verbreitung dieses Büchleins allen Vorstehern und Vorsteherinnen katholischer Lehr- und Erziehungsanstalten dringendst ans Herz gelegt. Es ist ja

vielfach ein Jammer, zu sehen und zu hören, wie wenig in manchen katholischen Anstalten die nächst der Religion wohl am meisten gemüt- und charakterbildenden Kräfte der wahren Poesie ausgenützt werden. Man sagt oft, es fehle an Hilfsmitteln, gut, hier ist ein vortreffliches Hilfsmittel: die bei aller Kürze und Knappheit doch erschöpfende Darlegung des Werdegangs der einzelnen Dichter bietet einen soliden literarhistorischen Unterbau, auf dem sich das charakteristische Bild jedes Dichters erhebt, gezeichnet durch vortrefflich ausgewählte, die Eigenart des Autors scharf hervorhebende Proben aus seinen Werken. Wenn der Herausgeber, wie zu erwarten steht, in gleicher Weise auch die katholischen Dichter Deutschlands behandeln wird, dann wird er für die katholische Literatur mehr geleistet haben, als mancher mundfertige, aber tatenarme Bekritler unserer Inferiorität.

F. Eichert.

Die Leute vom blauen Guckukshaus. Roman von Emil Ertl. 423 S. Leipzig, L. Staackmann. Preis Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Das ist ein liebenswürdiges, reifes und gesundes Buch, an dem auch ein katholischer Leser seine Freude haben könnte, wenn nicht an einer Stelle (S. 105—117) der Held der Erzählung über katholische Gebräuche, über den Religionsunterricht, über die Beichte vulgärliberale Anschauungen in einer Weise vorbrächte, daß tatsächlich bei den meisten Lesern die katholisch-kirchliche Frömmigkeit in Mißkredit kommen muß. Andererseits steckt in den lieben, prächtigen Leuten, die uns der Autor mit so ergreifender Lebendigkeit und Naturwahrheit vorführt, so viel fromme Weltweisheit, so viel religiöse Zuversicht und ein so gesunder, sittlicher Kern, daß einem das Buch doch wieder lieb wird. Und rein ist das ganze Buch, rein! Was sagt das alles in unserer dekadenten Zeit! Und mit welcher Kunst, aber auch mit welcher Liebe und mit welch überraschender Treue wird das gemütliche, ehrliche kleinbürgerliche Leben am alten „Brillantengrund“, dem Heim der einst so blühenden Wiener Seidenweberei, geschildert. Man muß diese Leute, deren Fröhlichkeit aus Gottesfurcht und frommer Sitte entspringt, liebgewinnen und mit ihnen die gute, alte, gemütliche Zeit, die uns der Dichter im Lichte sonnigster Behaglichkeit vorführt. Bei all dieser breitausgesponnenen Kleinmalerei fehlt es dem Buche doch nicht an der Kraft und Wucht gesunder Realistik, die sich stellenweise, so bei der Schilderung der kriegerischen Wirren und namentlich der Schlacht bei Aspern zu mächtiger Tragik erhebt. Aber nirgends fehlt es an der warmen Sonne des echten, gemütlichen Wiener Humors, der auch die Schwächen und Fehler dieser Menschen mit einem warmen Strahl vergoldet. Angesichts der sittlichen und religiösen Fäulnis, die sich in der heutigen Erzählungsliteratur breitmacht, können auch wir Katholiken an einem solchen Buche, obgleich es hie und da katholische Dinge im verzerrten Bilde darstellt, unsere Freude haben.

Das Tier. Roman von Hans Eschelbach. 303 S. Köln, Albert Ahn.

Rein äußerlich, in bezug auf die Kunst der Darstellung betrachtet, ist dieses Buch wohl eins der stärksten, vielleicht das stärkste des hochbegabten rheinischen Dichters. Aber doch — es muß offen herausgesagt werden — für Katholiken das am wenigsten erfreuliche! Eschelbach ist ein dankbarer Schüler jener Rufer im literarischen Streite geworden, die den katholischen Schriftstellern Befreiung von falscher Prüderie, die Wahl „moderner“ Stoffe, das mutige Zugreifen auch in den moralischen Zeitenschmutz hinein nicht genug ans Herz legen konnten. Und das muß man sagen, Eschelbach hat hier tüchtig zugegriffen! Manche Stellen könnten von Klara Viebig geschrieben sein. Allerdings, Eschelbachs Roman hat einen guten, edlen Kern: die Leiden eines unehelichen Kindes, das mit „gebundenem Geist“ durchs Leben geht, sein passiver Kampf gegen Lieblosigkeit und Schlechtigkeit und sein Sieg über die Meute durch eine edle Tat, die ihm das Leben kostet. Das ist sehr schön und ergreifend dargestellt; aber das Beiwerk, das Milieu, die Ranken stinkender

Sumpfpflanzen, die oft die Seele des Buches ganz ersticken, das alles überwuchert den guten Kern mit so viel Schlechtigkeit, Abscheulichkeit und moralischem Schmutz, daß man schließlich das Buch nur mit jenem Gefühl der Befreiung aus der Hand legt, das uns überkommt, wenn wir aus einem bösen Traum erwachen. Gewiß enthält der Roman einige tiefergreifende und psychologisch meisterhafte Szenen, die dem pädagogischen Scharf- und Tiefblick des Dichters der „beiden Merks“ alle Ehre machen. Dann kommen aber zwei Verführungsszenen, die mit voller Glut der Sinnlichkeit geschildert sind und erst gerade bei jenem äußersten Punkt Halt machen, der bisher auch in den modernsten Romanen noch nicht ganz überschritten worden ist. Schon durch die Einführung dieser beiden Szenen hat der Dichter alle Katholiken, die es noch ein wenig strenger mit dem göttlichen Gebote der Vermeidung des Ärgernisses, als mit wandelbaren Kunsttheorien nehmen, aus der Zahl seiner Leser ausgeschaltet. Zum mindesten muß man jüngere und für sinnliche Reize sehr empfängliche Leser vor dem Buch geradezu warnen. Neben diesen Szenen fällt die Schilderung des versimpelten, am meisten für seine Bohnenbeete besorgten Pfarrers, sowie die ebenfalls ziemlich stark gepfefferte nächtliche Promenadenszene bei der Tanzunterhaltung kaum ins Gewicht. Noch einmal: die realistische Schilderungs- und Charakterisierungskunst des Verfassers, sein ganzes starkes Können in allen Ehren! Zugegeben auch, daß es einen solchen Baron, ein solches naiv-sinnliches „Livvelingchen“, eine solche Wallonenstina, einen solchen Pastor und ein solches ganzes Nest von Unzucht, Egoismus und Lieblosigkeit wirklich geben kann; aber wir bleiben dabei, es kann nicht die Aufgabe des Dichters sein, uns vom Leben nur die trostlose Kehrseite, von unserer Erde nur den Schmutz, vom Himmel nur seinen Widerschein in einer Pfütze zu zeigen. — Wir wären mit dem Buche wohl nicht so scharf ins Gericht gegangen, wenn es nicht das Werk eines katholischen Autors wäre und wenn der Autor nicht ein so starker Könner wäre, der auf seinen Abwegen viele mit sich reißt. Und muß das so sein? Wie zart hat Paul Keller fast dasselbe Thema in seinem „Sohn der Hagar“ behandelt! Und schadet es dem Künstler Paul Keller, daß er in seinem Werke zwar das Leben, wie es ist, uns zeigt, aber nicht den Schleier von Dingen hebt, die der Schöpfer nicht den brutalen Augen der Öffentlichkeit aussetzen wollte?

Ich zwing's! Tiroler Roman von Hans Schrott-Fiechtl. 272 S. Köln, J. P. Bachem. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.40.

Es ist so einfach, die frischen Tiroler Bergbauerngeschichten von Schrott-Fiechtl zu besprechen. Er schlägt einem die kritische Feder aus der Hand mit seinem treuherzigen Blick, aus dem ein so warmes Herz für die Heimat guckt, mit seinem quellfrischen Naturton, mit seinem einfach-herzlichen Gehaben, das gradaus spricht: Erst bin ich Tiroler, erst bin ich Landwirt und Volksfreund, dann Dichter! Ja, wenn das so ist! Was willst du dann kritisieren? Natur ist alles. Echt ist alles. Schneid und Humor hat er auch. Überall rauscht aus seinen Geschichten der Hochwald, duften die Almblümerln, lachen die Diendln und juchezn die Buben. Aber in dem allen steckt doch etwas mehr als das in den Salons jetzt so beliebte Paradieren mit Nagelschuhen und Wadenstrümpfen, mit Mieder und Edelweißsträußl. Es steckt dahinter — der Tiroler Wanderlehrer. So einer wie der alte Trientl in dem Buch drin, aber er geht nicht selbst zu den Bauern, zu den Städtern, er schickt seine Bücher hin. Mit jedem Buch will er etwas sagen und seinen Tirolern helfen. Das sollte man freilich nicht verraten, denn die modernen Kritiker hassen nichts so sehr wie Absicht, Tendenz, einerlei, ob die Tendenz auch lauter Kraft, Güte und Wohltat ist. Aber der Fiechtl wird an der Anti-Tendenz-Kritik nicht sterben. Wir dürfen also wohl laut raten, was er mit seinem neuen Buche will. Ich glaube, er will zeigen, was der Bergbauer heute braucht, wenn er trotz der widrigen Zeitumstände vorankommen will: Persönlichkeit, Vertrauen auf die eigene Kraft, aufs eigene Denken und Arbeiten. „Ich zwing's halt nicht“ — das ist des Bauern Tod. „Ich zwing's — damit kommt er vorwärts. Freilich muß er wissen, was er will und

was er kann, wie der Held dieser Geschichte. Er muß sich selber kennen, wie Schrott-Fiechtl seine Tiroler kennt, Land und Leute. Und das ist eine Freud zu lesen, wie er die kennt. Wer die Freude haben will, greife zu dem neuen Buche. F. E.

Ars sacra. **Blätter heiliger Kunst.** I. Serie: „Vom Erlöser". Mit begleitenden Worten von Josef Bernhart. Josef Kösel, Kempten 1908.

Die großen Forschritte der Reproduktionsverfahren in der jetzigen Zeit erleichtern es immer mehr, die edelsten Werke religiöser Kunst in weiteren Kreisen zu verbreiten. Einzelne Blätter jedoch gehen leicht verloren, sie liegen in den Schubladen herum und werden nur selten in die Hand genommen. Anders wenn, wie hier, ein gemeinschaftlicher Grundgedanke, die Verherrlichung des Erlösers, sie zu einem Ganzen vereinigt, wenn in Form und Inhalt entsprechende Betrachtungen als Text beigegeben sind. Die Blätter sind derart eingerichtet, daß sie in der Reihenfolge das Leben, Leiden und den Triumph Jesu Christi schildern. Einige Kunstwerke, welche die Frucht des Erlösungswerkes, die ins Leben getretene katholische Kirche zum Gegenstand haben, folgen, so die Anbetung des Lammes von Van Eyk, die Disputa von Rafael. Die Lebens- und Sterbedaten der Künstler, deren Werke hier reproduziert sind, werden in einer eigenen Liste angeführt, die Richtung der Künstler, die Schule, aus der sie hervorgegangen sind, wird angegeben. So bietet das schöne Werk allen etwas: wer sich nur einfach erbauen will, der lese die schönen religiösen Betrachtungen und erfreue sich an der edlen Darstellung derselben durch die großen Künstler. Wer mehr die kunstgeschichtliche Seite ins Auge faßt, der findet hier eine Sammlung von Meisterwerken in guten Reproduktionen beisammen, an denen er seine Freude haben kann. Sorgfältig ausgewählt sind die Bilder auch in bezug auf die Klarheit und Deutlichkeit der Wiedergabe. Manches Meisterwerk der Farbe ist ja in der schwarz-weißen Reproduktion seines größten Reizes beraubt. Hingegen die alten Italiener, die alten Niederländer, die Nazarener, wie Führich bleiben auch in der Wiedergabe durch die Photographie ꝛc. immer vollkommen verständlich. Übrigens sind die Realisten unter den Malern nicht ausgeschlossen, doch bloß durch solche Bilder vertreten, welche in die Sammlung passen. S. G.

Verzeichnis der Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes.

[Die im Geleitwort zum 2. Jahrgang des „Gral" (s. Oktoberheft 1907) angekündigte Neu- und Ausgestaltung des kritischen Teils unserer Zeitschrift ist leider durch die plötzliche Erkrankung des Chefredakteurs bis zum Beginn des 2. Halbjahrs hinausgeschoben worden. Anfänglich lag es in unserem Plane, die möglichst vollständige Anzeige der belletristischen Neuerscheinungen den nur kritischen Organen zu überlassen und nur bedeutendere oder besonders charakteristische Werke in knapp charakterisierenden Besprechnungen unsern Lesern vorzuführen. Nun hat es sich aber herausgestellt, daß den Wünschen und Bedürfnissen vieler Leser, die neben dem „Gral" sich keine andere Literaturzeitschrift halten können, damit nicht gedient ist. Wir werden deshalb von nun an in jedem Hefte ein Verzeichnis der im Vormonate neu erschienenen oder zur Besprechung eingesendeten Werke der schönen Literatur bringen, und zwar sollen die Neuerscheinungen

der katholischen Literatur, soweit uns deren Anzeigen zugänglich sind, vollständig, von anderen Neuerscheinungen wenigstens die bedeutendsten — soweit sich das ohne eingehendere Prüfung beurteilen läßt — angezeigt werden. Aus dieser Bücherliste gedenkt die Redaktion dann jene Werke auszuwählen, die entweder eingehend besprochen (für solche Besprechungen wurde die Sparte: „Kritische Gänge" neu eingerichtet) oder wie bisher kurz angezeigt werden.]

Bis 20. Februar d. J. neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher:

(Die mit † versehenen stammen von katholischen Autoren bzw. Verlegern. — Die Preise sind in Mark angegeben. 1 Mark = Kronen 1.20. Die Aufnahme eines Werkes in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

† Commer, Klara, Bilder in Versen. Dichtungen. 2. verm. Aufl. VIII, 213 S. Wien, H. Hirsch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.80.

† Dichtergärtlein. Eine Blütenlese aus kath. Dichtern Österreichs. Von P. Georg Harrasser. 96 S. Verlag Gralbund, Kommission Styria, Graz. 50 Heller, 100 Expl. Kr. 40.—.

† Esser, Fritz, S. J. Ave Maria. Ein Marienleben. 2. Aufl. 166 S. Paderborn, J. Esser.

† Freiburger Gaudeamus. Taschenliederbuch für die deutsche Jugend von K. Reifert. XVI, 222 S. Freiburg, Herder. Geb. Mk. 1.20.

† Herbert, M., Aus unseren Tagen. Roman. Köln, J. P. Bachem. ca. Mk. 3.—. (Voranzeige.)

† Herbert, M., Vittoria Colonna. Ein Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance. (2. Band der Gralbücherei.) 146 S. Alber, Ravensburg. Mk. 3.—. (Gralabonnenten die Hälfte.)

† Jünger, Karl, Weißen Frauenhänden... Gedichte. 140 S. Wiesbaden, R. Bechtold & Co. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

† Koch, P. Gaudentius, Cap. (Ravensburg, F. Alber.) Bethlehem. 2. Aufl. 64 S. Mk. 1.—. Liebfrauenleben. 2. Aufl. 210 S. Mk. 2.—. Liebfrauenminne. 2. Aufl. 180 S. Mk. 1.80.

† Krane, Anna Freiin v., Magna peccatrix. Roman aus der Zeit Christi. Köln, J. P. Bachem. ca. Mk. 5.—. (Voranzeige.)

† Kranich, P. Timotheus, Fink und Nachtigall. Lieder aus dem Klosterfrieden. Alber, Ravensburg. Mk. 1.40, geb. Mk. 1.80.

† Kümmel, Konrad, Sonntagsstille. 1. und 2. Bändchen. Christmonat. 3. Aufl. 306 und 313 S. Freiburg i. B., Herder. Je Mk. 1.80, geb. Mk. 2.30.

† Leitgeb, Lorenz, C. S. S. R., G'spassige und b'sundere Leut. Charakterbilder a. d. Tiroler Volksleben. 255 S. Münster, W. Ostendorf. Mk. 1.50.

† Lißberg, Ida v., Aus klarem Quell. Gedanken und Lieder. 120 S. Graz, Styria. Mk. 1.40, geb. Mk. 2.20.

† Mayrhofer, Johannes, Im Abendstrahl. Gedichte. 106 S. Ravensburg, F. Alber. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—.

† Meinhold, J. W., Der getreue Ritter Sigismund Hager. Roman aus der Reformationszeit. (Neue Ausgabe.) VIII, 436 S. Wiebelskirchen, N. Kolportageverlag. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.20.

† Müller, Anton (Br. Willram), Heliotrop. Skizzen und Bilder aus Italien. 2. Aufl. 350 S. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung.

† Reh, Adolfine, Schlichte Weisen. Gedichte. 42 S. Wien, Austria, F. Doll. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.40.

† Schrott-Fiechtl, Hans, Ich zwing's. Tiroler Roman. 272 S. Köln, J. B. Bachem. Geb. Mk. 4.50.

† Schrott-Fiechtl, Hans, Aus'n Tiroler Landl. Tiroler Bergbauerng'schichteln. 163 S. Graz, Styria. Geb. Kr. 2.—.

† Sinkiewicz, Heinrich, Die Familie Polaniecki. Roman, deutsch von Klara Hillebrand. VI, 1068 S. Graz, Styria. Geb. Mk. 6.—.

† Seeburg, Franz v., Die Fugger und ihre Zeit. 5. Aufl. 731 S. Regensburg, F. Pustet. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

† Spee, P. Friedrich, S. J., Trutznachtigall. Hrsg. von A. Weinrich. XL, 428 S. Freiburg, Herder. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.80.

† Spillmann, Josef, S. J., Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. 12. Aufl. VIII, 319 S. Freiburg i. B., Herder. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.—.

† Stolz, Alban, Nachtgebet meines Lebens. Ergänzt von Dr. L. Schmitt. 2. Aufl. 281 S. Freiburg i. B., Herder.

† Volksbücherei. Graz, Styria. In Lieferungen à 20 Heller.
178—179. Buol, M., Aus Etschland und Inntal.
187—188. Brady, Der kleine Ingenieur.
189—193. Schrott-Fiechtl. Moderne Bergbauern.
194—196. Melati v., Jara, die Amerikanerin.
197—202. Kümmel, Konr., Der Schreinermax.

* * *

Avenarius, Ferd., Hausbuch deutscher Lyrik. 8. stark veränderte Aufl. (51.—60. Taus.) VIII, 378 S. München, G. D. W. Callwey. Geb. Mk. 3.50.

Benzmann, H., Deutschlands Lyrik: das Zeitalter der Romantik. XXVI, 624 S.

Diesterwegs deutsche Volksausgaben. 2. Bd.: Sallwürk, Moderne Lyrik. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. Geb. Mk. 2.—.

Ginzkey, F. K., Jakobus und die Frauen. Eine Jugend. 248 S. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Grazie, M. E. Delle, Schwäne am Land. Drama. 2. Aufl. IV, 110 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Hauptmann, Gerhard, Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel. 157 S. Berlin, S. Fischer. Mk. 3.—.

Hauptmann, Karl, Einhart der Lächler. Roman. 2 Bd. 311 und 247 S. Berlin, Marquardt & Ko. Mk. 7.—, geb. Mk. 10.—.

Huch, Ricarda, Gedichte. 2. vermehrte Aufl. X, 269 S. Leipzig, H. Haessel Verl. Mk. 4.—, geb. Mk. 6.—.

Kürnberger, Ferd., Dramen. 5 Bd. Geb. Mk. 2.60. — Novellen, 12 Bd. Geb. Mk. 3.—. Wien, Theod. Daberkow.

May, Karl, Reiseerzählungen. Neue illustr. Ausgabe in 300 Lief. à Mk. —.40 (à Bd. Mk. 5.—). Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld.

Münchhausen, Frh. Börries v., Das ritterliche Liederbuch. 2. vermehrte Aufl. 99 S. Berlin, F. A. Lattmann. Mk. 4.—.

Schmitt, Karl, Der moderne Roman. Ein Beitrag zur Lit.-Gesch. 276 S. Osnabrück, Pillmeyers Buchh.

Storck, Karl, Deutsche Literaturgeschichte. 3. verm. u. verb. Aufl. XII, 552 S. Stuttgart, Muthsche Verlagsh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil v., Gesammelte Werke. 7 Bde. 137, 134, 206, 144, 182, 197, 187 S. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandl. Mk. 10.—, geb. Mk. 15.—.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil v., Fern ragt ein Land. Auswahl a. d. Dichtungen. 151 S. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandl. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.—.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Th. S. in W. und andere. Um die auf 8 Hochlandseiten zusammengetragenen falschen Behauptungen, künstlich konstruierten Widersprüche usw. zu beleuchten und zu widerlegen, dazu würde der Raum eines halben Gralheftes nicht ausreichen. Ich werde a. a. Stelle beweisen: 1. daß die von Muth in unseren programmatischen Erklärungen angeblich gefundenen Widersprüche tatsächlich keine sind, sondern von Muth durch Weglassung ausschlaggebender Sätze, durch Zerreißung des Zusammenhanges und andere Künste vorgetäuscht worden sind; 2. daß die im „Gral" gegen gewisse Organe, zu denen sich „Hochland" selbst rechnet, erhobenen Anklagen auf Tatsachen beruhen; 3. daß Muth selbst nachweisbar unrichtige Behauptungen aufstellt. Also Geduld! F. E.

Herrn M. R. Sie meinen im „Elsässer", ich hätte bei meiner Frage: „Wo sind heute die Modernen des jungen Deutschland ꝛc." nicht an die Tatsache gedacht, daß auch Kralik einst mit den „Hypermodernen" in den „Dichtercharakteren", den „Berliner Monatsheften" ꝛc. gemeinsam gearbeitet hat? Gewiß denke ich daran, wie auch an die andere Tatsache, daß ich selbst vor vielen Jahren in literarischen Dingen fast denselben Standpunkt einnahm, den heute viele meiner jüngeren Gegner einnehmen. Sie scheinen meine Frage nicht richtig aufgefaßt zu haben. „Wo sind heute jene Modernen" — das soll doch nicht heißen: Sie sind nicht mehr auf der Welt, sondern: Sie sind heute eben nicht mehr „modern". Auch Kralik wäre es nicht mehr, wenn er bei ihnen stehen geblieben wäre. Er ist von einem vergänglichen Modernismus zum unvergänglichen Modernismus des katholischen Standpunktes fortgeschritten.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteur (für den kritischen Teil): Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. April 1908. | 7. Heft.

Laurin.

Ein Spielmannslied aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

Dem Mittelhochdeutschen frei nachgedichtet

von

Richard Zoozmann.

(Schluß.)

11.

Als nun der Tag sich neigte, ein strahlend Licht entstand
Aus hunderttausend Kerzen an Decke und an Wand.
Es ward von hohen Spiegeln der Glanz in farbiger Pracht
Verschönt zurückgeworfen und wundervoll vertausendfacht.

Aufs neue ward zu Tische gebeten die Heldenschar,
Wildbret bot man und Fische und edle Weine dar.
Von Silber waren die Schüsseln, die Kannen von Gold und Kristall,
Von Ebenholz die Tafeln, die Stühle von Elfenbein und Metall.

Es wimmelte von Zwerglein, von Männlein und Jungfräulein,
Die mühten sich gar eifrig, den Herren zu Dienst zu sein.
Sie füllten Schalen und Becher mit Speise und mit Trank,
Sie liefen und sie kamen — die Gäste wußtens ihnen Dank.

Ein Klingen und ein Singen von manchem Fiedelmann,
Ein Tanzen und ein Springen hub wieder fröhlich an.
Auch Künste aller Arten, Kurzweil und Gaukelspiel
Von listgewandten Gnomen den wackern Helden wohlgefiel.

Indessen trat zu Kunhilds Gemach Laurin herein,
Er sprach: „Vielteure Herrin, gar traurig muß ich sein.

Die rauhen Recken haben mir großes Leid getan,
Zerstört die goldnen Borten, zerstampft des Rosengartens Plan.

Sie haben die Rosse geweidet mit meinen Blümlein bunt,
Sie haben geknickt die Sträucher, getreten in den Grund.
Sie haben die Rosenblätter wie roten Schnee verstreut,
Dazu die Perlen und Steine — das schuf mir bitter Harm und Leid.

Ich hätte wohl gerochen die Tat, so freventlich,
Hätte mir nicht zerbrochen den Gürtel Herr Dieterich.
Will Dietleib, dein lieber Bruder, nicht zu den andern stehn,
So räch ich meine Ehre — um alle ist es dann geschehn!"

Da sprach Kunhild, die Fürstin: „Das wäre übel getan;
Das Gastrecht zu verletzen ziemt keinem edeln Mann.
Das Wort sollst du mir geben, wenn deinen Zorn du stillst:
Geh keinem an das Leben; sonst strafe sie soviel du willst!"

Laurin, der Zwergenkönig, schwur dies mit einem Eid,
Nahm dann ein gülden Ringlein von seltner Kostbarkeit,
Begabt durch Zauberkünste mit dieser Eigenschaft,
Daß wer es trug am Finger im Nu gewann Zwölfmännerkraft.

Zu einem Felsgewölbe Jung-Dietleib er entbot:
„Vielteurer Schwager," sprach er, „jetzt naht euch grimme Not!
Schwörst du: den Freunden nimmer mit Hilfe beizustehn,
Will ich kein Haar dir krümmen — doch um die andern ists geschehn!" —

„Eher soll man mich legen ins Grab," der Steirer sprach,
„Als daß mein Ritterdegen erlitte solche Schmach.
Was meinen Trautgesellen geschieht, geschehe auch mir,
Ich will nichts Beßres haben — und deinen Schutz erlaß ich dir!" —

„So muß ich dich verschließen in dieses Felsgestein,
Laß es dich nicht verdrießen, es wird dir Rettung sein!" —
Es sprang aus dem Gewölbe hurtig der kleine Mann,
Krachend schloß sich die Pforte, eh sich Herr Dietleib recht besann. —

Zurück zum lichten Saale Laurin, der listige, geht,
Wo noch die Helden beim Male sich laben an Wein und Met;

Doch lang sie nicht mehr trinken: ein Tollkraut ist im Wein,
Betäubt auf die Fliesen sinken die Helden und schlafen ermattet ein.

Laurin alsbald voll Eile herbei mit den Zwergen kam,
Und band mit starkem Seile die Ritter lobesam.
In tiefe Felsverliese wurden die vier geschafft —
Was half den hehren Helden die Kühnheit da und alle Kraft?

Sie lagen hart gefangen in Einsamkeit und Nacht,
Wie mögen sie fortgelangen aus lichtverlassenem Schacht? —
Man will euch gern berichten die wunderkühne Art,
Doch tut er es mit nichten, eh nicht ein Trunk dem Spielmann ward!

12.

Der Becher ist geleeret, gemundet hat der Wein,
Nun mag der Spielmann wieder euch gern zu Willen sein.
Nun sollt ihr singen hören von Dietrich und Hildebrand,
Wie Mannesmut und Weisheit Laurin, den falschen, überwand.

Als nun von ihren Sinnen der dumpfe Taumel wich,
Erschreckt im Keller drinnen die Helden fanden sich.
Dietrich hub an zu wüten, ihm schwollen die Adern vor Haß,
Er spannte die Sehnen und Muskeln, da sprangen die Fesseln wie sprödes Glas.

Er löste von den Füßen sich rasch das schimpfliche Band
Und machte auch die Gesellen frei an Fuß und Hand.
Doch lagen sie voll Sorgen in sichrer Kerkerhaft
Noch bis zum vierten Morgen, und ohne Schwert und Lanzenschaft.

Indessen schritt Kunhilde heimlich bei stiller Nacht
Zu Dietleib, der gefangen saß im Felsenschacht.
„Auf, auf, herzlieber Bruder, jetzt gilt es Leben und Ehr;
Willst du nicht beide verlieren, so folge treulich meinem Begehr!“ —

„Wie stehts mit den Gefährten? leben sie, sind sie tot?“
Kunhild sprach: „Nur gefangen sind sie in Harm und Not!“ —
„O hätt ich Helm und Harnisch, dazu mein gutes Schwert,
Ich wollte sie wohl erlösen, die wackern Kämpen kühn und wert.“

Kunhild sprach: „Bruder Dietleib, du kämst nicht lebend von hier,
Und wärest du auch an Kräften noch stärker als deiner vier.
Unsichtbar kämpfen die Zwerge, vom Tarnkäpplein bedeckt,
Du kannst sie nur gewahren, wenn dir mein Ring am Finger steckt!“

Kunhild, die gute, streifte einen Goldring ihm an,
Und führte leis den Bruder zur Waffenkammer hinan.
Da lag der Recken Rüstung, Schwert, Lanze, Helm und Schild;
Dietleib mit hoher Freude sich rasch ins Panzerhemde hüllt.

Dann setzt er sich den Stahlhelm aufs wallende Lockenhaar,
Gürtet sich um den Degen, der reich an Ehren war.
Er hing den Schild sich über, darauf mit Kunst und Fleiß
Ein Wellenmädchen im Meere badet die Glieder blütenweiß.

„Du falsches Volk der Berge, nun will ich dich wohl bestehn,
Rasch führe zum Verlies mich, die Helden will ich sehn!“
Kunhild, die starke Jungfrau, und Dietleib rafften sacht
Die Waffen alle zusammen und trugen sie in den tiefen Schacht.

Dort warfen sie im Gewölbe die Waffen nieder all,
Daß durch des Berges Kammern gewaltig dröhnte der Schall.
Rasch wappneten sich die Recken, da klirrten Schild und Helm —
Erschrocken hörtens die Zwerge und Herr Laurin, der kleine Schelm.

Er ließ das Heerhorn brausend ertönen durch den Berg,
Da sammelten sich dreitausend Streiter vom Gezwerg.
„Nicht Gnade sollt ihr geben!“ rief Herr Laurin geschwind,
„Laßt keinen mir am Leben, weil wir sonst selbst des Todes sind!“

Es sah die Unsichtbaren durch seines Ringes Kraft
Dietleib, der junge Weigand, und warf des Speeres Schaft
Hinmitten ins Gewimmel; da blieben an hundert gleich,
Und hundert weitere schlug er mit seinem Schwerte Streich auf Streich.

Da faßte Zorn den König, er drang auf Dietleib los,
Mit seinem Zauberschwertlein gab er ihm Stich und Stoß.
Es schlugen sich zur Stunde der groß und kleine Mann,
Daß Blut aus mancher Wunde rot durch die Panzerringe rann.

Doch schlecht ficht auf die Dauer, wer mit tausend ficht,
Von hinten auf den Steirer schlug mancher kleine Wicht.
Da rief Dietrich von Berne: „Der Berg ist Lärmens voll,
Mitkämpfen möcht ich gerne, und weiß nicht, wo ich kämpfen soll.

Niemand kann ich gewahren, vor Augen ist mirs blind,
Ich höre Dietleibs Feinde und weiß nicht, wo sie sind!“
Doch Hildebrand, der Weise, der Held vom Gardasee,
Er sprach: „Mein lieber Herre, ich will dir stillen wohl dein Weh.

Wir müssen Laurin schlagen mit seinem eignen Spuk;
Von seinem Zaubergürtel, den er am Leibe trug,
Hab ich ein Stück bewahret, das binde um den Arm,
Dann wirst du deutlich sehen im Nu den kleinen Zwergenschwarm.“

Als Dietrich nun das Gürtlein um seinen Arm sich band,
Sah er mit hoher Freude, wo Dietleib fechtend stand.
Er schlug mit seinem Schwerte ins Zwergenvolk hinein,
Da mochten mehr als hundert stracks auf dem Platz geblieben sein.

Er rief: „Vielliebe Gefährten, bleibt im Gewölbe stehn,
Es kann euer Arm nichts nützen — ihr könnt den Trug nicht sehn.
Ich will wohl Meister werden der Feinde allzumal,
Mein Zorn ist groß, und durstig nach rotem Zwergenblut mein Stahl.“

Doch Hildebrand, der Alte, rief seinem Herren zu:
„Vor allen Dingen bringe den König rasch zur Ruh.
Er trägt einen Ring am Finger, das ist mir wohlbekannt,
Der gibt ihm Wunderstärke — schlag ihm den Finger von der Hand!“ —

„Den Ring will ich dir bringen, mein Meister wert und gut,
Und sollt es mir auch kosten den letzten Tropfen Blut!“ —
Er drängte auf den Kleinen mit mächtgem Stoß und Hieb,
Daß dem die Angst und Hitze den Schweiß aus allen Poren trieb.

Er schlug mit einem Streiche den Finger glatt ihm ab,
Den er mitsamt dem Ringe dem Meister Hildebrand gab.
Der freute sich der Gabe, der Nebel vom Aug ihm fiel,
Er konnte nun auch sich mischen mit Lust ins waffenklirrende Spiel.

13.

Indessen war ins Freie mit Hast geeilt ein Zwerg,
Laut stieß er in sein Hifthorn landeinwärts hoch vom Berg.
Da zögerten nicht lange die Riesen tief im Wald,
Mit schwerer Eisenstange herstampften ihrer fünf alsbald.

Die Riesen und die Zwerge verbanden sich brüderlich
Zum blutigen Tanz im Berge mit Schlag und Hieb und Stich.
Wittich und Wolfhard, die beiden, murrten: „Was säumen wir lang?
Sollen untätig wirs leiden, wie alles rings in Fahr und Drang?

Wo wir es hören klingen, und ob wirs auch nicht sehn,
Wollen das Schwert wir schwingen und kämpfend druntergehn!"
Sie banden fest die Helme und machten sich bereit,
Da nahte Kunhild, die Fürstin, und rief: „Noch ists nicht an der Zeit!

Ihr seid zwei tapfere Helden, das muß ich euch gestehn,
Wie's eure Taten melden! — Ihr könnt den Feind nicht sehn,
Und dennoch wollt ihr eilen in Zwang und Zwist und Not,
Und mit den Freunden teilen Schmach, Ehre oder selbst den Tod?

Streift hier auf eure Finger dies Ringelein geschwind,
Dann werdet ihr gleich sehen, wo eure Feinde sind!"
Wolfhard und Wittich, die beiden, nahmen das Ringlein mit Dank,
Und jeder voller Freuden fechtend in das Gewühle sprang.

Unterm Schild gebogen griffen den Feind sie an,
Das scharfe Schwert gezogen, kämpften sie Mann an Mann.
Es klangen hell die Panzer, es klirrten Schiene und Sporn,
Es mußten von den Knirpsen viel Hundert zahlen ihrem Zorn.

Dietrich, der Vogt von Berne, und Wittich, Wielands Sohn,
Spießten auf ihre Degen manch Zwerglein wie zum Hohn;
Dietleib, Biterolfs Sprosse, und der Wölfinge Haupt
Haben mit wuchtigen Streichen an tausend Bürschlein das Leben geraubt.

Wolfhard mit weiten Sprüngen trat zermalmend zu Brei
Unter seinen Stahlschuh der Knirpse zehnmal drei.
Aus ihren Schwertern stieben helles Feuer man sah,
Doch er schlug siebenmal sieben mit jedem Schwertschlag fern und nah.

Die Helden da, die wilden, schufen sich Raum zum Streit,
Und schaufelten mit den Schilden die kleinen Leichen beiseit.
Dann griffen sie an die Riesen, die ungeschlachten Leut,
Da hat den groben Burschen wohl mit den fünfen der Gang gereut!

Die schweren Eisenstangen machten mächtig Gebrumm,
Wie Mühlenflügel schlugen die Riesen damit herum.
Doch Wittich unterlief sie und stach den einen ins Bein,
Da plumste er glatt zu Boden und fing mordsmäßig an zu schrein.

Wolfhard entriß ihm die Stange und schlug sie am Kopf ihm krumm,
Da wurde dem Langen im Schädel so dösig und so dumm,
Daß er im dumpfen Taumel stocksteif darniederlag
Und wieder aufzustehen vergaß bis an den Jüngsten Tag.

Den zweiten Riesen knöpfte Held Dieterich sich vor,
Er nagelte an die Wand ihn mit einem Stich durchs Ohr.
Mit Trampelfüßen stieß er nach Dietrich ungestüm,
Abhackte da der Berner die Elefantenfüßchen ihm.

Dem dritten und dem vierten, es war ein Zwillingspaar,
Stand, als sie dies erschauten, vor Schreck zu Berg das Haar.
Sie kämpften Seit an Seite, doch Meister Hildebrand
Nahm einem gleich den Kopf weg, dem andern vorerst nur die Hand.

Doch mit der Hand die Stange rasselnd zu Falle kam,
Die noch im Stürzen zwanzig Zwergen das Leben nahm.
Der Waffenmeister machte mit einem glatten Streich
Den zweiten gleichfalls kopflos und seinem Zwillingsbruder gleich.

Der fünfte Riese drückte sich in die Ecke bang,
Dietleib den Degen zückte und ihm entgegensprang.
Es war dem plumpen Esel das Fechten keine Lust,
Da stieß, die Qual zu kürzen, Dietleib den Stahl ihm in die Brust.

Ein Blutsee schwamm am Estrich, der war wohl knöcheltief,
Darin ertrank von Zwergen, was nicht von dannen lief.
Dietrich, dem edeln Berner, gelang der beste Streich:
Laurin hat er gefangen, den König in der Zwerge Reich.

14.

Da sich in Dietrichs Hände Laurin gegeben sah,
Voll Zorn und Schmerz erkannte, welch Unheil ihm geschah,
Daß Dietrich und die Recken in wutentbranntem Sinn
Kein Leben schonen wollten — da kniet er vor den Berner hin:

„Mein Gut und Blut und Leben, du aller Ritter Zier,
Ist dir anheimgegeben, Hochsinn erweise mir.
Laß tilgen nicht vom Schwerte mein Völklein ganz und gar,
Mach End dem grimmen Morde, nimm deines Edelsinnes wahr!"

Herr Dietrich spricht im Zorne: „Du bist verloren, Mann,
Du und dein ganzes Völklein, das diesen Tanz begann.
Du hast die Treue gebrochen, die uns dein Eid verbürgt,
Das bleibt nicht ungerochen — ihr werdet mit Stumpf und Stiel erwürgt!"

Als Kunhild dies erhorchte, trat sie vor Dietrich hin:
„Vieledler Vogt von Berne, erweiche den starren Sinn!
Hab Mitleid und Erbarmen, darum bitt ich gar sehr,
Laß leben doch die Armen, bei aller Frauen Lieb und Ehr!"

Da sprach der Berner Weigand: „Viel tugendsames Weib,
Untreu muß Strafe leiden an Leben und an Leib!" —
„Nein, edler Fürst, erhöre mein Flehn; man rühmt von Dir,
Du seist barmherzig, edel der Rittertugend Schmuck und Zier!"

Da sprach der Waffenmeister: „Der Jungfrau sei gewährt,
Was sie mit mildem Sinne von deiner Huld begehrt.
Laurin, der listige König, soll dein Gefangener sein,
Die Zwerge müssen schwören, Gehorsam dir und Dienst zu weihn!"

Dietleib, der wackere Degen, sprach: „So gescheh es nun;
Wollt ihr der Großmut pflegen, nichts Edlers könnt ihr tun!"
Da rief der Vogt von Berne mit schnellverrauchtem Grimm:
„Laßt denn die Zwerge laufen, schon ging es ihnen fast zu schlimm!

Wolfhard und Wittich, hemmet der scharfen Schwerter Schwung,
Gnade hab ich gegeben den Männlein alt und jung.
Laßt sie in Frieden leben, gefangen bleibt Laurin,
Mit ihm und reicher Beute laßt froh nach Bern uns alle ziehn!"

Und so geschahs! — Die Recken saßen zu Rosse all,
Manch Maultier ward beladen mit Silber, Gold, Kristall.
An seine Stelle setzte Laurin den Sintram-Zwerg,
Den edlsten, und gab ihm in treuen Schirm und Schutz den Berg.

So fuhren sie von dannen, Dietrich und Hildebrand,
Wittich und Wolfhard, die beiden, und Dietleib aus Steierland.
Neben Frau Kunhild trabte Laurin auf kleinem Roß,
Mit reicher Siegesbeute folgte von Zwergen und Dienern der Troß.

15.

In Dietrichs Burg zu Berne empfing die Schaar man wohl,
Ein jeder hörte gerne die Märe aus Tirol.
Die Zeit verkürzte den Helden Tanz, Ritterspiel und Sang,
Von Steier die Geschwister, die blieben viele Tage lang.

Dann heischten Urlaub beide, Dietleib und Frau Kunhild.
„Vieltreuer Vogt von Berne," sprach da die Jungfrau mild,
„Laß mir zugute kommen, was ich in Laurins Berg
Für dich hab unternommen, in Schirm und Schutz nimm mir den Zwerg.

Er hätte fürwahr erschlagen euch Recken lobebär,
Des würd ich Trauer tragen, wenn das geschehen wär.
Drum will ich an ihm lohnen, daß er mir Macht verlieh,
Euch hilfreich beizuwohnen; das will ich ihm vergessen nie.

Von seinen Trug und Listen gab er mir alles kund,
Offen zu allen Gemächern mir Tor und Türlein stund.
Sonst hätt ich euch, ihr Wackern, trotz aller eurer Kraft
Wohl nimmer ungefährdet befreit aus Not und Kerkerhaft!" —

„Jungfrau, was ihr begehret," sprach Dieterich, der Held,
„Es sei euch gern gewähret, ich schwörs beim Herrn der Welt!" —

„So bitt ich, edler Dietrich, du wollst ihm gnädig sein,
In Ehr und Königswürde setz Herrn Laurin aufs neue ein.

Den Himmel ihm erkaufe, und lehr ihn Gottes Wort,
Daß er empfang die Taufe, zum Heil ihm hier und dort!" —
Da schwur der fromme Berner: „Vielholde Jungfrau mein,
Das soll mit Lust geschehen, ich führ ins Christentum ihn ein!"

Drauf ist Kunhild, die Fürstin, getreten vor Laurin:
„Du sollst uns Urlaub geben, zur Heimat müssen wir ziehn.
Zu hart laß dichs nicht kränken, es kann nicht anders sein,
Dein werd ich dankbar denken — auch du, Herr, ohne Groll denk mein!“

Laurin hub an zu klagen: „O weh mir, Frau Kunhild,
Daß ich dir soll entsagen, du schönstes Frauenbild!
Weh mir, daß ich geboren, dich hatt ich mir erwählt,
Nun gehst du mir verloren — der Freude Stunden sind nun gezählt!

Von meinem Gut und Gaben wollt alles ich geben hin,
Könnt ich dafür dich haben als meine Königin!“
Laut hub er an zu klagen, es brach ihm schier das Herz,
Kunhild mußt Abschied sagen — das schuf ihr bitter Leid und Schmerz.

Wir lassen sie mit Freuden heimziehn nach Steiermark;
Dietleib vermählte die Schwester einem Recken stark.
Sie hatte bei dem Degen der Lust und Freude viel,
Und lebte ohne Sorge bis an ihres Lebens Ziel.

16.

Es sprach der Waffenmeister: „Greif jetzt als weiser Mann,
Herr Dieterich, die Sache mit Laurin, dem Zwerge, an.
Keiner darf erfahren, wozu man ihn erkor;
Ob er ein Christ kann werden, soll man erproben erst zuvor.

Es nehme der kluge Ilsung in Unterweisung ihn,
Vom Heidentum den Kleinen mit Weisheit abzuziehn.
Auf daß er Demut lerne, Glauben und reinen Sinn,
Er strebe, wenn er geläutert, aus eignem Trieb zu Christus hin!“ —

Hildebrand, wackerer Meister, du ratest treu und gut“,
Sprach Dietrich und sandte Laurin in Ilsungs Hut.
Laurin wollt sich erwehren der frommen Glaubensart,
Bis ihm von Magd und Knechten viel Spott und Schimpf erwiesen ward.

Sie trieben mit dem Kleinen manch boshaft Possenspiel,
Mußt Narrenkleidung tragen, die schuf Verdruß ihm viel.

Sie neckten ihn und kränkten und zausten ihn am Bart,
Nasführten ihn und höhnten, bis daß er ganz demütig ward.

Da dachte er im stillen: Mir wärs am Ende gut,
Wenn ich zu Christum bäte, weil er viel Wunder tut.
Die Heidengötter helfen mir armem Mann nicht mehr,
In Wolken thront der Mächtige mit seiner Engel starkem Heer.

Zu ihm will ich erheben die Hände und das Herz,
Er wird mir Stärke geben in Schwäche, Schmach und Schmerz.

Trug sind die Zauberkünste, Wahrheit im Himmel ist,
Auf ihn will ich mich stützen, den man da nennet Jesus Christ. — —

Es war an einem Sonntag, die Glocke lieblich klang,
Als Herr Laurin zu Ilsung hintrat im Klostergang.
„Hilf mir, der ich auf Erden vollbracht manch arge Tat;
Daß ich ein Christ mag werden, hilf mir mit deiner Weisheit Rat!“ —

„So will ich dir wohl raten,“ Ilsung, der Priester, sprach,
„Gott und die Heiligen nehmen mit Lust von dir die Schmach.
Ich will dich unterweisen in allem Christentum,
Auf daß du lernest preisen im Himmel Gottes ewigen Ruhm!“

Herr Dietrich war voll Freuden, als er die Botschaft hört,
Daß sich Laurin vom Heiden zum Christentum bekehrt.
„Gott windet dir zum Lohne“, sprach er zu Herrn Laurin,
„Die ewige Gnadenkrone, die leuchtet heller als Rubin!“

Drauf traten alle Mannen mit Dietrich zum Altar,
Weil jeder gerne Zeuge von Laurins Taufe war.
„Wir wollen ihm nun geben,“ sprach Weigand Dieterich,
„Zum neuen Christenleben gar einen Namen tugendlich!“

Dawider waren alle — deshalb riet Hildebrand:
„Er ist in jedem Falle als Held Laurin bekannt.
Der Name soll ihm bleiben, weil guten Klangs er ist,
Laurin, der Heidenkönig, er heiße jetzt: Laurin, der Christ!“

Und so geschahs. Es knieten zur Taufe der von Bern
Und Ilsung hin als Paten und lobten Gott, den Herrn.

In Dieterichs Palaste voll Treu und Einigkeit
Schlossen Laurin und Dietrich den ewigen Bundsgenossen-Eid.

Laurin, der Kleine, kniete vorm frommen Dieterich,
Der ließ ihn lang nicht knieen, zog ihn ans Herze sich.
Mit Herz und Hand versprochen der Bund der Freundschaft ward,
Und nie ward er gebrochen bis zu der letzten Todesfahrt.

Der Spielmann hat gesungen, der Tag hat sich geneigt,
Die Mär ist nun verklungen, der Ton der Harfe schweigt.
Von Laurins Rosengarten, von Wonne und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten habt ihr nun Wunder hören sagen!

Johannes Jörgensen und seine Wanderbücher.

Von Dr. Johann Ranftl.

(Fortsetzung.)

Schon 1887 war der Erstlingsband „Verse“ erschienen, welcher dem Verfasser das Lob des einflußreichen G. Brandes und die persönliche Bekanntschaft mit diesem angesehenen Kritiker und Freidenker eintrug. Glühende Naturanbetung, revolutionäre Träume, leidenschaftliche verschwommene soziale Zukunftshoffnungen, dabei eine trostlose innere Leere und Verzweiflung bezeichnen den Grundton dieser frühen Poesien. 1888 folgte die unreife Novelle „Frühlingssage“, welche ein Knaben- und Jünglingsschicksal schildert. Endlose Liebesepisoden, in denen Naturschwärmerei, schwüle Sinnlichkeit und weiches, sehnsüchtiges Träumen durcheinandergehen. Scharfsichtige Menschen- und Milieubeobachtung, große Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung erscheinen bereits hier neben auffallenden Schwächen im Aufbau des Werkes.

1890 kommt die Novelle „Ein Fremdling“. Der Held, welcher früh allen Glauben verloren hat, erlebt als junger Student in der Großstadt eine kleine Liebesgeschichte, vernachlässigt seine Studien und wird von der Geliebten verlassen. Er kehrt als trauriges Wrack in seine Heimat zurück. Ein angeborenes Einsam-

keitsgefühl erscheint als Hauptmotiv eines scheiternden Lebens, und die Grundstimmung ist: Furcht vor dem Leben, Unfähigkeit zum Leben. Wieder klingt eine süße, zarte Lyrik durch einen oft widerlichen Realismus.

1892 erschien der novellistische Bilderzyklus „Sommer", welcher zum eigentlichen Erfolg des Verfassers wurde. Bilder aus der dänischen Natur und dem dänischen Kleinstadtleben reihen sich aneinander. Sehr fein ausgepinselte Naturmalerei verwebt sich mit einer kleinbürgerlichen Liebesgeschichte. Die Liebesepisoden und die Jahreszeiten einen sich zu einem poetisch gefühlten Ganzen. Ein gewisser Kampf und Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit macht sich hier bereits bemerkbar, denn der Held Oluf sehnt sich aus seinem Sinnenrausche in einen phantastisch erträumten klösterlichen Frieden hinein. Allein dies ist nichts weiter als ein bloß ästhetisches, romantisches Träumen. Er bleibt dabei im Banne der Natur mit all seinem Denken, Träumen und Trauern. Diese Novelle, in welcher Oluf in „Fauneträumen" schwelgt und im Weibe die „Göttin für die wilde Freiheit und die süße Sünde und der Sinne heimliche Lust" verehrt, erregte Dr. Brandes' Wohlgefallen, und er schrieb, der junge Verfasser finde sich in diesem Werke „mit seinem ganzen Stimmungs- und Gefühlsinhalt, und dieser ist so reich und gesund, so rein und volltönend, daß die Lesewelt diesmal aufmerksam werden und zugreifen wird".

Das nämliche Jahr 1892 brachte noch eine Sammlung von Gedichten und Prosastücken, „Stimmungen" betitelt, die schon vorher an verschiedenen Orten publiziert worden waren. Der Titel selbst ist schon charakteristisch für den Inhalt und für den Dichter, der hier wie früher seine farbensprühenden und gefühlstrunkenen impressionistischen Skizzen, die ihm Natur und Leben zutrugen, mit spielender Feder hinzeichnete. Mädchen, Liebe und Sünde bilden wieder die Leitgedanken. Das Buch ist vom dänischen Künstler Viggo Pedersen reich illustriert.

„Der Baum des Lebens", eine Kopenhagener Novelle von 1893 zeigt die andere Seite vom Motiv des „Sommers", den trüben Bodensatz des Liebestrankes, der in jener Erzählung funkelte und duftete. Es ist eine Schilderung der sinnlichen Liebe als einer den Mann umschlingenden und tötenden Übermacht, als einer Sklaverei, eines unterirdischen Gefängnisses, aus dem keine Rettung zu hoffen. Als ein bitteres, trauriges, unreines und verzweifeltes Werk erscheint es heute dem Dichter selbst. Es war kühn aus dem Leben geschöpft, und merkwürdigerweise finden sich

darin bereits Gedanken und Anklänge, wegen welcher Dr. Brandes die katholische Auffassung des Buches rügen mußte. So z. B. der Gedanke, „daß das Glück nicht von dem gefunden wird, der sucht, sondern daß es freiwillig eingeht in die Seelen, wo Selbstvergessenheit wohnt, daß es — wie der Heiland — anklopft bei den Demütigen vom Herzen und den reinen Seelen.“ Diese katholischen Symptome sind erklärlich, weil Jörgensen sich seit einiger Zeit in eine neue Gattung französischer Literatur vertiefte, in die Werke der Baudelaire, Verlaine, Huysmans, Villiers de l'Isle Adam u. a.

Waren dem Dichter auch längst alle Sterne religiöser Weltanschauung erloschen, so bereitete sich doch durch diese Lektüre langsam eine geistige Umwandlung vor. Durch die Eindrücke einer glaubensfremden, skeptischen und pessimistischen Poesie und Wissenschaft und durch ein schrankenloses Bohemièn-Leben war der religiöse Sinn in Jörgensen ertötet worden, durch literarische Eindrücke und durch den segensreichen Einfluß edler Menschen sollte dem Verirrten auch der erste Anstoß kommen, aus dem Inferno des Unglaubens und der Zerrissenheit zu den seligen Gefilden des Glaubens aufwärts zu streben. Heine und Goethe wurden also zunächst durch den phantastischen Amerikaner Edgar Poe und durch Charles Baudelaire, den leidenschaftlichen Dekadenten, verdrängt. Der Suchende vertiefte sich auch in den großen englischen Verstechniker und Stimmungskünstler A. Swinburne, der manches Präraffaelitische in seinen Motiven zeigt. Wie ein mahnendes und weckendes Beispiel erschien ihm vor allem der geniale Lyriker und unglückliche Mensch Paul Verlaine, der genialste unter den oben genannten Franzosen. Auch dieser seltsame Sohn Apollos hatte sich einst in die nächtigsten Abgründe des Lebens verirrt und dann aus der Nacht zum Licht des Glaubens emporgerungen. Wenigstens zeitweise in seiner Poesie. Der einstige Sänger der „Fêtes galantes“ betete später voll heißer Inbrunst zu Gott:

„O tränk meine Seele im Meer deines Weins,
Das Brot deines Tisches stärke mein Leben.
O tränk meine Seele im Meer deines Weins,
Hier nimm, das ich nicht vergossen, mein Blut,
Hier nimm meinen Leib, der Leiden unwert,
Hier nimm, das ich nicht vergossen, mein Blut . . .“

Solche Lektüre und vor allem das innere, tiefe Verlangen nach Seelenfrieden erregten neue Stimmungen in der müden Seele.

Es ging in den Jahren 1893—1895 langsam aufwärts. Seit 1893 war Jörgensen Redakteur der Zeitschrift „Der Turm“, der allerdings „kein Kirchturm war, vielmehr ein tour d'ivoire“ nach Art der französischen Romantiker, Parnassiens, Dekadents und Symbolisten. Aber schon war dem Dichter der Katholizismus auch lebendig nahegetreten in der Person eines jungen dänischen Malers, Mogens Francesco Ballin, der in Italien zum katholischen Glauben übergetreten war. (Von ihm stammen die zwei Zeichnungen in der deutschen Ausgabe des „Reisebuches“.) Mit dem doppelten Feuereifer seines alttestamentlichen Naturells (Ballin ist jüdischer Abkunft) und seiner neubekehrten Seele machte der Künstler am Dichter seine Bekehrungsversuche. Der Apostel Ballin fand starke Gehilfen einerseits am Buche des geistvollen Franzosen Ernest Hello „L'Homme“ und in der Persönlichkeit des holländischen Malers Jan Verkade (jetzt P. Willibrord O. S. B. in Montecassino), welcher anfangs 1894 nach Kopenhagen kam. Seine reine, edle Persönlichkeit machte auf den ruhelosen Dichter und Journalisten einen tiefen Eindruck. Durch Hello und die zwei befreundeten Maler erschloß sich ihm eine neue Welt. Im Jahre 1894 machte er dann jene Wanderfahrt durch Deutschland und Italien, deren Eindrücke im „Reisebuch“ so ernst und poesievoll geschildert sind. Schwere Schicksalsschläge und eigene Schuld werfen ihre melancholischen Schatten in die heiteren Stimmungsbilder.

Im selben Jahre erschien die kleine Erzählung „Heimweh“. Gemeint ist das Heimweh nach der Heimat der Seele, als welche H. Heine die Vergangenheit anruft. Ein wehmütiger Rückblick nach der entschwundenen Jugend, nach der Stadt der Kindheit nach dem fernen Bild einer Jugendgeliebten. Alles lyrisch und mondscheintrunken; ein echt romantisches antinaturalistisches Stimmungsbüchlein.

Nach der Rückkehr aus Italien gab Jörgensen die Gedichtsammlung „Bekenntnisse“ heraus, die zumeist in Assisi geschrieben worden waren und zwischen Glauben und Zweifel schwanken, ähnlich den Stimmungen des „Reisebuches“, welches 1895 folgt. Das letzte Gedicht der „Bekenntnisse“: „Confiteor“ rief ein gewaltiges Entsetzen im dänischen Publikum hervor, und der Übergang des Dichters zum Katholizismus ward alsogleich proklamiert. Das Entsetzen war begründet. Am 16. Februar 1896 legte Jörgensen tatsächlich vor P. Brinkmann S. J. das tridentinische Glaubensbekenntnis ab, und in einer kleinen, seither

sehr berühmt gewordenen, ins Deutsche und Französische übersetzten Schrift „Lebenslüge und Lebenswahrheit“ (1896)*) berichtet er in anmutiger, halb poetischer Form von seinen Kämpfen, Zweifeln und Irrwegen.

Im nämlichen Jahre erschien noch „Beuron“, eine Studie über das berühmte Kloster, das der Dichter auf seiner Wanderschaft besuchte. Es folgen 1897 die Novelle „Der Jüngste Tag“, 1898 „Die Höllenfeinde“, ein Gelegenheitspamphlet in Sachen dänischer Kirchenstreitigkeiten, dazu ein Band „Gedichte“, Eigenes und Übersetzungen enthaltend, und das poesievolle Büchlein der „Parabeln“. 1899 brachte die „Bekehrungsgeschichten“, 1900 den sozialen Roman „Unsere Frau von Dänemark“ und „Ein Apostel“, die Biographie P. Damiens de Veneter auf Molukai. Die Eindrücke einer Romfahrt im Jubeljahr 1901 geben „Römische Mosaik“ und „Römische Heiligenbilder“ wieder. Großes Aufsehen machte die 1901 erschienene Novelle „Eva“. Im nächsten Jahre, 1902, entstehen die schöne Legende „Das heilige Feuer“ und die Übersetzung der „Fioretti“, der Legenden vom hl. Franz von Assisi mit einer Vorrede von B. Björnson und Natan. 1903 erschien wieder ein italienisches Wanderbuch, „Das Pilgerbuch“, zu dem die Italienfahrten in den Jahren 1901 und 1902 den Stoff hergaben. Die Zusammenfassung der verschiedenen Studien Jörgensens über den Heiligen von Assisi bildet das vor kurzem erschienene Buch „Der heilige Franz von Assisi“, welches das wunderbare Leben des „am meisten christusähnlichen Menschen, den die Welt gekannt“, mit historisch-dichterischer Kunst darzustellen unternimmt. Eine Probe aus dem Buche boten wir unsern Lesern im 4. Hefte des I. Jahrgangs. Ein Ergebnis verschiedener Reisen der letzten Jahre sind die „Reisebilder aus Nord und Süd“. (Vgl. Gral Heft 2 und 3.) Außerdem verdienen noch zwei „Gras. Aus den Papieren eines Jungesellen“ und „Die weiße Tür“. „Gras“ erschien von D. Reventlow übersetzt 1907 bei Dr. Ledermann in Berlin und „Die weiße Tür“ im Dezemberheft des „Hochland“ von 1906.

* * *

*) In deutscher Übersetzung erschienen bei Kirchheim in Mainz. Im nämlichen Verlag erschienen auch: „Das Reisebuch“, „Der Jüngste Tag“, „Parabeln“, „Eva“, „Das heilige Feuer“. „Beuron“ erscheint eben deutsch bei Auer in Donauwörth.

In einem lesenswerten Essay über die Neuromantik in Dänemark[1]) definiert Jörgensen den Begriff „Modern“ so: „Modern heißt: vom Zeitgeiste beseelt.“ Eine moderne Literatur in diesem Verstande gibt es in Dänemark seit dem Auftreten des Kritikers und Essayisten Georg Brandes, also seit den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. In den Jahrzehnten zuvor, in der Zeit der Grundtvig, Öhlenschläger, Hauch, Ingemann zehrten die dänischen Dichter, Philosophen und Künstler fast nur von der Hinterlassenschaft der Romantik und der Hegelschule. Dänische Dichtung und Wissenschaft hatten dabei allmählich ihre Fühlung mit den wirklichen und vermeintlichen Fortschritten im übrigen Europa verloren. Auch Brandes (geb. 1842), der sich anfangs mit romantischer Literatur vollgelesen hatte, mußte sich erst nach und nach aus dieser Gedankenwelt und aus dem Hegeltum herauskämpfen. Unter der Führung Feuerbachs und des dänischen Denkers Kirkegaard machte er sich von den Fesseln der „Tradition“ und von der spekulativen Ästhetik los, um bald beim Utilitarismus und Individualismus zu landen. Vor allem ein längerer Aufenthalt in Frankreich und England erzog ihn zu einem neuen Menschen. Hier vertiefte er sich anfangs der sechziger Jahre in Taines Ästhetik und in Stuart Mills Philosophie. Diese Studien und der persönliche Verkehr mit Taine machten Brandes zum fertigen „modernen“ Denker, der alles über Bord warf, was den vorausgehenden Generationen noch als heilig und ehrwürdig gegolten hatte. Er räumte nunmehr mit allem „Übernatürlichem“ auf, denn übernatürliche Vorstellungen sind ihm nichts anderes als ungesunde Vorstellungen. Goethe wird gerade darum sein Abgott, weil er „der große, wahre, den Kampf entscheidende Protest gegen den Supranaturalismus ist.“ H. Heine wird gleichfalls sein Führer. Heine und Brandes haben das Gemeinsame, daß sie sich beide aus einer romantischen Kultur zu fanatischen Gegnern aller Romantik herausentwickeln. Alle revolutionären Gedanken überhaupt, die in Deutschland von Heine bis zu Feuerbach und David Strauß herab groß gewachsen waren, die Resultate des französischen Positivismus und Naturalismus sowie auch jene der englischen Naturwissenschaft hatte der lernende Däne begierig in sich aufgenommen und mit diesem Rüstzeug des neuen Geistes versehen, kam er nach Hause und revolutionierte von 1871 an in Schrift und Wort die dänische Jugend, in erster Linie die dänische Literaturjugend. Die Saat schoß üppig in die Halme. Ziemlich alles,

[1]) Schweizerische Rundschau. 5. Jahrg., Heft 1.

was Geist und Schöpferkraft besaß, eilte unter seine Fahne, und der „dänische Lessing" oder „Dr. Lucifer" (wie ihn die begeisterten Anhänger tauften), konnte mit seinem Werke zufrieden sein. Fast alle, die wir heute als Vertreter der modernen Dichtung Dänemarks zu nennen pflegen, Holger Drachmann, J. P. Jakobsen, Karl Gjellerup, Sophus Schandorph, Edvard Brandes (Georgs Bruder), Erik Skram, Hermann Bang, Henrik Pantoppidan, Karl Ewald u. a., sie alle waren mehr oder weniger Brandesianer in ihrer Gesinnung und in ihren ästhetischen Anschauungen. Ja, der Kampfruf des neuen Geistes wurde auch in den Ateliers der dänischen Maler und Bildhauer vernommen und verhalf auch dort dem Realismus zum Siege[1]). Selbst Norwegen und Schweden spüren bald den Hauch des neuen Geistes, den A. Öhquist folgendermaßen charakterisiert: „In ihren Büchern wehte die scharfe Morgenluft der freien Forschung, pulsierte der Herzschlag des Jahrhunderts. Man hatte ja endlich die alten überlebten Muster beiseite gelassen und ging bei Balzac und Flaubert, bei Zola und Goncourt in die Schule. Man lernte die Welt mit anderen Augen betrachten, seit man Darwin und Stuart Mill, Taine und Herbert Spencer gelesen. Man hatte sich das Brandessche Wort zu Herzen genommen, daß eine Literatur, die lebt, Probleme zur Debatte bringt; man tauchte ins Leben hinab und studierte die Wirklichkeit; eine neue Literatur hatte in Dänemark das Licht der Welt erblickt und breitete ihren Glanz aus über die junge Generation und ihren Führer." („Moderne Dichtung" 1890, S. 244.)

Brandes und seine Anhänger blieben ihren anfänglichen ästhetischen und ethischen Überzeugungen keineswegs beständig treu. Nur in einem blieben sie beständig, im Kampfe gegen die Reste positiv gläubiger, christlicher Weltanschauung, die bei den Philosophen und Dichtern vor 1870 noch immer merkbar durchgeschlagen hatte. Die neue Generation bejubelte vielmehr die „schöne Unsittlichkeit", die ungebundene Leidenschaft, das „reine Blühen ans Licht", die orgiastische Lebensfreude und die sich selbst vergessende Naturtrunkenheit, eine Romantik, wie sie einst auch in Schlegels „Lucinde" und Brentanos „Godwi" gedieh. Wo die modernen Literaten Dänemarks ihr Herz hatten, und welche Schönheit sie feierten, erzählt uns Jörgensen: „... Man könnte für jeden Schaffenden die Maxime feststellen: Wo der Künstler sein

[1]) Vgl. das eben erschienene Buch „Die dänische Kunst des 19. Jahrhunderts". Von E. Hannover. Leipzig, 1907.

Herz hat, wird auch seine Kunst sein. Denn wo sein Herz ist, dort findet er die Schönheit. — Was kommt denn der modernen dänischen Dichtung schön vor? Drachmann hat uns die Antwort gegeben. — Berauschung finde ich schön, singt er, Krieg und allerlei Unordnung, Wollust, Blutvergießen, ein freies, wildes Leben ... In dem Roman „Marie Grubbe" legt J. P. Jakobsen ungefähr dasselbe Bekenntnis ab: das Wilde finde ich schön, die unbezähmte und unbezähmbare Natur, die heiße, nie gesättigte Leidenschaft der Renaissancemenschen ... Dem Edvard Brandes kommt nicht gerade vieles schön und begehrenswert vor; eines gibt es jedoch, das er immer schätzt und preist, das junge ungestüme Blut einer zuchtlosen Jugend ... In den Fußstapfen dieser drei Vorgänger schreitet eine ganze Schule einher. Einer von diesen Jungen, Stuckenberg, geht so weit, daß er uns den Vagabunden als Idealmenschen anpreist und den flachen Alltagsmenschen gegenüber als Repräsentanten des einzig menschenwürdigen Daseins mit einer Gloriole der Poesie umgeben vorführt. Alles die lauterste Romantik! ..." [1])

Der Geist und das innere Wesen solcher Poesie bleiben dieselben, ob die einen Dichter sich mehr einem derben Naturalismus, andere dagegen sich der überfeinen, zärtlichen, krankhaften Impressionskunst nach dem Muster französischer und englischer Dekadenten zuwenden. Und die zwei Typen der jungen Menschen von heute und gestern, die P. Bourget in Frankreich vor sich sieht, treiben sich ebenso in Dänemark und in seiner Literatur herum: „Der eine zynisch und gern jovial. Mit zwanzig Jahren hat er sein Leben abgeschlossen und seine Religion faßt ein einziges Wort: Genuß — und im Zusammenhange damit: Gewinn und Erfolg. Ob er Politiker oder Geschäftsmann ist, Literat oder Künstler, Sportsmann oder Industrieller, Offizier, Diplomat oder Advokat, er kennt nur einen Gott, einen Grundsatz, ein Ziel: sich selbst. Er hat der Naturwissenschaft unserer Zeit das Gesetz der Lebensfähigkeit entlehnt und verwendet es bei der Jagd nach dem Glück mit einem so heftigen Positivismus, daß er zu einem zivilisierten Barbaren — und das ist die gefährlichste Spezies — herabsinkt ... Dennoch fürchte ich für dich von ihm weniger als von dem anderen, der alle Fähigkeiten des Geistes und der Nerven in hervorragender Weise besitzt, der ein geistiger, ausgefeimter Epikuräer ist, wie der erste ein roher, wissenschaftlicher Epikuräer. Diesem zartfühlenden Nihilisten in die Hände zu fallen ist im

[1]) A. a. O. S 10.

höchsten Grade schädlich. Mit 25 Jahren ist er mit allen Gedanken fertig. Sein zersetzender, frühzeitig entwickelter Geist hat die letzten Resultate der sorgfältigsten Forschungen durchschaut. Sprich nicht mit ihm von Gottlosigkeit, von Materialismus. Er weiß, das Wort Materie hat keinen bestimmten Sinn, und außerdem ist er ein zu scharfer Denker, um nicht zuzugeben, daß alle Religionen zu ihrer Zeit ihre Berechtigung haben. Aber er hat nie an eine geglaubt, er wird nie an eine glauben, außer an das belustigende Spiel des Geistes, das er sich in ein Werkzeug der Unnatur umgewandelt hat. Gutes und Schlechtes, Schönheit und Häßlichkeit, Tugend und Laster erscheinen ihm als Gegenstände zur Befriedigung der Neugier, als nichts weiter. Die menschliche Seele in ihrer Gesamtheit ist für ihn ein gelehrter Mechanismus, dessen Zerlegung ihn als Versuchsobjekt interessiert. Für ihn ist nichts wahr und nichts falsch, nichts moralisch, nichts unmoralisch. Er ist ein sorgfältiger, feiner Egoist, dessen ganzer Ehrgeiz, wie ein feiner Analytiker, Maurice Barrès, in seinem prächtigen Roman: ‚Der freie Mensch‘ — diesem Meisterwerk der Ironie, dem nur der eigentliche Schluß fehlt — sagt, darin besteht: sein Ich anzubeten und dasselbe mit neuen Empfindungen auszuschmücken..." [1])

In diese trübe geistige Strömung, die in den letzten Jahrzehnten das kleine Dänemark geradeso wie das übrige kultivierte Europa überflutete, sah sich Jörgensen gleich bei seinen ersten dichterischen Versuchen hineingerissen. Durch Studium, Lektüre und Erlebnisse war auch er zu einem solchen modernen Menschen geworden, zu einem „tief eingewurzelten Darwinisten", der nur in der warmen Fruchterde der Natur Wurzeln schlagen wollte, dem das Erdenleben und das eigene Ich allein heilig waren, der an den Zuckererbsen dieser Welt naschen und den Himmel am liebsten „den Engeln und Spatzen" überlassen mochte. In „Lebenslüge und Lebenswahrheit" sagt er es uns mit schlichten, treffenden Worten, was er damals sein wollte:

„Ich war ja nicht in der Welt, um zu lieben — ach nein! ich hatte ganz andere Pläne... Ich war da, um mein eigenes Selbst zu genießen und anderen mein Ich zum Genusse zu bieten — das war meine einzige höchste Pflicht... Vor dieser mußte alles weichen — auf ihrem Opfertische mußte alles andere bluten, sich verbluten und sterben. Und es wurde alles geopfert — es ist alles tot. Vater und Mutter, Geschwister und Heim, Freunde und Verwandte, Treue und Liebe — es wurde alles geopfert. Alle Gefühle,

[1]) P. Bourget. Der Schüler. Einleitung.

alle Rücksichten habe ich verbrannt auf dem Altarfeuer vor dem heiligen Bilde meines Ich, vor dem Abgott, den ich meine Kunst nannte."

Wir sehen es, ganz derselbe Geist, den der Pariser Dichter Bourget kennzeichnete, und den in Deutschland Nietzsche predigte. Nietzsche, dessen Lehre und Lob gleichfalls durch G. Brandes in Dänemark verkündet wurde, beherrschte den jugendlichen Jörgensen ebenso wie seine dichterischen Kopenhagener Genossen. Die junge Dichterseele jubelte zuerst in souveräner triumphierender Freiheitslust einem unendlichen Leben voll Frühling, Licht und Glück entgegen. In heißer Lebens- und Liebeswonne warf sich der trunkene Schwärmer der Natur an die Brust und empfand die Einsamkeit der tiefen Wälder, die Totenstille des Herbstes, den sonnenbeglänzten hellgrünen Frühlingswald in ähnlich inniger Hingabe, wie sie einst Werther und Faust empfunden hatten. „Es kamen dann die Nächte der Lust, Sommernächte, wo es schien, als ob die Sterne ganz tief über der Erde hingen und der ganze Himmel wie eine einzige große Wiese sei, und ich nur die Hände auszustrecken brauchte, um die großen Goldblumen zu pflücken . . ." Die Nächte kamen, in denen ein duftender Hauch vom Aphrodite-Eiland Kythera her über die träumende Erde berauschend wehte und die dichterischen Prinzen aus Genieland den Taumelkelch üppiger Jugend leerten. Die künstlichen Paradiese des Rausches sollten ja die erwachende Unruhe und Schwermut der Seele betäuben. Dieses zügellose Poetenleben bildete den üppigen Wurzelboden, aus welchem Bücher wie „Ein Fremdling", „Sommer", „Der Baum des Lebens" erwachsen konnten.

Zum Glück war Jörgensens Seele zu tief und zu faustisch geartet, um in einem tollen Bohemien-Leben trägzufrieden unterzugehen. Die in wilden Hymnen gepriesenen Feste des Lebens brachten ihm nur Enttäuschung und Ernüchterung. Erhob er dann seinen kritischen Blick, um die Schar der Mitkämpfer sich näher zu besehen, so warteten seiner nur stets neue Enttäuschungen. Denn im Tempel der Kunst und Dichtung, wo sich seine jugendliche Phantasie einst ihre schönsten Götterbilder aufgerichtet hatte, zeigten sich immer mehr Greuel, Entweihung und geschminktes Elend. Wie im nüchternen Alltagsleben thronen auch hier zuhöchst verehrt das goldene Kalb, Fama und die babylonische Venus. Als eine klägliche Erniederung empfindet es Jörgensen, daß er sich und andere Dichter zu bloßen Spaßmachern und Gauklern am Hofe des Publikums herabsinken sieht. Ein wildes Weh erfüllt seine Seele

beim Anblick dieser Öde und Leere, dieser fruchtlosen Mühen. Keine Kunstbegeisterung, keine Schaffenslust, keine Hingabe an die Natur vermag ihm weiter einen dauernden Trost zu gewähren. „Was nützt die Reinheit der Sterne demjenigen, der das tägliche Brot im Schmutze der Erde suchen muß? Wenn die Nacht entschwunden ist und die Sterne verlöschen, geht die Sonne wieder auf und der Tag fährt über den Himmel, von seinem Doppelgespanne gezogen: — dem bleichen Hunger und der glühenden Brunst ... Ich fuhr fort zu leben wie vorher, und meine Leere füllte ich aus mit den Goldnebeln des Rausches, ich wohnte in der Sünde wie in einem geräumigen Hause. Und ich fing an, den Tod zu lieben und die Verwesung heilig zu nennen. So wurde ich ein Zigeuner (Bohemien) unter Zigeunern — ein Dekadent unter Dekadenten — ein Mann, dessen Zelt nahe an den Grenzen der Gesetzlosigkeit aufgeschlagen war. Und ich wurde alles das, was ein Mensch in jenem Lagerleben wird, um die Wachtfeuer, bei den Trinkgelagen ... Ich wurde unehrlich und treulos, neidisch und schadenfroh, boshaft und wollüstig ... Mein Leben wurde unregelmäßig, wie das Leben der Kameraden — eine Kette, zusammengenietet aus einem Glied Freude und zehn Gliedern Sorgen, einem Ring von Gold und zehn Ringen von Blei ... Ich wand eine Kette um meine Seele, und die Fäden der Kette waren kleine Lügen und vorsichtige Betrügereien, harmlose Verleumdungen und gründliche Treulosigkeiten ... Ich wurde wie ein weichender Sand, ein Grund, auf dem niemand bauen konnte, und um mich herum war lauter weichender Sand und unsicherer Grund ...“

So gestaltete sich die Dekadenz in Dänemark. Es ist nur ein Einzelfall jener internationalen Erscheinung, die sich in Paris an den Namen Paul Verlaine knüpft, und die in England O. Wilde heißt. Während aber die anderen mit ihrem tiefen Elend kokettieren und sich stolz als eine feinere, vornehmere Gattung von Menschen vor das Publikum hinstellen, wendet sich Jörgensen mit ehrlichem Ekel von dieser Sumpfatmosphäre ab. Die gleißenden Dichterworte, mit denen die anderen ihre geistige Fäulnis bengalisch beleuchteten, täuschten sein scharfblickendes Auge nicht. Schon seine darwinistischen Schlußfolgerungen belehrten den einstigen Naturhistoriker über das Morsche und Hohle eines solchen wüsten, trüben Lebens. Denn eine Lebenstheorie und -praxis — mußte er sich sagen —, die den Menschen in die tiefsten Abgründe geistigen Elends führt, der Geist einer Dichtung und Kultur, der

den Lesern und Bewunderern die Giftflasche und den Revolvergriff in die Hand drückt, sie können nicht auf innerer Wahrheit beruhen. Eine solche Theorie erlaubt es nicht, inmitten der Dinge dieser Welt zu leben, wie es der darwinistische Anpassungsgedanke doch verlangt. Der Mensch kann nur in der Kraft jener Wahrheit, die Christus verkündigte, glücklich leben. Daher Jörgensens überraschende Erklärung: „Weil ich Darwinist war, wurde ich Christ."

Dies ungefähr der Sinn der kleinen geistvollen Bekenntnisschrift „Lebenslüge und Lebenswahrheit", die im ganzen und großen die Summe aus dem Einst und Jetzt in Jörgensens Entwicklung zieht.

(Schluß folgt.)

Die singenden Bergfrauen.

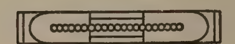
Hoch vom Felsengipfel steil und unzugänglich
Tönen Engelsklänge hold herbei.
Und der Hirte hört es mäuschenstill und bänglich,
Dünkt ihms doch wie Himmelsmelodei.
Und es zieht ihn aufwärts. Dort im Mondesschimmer
Sieht er Bergesfraun am Klippenhang,
Und er wird nicht müde, will nur immer, immer
Lauschen diesem zauberhaften Sang.

„Sing mit uns, du guter Hirtenknabe, singe!" —
„Ach, ihr Schönen, ach, wie könnt' ich hie?
Wenn ich bei den Menschen jauchze guter Dinge,
Meiner rauhen Stimme spotten sie." —
„Singe nur, o singe! Sieh, zur Gabe geben
Wir Gesang den Guten: du bist gut,
Milde deinen Herden, und dein frommes Streben
Neiget dir der Geister hohen Mut."

Und der Hirt versucht es scheu zuerst und leise,
Und, o Wunder, lieblich stimmt er ein
In den Chor der Maide zur verschlungnen Weise
In dem allerschönsten Liederreihn. —
„Doch der Morgen nahet; auf, Geselle, gehe
Fort von hier, sonst schaffst du selbst dir Not!
Und verrat es keinem, wer dich lehrte! Wehe,
Wenn du's tust, es ist dein sichrer Tod."

Horch, der einst so Stumme singt am andern Tage
Von der Frühe bis zum Abend fort.
Widertönts vom Felsen, widerhallts vom Hage,
Alle wundern sich, er spricht kein Wort.
Nur der Liebsten muß es sein Gesang verkünden.
— Fort ist da der köstliche Gewinn.
Voll Verzweiflung klimmt er auf zu jenen Schründen,
Und — den Geistern fluchend stürzt er hin.

Richard v. Kralik.



Novalis und Goethes „Wilhelm Meister".

Von Edmund Miltz.

Als junger Goetheschwärmer tat Novalis einmal den Ausspruch: „Goethe ist jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden." Vor allen anderen Werken Goethes hatten es besonders „Wilhelm Meisters Lehrjahre" dem Romantiker angetan.

Wir finden in Novalis' Tagebuch kurz nach dem Tode seiner Braut Sophie den Goethischen Roman auf jeder Seite erwähnt. Das Dasein des Dichters scheint eine Zeitlang nur zwischen der Lektüre des „Meister" und dem Grübeln über den erlittenen Verlust hin- und herzupendeln.

Stellen wir einiges aus seinem Tagebuch zusammen! Zu bemerken ist dabei, daß Novalis neben dem gewöhnlichen Datum jedesmal noch den seit dem Tode seiner Braut verflossenen Zeitraum anmerkt.

Novalis (Ausgabe von Heilborn, 2 Bände. Berlin 1901), I, 267: „Tennstedt, den 18. April, den 31. †. In ‚Wilhelm Meister' fiel mir eine passende Stelle aus dem 4. Buche — ein Selbstgespräch Meisters — auf." 268: „Im ‚Meister' las ich nachmittags unten einiges, wobei mir manches Interessante über meine bisherige Bildung einfiel."

23. April, 36. †. Viel über ‚Meister' nachgedacht."

27. April, 40. †. „Früh ‚Meister'."

28. April, 41. †. „Heute früh lebhafte Sehnsucht. Nachher ‚Meister‘.“

Seite 271: „Bei Tisch einmal mit Ruhe und Besonnenheit geredet, dann über ‚Meister‘ geschrieben.“

Die fortgesetzte Lektüre des „Meister“ nötigte unserem Dichter anfangs eine vergötternde Bewunderung ab, allmählich wurde sein Urteil immer kühler, schließlich schätzte er nur mehr die künstlerische Form des Werkes.

Heilborn äußert sich über diesen wechselnden Standpunkt sehr treffend in folgenden Sätzen:

„Novalis hat ‚Wilhelm Meister‘ geliebt wie wohl kein zweites Buch. Er war ihm der Roman schlechthin ohne Beiwort. Immer wieder hat er ihn gelesen, auf eigenes Schaffen hin als Lernender zersetzt. Und in diesem leidenschaftlichen Ergründen trat der Umschwung ein. Mit größerer Klarheit über sein eigenes Wollen wurde ihm die Wesensverschiedenheit der Weltauffassung deutlich. Im ‚Wilhelm Meister‘ siegte seinem jugendlichen Empfinden nach kühle Lebensprosa über die Poesie. Und leidenschaftlich, wie er einst das Buch verehrt, warf er nun den Bannstrahl des Romantikers dagegen ... Und in scharfer Gegensätzlichkeit dazu entstand ihm der Plan zu seinem Ofterdingen. War ‚Wilhelm Meister‘ eine Verherrlichung der Lebensprosa gegen die Poesie, so sollte ‚Ofterdingen‘ die schrankenlose Verherrlichung der Dichtung werden.“

So ist es. Goethes „Meister“ ist nunmehr in Novalis’ Augen ein Produkt der platten Aufklärung, sein eigener Roman dagegen die Prophezeiung der herannahenden poetischen Weltperiode.

Um dies zu verstehen, ist es notwendig, Novalis’ Ansichten über den Gang der Weltgeschichte zusammenzustellen, was bisher noch in keinem Werke geschehen ist.

Novalis unterscheidet drei Zeitalter der Poesie und zwei Zeitalter der Prosa.

Das erste poetische Zeitalter war das der heiteren Sinnlichkeit, des alten griechischen Götterglaubens. Diese Ansicht hat Novalis in der 5. Hymne an die Nacht ausgesprochen (I, 450):

„Unendlich war die Erde — der Götter Aufenthalt und ihre Heimat. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnisvoller Bau. Über des Morgens roten Bergen, in des Meeres heiligem Schoß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ur-

söhne der Mutter Erde. Ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wut gegen das neue, herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meeres dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schoß. In den kristallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Tiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein, von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche Göttin, emporwachsend in vollen goldenen Garben — der Liebe heil'ger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau — ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben wie ein Frühling durch die Jahrhunderte hin."

Dann folgt die erste Periode der Prosa, das Zeitalter der griechischen Philosophie. (5. Hymne an die Nacht, I, 451):

„Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte — hinauf in den freieren, wüsten Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge. Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glaube und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Phantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimat verflog in den Äther."

Es folgt die 2. Periode der Poesie, die des Christentums (5. Hymne an die Nacht, I, 452): „Im Volk', das vor allen verachtet zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt — in der Armut dichterischer Hütte."

Diese neue Welt schildert Novalis in seinem berühmten, vielumstrittenen Fragment: „Die Christenheit oder Europa." *)

Es folgt die 2. Periode der Prosa, die Zeit der Reformation und der Aufklärung.

Novalis II, 410 (in demselben Fragment):

Man war „rastlos beschäftigt, die Natur, den Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, jede Spur des Heiligen zu tilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden".

---

*) Man vergleiche: Kralik, Literarische Umschau, im „Gral" I. Jahr, Heft 10.

Als eine Frucht dieser Aufklärungsperiode erscheint unserem Dichter der „Meister". Er erkannte die Ironie, die über dem Werke schwebt; er sah, wie die poetischen Gestalten des Romans zum Schluß sich als armselige Geschöpfe entpuppen: die rührende Gestalt des Harfners als ein mit Blutschande befleckter Mönch, die wunderbare Gestalt des rätselhaften Kindes als die Frucht dieser Blutschande, die selbst an Eifersucht zugrunde geht. Der Held des Romans wird von einer läppischen Illuminatengesellschaft gegängelt. Der eigentliche Held ist der vom Dichter als edel bezeichnete Lothario, der den bezeichnenden Ausspruch tut (Goethe XVII, 406):

„Das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen." So findet Novalis leicht heraus, daß „Meisters Lehrjahre" den jungen Mann aus dem Reich der Ideen und Ideale in das des naturhaften Empfindens, zu der Beschäftigung mit äußeren Gegenständen führen; kurz, Goethe verherrlicht hier, um einen Ausdruck von Novalis zu gebrauchen, „eine Weltperiode des Nutzens". Novalis hat wohl nicht ganz unrecht, wenn er sagt (II, 280): „‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Er handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte. Das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Sehr viel Ökonomie; mit prosaischem, wohlfeilem Stoff wird ein poetischer Effekt erreicht."

Ferner II, 357 (i. J. 1800): „Gegen ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre'. Es ist im Grunde ein fatales und albernes Buch — so pretentiös und pretiös — undichterisch im höchsten Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Es ist eine Satire auf die Poesie, Religion ꝛc. Aus Stroh und Hobelspänen ein wohlschmeckendes Gericht, ein Götterbild zusammengesetzt. Hinten wird alles Farce. Die ökonomische Natur ist die wahre, übrigbleibende . . .

Ferner in einem Brief an Tieck:

„Wenn die ‚Lit. Zeitung' nicht so jämmerlich wäre, so hätt' ich Lust gehabt, eine Rezension von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' einzuschicken, die freilich das völlige Gegenstück zu Friedrichs Aufsatze sein würde. Soviel ich auch aus ‚Meister' gelernt habe

und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Rezension im Kopfe. -- Es ist eine Candide gegen die Poesie — ein nobilitierter Roman ... Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht ... Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können! Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel.“

Man sieht, Novalis hatte schließlich geradezu einen Haß gegen den Goethischen Roman. Vergl. Haym, „Romantische Schule“, 382: „So urteilte er jetzt über den ‚Wilhelm Meister‘, und im Wetteifer mit Goethe schrieb er seinen ‚Heinrich von Ofterdingen‘, der auch äußerlich durch gleichen Druck und gleiches Format sich als Gegenstück zu dem Goethischen Roman verraten sollte.“

Ist „Wilhelm Meister“ nach Novalis' Ansicht eine Satire auf die Poesie, so sollte sein „Ofterdingen“ eine Verherrlichung der Poesie sein, eine prophetische Darstellung der herannahenden dritten Periode der Poesie.

Für diese prophetische Darstellung schien dem Dichter das Märchen die passendste Einkleidung zu sein. „Das echte Märchen“, sagt er selbst einmal, „muß zugleich prophetische Darstellung sein. Der echte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft.“

Deshalb macht Novalis ein von Klingsor erzähltes Märchen zum Mittelpunkt seines Romans, und dieses Märchen geht dann in den Roman selbst über, wird gleichsam an den bekannten Figuren desselben realisiert. Es hat zum Muster Goethes Märchen in den Auswandererzählungen.

Nur Schubart hat bisher richtig herausgefunden, daß der Opfertod der „Mutter“ der Mittelpunkt des Märchens und des ganzen Romans ist, ohne aber darauf näher einzugehen. Die Lösung findet nur, wer Novalis Ansichten über den Gang der Weltgeschichte näher betrachtet, die oben zusammengestellt wurden.

Novalis schildert im „Ofterdingen“ den Beginn der dritten Periode der Poesie, der eigentlichen Periode der Poesie und der Liebe. Merkwürdig ist, daß noch niemand bemerkt hat, daß das Fragment „Die Christenheit oder Europa“ den Schlüssel zu jener Stelle vom Opfertod der Mutter und damit des ganzen Romans bietet. Schon der Wortlaut ist zum Teil ganz ähnlich.

Novalis II, 413 (Fragment „Christenheit oder Europa“):

„In Deutschland hingegen kann man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen ... In Wissenschaften und Künsten wird man eine gewaltige Gärung gewahr. Unendlich viel Geist wird entwickelt. Aus neuen, frischen Fundgruben

wird gefördert. Nie waren die Wissenschaften in besseren Händen und erregten wenigstens größere Erwartungen; die verschiedensten Seiten der Gegenstände werden ausgespürt, nichts wird ungerüttelt, unbeurteilt, undurchsucht gelassen. Alles wird bearbeitet, die Schriftsteller werden eigentümlicher und gewaltiger, jedes alte Denkmal der Geschichte, jede Kunst, jede Wissenschaft findet Freunde und wird mit neuer Liebe umarmt und fruchtbar gemacht. Eine Vielseitigkeit ohnegleichen, eine wunderbare Tiefe, eine glänzende Politur, vielumfassende Kenntnisse und eine reiche, kräftige Phantasie findet man hie und da oft kühn gepaart. Eine gewaltige Ahndung der schöpferischen Willkür, der Grenzenlosigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit, der heiligen Eigentümlichkeit und der Allfähigkeit der innern Menschheit scheint überall rege zu werden ... Noch sind alles nur Andeutungen, unzusammenhängend und roh, aber sie verraten dem historischen Auge eine universelle Individualität, *eine neue Geschichte, eine neue Menschheit; die süßeste Umarmung einer jungen* überraschten Kirche und eines liebenden Gottes und *das innige Empfängnis eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung?* Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln, unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende Zeit sein.“

Damit vergleiche Novalis I, 151 (Ofterdingen):

„Sie (Sophie, die himmlische Weisheit) ergriff nun die Urne und schüttete die Asche (der ‚Mutter‘, gemeint ist die ‚Mutter‘ der ‚Fabel‘, d. h. der Poesie, mithin das Dichterherz) in die Schale auf dem Altar. Ein sanftes Brausen verkündigte die Auflösung ... Alle kosteten den göttlichen Trank und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern mit unsäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnisvolle Anwesenheit schien alle zu verklären. Die *Erwartung* (man bemerke, daß Novalis den 1. Teil des ‚Ofterdingen‘ ‚Erwartung‘ getauft hat) war erfüllt und übertroffen. Sophie sagte: Das große Geheimnis ist allen offenbart und bleibt ewig unergründlich. *Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Tränen* wird die Asche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöst. In jedem wohnt die himmlische Mutter, um jedes Kind neu zu gebären. Fühlt ihr die süße Geburt im Klopfen eurer Brust?“

Novalis will also in seinem „Ofterdingen" in symbolischer Weise darstellen, daß die Umwälzungen und Leiden unserer Zeit die Geburtswehen eines kommenden goldenen Zeitalters sind, des „Zeitalters der Liebe". Damit ist im „Ofterdingen" das ganze Programm der Romantik dargelegt als der poetischen Morgenröte eines kommenden, die Sehnsucht der Romantik erfüllenden Zeitalters. Wie Novalis, innerlich immer mehr geläutert und durchgebildet, diese Liebe auffaßt, besagen seine Verse an das Herz des Erlösers, das Sinnbild und den Sitz der göttliche Liebe:

„Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz."

So ist der „Ofterdingen" das entschiedene Gegenstück zum „Meister", der zwar der Einkleidung nach der Romantik angehört, aber eine durchaus rationalistische Weltanschauung vertritt.

Auch wir wollen gleich Novalis die romantische Form der Goethischen Werke verehren, aber danach trachten, daß in dieser Form eine neue Romantik erstehe, die der Sehnsucht nach einem kommenden goldenen Zeitalter dichterischen Ausdruck verleiht.

Wieviel können wir heute noch von Novalis lernen! Er kann uns zwar nur Anregungen geben, und oft müssen wir bei ihm unter einer pantheistischen Hülle nach dem Golde der Wahrheit schürfen, aber die Anregungen, die seine fragmentarischen Werke bergen, sind für uns von weit größerem Werte als die abgerundeten Werke der Aufklärer. Hat doch selbst sein großer Antipode Goethe von dem zu früh entschlafenen „göttlichen Jüngling" (Schleiermachers Worte) gesagt: „Mit der Zeit hätte er ein Imperator werden können, der die poetische Literatur beherrscht hätte."

Sehnsucht.

Meiner Sehnsucht Brücken schlag' ich kühnlich
Über all die unwegsamen Weiten,
Über all die abgrundtiefen Klüfte,
Daß sie mag auf Wolkenstegen schreiten.
Was sind ihr die Stürme und die Meere,
Da sie frei ist wie des Himmels Schwalben,
Da sie stolz fliegt, wie des Berges Adler,
Da sie unbesiegbar deinethalben?

M. Herbert.



Literarische Umschau.

Von Richard v. Kralik.

„Monsalvat, eine lyrische Blumenlese, im Auftrage des Gralbundes herausgegeben von Wilhelm Oehl. Ravensburg 1908. Verlag von Friedrich Alber." Unter diesem Titel ist soeben als dritter Band der Gralbücherei eine umfangreiche, 336 Seiten umfassende Anthologie deutscher katholischer Dichter erschienen. Die Bedeutung dieser Publikation möchte ich fast noch über die einer neuen Monatschrift stellen. Alles Zeitschriftenwesen ist ja doch noch kein Kulturwerk an sich, es soll nur die Kulturwerke vorbereiten, einführen, erklären, verteidigen, verbreiten, vermitteln. So ist es denn auch die Hauptaufgabe des „Gral" nicht, Selbstzweck zu sein, sondern ein Mittel, das Werk nationaler, klassischer Kultur zu fördern. Die Anthologie stellt nun auch den vollsten Erfolg dieser Gralbestrebungen dar. Dreißig lebende Dichter haben die Einladung des Gralbundes angenommen, also fast alle, an die man sich gewandt hatte. Ich zweifle nicht, daß die kleine Minorität von vier Sezessionisten, die noch für diesmal sich fernhielt, ihre gewiß erwägenswerten Bedenken bei einer nächsten Gelegenheit aufgeben wird, aber ich zweifle noch weniger daran, daß eine Reihe erster Namen, die man bisher noch nicht unter die katholischen Namen zu rechnen gewagt hatte, künftighin auch eingeladen werden können, ohne daß man eine ablehnende Antwort zu befürchten hätte.

Was ist die Bedeutung dieser allgemeinen Teilnahme an der Anthologie des Gralbundes? Gewiß nicht die Festlegung auf einen beschränkten Vereinsstandpunkt, auf Separatdogmen einer Clique. Sondern einfach die Anerkennung des gemeinsamen Bewußtseins von dreißig namhaften deutschen Dichtern: Wir machen aus unserem katholischen Standpunkt kein Hehl. Wir halten uns aber auch nicht für inferiorer als die nichtkatholischen Dichter. In diesem Sinn beanspruchen wir die vollwertige Mitarbeit an der gemeinsamen nationalen Kultur. Wir wollen uns nicht auf ein konfessionell beschränktes Arbeitsprogramm einschwören, aber wir halten eine Einschränkung, eine Unterdrückung der katholischen Kulturideale für schädlich, für kulturwidrig, für unnational.

Was ist denn der Gralbund anderes als der Inbegriff dieser Idee? Jeder Schaffende, Genießende oder Kritiker gehört ihm im Geiste an, wenn er sich und seine Sache nicht als inferior fühlt, weiß und will, obwohl sie eine katholische Sache ist. Und nur der kann sich aus diesem idealen Bunde dauernd ausschließen, der sich entweder nicht als Katholiken bekennen will, oder der sich selber und die katholische Sache für irgendwie inferior ansieht.

Sonst aber übernimmt keiner, der diesem idealen Gralbund nähertritt, die Verantwortung für ein anderes Gedicht oder für eine andere Kritik oder für eine andere Polemik, als die er selber schreiben und unterzeichnen will. Das ist auch ohne besondere Verwahrung selbstverständlich. Jeder von uns ist doch eine eigene Persönlichkeit mit individuellen Anschauungen, keine Ziffer. Der „Gral" ist ein einigendes Ideal, nicht eine für alle verbindliche Firma.

Keine Erörterung kann den Vorwurf der Inferiorität einfacher zurückweisen, als es diese Anthologie durch ihr Dasein tut. Die meisten der dreißig hier vereinigten katholischen Dichter hatten ihre Hauptwerke bereits veröffentlicht, ehe vor etwa zehn Jahren der Vorwurf der katholischen Inferiorität erhoben wurde. Die Ignoranz jener, die diesen Vorwurf erhoben, liegt nun offen zutage. Die Ignoranz an sich wäre zu entschuldigen; aber nicht zu entschuldigen ist die Voreiligkeit, mit der auf Grund unzulänglicher Kenntnisnahme so verderbliche, alles verwirrende Urteile kühn gewagt wurden. Die einschüchternde Wirkung war so groß, daß manche der uns am nächsten Stehenden selber eine Weile geneigt waren, wenigstens die technische Überlegenheit der Moderne zuzugeben. Ich habe mich von Anfang an gegen diese Scheidung von Form und Gehalt ausgesprochen. Form und Gehalt sind in der echten Kunst reziproke Begriffe. So wie nach der richtigen Philosophie die Seele das Formprinzip des Leibes und nicht ein in einem stofflichen Kerker eingeschlossenes fremdes Wesen ist, so wie bei einer Blume die Form nichts anderes ist, als das zugleich mit der chemischen Stofflichkeit emporwachsende Wesen der Art, so wie dem Löwen das Löwenfell und dem Esel die Eselshaut angewachsen ist, und nicht zwischen beiden ausgetauscht werden kann, so hat auch jedes Gedicht, jedes Drama, jede Novelle die Form, die dem Gehalt, und den Gehalt, der der Form entspricht.

Die Dichter, die etwa katholische, oder sagen wir einfach ideale, klassische Kulturideen darstellen wollten, konnten in bezug auf die Form von jenen Dichtern, welche die Ideen des Tingeltangel darzustellen suchten, ganz und gar nichts lernen. Jene Dichter, die vor 1898 mittelmäßig waren, waren es in Form und Gehalt. Sie konnten sich nicht etwa einfach vornehmen: Nun wollen wir bloß mal nicht mehr inferior sein und es dem Bierbaum und Wedekind abgucken, wie sie's machen!

Daß es inferiore, mittelmäßige, ja schlechte Dichter und Erzähler damals gab und auch noch heute gibt, wird von niemandem bestritten. Daß dieselben manche Familienblätter überschwemmten und den Redakteuren die Aussicht auf Besseres benahmen, mag auch richtig sein. Daß aber ein Redakteur daraus den Schluß zog, die katholische Belletristik stehe nicht auf der Höhe der Zeit, das war eine unberechtigte Verallgemeinerung eines unzureichenden Beobachtungsmaterials.

Daß sich die Sache auch auf dem Gebiete der erzählenden, der epischen, der dramatischen Literatur tatsächlich anders verhält, wird im Namen des Gralbundes voraussichtlich noch durch zwei weitere epische und dramatische Anthologien gezeigt werden. Vorläufig hat diese lyrische Anthologie reichliches Material beigebracht, um die Streitfrage in einer für uns günstigen Weise zu prüfen und nach Möglichkeit zu entscheiden. Dabei ist noch immer zu bedenken, daß unsere Sammlung nur erst ein vorsichtiger Versuch ist, der noch der Vervollkommnung möglich sein wird. Es ist ein erster Anlauf, mitten im Streit unternommen, zum Teil unter der niederdrückenden Suggestion der Inferiorität, der Sonderbündelei, mit dem zweifelhaften Gefühl, vielleicht doch mehr auf Mißverständnis, auf Scheu, auf Feigheit, auf Mißgunst zu stoßen denn auf Verständnis, Wohlwollen, Mut und Zuversicht. Der Sieg wäre gewiß noch entschiedener gewesen, hätte man schon bei Beginn des Unternehmens mit jener Siegesgewißheit vorgehen können, die uns heute nach unserm Erfolg erlaubt ist.

So ist es geschehen, daß trotz wiederholter Sichtung der Namen einige vom besten und edelsten Klang übersehen wurden, was vielleicht der Herausgeber in einer neuen Auflage wird ergänzen können. Jedenfalls wollte man selbst etwaige Gegner unserer Richtung nicht aus prinzipiellen Gründen übersehen, und die Übersehen oder Geringschätzungen, die von mancher Seite geübt werden, nicht vergelten. Aber über all das referiert die Einleitung der Anthologie aufs beste. Sie verschweigt die Namen der paar Abstinenten in der freundlichen Absicht, sie in Zukunft ganz zu gewinnen.

Jedenfalls hat nun sowohl das Publikum wie die Kritik, vor allem aber auch der schaffende Dichter mit dieser Anthologie ein Buch in der Hand, das mächtig zur Hebung unserer Literatur beitragen kann und soll. Das Publikum wird sich daraus über die wirklich vorhandene Literatur unterrichten können. Es wird durch die trefflichen Einleitungen Oehls über jeden einzelnen Dichter gut und knapp informiert, es kann die dort genau angeführten Werke, angelockt durch die dargebotenen Proben, selber einsehen. Es wird in diesen Büchern noch vieles finden, vielleicht manches, was dem oder jenem noch mehr zusagt als die gebotenen Proben, die doch schließlich immer auf dem subjektiven Geschmack des einen Auswählenden beruhen. Es soll darum nicht behauptet werden, daß die hier ausgewählten Proben

endgültig und zweifellos die besten, die hervorragendsten, die charakteristischesten Zeugnisse der Individualität eines jeden Dichters sind. Es würde sich wohl leicht eine zweite Anthologie zusammenstellen lassen, die ganz andere und doch ebenso gute Gedichte eines jeden Dichters brächte. So bringt z. B. das fast gleichzeitig durch P. Georg Harrasser zusammengestellte „Dichtergärtlein" von 12 österreichischen Dichtern fast lauter andere Proben.

Der Kritiker bekommt eine alles bisher Gebotene übertreffende Anleitung, sich eine Übersicht über die katholische Literatur zu verschaffen und diese mit der nicht katholischen kritisch zu vergleichen. Ich glaube, der kritische Vergleich wird nach Form und Gehalt, nach Fülle, Mannigfaltigkeit, Reinheit, Adel, Schwung, Freiheit, Genialität, Selbstzucht, Gedankenreichtum, hohem Bestreben und so fort sicher nicht zuungunsten der katholischen Literatur ausfallen, sobald man nur in gerechter Weise das Beste hier mit dem Besten dort vergleicht. Ich für meine Person habe bei der Durchlesung des Bandes vor allem über den mir selber ungeahnten technischen Reichtum vieler Beiträge gestaunt, über die Formkünste, die sich hier sowohl in kunstvoller Schlichtheit wie im Prunk des Ausdrucks, der Bilder, der Rhythmen offenbaren. Über den größeren Reichtum an positiven Geistesschätzen wird man aber wohl noch weniger im Zweifel sein können.

Der schaffende Dichter wird aus dieser Anthologie freilich ebensowenig das rechte Dichten lernen können wie durch irgendeine andere Schule, irgendeine Ästhetik, aber er wird den Gang seiner Produktivität befreit fühlen von manchem hemmenden und deprimierenden Vorurteil. Er wird, er mag nun Schüler oder Meister sein, reichliche Anregung für sein Schaffen aus diesem Buch schöpfen können, Zuversicht, Sicherheit, das Gefühl, nicht allein zu sein. Denn gerade das ist ja für eine klassische Literatur so wichtig, daß nicht etwa ein oder zwei hervorragende Genies alles andere ersticken, sondern daß sich ein „deutscher Dichterwald" bilde, der in seiner Harmonie von Stämmen, Hecken, Blumen und von mannigfaltigem Vogelgesange ein vielfaches, einheitliches Ganzes bildet, darin sich Großes und Kleines notwendig entspricht, gegenseitig fordert und voraussetzt, gegenseitig fördert und hebt.

Nun werden aber wohl selbst unsere wohlwollendsten Freunde denken, daß für uns Katholiken ein gleich günstiger künstlerischer „Rekord" wie in der Lyrik nicht im Drama und in der Epik zu erzielen sein dürfte. Aber ich glaube schon im voraus, obwohl ich das gesamte Material noch nicht ganz übersehe, die Vermutung aussprechen zu dürfen, daß sich durch die beiden geplanten anderen Anthologien auch auf jenen beiden Gebieten der Poesie die bisher herrschenden Vorurteile wesentlich werden berichtigen lassen. Und auch da wird die Richtigstellung des Werturteils nicht etwa nur im In-

teresse einer konfessionellen Partei geschehen, sondern sie wird zum Vorteil der gemeinsamen nationalen Literatur gereichen.*)

Wie vollkommen nichtig die modernistische Dramatik sowohl im Stoff wie in der Technik geworden ist, das zeigt das neueste Drama des Klassikers der modernen Bühne, Gerhard Hauptmanns „Kaiser Karls Geisel“. G. Hauptmann verhält sich zu dem Drama, das mir als modernes Ideal vor Augen schwebt, etwa so, wie sich vor 100 Jahren Kotzebue zu den Klassikern und Romantikern verhielt. Aber Kotzebue hat doch wenigstens die einmal erworbene theatralische Technik, die Form, die Mache beherrscht und damit immer Durchschnittserfolge erzielt, selbst in Weimar. G. Hauptmann aber hat von jeher hauptsächlich nur durch die faszinierende Macht eines krankhaften Gelüstens gewirkt. Er ist nicht imstand, die Kunst mit gesunder, hoher Liebe zu umfassen, er wird zu ihr nur durch die dekadente greisenhafte Lüsternheit nach dem Ungesunden hingezogen, und die ebenso dekadente Zeit folgt mit grausiger Wollust diesem Zug. G. Hauptmanns Dramen sind fast alle ein Bekenntnis dieser unzulänglichen, morbiden Bestrebungen, dieser „Velleitäten“, wie das bezeichnende Wort für das Wollenmögen und nicht Wollenkönnen, nicht Wollendürfen lautet.

Kaiser Karl der Große verliebt sich in seinem höheren Alter in ein junges Sachsenmädchen, das als Geisel an seinem Hofe lebt. Das wäre an sich noch durchaus gesund, durchaus nichts Unnatürliches oder Tragisches für den strammen Sechziger. Eine echte Tragik könnte höchstens daraus entstehen, wenn die jugendfrische Maid die Liebe des mächtigen, imponierenden und durchaus männlichen Greises dennoch zurückwiese aus Liebe zu einem unbedeutenden Altersgenossen und Standesgenossen. Aber das eigentliche, von der Kritik zu sehr übersehene Thema ist vielmehr die ungesunde Liebe des Kaisers zu der durchaus verworfenen, ekelhaft abscheulichen, krankhaft sinnlichen Natur des Mädchens. Er kann sich davon weder befreien noch sich darüber hinwegsetzen. Es ist die Tragik des dekadenten Hauptmann selber, die Tragik der dekadenten modernen Zeit, die ein lüsternes Begehren nach dem Laster verbindet mit impotenter Zaghaftigkeit und selbstquälerischem Grausen davor. Man möchte dieser Art von Poesie zurufen mit der Apokalypse (3, 15): „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt bist noch heiß. Daß du doch kalt wärest oder heiß! So aber, weil du lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Diese Worte passen auch auf manchen katholischen Nachläufer dieser Poesie.

Mit dieser Lauheit des Stoffes stimmt die Zwitterhaftigkeit der

*) Die dramatische Anthologie hat Bernhard Stein (Freystadt, Preußisch-Schlesien) übernommen, die epische Wilhelm Oehl (Wien 19, Greinergasse 25). Wir bitten die Autoren und die Verleger, beide Arbeiten ebenso freundlich zu unterstützen wie die lyrische Anthologie.

Technik: öder klassizistischer Jambentrab und naturalistische Gleichgültigkeit für Komposition, für Steigerung. In Schillerischen Jamben weiß Karl der Große keine höhere Lebensweisheit zu künden als das angenehme Gefühl, das der Kulturmensch empfindet, wenn er hie und da wieder einmal ein reines Hemd anzieht. Diese symbolistische Kulturtat nimmt nämlich Karl der Große gleich zu Beginn des Dramas in voller Natürlichkeit vor dem ganzen Publikum vor, ebenso wie sich eine Magd in einem früheren Drama die Füße wäscht. Wenn diesen Geschmacklosigkeiten doch wenigstens irgendwelche positiven Vorzüge zur Seite stünden, so würde man sie wohlwollend übersehen können. Aber nichts, gar nichts dergleichen. Neben der Geschmacklosigkeit steht kein anderer ästhetischer Kontrast als der der Langenweile.

Ich wende mich nun einem andern, doch noch etwas erfreulicheren Thema zu. Der Senior nationaler katholischer Poesie, Adam Trabert, hat eben seinen 87. Geburtstag gefeiert, kein Jubiläumsdatum, aber immerhin eine schöne Zahl. Ich will die Gelegenheit benützen, diesen Mann, der nur zufälligerweise bisher im „Gral" keine Erwähnung gefunden hat, obwohl er zu unserer engsten „Clique" gehört, zu beglückwünschen. Ich kann dabei nur das wiederholen, was ich vor Jahren in der „Kultur" ausgeführt habe, daß ich nämlich Adam Trabert in der Tat für einen repräsentativen Dichter nach meinem Herzen ansehe, sowohl was den nationalen Gehalt, die religiöse Wärme, den freiheitlichen Schwung, die männliche Kraft und die natürliche Schlichtheit betrifft. Hesse von Geburt, an den politischen Ereignissen seiner Heimat hervorragend und charaktervoll beteiligt, Märtyrer seiner freiheitlichen Überzeugungen, hat er, ohne Groll und Haß gegen irgendeine Richtung, in Österreich eine zweite Wahlheimat gefunden, hat hier mit einer fast beispiellosen Selbstlosigkeit an der Befreiung unseres Volks von den Banden eines falschen Liberalismus erfolgreich mitgearbeitet, und bildet nun in seiner unverwüstlichen Kraft und Gesundheit des Leibes und der Seele ein Musterbeispiel von Gottes guter Schöpfung, einen wandelnden Beitrag zur Theodicee. Ich glaube, daß Jesus Christus, als er die Kinder segnete und uns befahl, wie sie zu werden, auch den 87jährigen Trabert als echtes Kind des Himmelreichs mitgesegnet hätte — wenigstens wollen wir ihm diesen Segen heute und für allzeit von ganzem Herzen wünschen. Und wir wollen ihm wünschen, daß seine Bücher, die infolge von eigentümlichen Schicksalen noch nicht so bekannt sind, wie sie es einst sein werden, bald jene Auferstehung feiern, die weniger ihrem Autor als uns und der Zukunft zugute kommen soll.

Nicht wahr, wir beide, lieber Trabert, wir nehmen es den Kritikern, die dich bisher nicht beachtet haben, weil sie dich nicht kannten, nicht übel, daß sie sich nicht besser um die Literatur bekümmerten.

Aber wir bitten sie, sie mögen es auch nicht als Beweihräucherung verspotten und schelten, wenn einer, der dich eben zufälligerweise kennt, seine helle Freude an dir hat. Und die hab' ich, und die mag noch mancher mit mir haben.

Aus Zeitschriften und Büchern.

Das Inferioritätsmärchen in der katholischen Literatur. Dem noch immer nicht ausgestorbenen Schlagwort von der notwendigen und tatsächlichen Inferiorität der Katholiken in der schönen Literatur rückt H. von Pier in der „Apologetischen Rundschau“ III (1907—1908), S. 133—148, scharf zu Leibe. Wie man von heidnischer, klassischer, romantischer Literatur rede, ebenso dürfe man auch von katholischer Literatur sprechen, in der sich die Weltanschauung des Katholizismus widerspiegle. Verlange ja jedes ernste Dichtwerk nun einmal als tiefsten Untergrund eine Weltanschauung; der Katholizismus mit seinen tiefgründigen und allumfassenden Ideen biete die lichtvollste und leuchtendste Weltanschauung, und diese sei der strahlendste Goldgrund, auf dem Dichter und Künstler die farbenfrohen Gebilde ihrer Muse aufzeichnen können. Sei das Dichtwerk wahrhaft groß, so habe es, mag die Grundanschauung des Dichters noch so klar begrenzt und ausgeprägt sein, jedem denkenden Menschen etwas zu sagen, sei er nun Katholik oder Protestant oder Jude. „Wenn man von katholischer Literatur redet, so bedeutet das keineswegs die tendenziöse Betonung all der Differenzpunkte, die unsere Religion von allen anderen Konfessionen trennt, sondern lediglich das Zugrundelegen jener erhabenen Weltanschauung, die uns der Katholizismus bietet.“ Der Einwand, daß die katholische Weltanschauung einen Dichter derartig beschränke, daß er sozusagen außerstande sei, ein vollständiges Kunstwerk zu schaffen, basiere auf völliger Unkenntnis von dem Wesen des Katholizismus und sei indiskutabel. Den Leuten, die diese notwendige Inferiorität vielfach aus einer tatsächlichen inferioren Stellung in der Literatur zu beweisen suchen, antwortet Pier mit dem Hinweis, daß wir von der unvergänglichen Schönheit der Evangelien an über die deutschen Sänger des Mittelalters, über Dante und Calderon hin „in einer gewaltigen, leuchtenden Linie die Triumphe katholischer Weltanschauung in der Literatur verfolgen können“. Und im Zeitalter der „katholischen Romantik“ in Deutschland (wenn wir vom Ausland ganz absehen), die als Ganzes nach Joachimi „der erste klare, und vielleicht überhaupt der vollkommenste Ausdruck der deutschen Seele“ war, stehen wir „mit Eichendorff und der Droste unter den deutschen Lyrikern in allererster Linie“; der Katholik Grillparzer endlich teile mit Hebbel den Ruhm, die

besten nachklassischen Dramen geschaffen zu haben. In der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts freilich sei die katholische Literatur in Deutschland inferior geblieben. Doch der Geist der Verinnerlichung, der an den formellen Errungenschaften der literarischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die im wesentlichen auf eine „virtuose Technik, brillante Form und Stilschönheit“ hinauslaufen, kein Genüge finden konnte, strebte bereits in der Heimatkunst nach neuen, höheren Idealen, nach einer Herz und Gemüt befriedigenden Entfaltung des ganzen reichen Lebens in Deutschlands Gauen; mit dieser sympathischen Wendung im Literaturleben finde sich „die tiefe Innerlichkeit der katholischen Weltanschauung“ gern zusammen. Inzwischen seien aber auch in allen Dichtungsgattungen wirkliche katholische Dichter hervorgetreten, die man freilich nicht mit Unterhaltungstalenten wie Schmid, Bolanden, Spillmann, Brackel auf eine Linie stellen dürfe. Pier gibt eine knappe Auslese von Namen: in der Lyrik Anton Müller (Bruder Willram), den Tyrols größter Poet des 19. Jahrhunderts, Adolf Pichler, als vollgültigen Dichter einführte, E. W. Grimme, Hans Eschelbach, Lorenz Krapp, vor allen aber das Dreigestirn Greif, Eichert, Lieber, „das uns in der neueren Literatur eine ehrenvolle Stellung sichert“; in der Epik Josef Seeber, Josef Page, E. W. Helle, Eduard Eggert; im Drama Karl Domanig, Leo van Heemstede, Martin Greif, Eduard Hlatky und Richard von Kralik, der sich mit der Zeit „sicherlich allgemein die Bühne erobern wird“, und „dessen unermüdliches Streben, unsere armseligen Theaterverhältnisse durch Zurückgreifen auf die alten Volksspiele neu zu beleben“, einmal allseitiger dankbarer Anerkennung sicher ist. In der Belletristik sind Heinrich Hansjakob und Enrica von Handel-Mazzetti von der gesamten interkonfessionellen Kritik als markante Dichterpersönlichkeiten anerkannt worden und der Dichterin der beiden Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ und „Jesse und Maria“ stellt der „Kunstwart“ „unbedenklich die Prognose, daß sie die größten Lebenden ihres Geschlechtes überflügeln wird“; daneben Namen wie Paul Keller, Hans Eschelbach, Anton Schott, Otto von Schaching, Marie Herbert, Nanny Lambrecht; im Ausland Sienkiewicz, Jörgensen, Sheehan, Coloma, Fogazzaro, Bourget, Coppée, Bazin.

Die tatsächliche Inferiorität bestehe bei uns auf dem Gebiete der Literaturgeschichte; den deutschen Katholiken fehle ein Brunetière, der mit taktvoller Wahrung der katholischen Weltanschauung in der Wertung poetischer Erzeugnisse und ausgerüstet mit umfassendstem Wissen in brillantem Stil eine Geschichte der neueren deutschen Literatur schriebe, die den Darstellungen von Adolf Bartels und Richard M. Meyer ergänzend an die Seite sich stellte.

Pier bezeichnet es im Verlaufe seiner Ausführungen als „eine Art indirekter Apologie nach Hettingers Idee“, in Buch, Zeitung

und Zeitschrift sich am Literaturleben eifrig zu beteiligen, allen Dichtern, „die nach dem Höchsten in der Kunst streben“, die Bahn zu brechen und so das eingewurzelte Schlagwort von der katholischen Inferiorität gründlich auszumerzen. Damit sei aber selbstverständlich keine pharisäische Isolierung von der übrigen Nationalliteratur verbunden, im Gegenteil müssen wir „alles Gute und Schöne, das uns Andersgläubige schenken, freudig anerkennen und uns freuen, wie sich auch darin ein Strahl der himmlischen Schönheit widerspiegelt. Ein freudiges Zusammenschaffen aller Deutschen für den köstlichen Schatz unserer Nationalliteratur, das muß unser Ziel sein.“ Auch das Ziel des „Gral“, der zunächst die Erhaltung und Pflege der katholischen Poesie und den Kampf um die weitere und größere Anerkennung ihrer talentvollsten Schöpfer und Hüter sich zum Ziele gesetzt, dann aber auch seiner erfreulich zahlreichen Lesergemeinde alle Strömungen und Erscheinungen der gesamten schönen Literatur Deutschlands kritisch prüfend und sichtend vorführen und vermitteln will — eine weithinragende Burg inmitten der modernen Literaturbewegung, „aufgebaut auf den Grundsätzen einer katholischen Weltanschauung, die in ihrer allseitigen Harmonie und ihrer grandiosen Tiefe auch in der stürmischen Flucht der modernen Literaturerscheinungen am Ende doch noch der einzige ruhende Pol ist.“

F. R.

Zum Kapitel der „konfessionellen Kritik“ liefert P. Ansgar Pöllmann O.S.B. in den „Historisch-politischen Blättern“, Band 141, Heft 4, einen höchst schätzenswerten Beitrag. Pöllmann meint, daß jede Literaturepoche, auch die moderne naturalistische, ihren romantischen Einschlag haben müsse. Dabei versteht Pöllmann unter Romantik „die Tragik und den Humor des Menschenherzens“, die sich grenzenlos durchdringend „jenen eigentümlichen Gegensatz hervorrufen, dessen Stimmung, ein Resultat verschobener Verhältniszahlen zwischen Wirklichkeit und Sehnsucht“, das gebärt, was zur Zeit grundsätzlicher Betonung den Namen Romantik empfangen hat. Wo es aber eine Romantik gibt, müsse es eine erziehliche Rücksicht geben. Die Kunst stelle Typen auf, jede ihrer Gestalten komme einer Verallgemeinerung gleich, und wenn der Künstler nicht verallgemeinert, so verallgemeinert die Kunst in uns Genießenden, da uns das geschaute Schöne zum Ansporn, das geschaute Häßliche zum Abscheu wird. Und wenn diese erziehliche Wirkung auch nur in der Verhütung sozialer Schäden bestehe, so muß die Kunst zur Höhebildung beitragen, im innersten Kern ethisch sein. So bleibe die Pädagogik und in erster Linie die Religion der unmittelbarste Gradmesser aller Kunst; denn wichtiger als alle Kunstwerke sei eine jener Seelen, von denen Christus das Wort vom Ärgernis und sein ernstes „Was nützt es dem Menschen . . .“ spricht.

Pöllmann kommt nun auf den Streit zu sprechen, der anläßlich

des Herzschen Musterkatalogs über konfessionelle Kritik ausgebrochen ist. Obgleich Herz auf die „Konfession" der Verfasser keine Rücksicht nahm und wie Pöllmann selbst seinerzeit in der „Gottesminne" nur forderte, daß ein Buch nicht den katholischen Glaubens- und Sittenlehren widerspreche, „so mußte er doch die Erfahrung machen, daß wir für ein noch so weites Entgegenkommen bis an die äußerste erlaubte Grenze von unsern Gegnern nur ein mitleidiges Achselzucken ernten". Denn die Kluft zwischen Katholiken und den Vertretern der protestantischen aber glaubenslosen Kunst sei eine wesentliche, unüberbrückbare, und es liege in der Natur der Sache, daß einem Entgegenkommen unsererseits dort drüben stets nur Flucht entsprechen wird. (Was sagen zu diesen aus Erfahrung geflossenen, tapferen Worten — es gehört Mut dazu, sie auszusprechen — die Gegner unseres Gralprogramms?) Um nicht zwischen zwei Stühlen zu sitzen, bleiben wir daher ruhig beim „K" im Kürschner. Möge aber dies geschlossene Lager katholischer Kunst und Kulturanschauung dann auch reingehalten werden von Stümpern und Dilletanten im kath. Mäntelchen.[1])

Ganz ähnlich, wie der „Gral" im 4. Heft (S. 183), anerkennt Pöllmann die Berechtigung der Ausführungen R. M. Mayers in der „Köln. Volkszeitung", nach welchen es eine besondere katholische Ästhetik, eine besondere katholische Kunst geben muß, weil für den Katholiken Elemente seiner Weltanschauung untrennbar zum Begriff der Wahrheit und Schönheit gehören. Mayer spreche damit das ästhetische Bekenntnis jedes überzeugten Christen aus, wonach die religiöse Kritik keine Parallele zur ästhetischen, sondern ein integrierender Teil der Kritik der Schönheit ist, immer und überall als eine

---

[1]) P. Pöllmann bemerkt an dieser Stelle, es sei nicht konsequent, auf der einen Seite im Kreise einer bestimmten Weltanschauung sich genügen und doch über Nichtbeachtung im andern Lager sich beklagen. Eichert habe einmal vom Dichterelend gesprochen, obgleich er mit seinen buchhändlerischen Erfolgen weit über den bedeutendsten Lyrikern von drüben stehe. Dazu möchte ich aber bemerken: Wenn die im Kreise einer oft sehr engen Weltanschauung sich genügenden nichtkatholischen Dichter bei uns Katholiken doch als Dichter enerkannt werden, so hätte man wohl ein Recht, sich zu beklagen, daß unsere Dichter im andern Lager einfach totgeschwiegen werden. Was aber meine Person betrifft, beklage ich mich nicht. Ich weiß recht gut, daß die allermeisten meiner Gedichte nur auf ein gleichgestimmtes Gemüt wirken können. Ich gehe in dieser Verzichtleistung auf Anerkennung im andern Lager so weit, daß ich — mit höchst seltenen Ausnahmen — Rezensionsexemplare meiner Werke nur an katholische Zeitschriften senden ließ und Aufforderungen zu Beiträgen aus dem andern Lager fast immer ignorierte. Und wenn ich vom „Dichterelend" sprach, so knüpfte ich, sogar mit dem Titel, an einen Aufsatz im „Kunstwart" an, der direkt vom „Betteln und Hungern" der deutschen Dichter sprach. Daß ich bei meiner Klage, das katholische Volk lese seine Dichter zu wenig, mich selbst unmöglich im Auge haben konnte, geht daraus hervor, daß damals (1907) meine „buchhändlerischen Erfolge" bereits ziemlich bekannt waren. Aber diese Erfolge beruhen auf äußerlichen Umständen und stoßen die Tatsache nicht um, daß größere Dichter fast ohne Erfolg schaffen. F. E.

absolute Frage der ästhetischen Norm zur Anwendung kommt, denn Religion und Schönheit entstammen einer Ausflußquelle, sind Offenbarungen Gottes: Wahrheit, Schönheit und Güte bilden einen unzerreißbaren Kosmos. — Diese Kernsätze des Gralprogramms sind außer im Gral wohl noch selten so entschieden, so klar und offen ausgesprochen worden!

Nach diesem herrlichen Treffer würde ein weiteres Eingehen auf die weiteren, allerdings sehr interessanten Ausführungen Pöllmanns fast eine Abschwächung bedeuten. Nur eine Folge von Sätzen, die auch so wunderschön unser Programm bestätigen, wollen wir noch zitieren. Pöllmann spricht über das hohle Gerede von einer „ernsten Kunst", von der man die Jugend ausschließen müsse und die deshalb auch der pädagogischen Beurteilung nicht unterliegen dürfe: „Wenn man bedenkt, daß die ästhetischen Gesetze in den Kreisen der Produzenten gemacht werden, so läßt sich die Abwehr einer pädagogischen Beurteilung leichtlich als eine Art von Selbstschutz erkennen, der sich später zu einer Selbstschädigung auswachsen mußte. Ein ganz gehöriges Stück Pharisäismus steckte in dieser Handlungsweise und auch eine köstliche Selbstkritik: denn was der Jugend reines Auge nicht vertragen kann, muß doch wohl einen Haken haben. Ist vielleicht ein Dante, ein Petrarca, ein Camoens je der Jugend gefährlich geworden? Soll ich der Namen noch mehr nennen? Sophokles, Euripides, Vergil, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, der reife Schiller, die Romantiker — kurz, wo ein wahrer Künstler von der Weltgeschichte auf den Sockel gehoben wurde, da war die Jugend dabei, und die Namen, die in den Sternen glänzen, haben das leuchtende Auge des heranwachsenden Jünglings nicht zu scheuen. Ich muß da an das Vorwort eines Novellenbandes denken, worin Heyse auseinandersetzt, daß er hier einmal etwas geschrieben habe, was nicht in den „Giftschrank" der Familie gestellt zu werden brauche, sondern auch den Töchtern des Hauses unbedenklich in die Hand gegeben werden könnte. Gerade dieser große Mangel an Jugendlichkeit ist es, was in der schönen Frucht der Moderne an den inwendig bohrenden Wurm gemahnt: die Kunst ist alt geworden, Marasmus ist ihr natürliches Schicksal. Nur eine Kunst, die das Recht der religiösen und sittlichen Kritik als einer vollauf ästhetischen anerkennt, vermag hier Hilfe zu schaffen."

F. E.

Kritische Gänge.

Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Von E. M. Hamann. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage. Freiburg, Herder, 1907. (Preis gebunden Mk. 3.40.)

Auf dem engen Raume von 306 Seiten eine Darstellung des deutschen Schrifttums zusammenzudrängen — das ist keine leichte Arbeit. Hamann hat diese Aufgabe, das sei gleich zu Anfang nachdrücklich betont, sehr gut gelöst. Ich kann keinen Vergleich anstellen zwischen dieser Auflage und den vier vorhergehenden, da ich die letzteren nicht kenne. Das vorliegende Buch ist jedenfalls eine gründliche und verdienstvolle Leistung; es darf neben dem alten Brugier wohl schon den Wert einer selbständigen Arbeit beanspruchen, nicht bloß den einer Bearbeitung. An ähnlichen Abrissen ist ja gerade kein Mangel; Storck, Kummer-Stejskal und besonders Kluge sind vorzügliche Bücher. Die spezifische Differenz jedoch der Hamann'schen Arbeit führt in ein ganz anderes Gebiet hinüber. Das Riesenerbe deutscher Dichtung wird hier nicht bloß vom ästhetischen Standpunkte, der für jedes Menschenalter doch vielfach wandelbar ist, gesichtet und bewertet, sondern von der Höhe des überragenden, felsenfesten Gipfels einer wohlgegründeten Weltanschauung. Was Salzers Literaturgeschichte im großen zu werden verspricht, das ist dieser Leitfaden im kleinen: das Werturteil, das der Katholik über die schöne und unschöne Literatur unseres Volkes fällt. Eine nicht nur ästhetische, sondern eine ästhetisch-pädagogische Norm.

Von den 306 Seiten des ganzen Buches behandeln 96 die ältere Zeit bis zu Klopstocks Auftreten, davon sind 65 Seiten der alt- und mittelhochdeutschen Periode bis auf Luther gewidmet. Das Vorgewicht liegt also, wie bei Bartels oder Engel, auch hier auf der neueren Literatur. Mehr als ein Viertel des Ganzen, 74 Seiten, umfaßt die Darstellung der Literatur seit Goethes Tod; die letzten 30 Seiten dieses Abschnittes versuchen eine Übersicht über die lebenden Schriftsteller zu geben.

Die Behandlung der Haupterscheinungen der mittelhochdeutschen Literatur — Heldensage, Kunstepos, Minnesang — ist bei aller Kürze sehr zutreffend und entspricht allen Anforderungen. Die deutsche Mystik, eine so umfassende und tiefwirkende Geistesströmung, würde vielleicht mehr Ausführlichkeit verdienen. Die wilde Zeit des 16. Jahrhunderts wird mit Recht kürzer behandelt. Sehr ausführlich sind die Abschnitte über Goethe und Schiller, zusammen über 97 Seiten; die wichtigeren Dichtungen der klassischen Dioskuren werden in guten Inhaltsangaben erläutert. Auch die Romantik ist sehr gut dargestellt. Das Interessanteste, aber auch Schwierigste im ganzen Buche ist natürlich die Charakteristik der allerjüngsten Zeiten. Der festgelegte Standpunkt der Verfasserin — so könnte vielleicht jemand befürchten — wird sich hier wohl stärker geltend machen. Durchaus nicht, nichts von kleinlicher Einseitigkeit! Auch solche Schriftsteller, die uns ferne stehn oder wenigstens nicht nahe stehn, werden (bei aller Kritik und Ablehnung einzelner Tendenzen) ruhig beurteilt und ihr Gutes anerkannt, so G. Keller, Heyse, Delle Grazie, Ebner-Eschenbach. Wie schwer es

ist, auf so wenigen Seiten auch nur eine flüchtige Skizze der gegenwärtigen literarischen Lage zu geben, liegt auf der Hand. Trotzdem ist der Besprechung vieler Neueren, ja einzelner ganz Neuen, verhältnismäßig größerer Raum gegönnt: Herbert, Handel-Mazzetti, Domanig (von Domanig ist auch schon das 1907 erschienene „Wanderbüchlein" mit einbezogen), Spitteler, Kralik, Avenarius, Liliencron, Eichert, Huch, natürlich Hauptmann und Sudermann (jeder über eine Seite), Dahn, Hamerling, Rosegger, Spielhagen, Raabe, Eschelbach, Hlatky, Paul Keller ꝛc. Daß andere Teile gedrängt und knapp gehalten sind, ist nicht anders möglich. Bartels, Meyer, Engel müssen auch vieles aufs kürzeste zusammendrängen.

Die Verfasserin hat für manche Partien verschiedene Spezialforscher, Literarhistoriker und sonstige Kritiker benützt und führt von ihnen gelegentlich besonders treffende Urteile an; so zitiert sie Baumgartner, Eichendorff, Scherer, Salzer, Gottschall, Kralik, Storck, Engel, Schmidt u. a. — Fehler waren nur ganz wenige zu finden. Auf Seite 2 ist die hochdeutsche Lautverschiebung nicht richtig dargestellt; sie betrifft, wie die germanische, eben auch die Konsonanten; Seite 4 ist von Siegfriedsliedern der Urzeit die Rede, wofür wir aber keinen Beweis haben; das „Neuanglikanisch" auf Seite 2 ist jedenfalls ein lapsus calami statt „Neuenglisch"; zu Seite 299: Ricarda Huch heißt nicht mehr Ceconi, sondern seit ihrer zweiten Ehe wiederum Huch. Druckfehler kommen fast gar keine vor, nur z. B. Seite 32 Ouwraere statt Ouwaere, Seite 256 Albion statt Alboin. — Doch das sind nur verschwindende Kleinigkeiten, die kaum in die Wagschale fallen und die vortreffliche Gesamtleistung in keiner Weise beeinträchtigen. Die Literaturgeschichte Hamanns verdient in jeder Beziehung volles Lob und entschiedenste Anerkennung. Es ist eine Arbeit von selbständigem Wert und darf durchaus empfohlen werden als umfassendes Repetitorium. Zusammen mit Eichendorffs prächtiger Literaturgeschichte, die Kosch vor einigen Monaten in der Sammlung Kösel neu herausgab, gibt dieser bündige Abriß ein ausgezeichnetes Vademekum, für den Einzelnen ebenso wertvoll wie für den allgemeinen Unterricht.

W. Oehl.

Bücher-Anzeigen.

Lappalien von P. Luis Coloma. Aut. Übersetzung a. d. Spanischen von Ernst Berg. 18. Aufl. (Volksausgabe) 654 S. Regensburg, T. Habbel. Geb. Mk. 3.—.

Mit Pater Colomas „Lappalien" hat die Kritik eigentlich nichts mehr zu tun, hier liegt schon ein Stück Weltliteratur vor. Zu dieser neuen Auflage wäre also nur die erfreuliche Tatsache zu bemerken, daß diese treffliche deutsche Übersetzung vom Verlagshause Vita an einen rührigen, im raschen Aufschwunge begriffenen katholischen Verlag übergegangen ist, zugleich mit den andern Romanen und Novellen desselben Autors, auf die wir später noch zurückkommen.

Aber vielleicht ist es doch nicht überflüssig, wenigstens einen noch viel zu wenig beachteten Vorzug dieses merkwürdigen Buches hervorzuheben. Man hat den katholischen Romanschriftstellern neuestens geraten, sich mehr mit den modernen Problemen zu beschäftigen, sich in den vollen Strom des Lebens zu stürzen, auch dort, wo die Wasser vom aufgewühlten Schmutz giftig und trüb sind. Von anderer Seite ist im Gegenteil darauf Wert gelegt worden, daß die katholische Dichtung wenigstens noch eine unberührte Insel im Meere der feinen und groben Unzuchtliteratur darstellt. Man hat aber diese sogenannten „Prüden", die doch nur die ganz selbstverständlichen Folgerungen aus den Moralgesetzen des Christenstums ziehen, oft ganz mißverstanden. Man hat ihnen vorgeworfen, daß sie dem dichterischen Schaffen schädliche Schranken ziehen, daß sie vom Dichter verlangen, er solle die Augen vor der Welt schließen und uns unwahre Potemkinsche Dörfer hinmalen. Das ist ganz unrichtig! Auch wir vom Gral, die wir uns mit Stolz zu jenen rechnen, die von der Kunst heilige, priesterliche Reinheit fordern, auch wir haben nichts gegen eine getreue Schilderung der gesellschaftlichen Verderbtheit im Roman einzuwenden, wenn nur der Dichter mit reinem Herzen und mit reinen Augen seine Aufgabe löst, wenn er uns das Laster nicht begehrlich, die Reinheit nicht verächtlich malt. Ein Schulbeispiel dieser Art, der Zeit einen Sündenspiegel vorzuhalten, ohne ein reines Herz zu verletzen, ist und bleibt Colomas Roman „Lappalien". Der Dichter geht hier keinem „Problem", keiner Sünde aus dem Wege. Aber nie geht er der Sünde nach, bis sie verführerisch wird. Wo andere Romanschriftsteller anfangen, mit breitem Behagen die verborgensten Geheimnisse der Sinnlichkeit auszumalen, da hört er auf oder vielmehr er geht vorüber, wie auch der Reine im Leben vor dem Hause des Lasters vorübergeht, ohne hinter die Vorhänge zu lugen. Das letztere ist aber die Hauptsache bei den meisten Modernen und dagegen wendet sich jene Richtung, die im Dichter keinen Priester der Venus vulgivaga, sondern des Gottes der Reinheit und Schönheit sieht.

Die Enterbten. Nachgelassener Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. 1.—3. Tausend. 415 S. Köln, J. P. Bachem.

Die verstorbene Freiin von Brackel gehört zu jener Gruppe katholischer Erzähler und Erzählerinnen, deren Werke von der jetzt tonangebenden Kritik gewöhnlich als „gute Familienlektüre ohne künstlerische Qualtitäten" taxiert werden. Trotzdem kann es die Brackel unseres Erachtens — ganz abgesehen von ihrer katholischen Tendenz, wenn man das Eingetauchtsein ihrer Werke in katholisches Glaubensleben so nennen kann — auch im Streben nach literarischer Vollendung mit vielen erfolgreichen Modegrößen aufnehmen. Sie war im guten Sinne modern, sie verfügte über realistische Beobachtungsschärfe, sie schuf Zeitgemälde voll großer Lebenswahrheit und plastischer Wirkung. Aber freilich — sie blieb immer eine aristokratische Natur, sie stieg nie in die Gosse hinab, sie hatte viel zu viel harmonischen Gleichklang, um wilde, aufregende Effekte zu lieben. So mußte ihr tiefreligiöses, abgeklärtes Schaffen in der Meinung jener, die stets nur mit den Augen der modernen Welt sehen und in ihrer Sprache sprechen, „rückständig" erschienen.

Auch ihr nachgelassenes Werk „Die Enterbten" behandelt die wichtigsten Zeitprobleme, insbesondere die sozialen Kämpfe der Gegenwart, aber mit der gewissen vornehmen, abgeklärten, vielleicht zu kühlen Ruhe des unbeteiligten Zuschauers von hoher Warte. So wird sie selten ganz hinreißend und ergreifend, aber immer bleibt sie gütig und erwärmend. Den eigentlichen Faden der Erzählung bildet eine durch Mißverständnisse (die manchmal etwas künstlich konstruiert scheinen) in ihrer Entwicklung aufgehaltene Liebesgeschichte; nur wie von ferne schlagen die Wogen der großen sozialen Kämpfe herein. Von aufgetragener Tendenz ist nirgends die Rede. Ist es auch kein Werk voll hinreißender Kraft, so ist es doch ein Werk voll versöhnender, verzeihender Güte. Und solche Bücher brauchen wir. M.

Mit Moritz von Schwind ins Märchenland. Ein Buch für die Jugend und ihre Freunde, von Johanna Artzen. Jos. Kösel, Kempten und München. 1908.

Freunde der Kinder, welche ihre Geschenke nicht gedankenlos einkaufen, wissen, wie schwer es ist, etwas Neues zu finden, das dem kindlichen Verständnis angepaßt ist, und zugleich Kunst- und Schönheitssinn weckt. Die neusten Versuche, Kinderbücher mit den Mitteln der modernen „sezessionistischen" Kunstrichtung zu schaffen, sind zumeist mißlungen. Es soll damit nicht geleugnet sein, daß viel Erfindungskunst und Geschmack auf diese Publikationen verwendet wurde, nur leider den Kindern gefallen sie nicht. Meistens gehört schon ein geübter Blick dazu, die wunderlichen, förmlich zu geometrischen Figuren zusammengestellten Gruppen zu verstehen und viele schauen eher aus wie ein Stück Teppich oder Mosaikbodenfragment, als wie ein Bild für Kinderaugen bestimmt. Da hat nun Johanna Artzen unternommen, aus den Schwindschen Kompositionen solche herauszusuchen, zu denen sie entweder selbst einen Märchentext hinzudichten konnte, oder denen sich irgend ein volkstümliches, für Kinder geeignetes Lied oder Märlein beifügen ließ. Der Versuch ist als gelungen zu bezeichnen. Das Buch wird in Kinderkreisen gewiß viel Beifall finden. Ganz aus einem Gusse konnte es allerdings nicht sein, da ja viele der Kompositionen Schwinds nicht etwas erzählen sollen, sondern echt künstlerisch empfunden nur eine Stimmung ins Bild übersetzen und deshalb reifere Beschauer fordern. Zu diesen gehören die Pferde mit dem Einsiedler, der Elfentanz, die Nixen einen Hirsch tränkend. Die Verfasserin hat die Erzählungen so gehalten, daß die Bilder wie Illustrationen dazu erscheinen. Man kann das an und für sich nicht tadeln, aber viel unmittelbarer und frischer wirken jene Kompositionen, die Schwind selbst ursprünglich für die Kinder gedacht hat. So z. B. „Der gestiefelte Kater", das Titelblatt von den sieben Raben, die Sprüche und kurzen Reime. Vielleicht hätten sich noch mehr derartige Zeichnungen finden lassen. Im großen und ganzen ist aber das Buch mitsamt seinen textlichen Beigaben als eine recht erfreuliche Vermehrung der Jugendliteratur zu begrüßen. S. G.

Wolffs poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. 260. Tausend. O. Wigand, Leipzig.

Das im deutschen Volke so allgemein bekannte und geliebte Sammelwerk „Wolffs poetischer Hausschatz" hat seit den 70 Jahren seines Bestehens eine Auflage von 260,000 Exemplaren erreicht. Es gehört bekanntlich dem Verlag von Otto Wiegand-Leipzig. Gewiß ist diese hohe Auflage ein glänzendes Zeugnis für die dauernde Wertschätzung des Buches in weiten Kreisen. Die Idee seiner Entstehung gehört keinem Geringeren als Goethe an. Ausgeführt wurde sie dann erst im Jahre 1839 von seinem Schützling, dem Weimarer Professor Wolff. Der Hannoveraner Schulmann Oltrogge bearbeitete die Sammlung nach dem Ableben Wolffs für Schulzwecke. Schule und Haus sind noch heute mächtig dabei interessiert — auch die neueste, vorzügliche Bearbeitung von Dr. Heinrich Fränkel in Halensee bei Berlin hat auf diese beiden Interessenten strenge Rücksicht genommen. Die Auswahl geht von vornehmen Gesichtspunkten aus. Größe des Inhalts, Vollendung der Form — deutscher Stoff, Klarheit, Schönheit, Kraft und Reinheit waren die Höhen, an denen gemessen wurde. Die Proben beginnen mit dem Hildebrandtsliede und dem Heliand und enden mit Dichtern an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts geboren mit dem traumseligen Stephan Zweig und dem feingeistigen Felix Braun.

Wir wollen nicht mit dem getreuen Sammler rechten, daß er manchen Kräftigeren und Tieferen vergaß. Nicht bloß Katholiken vergaß er, auch Wilhelm Scholz — auch Daniel Saul und Wilhelm Koch. Krapp, Eichert, Trabert, Hlatky, Eggert und Domanig hätten wohl einen Raum verdient in diesem Walhall deutscher Dichtung.[1])

Alles das kann nachgeholt werden. So wie es ist, verdient das Buch den ständigen Platz auf dem deutschen Bücherregal.

---

[1]) Hier bin ich auch unter den Vergessenen genannt. Ich fühle mich deshalb schuldig, zu erklären, daß nur mich allein die Schuld trifft, da ich die zweimal erbetene Zustimmung zur Aufnahme von Proben aus meinen Werken zurückgehalten habe. F. Eichert.

Josef Freiherrn v. Eichendorffs Werke. In vier Bänden. (352, 262, 264 und 374 S.) Mit Eichendorffs Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von **Rudolf von Gottschall.** Leipzig, Hesse. In 2 Lwbd. Mk. 3.50.

Im November des Vorjahrs wurde die Erinnerung an Eichendorffs 50. Todestag gefeiert und es bedarf also wohl nicht vieler Worte über diesen noch heute lebenden und volkstümlichen Romantiker. Bevor wir die endgültige Gesamtausgabe Eichendorffs, die uns Wilhelm Kosch in Aussicht stellte, vollendet sehen, ist vorliegende Auswahl, die Gottschall in zwei handlichen Bänden besorgte, wertvoll und empfehlenswert. Sie bringt im I. Teile die Gedichte, der II. Teil enthält das Kabinettstück Eichendorffs, „Aus dem Leben eines Taugenichts", ferner „Das Marmorbild", „Viel Lärmen um nichts", „Das Schloß Durande", „Die Entführung" und „Die Glücksritter"; der III. Teil enthält die Literaturkomödie „Krieg den Philistern" (schade, daß Gottschall gerade dieses nicht eben reifste Drama Eichendorffs aufnahm!) und „Dichter und ihre Gesellen"; den letzten Band bilden „Robert und Guiscard" und „Ahnung und Gegenwart". — Die ausführliche biographisch-kritische Einleitung des Herausgebers verdient noch besonders hervorgehoben zu werden.
W. O.

Josef Oswald. Im stillen Winkel. Behagliche Plaudereien über Leben und Kunst. Köln, Bachem. 344 S. Brosch. 3 Mk.

Etliche fünfzig Aufsätze, gesammelte Feuilletons über allerlei Dinge, die mit Humor von der lustigen Seite betrachtet werden. Im großen und ganzen paßt der Untertitel: es sind „behagliche Plaudereien". Man lacht über manche heitere Wendung. Doch ist es kaum rätlich, den Band auf einmal zu lesen; das würde ermüden. Hie und da, dann und wann einige Seiten zu lesen, ist ganz unterhaltlich. Zumal unter den Stücken der ersten Hälfte sind einige recht gelungen. Die paar Aufsätze über „Kunst" sind etwas matt.
W. O.

Mutter! Ihr Lob — ihre Freude — ihr Leid. Aus der Weltliteratur gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich **Clementz.** Zweite, vermehrte Auflage. Mit sechs Bildern. Köln, Bachem (1907). 432 S.

Das gut ausgestattete Buch eignet sich zunächst — aber nicht ausschließlich — als Geschenk für junge Mütter. Es ist eine Sonderanthologie aus Dichtern alter und neuer Zeit, teils Prosastücke, größtenteils Versdichtung, auch mundartliche. Es sind auch viele lebende Dichter, deutsche und fremde, vertreten, ohne Unterscheidung ihrer sonstigen Stellung im Literaturleben. Die Auswahl ist, soweit vielfache Proben erkennen ließen, recht gelungen, wenn auch einzelnes besser empfunden als gedichtet ist.
W. O.

Moderne Lyrik. Eine Auswahl zur Einführung in das Verständnis der lyrischen Dichtung. Von Prof. Dr. Edmund von **Sallwürk.** Diesterweg, Frankfurt a. M. 120 S. Geh. 1 Mk. 40 Pfg. (2 Bd. von „Diesterwegs deutsche Volksausgaben").

Sallwürk will nicht eine gewöhnliche Anthologie, sondern eine Art Lehrbuch geben. Nach einer kurzen, guten Einleitung führt er von folgenden Lyrikern je drei, vier Gedichte an: Bierbaum, Busse-Palma, Dehmel, Falke, Albert Geiger, George, Hofmannsthal, Holz, Huch, Jakobowski, Janitschek, Kurz, Lachmann, Liliencron, Salus, Schaukal. Am ausgiebigsten ist Liliencron vertreten. Dem Zwecke, „in das Verständnis der lyrischen Dichtung einzuführen", dienen die 25 Seiten Anmerkungen, die zu einzelnen Gedichten Parallelen, ästhetische Winke zu ihrer Würdigung und sonstige lehrhafte Notizen enthalten. Alles in allem ist das Buch recht gut, gleichsam ein Extrakt aus Benzmanns moderner Anthologie, für Schule und

Volk zurechtgemacht. Man kann etwas daraus lernen. — Über die getroffene Auswahl ist mit dem Herausgeber natürlich nicht zu rechten; aber ein vollständiges Bild der neuen Lyrik wird er wohl auch selbst nicht haben geben wollen. Sallwürk ist, recht im Gegensatz etwa zu Engel, ein Bewunderer der Georgeschen und Hofmannsthalschen Poesie, lehnt aber Holzens lyrischen Neustil und den „Telegrammstil" ab. Er ist offenbar ein guter Kenner älterer und neuerer Lyrik, wiewohl nicht alle Gedichte dieser Auswahl wirklich Farbe, Form, Duft und Ton der Moderne haben. Die pädagogischen Weisungen der Anmerkungen (z. B. „zu beachten ist . . .", „Beachte . . .") wirken etwas gymnasiallehrerhaft. W. B.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher:

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in einer eigenen Abteilung ersichtlich gemacht. — Die Preise sind, wenn nichts anderes bemerkt, in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

Benz, Rich., Märchendichtung der Romantiker. VI, 265 S. Gotha, F. A. Perthes. Mk. 5.—.

Böttcher, Max, Erwachende Zeit. Soz. Roman. 371 S. Berlin, C. Duncker. Mk. 3.50.

Engel, Ed., Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 3. umgearb. Aufl. 2 Bde. Lex.-8⁰. XV, 601 und 528 S. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag. Geb. Mk. 15.—. Daraus: Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. 528 S. Geb. Mk. 10.—.

Jensen, Wilh., Luv und lee. Roman. 3. Aufl. 462 S. Leipzig, Elischer Nchf. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Klassiker-Bibliothek, goldene. Hempels Klassiker-Ausgaben in neuer Bearbeitung. 8⁰. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.: Chamissos Werke, hrsg. von Max Sydow. 1 Bd. Geb. Mk. 1.75; Eichendorffs Werke, hrsg. von Ludw. Krähe. 2 Bde. Geb. Mk. 3.50; Goethes Werke, hrsg. von Karl Alt, Rob. Riemann und E. Scheidemantel. 4 Bde. Geb. Mk. 6.—; Hauffs Werke, hrsg. von Max Drescher. 2 Bde. Geb. Mk. 3.50; Hebbels Werke, hrsg. von Theod. Poppe. 5 Bde. Geb. Mk. 7.50; Heines Werke, hrsg. von H. Friedmann u. a. 4 Bde. Geb. Mk. 6.—; H. v. Kleists Werke, hrsg. von Herm. Gilow, W. Manthey, W. Waetzoldt. 2 Bde. Geb. Mk. 3.50; Körners Werke, hrsg. von Augusta Steinberg. 1 Bd. Geb. Mk. 1.75; Lenaus Werke, hrsg. von C. Aug. v. Bloedau. 1 Bd. Geb. Mk. 2.—; Ludwigs Werke, hrsg. von Art. Eloesser. 2 Bde. Geb. Mk. 3.50; Raimunds Werke, hrsg. von Rud. Fürst. 1 Bd. Geb. Mk. 1.75; Schil-

lers Werke, hrsg. von Arth. Kutscher und H. H. Zisseler. 4 Bd. Geb. Mk. 6.—; Shakespeares Werke, übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. 4 Bde. Geb. Mk. 6.—; Uhlands Werke, hrsg. von Adalb. Silbermann. 2 Bde. Geb. Mk. 3.50. (Alle Bände auch in Prachtausgaben zu entsprechend höheren Preisen.)

Kipling, Rudyard, Kim. Ein Roman aus dem gegenw. Indien. Übersetzt von Seb. Harms. 469 S. Berlin-Charl. Vita. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Laubes, Heinr., gesammelte Werke in 50 Bänden, hrsg. von Heinr. Hub. Huben unter Mitwirkung von Alb. Hänel. Leipzig, M. Hesse. 1.—6. Bd., je 3 Bde., in 1 Bd. geb. Mk. 3.—.

Lilienfein, Heinr., Ideale des Teufels. Eine boshafte Kulturfahrt. VII., 242 S. Berlin, Fleischel & Ko. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Longfellow, Evangeline. Aus dem Englischen von Otto Hauser. 160 S. Nürnberg, C. Nister. Geb. Mk. 5.—.

May, Karl, Reiseerzählungen. Neue illustr. Ausgabe. Freiburg i. B., Ernst Fehsenfeld. Lieferung 11—15. à Mk. —.40.

* * *

Von katholischen Autoren oder aus katholischem Verlag:

Albing, Ansgar, Epistulae redivivae, Aus dem Papierkorb gerettete Briefe. VIII, 310 S. Osnabrück, G. Pillmeyers Buchhandlung. Geb. Mk. 4.—.

Baumberger, Georg, Blaues Meer und schwarze Berge. Volks- und Landschaftsbilder. 3 Aufl. 336 S. Mit 61 Bildern. Verlagsanstalt Benziger & Ko., A.-G. Mk. 3.20, geb. Mk. 4.—.

Frankfurter zeitgem. Broschüren, 27. Bd. 5. Heft: Kralik, Dr. Richard v., Die neue Weltperiode. 23 S. Mk. —.50.

Greif, Mart., Agnes Bernauer. Vaterl. Trauerspiel. 2. verb. Aufl. 80 S. Leipzig, F. A. Amelang. Mk. 1.—.

Handel-Mazzetti, E. v., Meinard Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kulturhist. Roman. 6. und 7. Tausend. 684 S. Jos. Kösel, Kempten und München. Geb. Mk. 7.50.

Monsalvat. Eine lyrische Blumenlese. Im Auftrag des Gralbundes herausgegeben von Wilh. Oehl. (Dritter Band der „Gralbibliothek".) XX, 336 S. Ravensburg, E. Alber. Mk. 4.—, (für Gralabonnenten Mk. 2.—).

Spillmann, Joseph, Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. 12 Aufl. VIII, 319 S. Mit 12 Bildern. Herder, Freiburg i. B. Geb. Mk. 3.—.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteur (für den kritischen Teil): Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Mai 1908. | 8. Heft.

Johannes Jörgensen und seine Wanderbücher.

Von Dr. Johann Ranftl.

(Schluß.)

Die vielfältigen Witterungen der Seele, die der schicksalsvolle Übergang von einer alten Lebensanschauung zu einer entgegengesetzten neuen im Gemüte des Dichters erregte, vor allem das immer wache Verlangen nach innerer Beruhigung und Sicherheit, die oft wiederkehrenden inneren und äußeren Hemmnisse auf dem Wege zum Heile füllen das merkwürdige „Reisebuch. Licht und Dunkel in Natur und Geist". Was uns der Dichter darin gibt, ist hauptsächlich eine Reise seiner Seele. Die Eindrücke in Süddeutschland und Umbrien bilden nur den Anlaß zur Aussprache der inneren Erlebnisse. Feste logische Gedankenverkettungen dürfen wir beim lyrischen Stimmungspoeten nicht suchen, sondern ein Stimmungsbild reiht sich an das andere. Die Gedanken, das Verstandesmäßige bilden nur eine verborgene Unterströmung, die der mitfühlende Leser erlauschen und erraten muß. Jörgensen sieht in Nürnberg und Assisi die einfachen Menschen beten, ihr kleines Dasein an die Ewigkeit knüpfen und dabei glücklich und zufrieden werden. Denn diese schlichten Seelen wissen, wen sie in ihrer Herzensfreude und Seelennot anzurufen haben. Moderne Geister dagegen haben nichts als ihre Geistesfreiheit und ihren Rausch, dazu ihr inneres Unglück und ihren Pessimismus. Solche Tatsachen von heute und daneben wieder die religiöse Kunst Altnürnbergs, die frommen Gemälde in Assisi, der Erinnerungszauber herzlicher, sinnreicher Legenden, selbst ein schwermütiges Lied von der Vergänglichkeit der Liebe wecken eine wundersame große Sehnsucht im Herzen des nordischen Gottsuchers. Andere

Züge des katholischen Volkslebens dagegen erregen auch wieder alte und neue Zweifel. So entfaltet sich ein leises, zartes und ernstes Seelendrama im Rahmen scheinbar zufälliger Reiseeindrücke. Dieses Wogen der Stimmungen, Zweifel und Gewissensaufruhr formen sich gerne zu Zwiegesprächen und zu Selbstgesprächen, zu kleinen bewegten Szenen, die öfters von scharf erschauten und flott skizzierten Landschafts- und Genrebildern umrahmt werden. Ein bißchen übermütiger Sinn, eine leichte, spielende Ironie lassen uns hie und da an Heine zurückdenken. Mit einem Sehnsuchtsruf nach einer stillen Stätte voll Glauben und Frieden schließt das „Reisebuch“.

Verwandte Stimmungen durchzittern die „Bekenntnisse“, jene Sammlung von Gedichten, die dem gleichen Fruchtboden Umbriens entsprossen wie die Stimmungsbilder des „Reisebuchs“. Es wäre nur zu wünschen, daß man aus den verschiedenen Gedichtbänden Jörgensens einmal eine gut ausgewählte Blumenlese für die deutschen Leser zusammenstellte. Welch magischer Reiz der traumhaften, dunkelglutenden Lyrik dieses weichen Dänen innewohnt, ersehen wir nur aus dem schönen „Bekenntnis“, das O. Hauser für die „Gottesminne“ übersetzte (V. 4). Ein Teil des Gedichtes möge es bezeugen:

„O Ewigkeit, warum vor dir entfliehn?
Schon stirbt das letzte Licht der Festesfeier,
Schweigen die brünstig kranken Melodien,
Indes das ew'ge Hochlied deiner Leier
Seele und Sinne trägt mit Sternenmacht —
O Ewigkeit! Erlöser und Befreier!

Matt ist, wie Mondschein bricht durch Wolkennacht,
Der süße Klang von sommerheißen Sünden,
Der unser Hirn erschreckt, das Blut entfacht.

Doch wie ein großer Wald in stillen Gründen,
Ein friedlich Meer, so rauschest du, — o Dom,
In dessen Port zu wahrem Sein wir münden.

Das Leben nährest du aus dunklem Strom,
Die Welt umbraust die Brandung deiner Sterne,
Du All vor mir, und ich vor dir Atom!

Wo wären, Ewigkeit, vor dir wir ferne?
Im Puls des Tieres pocht dein großes Herz,
Und heimlich schlummerst du im Pflanzenkerne.

Und keimst aus ihm und sprossest sonnenwärts,
Wohin auch meine Seele sich mag wenden,
Wo durch die Nacht ich wank' in meinem Schmerz,
O Ewigkeit, bin ich in deinen Händen!"

Wie feine, zierliche Randarabesken zu den Büchern seiner Seelenkämpfe erscheinen des Dichters geistvolle „Parabeln". Jörgensen wählt hier für seine Ideen und Stimmungen wieder einmal jene Form der kleinen bildlichen Erzählung, deren schönste Muster bekanntlich das Evangelium bietet und deren sich Herder und Goethe so gut wie einzelne ganz moderne Dichter bedienen. Die harmonische Geschlossenheit und Abrundung dieser kleinen Kunstwerke ist so vollendet und erfreulich, wie wir es bei den größeren Erzählungen unseres Dichters selten finden. Die Novelle „Der Jüngste Tag" könnte diese einheitliche Wirkung erreichen, wenn das geistvoll gewählte Motiv konsequent durchgeführt wäre. Persönliche Stimmungen sind fühlbar in die Erzählung verwoben, wie ein Vergleich mit „Lebenslüge und Lebenswahrheit" unschwer zeigt. Die Vorzüge von Jörgensens Erzählungsweise finden sich auch in dieser Dichtung. Intime Stimmungsbilder, geistreiche Reflexionen, scharfsichtige Kleinmalerei machen den Verlauf abwechslungsreich und reizvoll. Der dem dänischen Dichter eigene leise lyrische Ton beherrscht auch hier die schönsten Kapitel. Man muß die Zeilen und Seiten derselben recht still und ungestört an der Seele vorübergleiten lassen, dann genießt man erst voll diese Sehnsucht und Liebesklagen, den dichterischen Naturrausch und all den melancholischen Zauber, der wie ein fernes Zitherklingen an das Gemüt dringt. Und aus der Tiefe ruft es dabei wie große Sehnsucht nach dem Ewigen, wie Verlangen nach jener Ruhe, die nur Gott dem Menschenherzen geben kann.

Als eine bedeutende Leistung dänischer Belletristik wurde 1900 der teils in Dänemark teils in Deutschland spielende Roman „Unsere liebe Frau von Dänemark" von der Kritik anerkannt. In drei Teilen entwickelt sich das Schicksal des Helden Hermann Ronge, der sich zuerst vom trostlosen Unglauben losringt, dann mit den heutigen sozialen Problemen sich auseinandersetzt, um endlich als Pionier der christlichen Demokratie in Dänemark seine Arbeit zu beginnen. Die von ihm gegründete Arbeiterkolonie hat den Namen: „Unsere liebe Frau von Dänemark". Daher der Titel des Buches, das auch deswegen höchst interessant ist, weil wir darin den Einfluß Hellos auf Jörgensen und seine Denkweise

greifbar verfolgen können[1]). Die gegnerische Kritik lobte den Gedankenreichtum, die Schönheit der Sprache und fesselnde Darstellungsweise und beklagte die katholische Tendenz. Kein Wunder! Das Werk ist eine so flammende Anklage des modernen geistigen und sittlichen Elendes, wie noch selten eine geschrieben wurde. Ein großer Teil des Buches, das kaum ein „Roman" heißen darf, ist eigentlich die eingehende, farbenreichere Ausführung dessen, was „Lebenslüge und Lebenswahrheit" in einer kleinen gedrängten Skizze gab. Mit glühenden, vom eigenen inneren Erlebnis zitternden Worten werden die Abgründe menschlicher Verirrung, die uns überall umgeben, aufgedeckt und im Kontrast dazu erscheint das Glück der Seele auf den sonnenlichten Höhen des Glaubens, dieser wahren Insel der Seligen. Der ganze erste Teil ist eine wuchtige Predigt gegen den Unglauben und Egoismus von heute. Erst im zweiten Teil fällt das Hauptaugenmerk auf die soziale Frage und auf Christus als den einzigen Retter aus dem allgemeinen Schiffbruch. Weniger die künstlerisch ausgestalteten Szenen als die wahrhaft von innen heraus belebten Gedankengänge über Glauben und Unglauben, Protestantismus und Katholizismus, über das Mönchtum und seine Gegner, die treffenden Gedanken über wahre und falsche Lebensweisheit, die alle von einer lebendigen, fortreißenden Sprache getragen werden, machen „Unsere liebe Frau von Dänemark" zu einem modernen Zeitdokument von hohem Werte[2]).

Zu den in Dänemark meistgelesenen Büchern des Jahres 1901 gehörte die Novelle „Eva", die auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Das Motiv ehelicher Untreue ist hier das nämliche wie im „Jüngsten Tag", nur mit gutem Ausgang. Die Hauptstärke des Buches ist die einzelne frisch und lebendig gezeichnete Situation, der flotte Dialog, die kurzen Naturbilder voll einschmeichelnder Poesie. Die schwache Seite ist der viel zu lose Gesamtaufbau. Auch der Schluß ist nur kurz skizziert. Die Bekehrung des Helden, der, von Todesangst überrascht, seinen Unglauben von sich wirft, mag der Wirklichkeit entsprechen, befriedigt aber ganz und gar nicht in einer psychologischen Novelle. Soeben erschien in sehr guter Übersetzung die kleine Erzählung: „Gras. Aus den Papieren eines Junggesellen"[3]). Dieser Junggeselle liest nicht umsonst so gerne Heine. Sein Jugenderlebnis ist die

---

[1]) Vgl. P. Paulins Essay „Hello und Jörgensen" in „Gottesminne" V, 4.

[2]) „Unsere liebe Frau von Dänemark" erschien deutsch im laufenden Jahrgang von „Hochland".

[3]) Gras. Aus den Papieren eines Junggesellen. Aus dem Dänischen übersetzt und umgearbeitet von O. Reventlow. Berlin, Dr. Franz Ledermann. 1907.

bekannte alte Geschichte: Sie war liebenswürdig und er liebte sie. Er aber war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht. Dieses kleine Thema als leidenschaftlich-wehmütige Erinnerung gesehen, in Tagebuchblättern voll echt Jörgensenscher Melancholie erzählt, mit einem leicht ironisch-sentimentalen Schluß (Heine!) ist die hübsche Novelle „Gras". Das Seitenstück dazu bildet „Die weiße Tür", eine freundliche Weihnachtsgeschichte, die im vorletzten Dezember das „Hochland" brachte. Nebenher gehen Jörgensens journalistische und kritische Arbeiten.

* *
*

Wir hörten in der biographischen Skizze, daß Italien, wo Jörgensen seinen katholischen Glauben fand, für ihn eine zweite Heimat der Seele wurde und daß er in den letzten Jahren wiederholt Kreuz- und Querfahrten nach den großen und kleinen Kunst- und Heiligenstätten der Halbinsel unternahm. Kein Wunder, daß sich seine empfängliche Phantasie dabei mit immer neuen Eindrücken und Stimmungen, Gedanken und historischen Betrachtungen, wie sie den Italienpilger auf Schrittt und Tritt scharenweise umdrängen, sättigte und befruchtete. In einer Reihe von Büchern, die bereits durch das „Reisebuch" und die „Bekenntnisse" eröffnet wurde, gab er diesen überreichen Erlebnissen eine halb wissenschaftliche, halb poetische Gestalt. Da haben wir das „Römische Mosaik"[1]). Ein Tagebuch über einen längeren Aufenthalt des Dichters in Rom, ein buntes Mosaik von Eindrücken, aber geordnet und zusammengefaßt durch eine interessante Persönlichkeit. Es geschieht mit Kunst und Grazie, wenn uns Jörgensen vom ersten Ausblick aus dem Bahncoupé auf die St. Peterskuppel erst durch das moderne Rom, dann durch das Rom der großen religiösen Erinnerungen hinaufführt auf jene hohe, freie Warte, von der aus er seine geistvolle Betrachtung über „die Feinde der Menschheit" anstellt. Der dichterische Schilderer lehrt uns die Dinge vor allem deutlich sehen. Die schwarzen Zypressen, die gelben Kirchenfassaden, die roten Veilchen und blauen Anemonen des Campagnafrühlings, die rhythmisch schönen Umrisse ferner Bergketten, die fremdartigen Gesichter und lebhaften Bewegungen der Italiener werden wie in Momentaufnahmen festgehalten und zugleich vom romantischen Gemüte des Nordländers eigenartig verklärt. Die lebhafte Vorliebe des Konvertiten, der aus einer viel-

[1]) Mit einer Selbstbiographie und dem Porträt des Autors und mehreren Illustrationen. Benziger, Einsiedeln. 1906.

fach hochmütigen Scheinkultur zur reinen Quelle religiösen Lebens zurückgelangte, gilt natürlich dem kirchlichen Leben Roms und seinen religiösen Erinnerungen. Dem ehemaligen Protestanten und Nordländer erscheint alles so unendlich frisch und neu. Wie ein lebhaftes Kind oder wie ein scharfsichtiger Dichter beschaut, bewundert, betrachtet und durchgrübelt er alles, was wir Katholiken oft nur mit halber Aufmerksamkeit uns flüchtig besehen. Die Papstaudienz, die Eröffnung des Jubeljahres, die Osterzeremonien, die heiligen Handlungen bei der Priesterweihe, die Katakombenbesuche gewinnen unter der Feder eines solchen liebevollen Betrachters ein neues Leben. An passender Stelle werden häufig diskutierte Fragen über das moderne Italien, über den Unterschied des germanischen und lateinischen Geistes, über die römische Reliquienverehrung und ähnliches eingeflochten. Die merkwürdige Bekehrung Tobias Ratisbonnes in S. Andrea delle Fratte mußte den neubekehrten Dänen begreiflicherweise fesseln, und der Kontrast zwischen dem Protestantismus in Italien und dem großen Lebenswerk Don Boscos drängte sich gleichfalls wie von selbst auf. Das Apologetische im Buche ist vielleicht nicht immer genugsam überzeugend, es fehlt öfters die ausreichende philosophische oder wissenschaftliche Begründung. Allein zu ernstem Nachdenken weiß Jörgensen immer anzuregen.

Ein schönes Andenken, das Jörgensen 1901 von einer Romreise seinen Landsleuten und auch uns mitbrachte, sind seine „Römischen Heiligenbilder“[1]). Andere Essayisten, Dichter und Künstler bringen uns die Bilder und Büsten von heidnischen und christlichen Kaisern, von Päpsten und Fürsten, von Künstlern und Dichtern und berühmten schönen Frauen aus der ewigen Stadt. Jörgensen wie vor ihm schon unser Hettinger („Aus Welt und Kirche“) bleiben gerne vor den bleichenden Fresken an den Straßenecken und vor feierlichen Kirchenbildern stehen und lassen mit ihrer trefflichen Feder die heiligen Männer und Frauen vor uns auferstehen, zu uns reden und vor unseren Augen die großen Wunder ihres Glaubens und ihrer Liebe noch einmal vollbringen. Einst sprachen die gemalten und gemeißelten Bilder zu den Menschen, heute wirkt das literarische Porträt mächtiger auf die Seele und gelangt überdies zu möglichst vielen Menschen. So möchte denn Jörgensen neben die Bücher der modernen Stoiker und rosenbekränzten Anakreontiker, neben die bacchischen Thyrsusschwinger

[1]) Mit einer literarischen Studie über den Autor von E. M. Hamann, dem Porträt des Autors und mehreren Illustrationen. Benziger, Einsiedeln. 1906.

des Naturalismus und neben die welken Dekadenten die Porträts alter Heiligen hinstellen, „die das Leben weder ‚dumm‘ noch ‚böse‘ noch ‚häßlich‘ fanden — ja, sich nicht einmal damit begnügten, es mühevoll zu finden — die aber mit dem ganzen Ernst ihrer Seele vor dem Angesicht der Ewigkeit lebten. Das Leben war ihnen kein verzehrendes Feuer, in dessen Flammen sie zu Asche verbrennen und sterben sollten — es war für sie ein heiliges Feuer, aus dessen Flammen sie rein und geläutert, zum ewigen Leben eingehen durften. Das Leben war ihnen kein Nessushemd, das sich festklebte und sie verbrannte — es war eine Büßertracht zur Erlösung und zum Frieden, und über dem groben Haartuch trugen sie das strahlende Goldbrokatgewand der Freude.“ — Halb novellistisch, geschichtliche Wahrheit mit poetischer Anschaulichkeit verbindend, sehen wir Petrus in Rom auftreten, predigen und sterben. Ähnlich erscheint der Lebenslauf der schwedischen Seherin Brigitta, die ihre letzten Jahre in Rom verlebte. Mehr einer gewöhnlichen Biographie nähert sich die Schilderung Philipp Neris. Die jungfräulich anmutigen Gestalten der hl. Agnes und hl. Cäcilia macht uns Jörgensen in anderer Weise lieb und vertraut. Er sammelt die römischen Erinnerungen an die beiden Heiligen und verbindet damit altdänische Legenden, die schlicht und gemütvoll die heiligen Blutzeuginnen schildern, wie das gläubige Mittelalter sie sah.

Das schönste und in sich geschlossenste poetische Heiligenbild zeichnet Jörgensen in der anmutigen Legende „Das heilige Feuer“. Im Stofflichen hat sich der Erzähler ziemlich genau an die alte Überlieferung über den seligen Giovanni Colombini, den Stifter der Jesuaten, angeschlossen. Dieselbe berichtet, daß sich dieser reiche habsüchtige Patrizier von Siena im Jahre 1355 plötzlich bekehrt habe, ergriffen durch die Erzählung von der ägyptischen Maria; daß der nunmehr freigebige, sanfte fromme Mann, der sein Vermögen den Kranken und Armen schenkte und als Bruder mit seinem Weibe lebte, von den Mitbürgern verspottet wurde. Es wird weiter erzählt, wie Vincenzo Mini und viele Bürger Sienas und anderer Städte sich ihm anschlossen, wie er mit seinem Weibe einst wegen eines Aussätzigen, den er in sein Haus trug, Verdruß bekam und wie er mit seinen Anhängern predigend die Städte Toskanas durchzog und auch in Corneto Papst Urban V. bei seiner Heimkehr von Avignon begrüßte. Alles ist von Jörgensen in seine Erzählung herübergenommen worden. Der Dichter hat aber die leeren Zwischenräume der alten Legende mit feiner

Seelenmalerei ausgefüllt. Er breitete einen zauberhaften südländischen Duft über Stadt und Land, gab dem Ganzen einen leicht archaisierenden Farbenton, und so entstand aus einem einfachen alten Holzschnitt ein anmutiges farbiges Bild. Aus den „Fioretti di S. Francesco“ konnte der neuere Dichter den naiven innigen Legendenstil lernen. Denn in der heiligen Liebesglut, dem „heiligen Feuer“, welches das ganze Wesen Colombinis erfaßt und durchglüht, lebt der Geist des hl. Franz von Assisi und der mystische Hauch von Jacopones Liedern[1]).

Nachdem wir Jörgensens Dichternatur und seine Seelenkämpfe, die ihn aus dem Hauptquartier der Modernen zum Katholizismus führten, einmal kennen, verstehen wir auch, warum eine Erscheinung wie der hl. Franz von Assisi für ihn zu einem persönlichen Liebling, zu einem tiefen Erlebnis wird. Dieser Kaufmannssohn aus dem umbrischen Bergstädtchen, das Kind des reichen Bernardone und der Madonna Pica war auch einst das größte Weltkind unter den Weltkindern seiner Heimatstadt, und dieses genußdürstende Herz fand erst sein Glück und seine Seligkeit in den Einsamkeiten des Rietitales und seine Verklärung und sein Golgatha auf dem Berg Alvernia. Man begreift die Anziehungskraft, den gerade diese Heiligengestalt auf die lyrischweiche Seele des Konvertiten üben muß. Ganz abgesehen davon, daß es der Arme von Assisi seit Sabatier, Thode und Ruskin dem ganzen gebildeten Europa angetan hat. — Im „Pilgerbuch“[2]) hat Jörgensen wohl sein schönstes Reiseskizzenbuch geschrieben, in welchem er nicht bloß die heute sichtbaren Stätten und Erinnerungen des franziskanischen Italiens aufsucht, sondern die längst verlassenen Grotten und Klöster auch immer mit der Gestalt des Heiligen und mit den Erzählungen aus den alten Legenden belebt. Trotz aller Schlichtheit der Schreibweise liegt der Zauber einer anziehenden herzlichen Kunst über diesem Buche. Ein anmutiger Wechsel in Inhalt und Ausdruck lockt den Leser von Seite zu Seite. Wie in den früheren Reisebüchern lösen sich auch hier realistische Federstriche mit andächtigem Sinnen und Betrachten ab. Der Autor notiert sich exakt sein Landschaftsbildchen: „An einem sonnenhellen Sonntagmorgen verlasse ich Fonte Colombo. Ich war sehr früh aufgestanden. Als ich über den Klosterhof ging, waren die Fliesen noch naß vom Tau der Nacht,

[1]) Unschön wirkt nur eine Stelle des 4. Kapitels, die gewiß der alten Legende entspricht, aber den physischen Ekel des modernen Lesers erweckt.

[2]) Das Pilgerbuch. Aus dem franziskanischen Italien. 2. Aufl. Kösel, Kempten und München.

und unter dem weißblauen Morgenhimmel war kein anderer Laut zu hören als das schwache Säuseln der Flügel einer Schwalbe, die zu ihrem Nest unter der Dachtraufe hinflog." — So verzeichnet er die verschiedenen Details einer Fußwanderung, die Morgen-, Abend und Nachtstimmungen, Beobachtungen über das Volksleben . . . dann folgt gewöhnlich die historische oder legendarische Vergangenheit einer merkwürdigen Örtlichkeit, zu der wir mit dem Dichter wandern, gleichsam während des Hingehens uns vorgedacht oder auch an Ort und Stelle erzählt. Es werden bezeichnende Kapitel aus alten Legenden, die mit Kirchen und Klöstern und Heiligengräbern verwachsen sind, hervorgeholt und damit verbinden sich noch bei passender Gelegenheit Gedanken über allgemeine ernste Lebensprobleme. Einmal über den Wert des Daseins, ein andermal über den „Schrei nach Gott", der aus dem Menschenherzen immer wieder ertönt, dann über die Verantwortlichkeit des Schriftstellers oder über die Erhabenheit katholischer Seelengemeinschaft. Es ist eine eigene persönliche Kunst der Reiseschilderung, wie sie Jörgensen immer reifer ausbildet, eine Kunst voll ehrlicher Empfindung ohne unnötigen künstlichen Aufputz. Wenn schon die Übergänge von einem Thema zum anderen öfters schroff und gewaltsam sind, so erfreut uns um so mehr die behende Gewandtheit des Dichters, der durch Zwiegespräche mit Mönchen und Bauern, durch auftretende Erzähler, durch persönliches Dazwischentreten allem Leben und Bewegung gibt, wie schon früher im „Reisebuch". Einer novellistischen frommen Legende nähert sich die Erzählung der Wunder von Alvernia. Wunderbar ergreifend ist die Darstellung des Transito di S. Francesco.

Alle diese künstlerischen Mittel dienen nur dazu, uns das franziskanische Italien lieb zu machen, von dem der begeisterte Pilger sagt:

„Dieses Frühlings- und Berg-Italien ist ein ganz anderes als jenes, das die Touristen kennen, die Maler schildern und die Dichter besingen. Das ist nicht das Italien Goethes mit Myrten, Lorbeeren und glühenden Goldorangen. Dies ist nicht Böcklins Italien mit Zypressen, Blumenwiesen und Marmorvillen. Dies ist am allerwenigsten das Knalleffekt-Italien der professionellen Napoli-Maler mit blauem Golf, Kapri-Loggias und rauchendem Vesuv. Es ist aber ein Italien, das ich mehr liebe, ein einfacheres und schlichteres, heimischeres Italien. Es ist nicht das Neapel oder Sizilien des ewigen Sommers, sondern ein Land mit Jahreszeiten wie andere Länder, mit Kälte im Winter, mit Sturm und

Regen im Frühjahr und Herbst, ein Land, in dessen Berge der Sommer erst spät einkehrt und die er früh wieder verläßt. Es ist das Italien, wo der Olivenbaum wächst, der einfache gute Olivenbaum mit dem unscheinbaren silbergrauen Weidenlaub und dem gerunzelten Stamm, es ist das Italien, wo der Bauer arbeitet und der Mönch betet und über dessen Felder Tausende von Silberglocken an jedem Morgen zur Messe läuten. Es ist Italien im Arbeitskleide und Italien im Bußgewand. Es ist das franziskanische Italien, und ich bin glücklich, es zu erkennen, und mache mir nichts daraus, ein anderes zu kennen." (S. 121 f.)

* * *

Wer so mit dem hl. Franz im Geiste durch die Städte und Bergschluchten Umbriens wanderte wie Jörgensen und sich dabei so lange und innig in die alten und neuen Bücher, die von dem Sohne Bernardones berichten, einlebte, war wohl berufen, eine historisch-poetische Biographie dieses entzückenden Heiligen für die Dänen und deutschen Katholiken zu schreiben. Vor kurzem erschien das prächtige Buch „Der heilige Franz von Assisi" in deutscher Übersetzung[1]). Der eigentlichen Darstellung geht, wie bei Sabatier, ein umfangreicher Abschnitt über die Quellen sowie über alte und neue Darstellungen dieses Heiligenlebens voraus. Dann schildert Jörgensen in vier Büchern den Lebenslauf und das Wirken des „Armen Gottes". Der Darsteller konzentriert sich dabei ganz auf den Charakter und die Person seines Helden. Historische und kulturhistorische Exkurse und Umrahmungen, die uns vor allem am Anfange und am Schlusse des Buches (wie in Schnürers Franziskusbiographie) erwünscht wären, sind auf das geringste Maß eingeschränkt. Um so klarer und lebendiger erscheint die Gestalt des Heiligen selbst in ihrem Wesen, ihren Wandlungen und in ihrem Wirken auf die Mitwelt. Das schöne novellistische Anfangskapitel bildet eine meisterhafte Ouvertüre für das Buch, das man füglich ein historisches Kunstwerk von ganz eigener Art nennen muß. Besonders das erste und vierte Buch zeichnen sich durch ihre plastisch anschauliche und zugleich psychologisch fein ausmalende Darstellungsweise aus. Jedoch auch sonst ist das Schwerfällige und Spröde, das die Darstellung kritisch umstrittener Tatsachen mit sich bringt, fast immer glücklich überwunden. Immer erscheint der hl. Franz in seiner heimatlichen Umgebung gesehen, in der

[1]) Der heilige Franz von Assisi. Eine Lebensbeschreibung von Johannes Jörgensen. Übersetzt von Henr. Gräfin Holstein-Ledreborg. Einleitung übersetzt von A. Hasse. Kempten-München. Verlag J. Kösel. 1908.

Landschaft, in der Zelle, in der Kirche. Kleine menschliche Eigentümlichkeiten beleben sein Bild auf das angenehmste und doch verlieren wir seine stete Gemeinschaft mit dem Höchsten und Ewigen nie aus dem Auge. Wenn Jörgensen bei dieser Biographie auch selbst gestaltend in das historische Material eingreift, so hütet er sich doch pietätvoll vor willkürlichen Phantasien. Denn nur auf Grund sorgsamer Studien oder im Anschluß an die ältesten Nachrichten oder Legenden, die zwar nicht immer die historische Wahrheit, wohl aber den Geist und das Wesen des verehrten Ordensstifters abspiegeln, zieht er behutsam seine Linien und Pinselstriche. Eine ausführlichere Analyse des trefflichen schönen Buches, das vom nämlichen „heiligen Feuer" der großen Liebe wie die kleine Kolombinilegende durchlodert ist, kann in diesem Rahmen nicht gegeben werden. Wir hoffen und wünschen nur, daß es den deutschen Katholiken bald ein liebes, herzerhebendes Volksbuch werde.

Gleichzeitig mit dieser großen Franziskusbiographie erschien vor ein paar Monaten die deutsche Übersetzung der „Reisebilder aus Nord und Süd"[1]. Es ist ein Sträußchen ziemlich verschiedenartiger Reiseblätter in dem hübschen Bändchen vereinigt, die aber durchweg das Gepräge des graziösen, originellen Geistes unseres Wanderers an sich tragen. Vadstena, das „Assisi des Nordens", Aachen, Dülmen, Würzburg, Beuron, Überlingen erscheinen in gleich reizend gezeichneten Bildchen und Skizzen wie Perugia und die bunten Szenen aus der ewigen Stadt. Jörgensens alte Kunst, Stadt und Landschaft, Persönliches und Biographisches, Altes und Neues, Stimmungsbilder, satirische und apologetische Einfälle im leichtgefälligen Plauderton, jetzt geistreich und packend, jetzt voll streitbarer Ironie, jetzt lyrisch und weich verschwebend zu einem wohlgerundeten Bilde zusammenzufassen, zeigt sich auch hier wieder in immer neuen Gestalten. Über den kaleidoskopartig wechselnden Dingen und Menschen schwebt auch hier wieder die Seele unseres Dichters, die Einsamkeit und Stille sucht und liebt, die Sonne und Frieden innig genießt oder treulich ersehnt. —

* * *

Es ist keine zufällige Laune, daß Jörgensen so gerne Reisebücher schreibt; es entspricht vielmehr ganz seiner persönlichen und dichterischen Natur. Reiseeindrücke sind eine stets erwünschte An-

[1] Verl. der Alphonsusbuchhandlung. Münster i. W. Die Übersetzung von Johannes Mayrhofer liest sich sehr angenehm.

regung für die Phantasie und das Gemüt eines weichen Lyrikers. Solche Eindrücke und Bilder werden auch die willkommensten Träger der wechselnden, lebhaften Stimmung. Das kleine Prosastimmungsbild, das in der ganzen europäischen Literatur zu einem beliebten Genre wurde, wird von den träumerischen Dänen seit J. P. Jakobsen bis herab zu Viggo Stuckenberg und Sophus Claussen eifrig gepflegt. Auch der neueste Stern des literarischen Dänemarks, Johannes P. Jensen, der Weltbummler größten Stiles, kann hier genannt werden. Dieses episch-lyrische Miniaturbild, das auch als sinnige Parabel, als kleine Novelle und Skizze auftreten kann, gelingt Jörgensen ganz ausnehmend gut. Er liebt, wie die meisten seiner Landsleute, eine gewisse Ungebundenheit. Nicht zum Vorteil seiner größeren Arbeiten. Diese lösen sich, wie wir sahen, von selbst immer wieder in lauter Einzelbilder auf, wo nicht gerade ein äußerer Rahmen („Der Jüngste Tag", „Das heilige Feuer") oder der Gegenstand selbst wie bei „Franz von Assisi" zu größerer Konzentration hindrängt. Sonst („Eva") fehlt nur zu oft die zusammenfassende, zielbewußte aufbauende Kraft. Die Reiseschilderung, wo sich Geist und Persönlichkeit in rasch vorüberschwebenden Szenen abspiegelt und doch das Ich des Darstellers das Mannigfaltige zu einer gewissen Einheit verbindet, ist daher für Jörgensens freizügige Natur wie geschaffen. Ob sich seine reiche dichterische Kraft noch einmal zu einem großen, einheitlichen Werke sammeln wird, läßt sich schwer sagen. Sein bisheriges Schaffen deutet nicht darauf hin. Bisher streute er seinen Reichtum nur in vielen kleinen Juwelchen aus. Da aber jedes von ihnen ein „Bruchstück einer großen Konfession" ist, so müssen wir ihn aus möglichst vielen seiner Bücher kennen lernen. Was eines nicht gibt, das geben alle zusammen. Sie bilden ein richtiges Mosaik seines Geisteslebens, seines Werdens, seiner Persönlichkeit.

Das bedeutendste und wesentlichste Geschehnis in diesem ganzen Dichterleben ist der Übergang vom Atheismus zum bekenntnisfreudigen religiösen Glauben. Der Mann, dem sich alles, was seine Seele leidvoll oder freudig berührt, zur ehrlichen Aussprache in die Feder drängt, hat eine Welt von Gedanken und inneren Erlebnissen, von Kämpfen und Eindrücken, all seine Sehnsucht nach Frieden und seine flehenden Rufe nach Gott und sein Entzücken über die wiedergefundene Wahrheit und die trüben Stunden der Verlassenheit in seinen Büchern lebendig und anschaulich ausgebreitet. Er tat es das eine Mal rein dichterisch', ein anderes Mal selbstbiographisch, dann wieder in Form von Erinnerungen

und leisen Anklängen in den Reisebildern oder indirekt in der Schilderung verschiedener Konvertiten. Die meisten Werke aus der Periode seiner Klärung und seelischen Beruhigung sind bereits in unsere Sprache übersetzt. Daher sollen diese Zeilen, welche nur im schwachen Umriß das Bild des interessanten Nordländers skizzieren, unsere Leser anregen, das volle farbige Gesamtbild dieser Lebensarbeit in den Schriften Jörgensens selbst kennen zu lernen. Der Grundgedanke seines nunmehr zehnjährigen Schaffens im Dienste der neu gewonnenen Überzeugung ist in seiner kleinen Selbstbiographie ebenso schön wie prägnant ausgedrückt: „Je katholischer ein Mensch lebt, desto glücklicher findet er sich, denn desto mehr findet er sich im innigen, tiefen, wesentlichen Frieden mit Gott, mit sich, mit der ganzen Schöpfung. Dem Lichte entgegen, dem Leben entgegen, weil der Liebe entgegen — das ist die Formel der katholischen Religiosität, jener auf die höchste Güte und die höchste Gerechtigkeit zielenden Richtung des Herzens und des Willens, d. h. des ganzen inneren Menschen! — Die Schönheit dieses hohen Ideals durch die Mittel meiner Kunst darzustellen und der modernen Menschheit vorzuführen — darauf haben es eine Reihe meiner Bücher abgesehen, u. a. jene, die hier einem fremden Leserkreise vorgeführt werden. Sollte jemand — wie es wohl schon vorgekommen ist — meine derartigen Schriften zu eintönig katholisch finden und mich darum rügen wollen, dann antworte ich einem solchen mit jenen fröhlichen Worten aus dem ‚Blumengärtlein des hl. Franziskus‘: Es frug einmal Bruder Jakob von Fallerone Bruder Massäus, warum er nie seine Weise, Gott zu loben, änderte und ein neues Lied anstimmte. Da antwortete dieser mit großer Freude: Weil der, welcher in einem einzigen Dinge all sein Glück findet, kein anderes Lied als das eine singen soll.“





Der Schwegelpfeifer von Spinges.*)

Volkstümliche Erzählung von Karl Domanig.

Zu Ende März des Jahres 1797, als die Franzosen in Südtyrol eingebrochen und die wenigen österreichischen Truppen, die im Lande standen, ganz unvermögend waren, ihrem Vordringen Halt zu gebieten, als es den Anschein hatte, daß Tyrol unrettbar verloren sei, da in letzter Stunde wurde der Landsturm aufgeboten und dem Oberkommando des wackeren Innsbrucker Patrioten Dr. Philipp von Wörndle unterstellt.

Am 30. März waren die Ober- nnd Unterinntaler Stürmer in Schönberg versammelt, um sich hier mit den Stubaiern zu vereinigen und den Marsch über den Brenner anzutreten. Vor dem Posthause wurde Musterung gehalten, noch früh am Tag. Die Leute standen in Kompanien geordnet unter ihren selbstgewählten Führern, die Feldwebel verlasen die Standeslisten und verzeichneten die Bewaffnung eines jeden, die nötigenfalls, soweit der Vorrat reichte, ergänzt wurde. Einzelne Schützen umstanden die Feuer, die man gegen die Morgenkühle angemacht, wenige sprachen dem Weine zu, den der Postmeister gespendet hatte.

Abseits vom Heerhaufen, an der rückwärts gelegenen Scheune, saßen auf einem Holzmeiler der Trommler und der Schwegelpfeifer von der Stubaier Kompanie. Sie hatten in aller Heimlichkeit ein altes Marschlied einprobiert und waren befriedigt von ihrem Zusammenspiel; das klappte, als ob sie längst aneinander gewöhnt waren, und sie trafen sich doch zum ersten Male.

„Du," sagte der Trommler, ein ältliches verwachsenes Männlein, „das Schwegeln hast du gelernt, das kannst du!"

Der Schwegler errötete, er war ein Bub von fünfzehn Jahren. „Wie heißt man dich eigentlich und wie kommst du zu uns?" forschte der Alte.

*) Mit Zugrundelegung der historischen Erzählung Josef Praxmarers in der „Pestkapelle im Gaistal". — Bestimmt für das demnächst erscheinende „Hausgärtlein. Ein Volksbuch."

„Hannes heiß' ich; mein Vater ist mit eurem Hauptmann in die Schul' gangen."

„Ah so! . . . Und wo bist her?"

„Von der Ehrwalder Schanze."

„Ja, warum bist nachher nicht bei den Ehrwaldern?"

„Die haben schon einen Schwegler. Und zu einem Schützen wär' ich noch zu jung."

„Jung bist, mit einem Stutzen wirst ja nichts anfangen können."

„Oha, ich treff' gut! Kein' Geier fehl' ich."

„Ah, wir können dich schon so auch brauchen . . . Aber wie hast eigentlich 's Schwegeln so erlernt?"

„Vom alten Belgrader." — Und der Bub erzählt: „Draußen in der Ehrwalder Schanz ist sein Vater Zollwächter, und der alte Kordonist, den sie, weil er noch gegen die Türken gekämpft, den Belgrader heißen, hat ihm die Kriegslieder auf der Schwegel beigebracht. Auch anderes: Exerzieren, Schanzen bauen und Steinlawinen errichten. Und die Brüder des Hannes, die noch jünger sind als er, haben da immer mitgetan, und wenn alles vorbereitet war, hat gar der Vater selber kommandiert. Und der wär' auch gern mitgezogen, er hat nur den Dienst nicht verlassen können. Aber der alte Belgrader hat's durchgesetzt, daß er, der Hannes, gehen durfte. „Die Mutter hat's ja nicht gern g'sehen und alleweil g'rert . . . So viel gut ist sie, die Mutter." . . . Und des Bübleins Augen suchten wehmütig und träumerisch die Gegend, wo Ehrwald liegt.

Der Trommler schien das Heimweh zu kennen: „Gelt ja," sagte er, „ist halt doch alm am feinsten daheim."

„O, ich hab's wohl soviel gut daheim," fuhr der Schwegler fort, „alle Tag Mus in der Früh, und wenn ich heimkomm' vom Gaishüten auf die Nacht, ein' Riebler oder Knödel . . . Die Mutter ist soviel fein. Die G'schwistert' auch" . . .

Des Buben Stimme zitterte.

„Aber sonst ist die Ehrwalder Schanz' doch ein recht's Loch," meinte der Trommler in der Absicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; da fiel ihm aber der Schwegler schier zornig ins Wort: „Loch nit, na! . . . Wirst etwa nicht sagen wollen, daß wir's den Franzosen lassen sollen? Für was wären wir denn auszogen, als fürs Vaterland?" . . .

Und jetzt wollte der Junge erst recht erzählen von den Herrlichkeiten seiner armen Heimat, da ward er aber des Oberkommandanten gewahr, der mit dem Hauptmann der Stubaier Kompanie an

der Ecke des Posthauses auftauchte. Die Musikanten sprangen vom Holzmeiler und stellten sich in Positur.

Der Oberkommandant trat einen Schritt vor. „Was macht ihr da, ihr beiden? Es wird abmarschiert; wohin gehört ihr?"

„Wohl zu meiner Kompanie," sagte der Stubaier Hauptmann.

„Der auch?" Herr von Wörndle wies auf den Jungen und lachte. Hannes war wieder rot geworden; aber er reckte sich in die Höhe und salutierte militärisch. Wohlgefällig besahen die beiden Offiziere den schlanken, wetterfesten Knaben, dessen dunkle, blitzende Augen zu sagen schienen: Ich werde meinen Mann schon stellen! Und die Hahnfeder auf seinem Hütlein nickte dazu.

„Schwegeln kann er, gut kann er's," erlaubte sich der Trommler zu bemerken, und der Hauptmann erklärte überzeugt: „Der, wenn's not tut, ist zum Dreinschlagen auch schon." Hannes sah dankbar zu ihm auf. Der Oberkommandant lächelte: „So geh zum Wachtmeister, ein Säbel wird noch zu haben sein. Schau halt, daß du ihn nicht nachziehst!"

Da durchzuckte es den Hannes. „Gelt's Gott, vergelt's Gott!" rief er und war verschwunden.

Der Oberkommandant befahl dem Trommler, das Zeichen zum Sammeln zu geben, es wäre Zeit. Und zum Hauptmann sagte er im Abgehen: „Bis 6 Uhr müssen wir in Sterzing sein. Es läßt sich machen, morgen ist Rasttag, — das heißt, es wird davon abhängen, was Kerpen beschließt."

Die Herren waren um die Ecke gebogen. Die Trommel erscholl, alles rüstete zum Aufbruch. Die Stubaier tauschten die letzten Händedrücke, die letzten Segenswünsche mit den Ihrigen. „Erstellt euch!" klang das Kommando der Offiziere; die Kompanien standen in Reih' und Glied, Ruhe trat ein. Der Oberkommandant erscheint zu Pferde und mustert die Scharen. Da stürmt aus dem Posthaus heraus ein Nachzügler: Hannes, einen Säbel triumphierend in der Linken. Er hat sich kaum neben dem Trommler postiert, ertönt das Kommando: „Vorwärts, Marsch!"

Und die Reihen setzen sich in Bewegung. Schwegler und Trommler produzieren ihr Marschlied, vorwärts geht's in der kühlen Morgenluft dem Brenner zu.

Und wohin sie kommen, in Matrei, in Steinach, auf dem Brenner, aus jedem Hause heißt man die Schützen willkommen. Speise und Trank wird gereicht, laute Segenswünsche gesprochen: „G'rad' nit einer lassen tut sie! Kommt's g'sund heim! B'hüt

Gott, b'hüt Gott!" Und die Alten greifen zum Rosenkranz, während sie den Davonziehenden nachsehen.

* * *

In Sterzing waren alle Quartiere vom Militär besetzt, die Landstürmer mußten mit den Scheunen fürlieb nehmen. Im großen, leeren Arzstadel vor dem Städtlein hausten die Stubaier. Da wurde menagiert, getrunken, gescherzt — nach des Tages Arbeit, dem neunstündigen Marsch über den Brenner, mochte der Humor in sein Recht treten.

Um den Schwegelpfeifer hatte sich eine Gruppe gebildet, der er die Signale, vorab das Sturmsignal, das man bei Belgrad geblasen, erklärte; und dann sollten sie ein neues Lied lernen, das der Bauadjunkt Zoller erfunden, ein Marschlied:

„Jetzt wöll'n wir gen den Franzosen z'gögengian!
Was haben denn die bei ins herinnen z' tian?" ...

Es war das später sogenannte Spingeser Schlachtlied. An den schrillen Tönen der Schwegel lernte sich leicht die schneidige Melodie; bald sang ein Dutzend kräftiger Männerstimmen die erste Strophe, und alles lauschte befriedigt dem Gesange.

„Heda, Ruhe, Ruhe! Eine Ordonnanz vom Hauptquartier!" „Was gibt's?" Man war begierig auf Neuigkeiten, bestürmte den Mann mit Fragen. Es war wenig, was er zu sagen wußte: daß die Franzosen sich zum Vormarsch ins Eisacktal anschickten, daß sie vielleicht schon übermorgen von Brixen aufbrechen könnten und General Kerpen ihrem Vorstoß begegnen werde. Übrigens morgen sei Rasttag. Aber weshalb er jetzt herkam: er hätte Auftrag, ihren Schwegelpfeifer zum General zu führen. — „Den Schwegelpfeifer? Den Hannes? — Hannes, zum General sollst, der General braucht dich!"

Hannes wußte nicht, wie ihm geschah. Hatte er recht verstanden: der General — braucht — ihn? ... Er nahm rasch seinen Säbel und folgte der Ordonnanz.

In der „Post" angekommen, wo Feldmarschall-Leutnant Freiherr von Kerpen sein Quartier hatte, mußte der Schwegelpfeifer im Vorzimmer warten. Die Ordonnanz trat ein. Nach kurzer Weile öffnete sich wieder die Tür, der Schwegler war zum General befohlen.

Im hellerleuchteten Saale an langer Tafel saßen viele Offiziere, kaiserliche und solche vom Landsturm. Obenan der Feld-

marschall-Leutnant, zu seiner Linken Dr. v. Wörndle. Daneben stand der Hauptmann der Stubaier, der mit dem Höchstkommandierenden sprach. Hannes sollte vortreten.

„Kannst du laufen?“ wandte sich Kerpen an den Jungen, der in ängstlicher und doch freudiger Erregung stramm dastand; das Auge des Fragers ruhte scharf forschend auf ihm.

Hannes stutzte; dann stieß er heraus: „Sturm laufen, ja!“

Der General lachte. „Das möchte ausgeben! Nein, du sollst mir eine Depesche überbringen. Getraust du dich, den Weg nach Meran, hin und her, in 24 Stunden zurückzulegen? Es sind zwei Tagmärsche ... Versprich nicht, was du nicht halten kannst!“

Hannes dachte nach. Er hatte daheim oft weite Wege gemacht, einmal gut 16 Stunden; wenn es not tät', er könnte wohl noch mehr ... „Ich werd's schon ermachen“, sagte er.

Die Bestimmtheit, mit der er sprach, gefiel dem General. „Es handelt sich darum, daß wir dem General Laudon eine Nachricht zukommen lassen und von ihm Antwort erhalten ...“

Hannes sah dem General mit vollem Auge ins Gesicht; zu sagen hatte er nichts mehr.

„Laudon ist in Meran“, fuhr Kerpen fort; „die Franzosen werden knapp vor ihm stehen; es wird vielleicht auch Mut und Klugheit dazu gehören, ihn zu erreichen. Wenn der Feind dich erwischt“ —

Hannes nickte nur; der General gab sich zufrieden. „Nun gut, wir haben hier noch zu beraten, dann schreib' ich an Baron Laudon. Bis 2 Uhr früh kannst du dich ausruhen, hier nebenan. Schlaf nur, ich werde dich wecken lassen, wann's Zeit ist.“

„Ja“, sagte Hannes und wollte abtreten.

Da erhob sich Kerpen und sagte laut und fast feierlich, wie wenn er alle Anwesenden zu Zeugen anrufen wollte: „Junge, gib acht! Ich vertrau' dir eine überaus wichtige Sache an. Du bist mir empfohlen und gefällst mir. Ich will es mit dir wagen. Wenn du im Laufe der morgigen Nacht zurück bist mit der Antwort von General Laudon, hast du 20 Dukaten verdient.“

Hannes sah den Sprecher groß an. „Nein,“ sagte er dann kleinlaut mit gepreßter Stimme, „ums Geld nicht, für den Kaiser tu' ich's.“

„Nun, nun, jetzt geh du nur einmal schlafen“, erwiderte Kerpen und übergab den Jungen seinem Kammerdiener. —

* * *

Hannes, dem der Kopf wirbelte und das Herz pochte, sah gleichwohl ein, daß er nach dem Marsch über den Brenner und vor seinem Gang nach Meran zunächst sich ausruhen müsse. Er betete sein Abendgebet und empfahl sich besonders den Armen Seelen, daß sie ihn jetzt nur einmal schlafen ließen.

Als er nach mehrstündigem Schlafe geweckt wurde, war es gegen 3 Uhr morgens. Der General und sein Adjutant saßen noch am Schreibtisch; ein dicker Brief, mit einer Oblate versiegelt, lag vor ihnen. Der Kammerdiener mußte das inhaltschwere Schreiben, nachdem es mit Leinwand umhüllt war, dem Hannes in seinen Lodenrock unter das Futter einnähen. Inzwischen wurde das Frühstück vorgesetzt: Schokolade und Eier; der General selbst drängte den Jungen, zuzugreifen, und versah ihn noch mit Proviant für den Weg. „Bis Kalch wird dich ein Mann begleiten; von dort ab ist's Tag und der Weg zum Jaufenhaus und hinab ins Passeiertal nicht mehr zu fehlen. In 24 Stunden erwarte ich dich zurück. Hast du alles verstanden?"

Jetzt reckte sich Hannes in die Höhe: „Exzellenz, Herr General, in 24 Stunden bin ich zurück!"

Kerpen lächelte. „Noch eins! Wenn du am Wirtshaus in Sand — außer St. Leonhard — vorbeikommst, grüß' mir den Wirt, den Andrä Hofer! Sag', daß du mein Bote seist; er wird dir behilflich sein."

Der General reichte dem Knaben die Hand, der Adjutant tat desgleichen. Da erinnerte sich Hannes seines Säbels: „Den Säbel hab' ich drinnen, den werd' ich wohl wieder kriegen?" Man beruhigte ihn. —

Als der Hausknecht von der Post, der es übernommen hatte, den Jungen bis Kalch zu begleiten, nach Sterzing zurückkam, erzählte er, was der Bursche für ein Springer wäre; immer hübsch gleichmäßig sei er gegangen, aber mit großen Schritten und in einem solchen Tempo, daß er Mühe gehabt habe, ihm zu folgen; schier froh sei er gewesen, wie er endlich umkehren durfte. „Der Bub, wenn er so weiter macht, ist um Mittag in Meran." —

Im Wald ober Kalch lag stellenweise noch Schnee, je höher hinauf, desto mehr. Als die Paßhöhe erreicht war, atmete Hannes freier auf und gönnte sich Zeit, im Jaufenhaus eine Suppe zu essen, die gerade fertiggekocht war. Wohin er so eilig wolle, fragte ihn die Wirtin. Ins Passeier, war die Antwort, er müsse Böcke holen. Und sogleich war er wieder auf den Beinen.

Gegen Süden fällt der Berg steil ab. Hannes dachte erst, mit Hilfe seines Bergstockes, den ihm der Hausknecht zurückgelassen hatte, über den ungleich verharschten Schnee hinabzurutschen. Das ließ sich schlecht an. Wenn er nur Steigeisen hätte! Aber er mochte den Weg zum Wirtshaus nicht mehr zurückgehen, das raubte ihm eine Viertelstunde Zeit. Da fiel ihm ein anderes Auskunftsmittel ein; er schnitt sich Zundern ab, band sie zusammen und benützte sie als Schlitten. Das ging vortrefflich. In einer halben Stunde war er in Walten und hatte sich dabei sogar ausgeruht. Nun schritt er weiter nach St. Leonhard und zum Sand. Bald nach 8 Uhr betrat er die Wirtsstube.

Hofer stand hemdärmlig am Fenster und schaute durchs Tal hinaus.

Als der Bub so erhitzt eintrat, sah er ihn groß an: „Guet'n Morgen! Ja, was gibt's denn schon heut'?"

Hannes spähte erst alle Winkel aus, ob sie allein wären. „Seid Ihr der Sandwirt, der Andrä Hofer?"

„Der bin ich, ja."

„Nachher," sagte Hannes mit gedämpfter Stimme, „der General Kerpen schickt mich, ich soll Euch einen Gruß ausrichten."

„Ah so, ah so! Der Kerpen, der General? Nachher wohl, das freut mich. Ja, kommst jetzt gar extra deswegen?" ...

„Na, zum Laudon muß ich, eine Botschaft überbringen."

„Zum Laudon, da schau! Ja, der ist in Meran — halt, seit gestern in Tyrol, im Dorf. Hast Eil', ha?"

„Freilich, ich muß heut' nacht noch in Sterzing sein."

„Heut' in der Nacht? Du, Bübl, das ist nicht möglich ... Wart' aber, mir fallt was ein. — Wirtin! Andl!"

Ein Schuber in der Holztäfelung, der zur Küche führte, öffnete sich. „Tu dem Bübl etwas kochen, so g'schwind, wie d' kannst! Ein Eierschmalz ist's g'scheideste." — „Na, na," wandte er sich an Hannes, „etwas essen tu nur jetzt, das bringen wir schon ein. Ich lass' einspannen."

Und ohne die Erwiderung des Hannes abzuwarten, verließ der Wirt die Stube und hieß den Knecht das leichte Wägelchen anspannen, um sogleich nach Riffian zu fahren.

Dem Hannes war es nun zumute, als wenn man ihm ein Stück seines Verdienstes rauben wollte; aber er sah wohl ein, daß es sich darum handle, so rasch wie möglich ans Ziel zu kommen; und als er, sich niederlassend, nun doch eine gewisse Müdigkeit

und Aufregung verspürte, da empfand er die ihm angebotene Hilfe als eine große Erleichterung seiner Aufgabe.

Der Sandwirt trat wieder ein: „Der Knecht führt dich nach Riffian,“ sagte er, „und wartet dort auf dich; du fährst mit ihm zurück. Nachher reden wir weiter. In Riffian gib acht, tu dich fein in der Höh' halten; unten herum könnten schon die Franzosen streichen.“

Hannes aß inzwischen von der vorgesetzten Eierspeise; als aber der Knecht vorfuhr, sprang er auf und davon und saß im Wägelchen, ohne sich recht bedankt und verabschiedet zu haben.

Der Sandwirt sah dem davoneilenden Gefährt nach — seine Wirtin hat ihn selten einmal so nachdenklich und ernst gesehen. „Ah ja, Zeit wird's, Andele, Zeit wird's“, sagte er auf ihre Fragen und rieb sich die Hände und sah nach dem Stutzen an der Wand.

Hannes grämte und ärgerte sich inzwischen über das Sträßlein von Passeier, das so voller Buckel und Steine war, und über die Gäule, die da herinnen so faul, und über die Knechte, die so langweilig wären. Er drängte immer wieder zur Eile, obwohl das Roß schon dampfte. Sie waren durch St. Martin gefahren und hielten in Saltaus nicht an und kamen endlich, endlich, es ging schon auf 11 Uhr, in Riffian an. „Da wart' mir fein,“ sagte Hannes zum Knecht und sprang vom Gefährt, die Gasse hinauf und oben am Rande des Waldes dem Zaun nach hinüber — die Wege hatte er sich während der Fahrt abgesehen und erklären lassen. Bald kam er an die ersten Häuser von Tyrol.

Ein Wachposten hielt ihn an; er sollte das Losungswort sagen. Das wußte er nicht; er wolle zum General Laudon, und zwar sofort.

Die Wache nahm ihn mit zum Korporal. Hannes beteuerte hier noch nachdrücklicher: er müsse zum General, und zwar sogleich, es handle sich um Wichtiges, man solle ihn ziehen lassen.

Der Korporal, ein knurriger Kauz, witterte in dem zudringlichen Burschen einen Spion oder gar einen Attentäter — einen heiklen Fall, bezüglich dessen er sich gehörig informieren und gehörig sicherstellen mußte; er wollte mit Hannes ein Protokoll aufnehmen. Der fing aber jetzt zu räsonieren an: so machten sie's immer, die Tintenkleckser, das hat schon der Vater oft gesagt; er wolle, er müsse zum General, und zwar sogleich! Der Kerpen schickte ihn eigens, und noch in der Nacht soll er in Sterzing sein! Das Lärmen des Burschen zog einen Offizier herbei, der den

Handel dahin entschied, daß er den vermeinten Spion oder Attentäter in eigener Person zum Generalmajor führte.

Als Hannes sich versichert hatte, daß er dem Freiherrn von Laudon gegenüber stehe, sagte er: „Mit Verlaub, Exzellenz,“ zog ohne weiteres seinen Rock aus, nahm sein Messer zur Hand und trennte das Rockfutter auf, um das Schreiben Kerpens hervorzuholen.

„Ah, brav, Bub, das hast du gut gemacht,“ sagte Laudon. Gierig und hocherfreut las er die Mitteilungen des Obergenerals. „Gut, in einer Stunde sollst du die Antwort haben.“

„In einer Stunde?“ wagte Hannes zu sagen, „ich muß in der Nacht noch in Sterzing sein . . .“

„Also, wenn möglich in einer halben Stunde.“ Laudon beschied einige höhere Offiziere zu sich, mit denen er beraten wollte und ließ den Boten abtreten.

Während die Offiziere drinnen berieten, saß der Schwegelpfeifer auf der Bank vor dem Hause, die Hände zwischen den Knien, den Kopf tief gesenkt — er dachte an nichts als an den Rückweg: an den Aufstieg zum Jaufen und den Abstieg nach Kalch in der dunklen Nacht — Zweifel an seiner Kraft tauchten in ihm auf und drängten ihm den Schweiß aus den Poren. Er fing an zu beten — zu seinem Schutzengel, zu St. Antonius, zu allen 14 Nothelfern.

Da ward er zu Laudon gerufen, der ihm die Antwort an Kerpen überreichte. Hannes barg sie in derselben Weise wie die erste Depesche im Rockfutter und wollte sich geziemend verabschieden.

Aber der General hatte jetzt den Kopf so voll wichtiger Gedanken, daß er für den Buben keine Aufmerksamkeit, kein freundliches Wort erübrigte. Erst, als dieser schon unter der Tür stand, rief er ihm nach, daß er die Depesche ja persönlich dem Obergeneral überreiche und gab ihm eine Charge mit zur Begleitung durch das vom Militär besetzte Dorf.

In Riffian bestieg Hannes wieder das Gefährt des Sandwirts. Gegen 4 Uhr abends stand er vor Hofer. Dieser hatte für alles Sorge getragen, alles wohl überlegt; Speise und Trank stand schon bereit, auch Zehrung für die Weiterreise, dabei ein Fläschchen Enzian, dann Steigeisen. „Das Reiten,“ meinte der Wirt, „möcht’ ich dir nicht raten, und der Weg dahineinwärts ist so schlecht, daß du mit Gehen rascher vorwärts kommst als mit Fahren. Laterne geb’ ich dir auch keine; du hast Mondschein und

tust besser, dich auf deine Augen zu verlassen ... Aber wenn du dich etwa nicht aussiehst, so wüßt' ich wohl einen, der verläßlich ist und dir die Depesche abnehmen könnt' ..."

Hannes erschrak völlig über die Zumutung. Nein, und wenn es sein Tod wäre, er selbst muß den Auftrag vollführen!

Ohne weiteren Verzug, mit Grüßen an General Kerpen, dem er sagen ließ, daß die Passeirer bereit und des Rufs gewärtig seien, verabschiedete der Sandwirt seinen Gast. Auch die Wirtin kam jetzt herbei und sprach Worte der Anerkennung und des Mitleids. Hannes dankte und schritt kräftig aus, fürbaß gegen St. Leonhard und Walten.

Es dämmerte schon, als der Aufstieg zur Paßhöhe begann. Die Steigeisen des Sandwirts kamen ihm zustatten. Müdigkeit spürte er nicht, wohl aber Durst, den er einmal an einer Quelle nur minderte, nicht stillte; denn er wußte, daß vieles Trinken im Gehen hinderlich sei.

Der Abend war kalt und hell, die Sterne leuchteten, dann kam der Mond aus den Bergen hervor. Der Weg zeigte sich deutlich, man trieb hier immerfort Vieh hinüber und herüber. Aber alles kam dem Hannes jetzt auf dem Rückweg und im Mondschein so verändert vor, die ganze Gegend. Zuweilen ängstigte ihn der Gedanke, ob er wohl nicht in die Irre gegangen, in ein falsches Seitental ... Dann wieder schienen ihm die Umrisse des Gebirges bekannt, er schöpfte neue Hoffnung, sah sich bereits in Sterzing vor Kerpen, dem er die Depesche überreichte, dessen Dank und Lobsprüche er entgegennahm. Aber die innere Aufregung zehrte mehr als der Aufstieg auf dem steilen, beeisten Bergpfad an seinen Kräften; als er endlich am Jaufenhause stand, wo schon alle Lichter erloschen waren, spürte er große Müdigkeit. Die Füße schmerzten ihn, er mußte sich eine Weile setzen.

Den Berg hinab ging es noch schlimmer. Jetzt verbarg sich der Mond hinter schwarzem Gewölk, da konnte er nicht weiter; auch wo der Wald dichter war, mußte er den Weg fast nur durch Tasten suchen; einmal glaubte er, ihn schon verloren zu haben.

Immer wieder fing er an zu beten. Wenn doch ein Mensch ihn zurechtwiese! Wenn er doch einen Gesellen hätte! Die Zeit schien ihm, je öfter er anhalten mußte, um so länger. Er besaß keine Uhr und hörte keine Turmglocke schlagen. Wird es nicht bald Morgen sein? Wird er seine Stunde nicht versäumen? ...

Jetzt lag eine steil abfallende Fläche vor ihm, anscheinend ein Bergmahd. Aber wo war der Weg? Der Mond verzog sich

wieder. Hannes setzte sich, er mußte das Hervortreten des Mondes abwarten. Da fühlte er Schlaf und Müdigkeit, er meinte hinsinken zu müssen. Das sind die Zeichen des Erfrierenden, das wußte er. Und ein rascher Entschuß — es mußte sein — ward gefaßt: Er ließ sich die Lehne hinabrutschen.

Erst ging es langsam, er war wie traumbefangen; dann sauste er hinab, schnell, immer schneller, kaum hemmte der Bergstock die Geschwindigkeit und plötzlich, mehr fallend als rutschend, stößt er an einen Holzzaun. Ein Schrei der Angst, ein Stöhnen aus Schmerz entringt sich ihm. Da ist er wach. Er erhebt sich mühsam und keuchend — ihn schaudert.

Seine Hand blutete — das hat nichts zu bedeuten, geschehen war ihm nichts. Er sieht empor, er sieht um sich — der Mond tritt wieder hervor, da erkennt er den obersten Hof von Kalch. Jetzt, jetzt ist er dem Ziele nahe! Der Weg nach Gasteig, das weiß er, ist weniger steil und schneefrei. Aber seine Füße! Er muß sich wund gegangen haben. Jeder Schritt schmerzt ihn. Und die Kräfte schwinden ... Ein Schauer durchlief ihn, die Angst hemmte sein Atmen. Wird er sein Ziel noch erreichen? Tränen standen ihm nahe. Da erinnert er sich an den Enzian, den der Sandwirt ihm zugesteckt. Und er nahm vorsichtig einen Schluck und noch einen. Das kräftigte, das erweckte ihn wieder.

Langsam zwar, doch ohne weiteren Unfall war er endlich hinabgekommen in die Ebene. Er stand zwischen den Häusern von Gasteig, gestützt auf den Bergstock, der fast die ganze Last des Knaben zu tragen hatte. Der Junge zitterte und rang nach Atem. Da horch! Von der Pfarrkirche in Sterzing schlägt die Uhr. Er zählt die Viertelstundenschläge — vier; und jetzt die dumpfen Stundenschläge: eins, zwei — und keiner mehr. In einer Stunde ist er in Sterzing! Gott sei Dank, noch eben zur rechten Zeit! Jetzt, aufs neue strengte er seine letzten Kräfte an: sie reichten ihm bis ins Vorzimmer des Generals — hier sank er zusammen.

Freiherr von Kerpen wurde geweckt. Als er die Depesche Loudons gelesen hatte, kleidete er sich vollends an und trat ins Vorzimmer. Hannes mußte wach gerüttelt werden und konnte kaum noch aufsehen. „Bub," rief der General, „du hast dem Kaiser heut' besser gedient als mancher Ordensritter! ... Bringt ihn zu Bett, den armen Kerl, er schläft schon. Zu Mittag lasse man ihn in meinem Wagen nachfahren! ... Herr Adjutant, jetzt keine Zeit verlieren, Reveille schlagen, sogleich! Laudon ist schon auf dem Weg!"

* * *

Unmittelbar nach Erhalt der Depesche aus Sterzing hatte General Laudon den größeren Teil seiner Truppen in Marschbereitschaft gesetzt. Bei Eintritt der Dunkelheit erstiegen die Österreicher über St. Kathrein in der Schart das Hochplateau von Mölten, vollzogen am andern Tag den beschwerlichen Abstieg nach Sarntein und trennten sich hier; die eine Kolonne begab sich über den Ritten gegen Atzwang, um die Nachhut des Feindes anzugreifen, die andere über Dürnholz und die Scharte nach Schalders, um hier den Feind in der Flanke zu fassen. Der Front wird Kerpen gegenübertreten: das von ihm selbst geführte Militär soll dem Vordringen der Franzosen im Eisacktal begegnen, der Landsturm aber von den Spingeser Höhen auf sie eindringen, um sie entweder zu vernichten oder zur Flucht durchs Pustertal zu zwingen. Das war der vereinbarte Kriegsplan. —

Dr. v. Wörndle, welcher die Landstürmer führte, hatte den schwersten Stand. Die Franzosen erkannten alsbald die Gefahr, die ihnen drohte: von Spinges herab konnten sie sowohl bei ihrem Eintritt ins Eisacktal wie auf der Straße nach dem Pustertal ernstlich bedroht werden; um Spinges entspann sich zuerst und am heftigsten der Kampf.

Es war der 2. April 1797. Schon mit dem Tagwerden waren die Tyroler, die am Vorabend von Mauls aus über Rizail die Höhen ober Spinges erstiegen und hier genächtigt hatten, mit dem Feind zusammengestoßen. Die Franzosen waren durch Wald gedeckt, aber ihr Vordringen durch die treffsicheren Stutzen der Tyroler gehemmt, die insbesondere auf die kommandierenden Offiziere gerichtet waren. Mehr und mehr näherten sich indes die Kämpfenden. Der Feind zog Verstärkungen an sich und schien seine Hauptmacht gegen die Kirche und den Freithof zusammenzuziehen; das waren die beherrschenden Punkte. Gelang es ihm, hieher Geschütz zu bringen, so konnte sein Sieg kaum noch zweifelhaft sein. Dagegen schien den Tyrolern die einheitliche Leitung zu fehlen; jeder suchte nur eben dem Franzmann beizukommen, der ihm am nächsten stand.

In der Kirche von Spinges kniete inzwischen eine junge Bauernmagd, die sich vom Feld dahin geflüchtet hatte. Und hier, wo die Liebe ihres Herzens geborgen war, hielt es sie zurück — sie mußte beten, beten, daß Gott die Greuel abwende, die, wie ganz Tyrol schaudernd vernommen, die Franzosen im Gotteshaus zu St. Michael verübt hatten. In heißer Angst rang sie die Hände vor dem Tabernakel, mit steigendem Entsetzen vernahm sie

das Getöse der Schlacht, die immer näheren Schüsse — plötzlich sprang sie auf, zur Kirche hinaus, und gewahrte, hart an der Freithofmauer, den heranschleichenden Feind! Ein Schrei — sie schlägt die Kirchentür zu, springt draußen hinter den Pfeiler, ruft mit gellender Stimme: „Jesus, Maria, die Kirche, die Kirche! Helft, kommt! Hilfe, Hilfe!"

Hannes war es, der sie gewahrte. Er hatte sich leidlich erholt, seine wunden Füße hinderten ihn nicht, in der Schlacht mit dabei zu sein. Und die Rufe des Mädchens zeigten ihm die Gefahr. Er setzte die Schwegel an und blies aus Leibeskräften die schrillen Töne des Belgrader Sturmsignals und sprang hinab mit geschwungenem Säbel an die Seite des Mädchens. „Blasen, blasen," rief diese ihm zu, denn sie hatte bemerkt, daß das Signal beachtet wurde. Hannes blies, daß ihm die Backen zu bersten drohten.

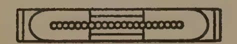
Und wie auf den gewohnten Lockruf die Küchlein sich einstellen, Hahn und Henne gackernd herbeieilen, sprangen, stürzten von oben herab die Tyroler Schützen, einer um den andern der Kirche zu. Aber an der Ecke dort war die Freithofmauer von einem Franzosen bereits erklommen, der sich mühte, einem Kameraden heraufzuhelfen; andere standen knapp unter ihm. Das Mädchen, in brennender Angst, blickt um sich, sieht die Heugabel, die sie beim Eintritt in die Kirche zurückgelassen. „Hilf mir, Bua! Für den Herrgott!" ruft sie dem Schwegler zu und erfaßt die Gabel, springt den ersten Franzosen an, stößt ihn vor die Brust, daß er taumelnd die Mauer hinabstürzt und fallend den nächsten mitreißt. Ein dritter ist rasch zur Stelle, und auch ihn trifft die dreizackige Waffe. Als aber ein vierter sein Knie auf die Mauer setzt, sich emporzuschwingen, hat ihm der Säbel des Hannes den Kopf gespalten: — Knabe und Jungfrau wehren dem Ansturm des Feindes. Und die Franzmänner stutzen: — wer ist dies Weib? Denken sie an eine neue Jeanne d'Arc? Die vorgeschobene Kette wird zurückgezogen, man will sich sammeln zu regelrechtem Sturmangriff.

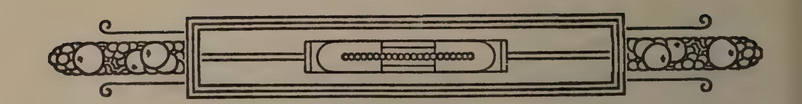
Da greift Hannes aufs neue zur Schwegel und bläst, schon sind die ersten Schützen zur Stelle, andere stürmen von allen Seiten herbei, ihre Kugeln sausen in die Kolonnen des Gegners. Ein feindlicher Offizier tritt vor, gibt das Zeichen zum Angriff — der Tambour fällt ein und wirbelt Franzosen herbei in bunten Scharen, die dicht gedrängt zum gemeinsamen Ansturm antreten. Da stürzt der Offizier und ein alter Schütz neben Hannes will eben den

Trommler aufs Korn nehmen. Der Stutzen senkt sich: „Ist mir hinter die Bäume!“ — „Ich seh' ihn, laß mir ihn, laß mir ihn!“ fleht Hannes und erhält den Stutzen — Trommel und Trommler sind verstummt.

Jetzt, da die Franzosen im Sturmschritt vorrücken, war am Freithof der Oberkommandant von Wörndle erschienen. Und erkennend die Gunst der Stellung, die dichtgedrängte Schar des Gegners, ruft er den Seinigen zu: „Stutzen kehrt! Zuschlagen!“ Das war die rechte Parole. „Zuschlagen, zuschlagen!“ scholl's wie das Echo zurück. Und die Tyroler über die Mauer hinab in den Feind, der des Angriffs nicht gewärtig, stutzt, dann von der Wucht des Ansturmes erdrückt, sich abwärts wendet, fliehend die Untenstehenden hinabdrängt, und die Anhöhen sich überstürzend räumt. Hannes bläst aufs neue sein Belgrader Sturmlied; was von Tyrolern nach oben stand, schließt sich den stürmenden Landsleuten an, stürzt auf die Fliehenden, vollendet den Sieg bei Spinges.

Von unten tönt wildes Siegesgeschrei und von Schalders herüber knattert das Feuer der Kolonne Laudons, die rechtzeitig eingetroffen, den Feind in der Flanke faßte. Oben aber, im heiß umstrittenen Freithof, kein Kämpfer mehr; nur das Mädchen von Spinges und Hannes, der Schwegelpfeifer. Die Jungfrau, auf einem Grabhügel ausruhend, hat die Hand des Knaben erfaßt, der neben ihr steht: „Vergelt's Gott, Bua! O, vergelt's dir Gott!“ Der aber lauscht nur immer hinab ins Tal; da hört er die Siegesrufe auf mehr Seiten sich erheben — Sieg! Sieg! Und seine Brust hebt und schwellt sich: — er sieht sich heimgekehrt in die Ehrwalder Schanze: Vater, Mutter, die Brüder und Schwesterchen fliegen ihm zu und begrüßen ihn als vollwichtigen Kämpfer für Gott, Kaiser und Vaterland, von weitem schon jauchzt er ihnen entgegen — und sein Juchezer schallt langgezogen, himmelstürmend wie Lerchenjubel weithin vom blutigen Freithof in Spinges.





Über das Kirchenlied.

Von Lektor Gaudentius Koch, Kapuziner.

Dem wackeren Mönch von Weißenburg mag das deutsche Volk für alle Zeiten dankbar sein. Er hat seinen Krist geschrieben, thaz wir kriste sungun in unsera zungun. Seine Evangelienharmonie trug eine gesegnete Fruchtbarkeit in sich; denn soweit der Lenzmorgen sein Wort in die Gaue hinausgestreut, gingen die wundersamen Keime lieblich auf, und was emporblühte, war nichts anderes denn das deutsche Kirchenlied.

Die Gemeinde hatte bis dahin das Kyrie eleison mitsingen dürfen beim feierlichen Gottesdienst, und aus diesem Bittruf wurde das kirchliche Volkslied geboren. Was Wunder, dies Gebet war die faßlichste Form für das schlichte Gemüt der Menge, und schließlich bleibt diese Bitte ja der innerste Kern alles Gottesdienstes: sie gibt dem Kult den Charakter des Kreuzes.

Was das Volk bis auf Otfried an frommen Gefühlen im Eleison ausgesungen, das durfte es nun in der lieben Muttersprache zum Himmel singen. Freilich zu seiner Zeit; denn die Liturgie mußte den katholischen Charakter bewahren.

In demselben neunten Jahrhundert hatte man schon die ersten Leisen. Und es mutet einem an wie ein Dank an die heilige Kirche, daß der älteste bekannte Leis ein Loblied sein muß auf den Schlüsselfürsten.

Unsar trohtin hat farsalt
sankte petre giuualt,
daz er mac ginerian
ze imo dingenten man.
Kyrie eleyson,
christe eleyson.

Er hapet ouh mit wortun
himilriches portun:
dar in mach er skerian,
den er uuili nerian.
Kyrie eleyson,
christe eleyson.

Pittemes den gotes trut
alla samant uparlut,
daz er uns firtanen
giuuerdo ginaden.
Kyrie eleyson,
christe eleyson[1]).

---

1) Unser Herr hat übergeben Sankt Peter Gewalt, daß er kann erretten den zu ihm hoffenden Mann. Kyrie ꝛc. Er hat im besonderen des Himmelreichs Pforte: darein kann er zulassen, wenn er erretten will. Kyrie ꝛc. Laßt uns bitten den Gottesfreund allzusammen überlaut, daß er uns Verlorne sich herablasse zu genaden. Kyrie ꝛc.

Dieser Leis kommt mir vor wie das Fundament für alle spätere Kirchenlieddichtung. Der Grundbau trägt ja schon den Plan des Tempels in sich, und hier nicht anders. Dieser Gesang ist so vorbildlich für alle spätere gleichartige Poesie, wie Ilias und Odyssee für die Epik. Und will man heut ein Kirchenlied prüfen auf seine Echtheit, so muß man aufblicken zu den großen klassischen Denkmälern. Damit meinen wir nicht die der sogenannten Blütezeit vom fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert; denn die Meister dieser Tage haben nur das schon Vorhandene ausgebildet: der richtige Stil war schon da im neunten und zehnten Jahrhundert. Und bekannt blieb der echte Ton bis auf Paul Gerhardt, Martin von Kochem, Prokop, Spe und andere. Nach diesen beginnt eine Renaissance, an deren Folgen die kommenden Geschlechter gelitten haben.

In neuester Zeit, bei Gründung der Gottesminne hat Pöllmann die Parole Kraliks ausgegeben: Pfleget das Kirchenlied. Gut, daß das Wort wieder gesagt ist, und damit wir es können, seien hier einige Fragen über Wesen und Bau dieser Dichtungsart gelöst.

Man bestimmt das Kirchenlied gewöhnlich so: Es ist das religiöse Lied in der Landessprache, das geeignet ist, vom Volk während des Gottesdienstes gesungen zu werden. Da fragt es sich nun: was gehört dazu, daß das katholische, geistliche Lied im Mutterwort sich für den Gottesdienst eignet? Die Antwort ergibt sich aus dem Zweck dieser lyrischen Form. Soll das Kirchenlied mit dem Kult in Verbindung treten, sich ihm anschließen, mit ihm eins werden, gewissermaßen ein feierlich religiöser Akt, so muß es seiner Idee nach eben den Gedanken des Gottesdienstes selber in sich tragen und zum Ausdruck bringen. Die Art und Weise, wie das Kirchenlied dies tut, muß ebenfalls der Liturgie irgend entsprechen. Die Idee des Kirchenlieds also ist der Kultgedanke und die Form entsprechend der Kultform. Das ist aber nur ganz allgemein gesprochen, und diese Erklärung ergibt sich aus dem Axiom, daß der Festgesang Ausdruck der Festfeier sein muß.

1. Was ist somit Gegenstand des Kirchenlieds? Wir antworten: das Kirchenlied muß dogmatisch-liturgischen Inhalt haben. Dogmatischen Inhalt muß es haben, d. h., es muß irgend ein Geheimnis der Glaubenslehre behandeln, dies jedoch getreu nach dem Sinn und Geist der Kirche. Keine der dogmatischen Lehren jedoch wird bloß in der Theorie festgehalten, sondern die Kirche bringt sie zum Ausdruck in ihrer Liturgie. So haben wir in den Sonn- und Festtagen des kirchlichen Jahres die Offenbarung mit ihren Geschehnissen und Lehren repräsentativ vor uns. Weil nun das Kirchenlied dem Gottesdienst sich anschließt, darum sagen wir: das Kirchenlied muß dogmatisch-liturgischen Inhalt haben. Oder drücken wir es aus für das Volk: das Kirchenlied stellt die Glaubensgeheimnisse des Kirchenjahres dar, es muß singen und sagen, was die Kirche sagt und

singt. Hieraus ergibt sich die innige Beziehung zwischen dem Inhalt von Meßbuch-Brevier und dem des kirchlichen Volksgesanges. Beide müssen in ihrer Weise dasselbe behandeln.

a) Vom Gesagten müssen wir die logische Folgerung ziehn, daß das echte Kirchenlied sich keine weiteren Grenzen setzen darf als wie die Glaubenslehre selbst. Es kann nicht angehen, die Überlieferungen der apokryphen Evangelien oder die Privatoffenbarungen, soweit die Kirche sich in keiner Weise darüber äußert, im Kirchenlied zu verwerten. Es gibt manche schöne poetische Züge im Evangelium der Kindheit, die der Legendendichter schätzen muß, und die er dankbar verwenden wird zum Ausbau der ganzen Geschichte; das Kirchenlied macht jedoch von diesen Sagen keinen Gebrauch, weil der Kult diese Gedanken nie in sich aufnehmen kann.

b) Eine zweite Folgerung ist die, daß Lieder, die die Grenzen zu eng setzen, also nicht den vollen Glauben der Kirche bieten, sondern nur so allgemein christlich gehalten sind, streng genommen keine katholischen Kirchenlieder sein können. Wir denken dabei an Wessenbergs Gesangbuch, ebenso an Sailer und Feneberg. Nein, nur der echte liturgische Gedanke ist der Gedanke des Kirchenliedes. Dieser Gedanke muß gläubigfromm zum Ausdruck kommen.

Das Lied muß im Heiligen Geiste geboren sein, d. h. es muß aus Glauben und Hoffnung und Liebe hervorgehen, und was so entstanden, das trägt auch den Widerschein einer höhern Welt in sich, das Licht, das zugleich erleuchtet und erwärmt, den Anhauch und Duft aus dem Reich der Gnade, den man Salbung nennt, den Abglanz vom Herzen Gottes. So wird das Kirchenlied zum Instrument der Heilswirkung, zum Mittel der Rechtfertigung und Beseligung: ist es ja nichts anders als eine verklärte Bitte, das Gebet in Melodie.

Um den richtigen Weg zu gehen, woher müßte man also die Gedanken zum Kirchenlied holen? Am besten aus dem Missale oder aus dem Brevier. Schon ein Satz wird da zur geweihten Tiefe, woraus man die Perlen der Ideen mit voller Schale schöpfen kann. Und werden diese Perlen glücklich gefaßt, so erscheint jede als ein vollwertiges Kleinod. Das liturgische Wort hat noch einen Reiz vom Paradies und der Tau von der Höhenwelt der Breviergedanken strahlt eine andere Sonne wieder.

Als Beispiel erwähne ich das Lied vom Psälterlein: O komm, o komm, Emmanuel. Da sehen wir die neuen großen Antiphonen vor Weihnachten überaus treffend verwertet. Wie wuchtig wird das Rorate coeli behandelt: O Heiland, reiß die Himmel auf. Die Inkarnation wird uns geboten: Singt auf, lobt Gott, schweig niemand still.

Wenn wir nun sehn wollen, welche liturgischen Ideen das Kirchenlied zum Gegenstand nehmen muß, so dürfte ein Vergleich mit der bildenden Kunst es uns dartun. Wenn gegenwärtig eine Kunstschule kirchlichen Charakter trägt, so ist es sicher die von Beuron.

Diese Malerei ist wahrhaft der Choral der Linie und des Maßes. Und doch ist immer das behandelt, was allen am verständlichsten bleibt. Und welche Objektivität: nur das Glaubensgeheimnis, wie es allen gehört, und weder epische noch lyrische Zutaten dabei. So ähnlich muß das Kirchenlied seinen Gegenstand erfassen.

Eines ist dennoch dabei festzuhalten: etwas freier darf der deutsche Choral schon vorgehen; denn er ist zugleich Volkslied. Wie nämlich den Gläubigen durch Predigt, durch geistliche Lesung und Betrachtung die Wahrheiten vorgestellt, nähergebracht und ihnen angepaßt werden, das allen Verständliche vermittelt wird, so soll es im Kirchenlied geschehn. Das Kirchenlied wird also vom dogmatisch-liturgischen Inhalt das nehmen, was das Volk mehr anzieht, mehr ergreift und erbaut: mehr seiner Auffassung und Anschauung entspricht. Und hiefür bieten die Kultwerke den reichsten Stoff. Ich möchte ein Beispiel anführen aus dem Adventfestkreis.

Wer das deutsche Gemüt etwas kennt, der weiß, welche Freude das Volk überall hat am Rorate-Gottesdienst. Dabei verehrt es das Muttergeheimnis Mariä. An den meisten Orten hat man indes, weil ein feierliches Amt gehalten wird, den lateinischen Gesang durchgeführt. Das hätte man klüger machen können. Es hätte den Leuten wenigstens ein- oder zweimal in der Woche die stille Roratemesse bleiben sollen; dabei hätten sie ihrer Sangeslust mit herzlicher Andacht Ausdruck gegeben. Wie schön wäre so beides vereint worden: liturgischer Gesang der Kirche, und an bestimmten Tagen der deutsche Choral. Wenn man das Volk mehr singen läßt, dann bekommt es auch mehr Verständnis für den Kult überhaupt.

Ich meine nun, man könnte z. B. die Idee der Roratemesse den Leuten recht lieblich veranschaulichen: Mysterium, quod cernitis, Antiphon am Tag der Exspektatio. Es wäre der populärste der Adventgedanken.

Maria, heilig Gotteshaus,
Wer schaut zum Herzensfenster aus?
Das ist ein zartes Kindlein:
So kreuze selig Arm mit Arm
Und hoffe sein in Minne warm
Und breite bald die Windlein.

Von ewig ziert der Herr sein Zelt
Zum schönsten Bau der ganzen Welt
Und aller Tempel Krone:
Schon naht der Engel leiser Flug,
Die lauschen froh dem Atemzug
Vom still verborgnen Sohne.

Ein Strom vom Paradiese quillt,
Der deines Schöpfers Sehnen stillt,
O Trank aus reinem Herzen:
Bald glänzt die Nacht von Sternen kalt,
Da wird der Herr von Allgewalt
Mit dir als Knabe scherzen.

2. **Was gilt nun für die Darstellung dieser dogmatisch-liturgischen Gedanken?** Sagen wir wieder so: das Kirchenlied muß singen und sagen, wie die Kirche sagt und singt. Wie muß das Lied also verfahren? Das erste Erfordernis ist die **Objektivität**. Das Kirchenlied muß den Inhalt der Feier ausdrücken, wie er an sich ist, nicht wie der Dichter ihn persönlich nach seiner besonderen Verfassung und Stimmung schaut und fühlt. Also rein sachlich muß vorgegangen werden, wie der Kirchengedanke allen sich kundtut und wie alle ihn aufnehmen und empfinden können.

Denken wir jetzt an die Idee vom Altarssakrament nach seinen verschiedenen Beziehungen, wie diese in der Fronleichnamsliturgie enthalten sind. In diese Gedanken haben sich die Mystiker wie niemand sonst vertieft, haben sie zur Darstellung gebracht in Liedern, wie sie kaum mehr erreicht werden können. Wie diese vollkommeneren Menschen betrachtet und gesungen haben, ersehn wir aus „Dem Gesandten der göttlichen Liebe" von Gertrud der Großen, oder wieder im Leben des seligen Heinrich Seuse. Oder nehmen wir die näherliegenden Gesänge vom Geistlichen Jahr uns her: O fasse Mut, er ist dir nah, oder das fromme Empfinden der Hensel: Wie war ich sonst so trübe, und das andere: Brot des Lebens, gib mir Leben. Offenbar liegen all diese Gedanken in der Liturgie wenigstens begründet, wenn nicht klar im Kern ausgesprochen. Wir hätten also dogmatisch-liturgischen Inhalt in solchen Gedichten; objektiv aber sind sie nicht gehalten. Sie sind subjektiv, und so wie diese Melodien tönen, denken und empfinden nur bevorzugte Seelen, nie aber der Durchschnitt der Gläubigen, das gemeinsame Volk. Das Kirchenlied aber ist Gemeindegesang, muß somit seinen Inhalt so darstellen, wie er für alle bestimmt ist, muß seine Ideen so bieten, wie alle Gläubigen denken und empfinden, wie alle beten und betrachten, wie alle singen und sagen können. Also eine schwierige Mitte ist da einzuhalten. Das ist zu sagen von den zu hohen Gedanken.

Dazu kommt die äußere Darstellung, der Ausdruck durch das Wort. Da besteht wieder der Grundsatz der Allgemeingültigkeit. Das Kirchenlied ist Gemeindegesang, und darum muß es der Regel nach **in der Mehrzahl** gehalten sein. Nicht anders, als wie der liturgische Gottesdienst abgefaßt ist. Weil dieser für die Gesamtheit der Gläubigen da ist, spricht die Kirche dort, wo sie ihn am eigentlichsten zum Ausdruck gelangen läßt, in der Oration, immer im Plural. Ist nun der deutsche Volkschoral nur die Teilnahme an der Liturgie, das gesungene Gemeindegebet, so soll dies Gebet auch abgefaßt werden wie die liturgische Oration, also im Namen aller und für alle. Richtig ist demnach: In Gottes Namen wallen wir, oder: Christen, singt mit frohem Herzen, Erfreut euch, liebe Seelen, Laßt uns Sankt Petrus rufen an.

Eine Ausnahme dürfte stattfinden bei Kommuniongesängen.

Diese Kulthandlung wird schließlich auch vom einzelnen geübt. Und vielleicht mag es sonst noch da und dort angehen, daß man in der Einzahl spricht. Selbstverständlich dort immer, wo der Singular nur Synekdoche ist, wie das bei der Imperativform meist zutrifft. Gut sind somit die Weisen: Mein Herz, gedenk, was Jesus tut, und der Befehlstil: O Christ, hie merk.

Man könnte einwenden, die Psalmen und viele Stellen im Missale wären auch in der Einzahl gehalten. Immerhin, aber es sind Davids oder Asaphs Lieder oder der andern biblischen Verfasser, und die Kirche hat sie als das Schönste der inspirierten Lyrik und zugleich wegen der dogmatischen Bedeutung in ihre liturgischen Bücher aufgenommen. Würde die Kirche selber Psalmen oder Kantika verfaßt haben, sie wäre nicht anders vorgegangen als in den Hymnen: es ist der Plural eben der richtige Ausdruck für die gemeinsame Feier des Gottesdienstes.

Ich setze hier eines meiner Weihnachtslieder vor, das das dreifache Amt des erschienenen Messias behandelt.

Es kam ein Kind vom Himmelstor,
O Glanz der Ewigkeiten;
Eröffne du der Menschen Ohr,
Du Lehrer aller Zeiten.
Ehre sei Gott in der Höhe.

Heut ist der Sohn durch Vaters Huld
Zum Opfer uns geboren;
O sühne, Kind, der Herzen Schuld,
Du Priester auserkoren.
Ehre sei Gott in der Höhe.

Du hast die Welt nach schwerem Fall
Zum Gottesreich erhoben:
Dir dienen die Geschlechter all,
Du Völkerhirt von oben.
Ehre sei Gott in der Höhe.

Daß nun das Kirchenlied wirklich eine gemeinsame Mitfeier möglich mache, dazu muß es noch eine Frage gelöst haben. Und die heißt:

3. Wie muß die Einkleidung des Stoffes geschehen? Das ergibt sich wieder aus dem Zweck solcher Gesänge. Es muß wirkliche Poesie sein, echte, wahre Dichtung, aber allen muß wie aus dem Herzen gesprochen werden. So tief darf man somit nicht steigen, daß man in den Niederungen der alltäglichen Prosa anlangte; so hoch indessen darf der Dichter auch nicht voranschreiten, daß der Mann vom Volk ihm nicht mehr zu folgen vermöchte. Also Poesie, aber Volkspoesie: mehr Sache des Gemüts denn der Phantasie.

Hier bleibt die erste Bedingung: allgemein faßlich sei das Kirchenlied. Darum müssen alle zu erhabenen Bilder und Figuren, alle zu künstlerischen Wendungen und Redensarten, alle dem Volk fremden Ausdrücke und Wörter vermieden werden. Nun ist die Schulbildung freilich in den einzelnen Ländern verschieden; allein

über eine gewisse Grenze erhebt sich der Gesichtskreis der Gesamtheit nie. Und da sind nicht zuerst die Gebildeten zu berücksichtigen, sondern die einfachen Leute, die große, breite Menge. Daß diese ihr geistlich Brot bekommen, darauf muß gesehen werden. Und was diese dann fassen, das verstehen die Höherstehenden ja auch, nicht aber umgekehrt. Somit muß im Stil des Kirchenlieds eine gewisse mittlere Volkstümlichkeit eingehalten werden. Wie unvergleichlich, allen alles bleibt die Darstellung der Eucharistie in den Strophen vom Psälterlein: Beim letzten Abendmahle, Die Nacht vor seinem Tod, Nahm Jesus in dem Saale, Gott dankend, Wein und Brot. Nehmt, sprach er, trinket, esset: Das ist mein Fleisch und Blut, Damit ihr nicht vergesset, Was meine Liebe tut.

Das zweite Erfordernis ist die Kürze. Menschen, die im asketischen Leben vorangeschritten sind, können lange Zeit mit Genuß in der Betrachtung verweilen, gewöhnliche Christen nicht. So muß denn ein Lied, das alle erquicken soll, seinen Inhalt knapp und gedrängt, doch um so klarer, kräftiger und eindringlicher zum Ausdruck bringen. Es soll so sein, daß man noch mehr möchte, nicht, daß man satt ist. So bleibt ein Lied immer frisch und wie neu. Hier dürfte als Regel gelten: drei Strophen sollen nicht überschritten werden, besonders wenn man den Doppelvierzeiler zur Melodie nimmt. Anders ist es bei Gesängen, die zur Prozession gesungen werden, oder auch bei Liedern, die man zerteilt, wie Stationsgesänge, oder bei einem Choral, der strophenweise zwischen die Geheimnisse des Rosenkranzes gestreut wird. Da soll aber möglichst je nur eine Strophe verwendet werden.

Endlich muß das Kirchenlied sangbar sein. Was der Dichter bietet, muß wie von selbst zur Musik zwingen, muß die Melodie in sich tragen. Der Rhythmus muß so taktfest fließend, ja der Wortstellung nach so lebhaft bewegt sein, daß das Wort wie von selbst sagt: Nur zum Singen bin ich da, frischauf in hellem Ton! Dieser Charakter ist mehr zu empfinden als je mit einer Worterklärung zu erläutern. Indessen machen doch einige technische Vörtelchen den Liedcharakter aus. Das erste ist das genaue Silbenmaß, das zweite ein kräftig ins Ohr fallender Akzent, das dritte die Vollständigkeit der Zeile, so daß der Vers stets einen ganzen Satz, oder doch ein für sich geschlosseues Satzglied ausmacht, und eine zusammengehörige Wortgruppe nicht hinübergezogen wird in den folgenden Vers. Man sollte mit Strichpunkt oder doch mit kenntlichem Beistrich den Vers abgrenzen dürfen.

Was die Strophe betrifft, so gilt hier nur ein Gesetz: schlichter Bau wie ein Volkslied überhaupt. Dabei lehrt die Geschichte: die vierzeilige Strophe mit vier Hebungen ist die klassische Strophe des Kirchenliedes, muß sich somit am besten zur Vertonung eignen. Ihr fügt sich gern der Kehrvers an, ein-, zwei- und dreizeilig. Die Reim-

stellung ist meistens aa, bb mit dem Kehrreim etwa noch cc. Sodann findet man auch fünf und sechs Verse für die Strophe verwendet: hier wird dann der Refrain seltener; ebenso gibt es Zeilen mit fünf bis sechs Füßen. Längere sind nicht mehr ratsam. Doch diese Regeln sind dem Kundigen klar. Nur die Warnung sei nicht vorenthalten: man hasche nicht nach Mannigfaltigkeit, sondern man strebe geradezu nach Einfachheit. In meinen bis jetzt erschienenen fünfzig Kirchenliedern hab' ich bei aller Anlehnung an die alten Formen dennoch zwanzig verschiedene Weisen zusammengebracht.

Wir haben einen reichen Schatz von deutschen Choralgesängen, die den genannten Anforderungen entsprechen, und doch fehlt ihnen etwas. Ich meine die feine Ausführung der Technik in Wort und Reim. Viele der alten Lieder haben eine ungeschickte Versumstellung und das nur wegen des Rhythmus, manche haben sehr unreine Reime, andere wieder überzählige Versfüße und was derlei Unbeholfenheiten sind. Diese Dichtungen stammen wohl aus schlichten Volkskreisen. Gott behüte uns aber, alte, echte, ergreifende Denkmäler anzutasten wegen dieses oder jenes technischen Fehlers. Wird jedoch etwas Neues geschaffen, so sei es gediegen nach Inhalt und Form, fleißig und treu bis ins kleinste ausgeführt, sagen wir, mit Andacht gearbeitet. Freilich bleibt das erste die wahre Empfindung, und die Lieder müssen so innig sein wie die alten Weisen, die uns so ans Herz gehn: O Tag der Pein und Plage, oder das unvergleichliche: O Haupt voll Blut und Wunden. Ich denke nun, es läßt sich beides erreichen: ein Lied auf Schmerzenfreitag.

Vom Himmel schallt ein Stundenschlag,
Bereite dich zum Opfertag,
O Mutterherz Maria:
Dein einzig Kind, dein ganzes Glück,
Der Vater ruft den Sohn zurück,
O Mutterherz Maria.

Wie war dein Herz so weh und wund,
O letzter Kuß von Kindesmund,
O Mutterherz Maria.
Sein Thronstuhl sind die Cherubim,
Nun gellt der Ruf: Ans Kreuz mit ihm!
O Mutterherz Maria.

Zum Berge wankt er blutigrot,
Viel Frauen stehn in Gram und Not,
O Mutterherz Maria.
Hoch steht der Baum in Todesnacht,
Dein treues Auge weint und wacht,
O Mutterherz Maria.

Hilf uns, der strenge Richter kommt!
Du weißt, was jeder Seele frommt,
O Mutterherz Maria.
Um deiner Not und Traurigkeit
Erfleh uns Reu zu dieser Zeit,
O Mutterherz Maria.

Zum Schluß möcht ich wieder die Mahnung Pöllmanns betonen: Pfleget das Kirchenlied. Viele sollen hinabsteigen in die Schachte vom Tempelberg, wo man das Edelgestein hervorgräbt zur Zierde des Heiligtums. Wenn viele schaffen, wird auch, so hoffen wir, bald manch glänzender Rubin vom eucharistischen Zelte uns entgegenfunkeln.

Vor Jahren bin ich im Münster von Ulm gestanden und habe mich lebhaft zurückversetzt in die Tage, wo durch diese fünf Hallen noch das katholische Kirchenlied in majestätischen Wellen dahingeflutet. Und diese Zeiten müssen wiederkommen.

Es ist Ostermorgen. In allen Schiffen drängen sich die Massen, im fernen Chor wird das heilige Opfer still gefeiert, die Frühlichter funkeln durch die hohen Farbenfenster. Jetzt beginnt die große Orgel ihr Vorspiel, so fromm und zart, und wieder jubelnd und jauchzend in den Feiergängen der Psalmodie, wahrhaft der Gipfel und Abgrund der Töne, schön, wie die Braut den Bräutigam, grüßt der Ostergesang.

Der Herr ist auferstanden,
Dahin ist alles Leid:
Die frommen Frauen fanden
Im Grab das leere Kleid.
Alleluja, alleluja.

Der Herr ist auferstanden,
Sein Engel tat es kund:
Frei sind wir von den Banden,
Fest steht der Neue Bund.
Alleluja, alleluja.

Der Herr ist auferstanden,
Der lichte Gottessohn:
Hell glänzt ob allen Landen
Sein ew'ger Königsthron.
Alleluja, Alleluja.

Aus Zeitschriften und Büchern.

„Der Leuchtturm." Unter diesem Titel erscheint seit 1. Jänner (redigiert von Direktor Anheier) eine neue Zeitschrift für die studierende Jugend. Wenn das Wort Kepplers richtig ist: Charakter tut not — dann müssen wir diese Zeitschrift stützen: denn sie hat Charakter, und so kann sie auch Charaktere bilden. Besonders

interessant und lehrreich ist das „Kunstprogramm des Leuchtturms“ im 4. Heft mit seinem mannhaften Bekenntnisse: „Je katholischer, um so künstlerischer, um so moderner!“ und der „Literaturbrief“ von Dr. Lorenz Krapp im 5. Hefte. Krapp bespricht hier die beiden Richtungen, die im katholischen Literaturleben heute um den Sieg ringen und die ihren äußeren Anstoß von Karl Muth, bezw. von seiner Inferioritätstheorie, empfangen haben. Krapp erkennt die ernsten Absichten Muths an, hält aber „sowohl seinen prinzipiellen Standpunkt wie die wichtigsten Folgerungen, die er daraus zog, für falsch“. Vor allem legte Muth zuviel Gewicht auf die künstlerische Technik. Aber diese ... ist doch nicht das Wesentliche an einem Werke ... Entscheidend für den Kunstwert eines Werkes ist vielmehr das: hat die Persönlichkeit des Künstlers sich kraftvoll, zwingend in ihm ausgeprägt? ... Auch seine (Muths) Folgerungen weise ich ab, insbesonders die, die katholischen Autoren sollten bei den Modernen in die Schule gehen, um von deren künstlerischer Technik zu lernen, denn der Stil ist etwas, was jeder Autor, falls er wahre Berufung zum Künstlertum in sich trägt, aus sich entwickeln muß und wird. Kein Fremder kann Entscheidendes dazu geben. Nur Vertiefung in sich gibt ihm seinen Stil.“

Aus den Anregungen Muths folgte die Gründung der „Literarischen Warte“. Von ihr sagt Krapp: „Sie hatte keine Einsicht in das Wesen des Kunstschaffens. Sie glaubte, man müsse den Anschluß der katholischen Kunst an die moderne nur kommandieren, und er werde prompt erfolgen ... Nicht das Ablauschen der Technik der Modernen, nicht der Anschluß an die Nichtkatholiken schafft uns Katholiken große Künstler: nur das Sichvertiefen in unsere eigenen Kräfte, in den Wahrheits- und Schönheitsschatz unseres Glaubens, der zu einem Bestandteil unserer Persönlichkeit wurde, in die reichen Gefühls- und Gemütsschätze unseres Volkes ... Und das ist der künstlerische Grundgedanke der anderen Bewegung, die ich nach dem zielbewußtesten ihrer Organe die ‚Gralbewegung‘ nennen will.“

„Der ‚Gral‘ geht von der grundlegenden Formel aus: eine wahrhaft große Kunst entsteht nicht durch Kompromiß und Angliederung, sondern sie entsteht dadurch, daß ein Künstler seine Persönlichkeit restlos in sein Werk überträgt. Volle Auswirkung der Persönlichkeit ist seine Devise auch für den katholischen Künstler. Ist nun ein Künstler wirklich vom Wahrheits- und Schönheitsgehalt der Kirche durchdrungen, so ist es naturnotwendig, daß sein Werk völlig seine Züge trägt, daß es zu katholischer Kunst wird. Selbstverständlich macht nicht die gute Absicht allein ohne künstlerische Kraft ein Werk zum Kunstwerk: der Schaffende muß den göttlichen Funken in sich haben, der ihn zum Künstler stempelt; aber wenn er wahrhafter Künstler ist, wird er nicht auf Grenzpfähle und Scheuklappen achten,

die die offenen oder versteckten Gegner seiner Kirche ihm vorhalten wollen, sondern unbefangen und dem innern Drang gehorchend sein Innenleben in sein Werk übertragen.

Ich glaube, es gibt nichts Selbstverständlicheres als diese Sätze. Dennoch hat man der ‚Gral'bewegung vorgeworfen, sie müsse dahin führen, die Katholiken völlig vom Gang der nationalen Kultur abzuschneiden, sie in ein ‚Ghetto' zu drängen. Beweise, die mehr als Redensarten waren, gab es dafür bisher nicht. Das Programm der Gralbewegung ist vielmehr das einzig künstlerisch mögliche: es fordert vom katholischen Künstler restlose Entfaltung seiner Individualität, völlige Auswirkung seines inneren Seins. Ich sage, es ist das einzige künstlerisch mögliche: und nur auf diese künstlerische Seite kommt es an, wenn man von Kunst redet, nicht auf Fragen der Literaturpolitik und Opportunität."

Krapp ist ein Schaffender; darum sieht er tiefer in das Wesen der Kunst als alle die unproduktiven Geister, die unser Gralprogramm, das aus künstlerischen Notwendigkeiten entspringt, bekämpfen. Hg.

Die neue und die alte Gemütslage. In der „weltabgewendeten Gemütslage" der deutschen Katholiken sieht Dr. A. Lohr (Berliner „Tägliche Rundschau" vom 21. März) den tiefsten Grund des „literarischen Elends" im katholischen Lager. In der Annahme, daß nur äußere Ursachen den „literarischen Tiefstand (?) der deutschen Katholiken" verschuldeten, habe er seinerzeit die „Literarische Warte" gegründet, „die einzige (?) nach heutigen Grundsätzen geleitete Zeitschrift", die sich den Anschluß der katholischen Schriftsteller an das allgemeine deutsche Schrifttum und die Vertiefung und Erweiterung der schönen Literatur zur Aufgabe machte. — „Die Katholiken sollten aus ihrer kulturellen und noch mehr literarischen Isoliertheit herausgehoben und die katholischen Schriftsteller und Gebildeten mit allen bedeutsamen Werken und Individualitäten namentlich der deutschen Gegenwartsliteratur, aber auch mit allen Größen der Weltliteratur bekanntgemacht werden". — Fürwahr, stolz lieb' ich den Spanier! Glaubt Herr Lohr wirklich, der einzige deutsche Katholik zu sein, der sich mit diesen Dingen befaßt hat, glaubt er wirklich, daß die katholischen Schriftsteller und Gebildeten erst auf die „Warte" warten mußten, um „alles Echte, Schöne und Große achten und lieben zu lernen"? Daß die „Warte" diese Mission nicht erfüllen konnte und nach kurzem Bestand einging, daran sei nur die „Gemütslage des heutigen Durchschnittskatholiken" schuld, die „für ein Heraustreten aus seiner bisherigen geistigen Sphäre und für ein aktives Mitarbeiten an unserer modernen Kultur noch nicht reif war" . . . „So ist nun einmal die Geisteshaltung der Mehrzahl der heutigen Katholiken: Geringschätzung kultureller Werte, die fürs religiöse Leben von keinem

Belang scheinen, tiefe Achtung vor der Autorität, Mißtrauen vor dem eigenen Urteil und Verachtung der physischen Natur. Das schmeckt zwar etwas nach Mittelalter, aber es liegt unleugbar ein großer, aufs Ewige gerichteter Zug darin, wenn es nicht zur unbewußten Routine wird." Lohr hätte viel kürzer und richtiger sagen können: Die Katholiken setzen noch immer das Wort des Heilands: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit" ins Werk und ins Leben um. Aber in ihrer nicht ganz glücklichen und wahrheitsgetreuen Formulierung müssen die Schlußsätze Lohrs von den Lesern der jüdisch-liberalen Berliner Zeitung als eine schwere, gegen die Katholiken erhobene Anklage empfunden werden, trotz des einschränkenden Nachsatzes, für den doch nur gläubige Christen Verständnis haben. Und das ist es, was uns ganz und gar mißfällt, diese leidige moderne Gewohnheit, die katholikenfeindliche, ungläubige Welt gleichsam zum Schiedsrichteramte über intern-katholische Angelegenheiten zu berufen. Wenn die Katholiken wirklich alle kulturellen Werte, nicht nur die falschen, geringschätzen, die physische Natur verachten usw., wenn man den Katholiken wirklich erst begreiflich machen muß, daß die Hingabe an den (wahren!) Fortschritt und die Kultur das Trachten nach ewigen Gütern nicht ausschließt, dann haben ja die Gegner tatsächlich ein Recht, die katholische Kirche „kulturfeindlich" zu nennen! Wir können doch nicht annehmen, daß Dr. Lohr verlangt, die Katholiken hätten sich die moderne Kultur mit allen ihren antichristlichen und materialistischen Elementen in Bausch und Bogen anzueignen; scheidet er aber mit uns diese Elemente aus, so möge er uns doch das Monstrum von einem unterrichteten Katholiken zeigen, der die Kultur geringschätzt oder das Streben nach weltlichem Fortschritt als unvereinbar mit seiner ewigen Bestimmung ansieht. Herr Lohr begeht den großen Fehler, zu verallgemeinern: Weil der „Gral" die antichristlichen und tierisch-niedrigen Elemente in der modernen Literatur ablehnt, so ist (wörtlich zitiert) „sein Charakteristikum der Abscheu vor der modernen Kultur, für die er fast nur Haß oder Spott zu haben scheint, die Abneigung gegen moderne Probleme und eine moderne Art ihrer Behandlung, das scheue Zurückweichen vor dem tausendgestaltigen Leben der Gegenwart und das Einspinnen in eine von der Realität losgelöste einseitige Kunstform". — Nichts beweist besser die Schwäche jenes Standpunktes, den Dr. Lohr vertritt, als diese phantastischen, unbewiesenen und unbeweisbaren Anklagen. F. E.

Wer baut die Mauer? Unter allen Beschuldigungen, die von Johannes Mumbauer, P. Expeditus Schmidt u. a. gegen den „Gral" erhoben wurden, kehrt wohl eine am öftesten wieder: daß wir uns nämlich hinter „Zyklopenmauern" verschließen, hinter die Mauern unserer Gralburg uns zurückziehen, von der Nationalliteratur uns ab-

schließen wollen. Wahr ist daran, wie unsere Leser wohl wissen, nur das eine, daß nämlich in der Tat die katholische Literatur für die große Mehrzahl der nichtkatholischen Deutschen sowenig existiert, als wenn eine chinesische Mauer uns einschließen würde. Aber diese Mauer bauen nicht wir, denn auch die konservativste Richtung in der katholischen Literatur schließt sich keineswegs gegen die literarischen Strömungen der Gegenwart ab, legt vielmehr den größten Wert darauf, alle bedeutenden Erscheinungen der Gegenwartsliteratur zu prüfen und kennen zu lernen. Im nichtkatholischen Lager hält man es aber in der Regel gar nicht der Mühe wert, von der Existenz einer katholischen Gegenwartsliteratur auch nur Notiz zu nehmen, und erst die unablässigen Mahnungen der katholischen Tagespresse haben es endlich zustande gebracht, daß einzelne Literaturforscher sich mit vereinzelten Erscheinungen der katholischen Literatur befaßt haben. Die Erfahrung, daß die „Mauer" hauptsächlich von den „Andersgläubigen" gebaut wird, hat nun auch unser langjähriger Gegner P. Expeditus Schmidt machen müssen. In seiner Zeitschrift „Über den Wassern" nagelt er die Rückständigkeit an, die sich in einem Bericht des jüdischen Berliner Tageblattes, betitelt „Die Literarische Warte im Reichstag" (Nr. 134, Abendausgabe), breitmacht. Das Blatt macht sich nämlich über eine Rede lustig, die der Abgeordnete Dr. Maximilian Pfeiffer im deutschen Reichstag über literarische Fragen gehalten hat. Von Pfeiffer wird erzählt, er sei Gründer und Präsident der (längst entschlafenen!) „Deutschen Literaturgesellschaft". Dann wird weiter gequatscht, Pfeiffer und seine Freunde seien keine überwältigenden Reformatoren, nur schwachblütige Kompromißler, die zur „großen Loslösung" nicht tapfer genug seien; die Spuren der katholischen Mystiker, wie Brentano (!), würden sie schrecken. (!) Auch das Programm der „Literarischen Warte", die als noch existierend angeführt wird, wird als eine Halbheit hingestellt, weil einer ihrer Mitarbeiter eine rein ästhetische Wertung, losgelöst von religiöser und sittlicher Weltanschauung, als unmöglich erklärte. Zum Schlusse wird noch P. Expeditus Schmidt, der „immerhin noch bis zu Schiller geht", in die Nähe Kraliks gestellt — vielleicht die klügste Behauptung des Berliner Intelligenzblattes, denn unser ehemaliger Gegner kommt uns, wie wir aus seiner Zeitschrift zu unserer Freude sehen — immer näher. Und wenn er mit dieser Zeitschrift in die von jüdischen und nichtjüdischen Intelligenzorganen um das „katholische Ghetto" gebaute Mauer Bresche stößt, dann wollen wir ihm erst recht die Hand reichen, denn auch wir wollen die Mauer nicht!

F. E.



Kritische Gänge.

M. Herbert, Vittoria Colonna. Ein Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance. 146 S. Ravensburg, Alber. Preis Mk. 3.—, für Gralabonnenten als 2. Band der „Gralbücherei" die Hälfte.

Ein Gesamtbild der Dichterin hat L. Krapp im I. Jahrgang des „Gral" entworfen. Darin hat er alles gesagt, was zum Verständnis ihres Schaffens und zur Anerkennung ihres hervorragenden Talentes hervorzuheben ist. An M. Herbert läßt sich recht deutlich beobachten, wie im nichtkatholischen Lager unsere bedeutendsten literarischen Leistungen mißachtet werden. So hat das „Literarische Echo", das im allgemeinen unparteiisch sein will, in seinen ersten acht Jahrgängen die hervorragende Schriftstellerin gar nicht erwähnt, obwohl von ihr schon eine Reihe von Romanen und Novellen erschienen waren, die wohl eine allgemeine Beachtung verdienten. Gelegentlich einmal hat Wilh. Schoof mit wenigen kühlen, gleichgültigen Worten auf ihre novellistische Begabung hingewiesen, ihr aber gleichzeitig höhere künstlerische Bedeutung abgesprochen. Gegenüber solcher Ungerechtigkeit und Nichtachtung bleibt uns Katholiken nichts übrig, als in unseren eigenen Zeitschriften um so häufiger und nachdrücklicher auf unsere wirklichen Talente aufmerksam zu machen. Dazu bietet mir das vorliegende Buch eine günstige Gelegenheit.

Ich habe lange kaum etwas gelesen, das mich in solchem Maße gepackt hätte wie diese grandiose Schöpfung M. Herberts, durch die zarte Innigkeit der Form und den abgeklärten Realismus der Darstellung. In diesem seltenen Werke hat unsere allseitig verehrte Künstlerin einen Höhepunkt erreicht, weil sie hier die Tiefe, Kraft und Zartheit ihres Wesens in innigster Vereinigung glänzend offenbart hat. Als Idealrealistin zeichnet sie die Menschen und verbindet die Großzügigkeit und Mannigfaltigkeit der Komposition mit einem unmittelbaren poetischen Schwunge. Die blühende Schilderung und reiche Charakteristik führt eine gewaltige und zugleich entartete Periode lebenswarm herauf. Mit großem Mut und starker Seele, aber auch ausgerüstet mit gründlicher historischer Kenntnis, hat die Verfasserin Zeitverhältnisse vor uns aufgerollt, deren künstlerische Ausgestaltung die höchsten Anforderungen an einen Meister stellt. Es ist ihr gelungen, das Zeitkolorit der Renaissance im richtigen Lichte zu treffen; auch die dunklen Punkte zeigt sie in der rechten Auffassung, so daß der wahre Geist jener Zeit lebendig und wirklich vor uns steht. Sie behandelt die Renaissance als die Zeit der außergewöhnlichen Schicksale, der gesteigertsten Kräfte, der gewaltigsten Taten, der wüstesten Habgier, der unerhörtesten Laster — aber auch als die der heroischen Tugenden und Bußen. Italien ist der geistige Mittelpunkt der Welt.

Aber die Üppigkeit und Verbrechen Alexanders VI. haben die christlichen Geister verwirrt und erschreckt. In diesen Kreis haben Lionardo da Vinci, Raffael und Michel Angelo den Fuß gesetzt und ihren ewigen Ruhm begründet.

So ist ein ästhetisch und sittlich wertvolles Kunstwerk entstanden, in dem eine gesunde großzügige Weltanschauung vertreten ist, die im katholischen Glauben ihren reichen und fruchtbaren Untergrund hat. Wir haben von ihr ein auf geistvoller, gediegener Forschung aufgebautes dichterisches Spiegelbild der Renaissance erhalten, das vor anderen Schöpfungen dieser Art den Vorzug der Wahrheit und höchsten sittlichen Reinheit voraushat. (Einige historische Irrtümer und die vielen störenden Druckfehler werden sich in der 2. Auflage unschwer beseitigen lassen.)

Die Sprache ist modern, aber nicht geziert, sondern in den Glanz poetischer Stimmung getaucht. Wer im Dichterwerk Tiefe und Erschütterung, nicht aber Amüsement und Unterhaltung sucht, der wird diese Perle zu schätzen wissen. Herberts Buch ist wegen seiner Gedankentiefe und Sprachschönheit ein hoher Genuß für gebildete Leser, auch ein kostbarer Schatz für Seele und Geist, zumal die bekannten Kunstwerke der Renaissance-Künstler vor unseren Augen lebendig werden und geistvoll erklärt sind. Über der tiefsten Entartung der Menschen steht triumphierend die siegreiche Kraft der Kirche.

B. Stein.

Dantes Werke. Das „Neue Leben" — die „Göttliche Komödie". Neu übertragen und erläutert von Richard Zoozmann. 4 Teile in einem Band. 3. Aufl. (11. bis 15. Tausend). Leipzig, Hesse, 1907. Preis geb. 2 Mk.

Vor etwa einem Jahre war im Jahrbuch deutscher Burschenschafter die Bemerkung zu lesen: aus den immer wiederkehrenden Versuchen, Dante zu übersetzen, ersehe man, wie fern dieser mittelalterliche Romane unserem Geiste stehe, während doch anderseits der Germane Shakespeare durch die eine Schlegel-Tiecksche Übertragung fast zum deutschen Klassiker geworden sei. — Das ist eine durchaus falsche Beleuchtung der Tatsachen. Abgesehen davon, daß ja die Schlegel-Tiecksche Bearbeitung keineswegs die einzige und unangefochtene ist, muß gerade die große Anzahl deutscher Dantewerke als zwingender Beweis gelten für das allzeit rege Interesse Deutschlands an dieser großartigen Dichtung. Wir dürfen sicherlich mit Genugtuung auf unsere vielen guten Danteübersetzungen hinweisen, auf die Arbeiten von Streckfuß, Kopisch, Philalethes, Witte, Bassermann, Gildemeister, Köhler, Carneri, Pochhammer ꝛc. Im ganzen gibt es jetzt mehr als zwanzig vollständige deutsche Danteübertragungen.

Pochhammers schöne Übersetzung in Stanzen, die seinerzeit von einem Danteforscher wie Kraus sehr gelobt wurde, ist eben in zweiter Auflage erschienen. Auch R. Zoozmanns Übertragung in echten Terzinen, von der die Leser des „Gral" (Februarheft 1907) bereits einige Proben kennen, liegt nun vollständig vor. Der erste Teil (130 S.) enthält Dantes Leben und behandelt seine Werke und die Zeitgeschichte; der zweite Teil (96 S.) bringt das Neue Leben und Anmerkungen; der folgende Abschnitt (543 S.) enthält die Göttliche Komödie samt Anmerkungen; der letzte Abschnitt, „Dante in Deutschland" (151 S.), umfaßt eine Biographie aller deutschen Werke seit 1556, die sich mit Dante beschäftigen, eine interessante Übersetzungstafel mit 52 Verdeutschungsproben des 5. Gesanges der Hölle, eine ausgewählte Dantebibliographie 2c.

Als Ganzes ist der neue Dante, ein „Volksdante", eine sehr gute Leistung. Es ist hier nicht der Ort, um auf Einzelheiten der Übertragung einzugehen. Soweit sich Dantes Verse im Deutschen überhaupt fließend lesen lassen, ist Zoozmanns Verdeutschung eine wohlgelungene. Er hat sich, wie er auch selbst betont, die von anderen Übersetzern oft vernachlässigte Reimreinheit entsprechend dem heutigen Stande der Reimtechnik möglichst angelegen sein lassen. Auch archaisierende Worte und Wendungen, wie sie Kopisch, Streckfuß und andere anwendeten, hat Zoozmann vermieden. Der größte Vorzug seiner Übertragung scheint uns in der Flüssigkeit der Sprache zu liegen, die sich weich und ohne Härten dem Original anschmiegt und so den toten Raum kaum gewahr werden läßt, der immer zwischen einer fremdsprachigen Dichtung und ihrer Übersetzung liegt. Allerdings lassen die allzu glatten Verse oft genug die Kraft, die Eigenart und Tonfülle des Originals vermissen. Übrigens mag hier erwähnt werden, daß Zoozmann noch eine zweite Übersetzung plant in Schlegelterzinen, um sich dem Originale noch sinngetreuer anschmiegen zu können[1]). Für diese Arbeit wird er vielleicht auch schon den neu aufgefundenen Text benutzen können, den der Kodex 2798 der Bibliothek Altemps enthält; dieser Text (Pietro Alighieris Kommentar zur „Divina Comedia", XIV. Jahrh.) soll vom bisher bekannten wesentlich abweichen.

Die ziemlich knappen Anmerkungen zum Neuen Leben und zur Komödie bringen nichts Neues; der Übersetzer sagt übrigens selbst,

---

[1]) Diese neue Übertragung wird demnächst bei Herder in Freiburg erscheinen und in 4 Bänden die göttliche Komödie, das Neue Leben und sämtliche Gedichte, alles im Originaltext mit gegenüberstehender Übersetzung, enthalten. Nach den uns vorliegenden Aushängebogen zu schließen, werden wir hier eine sehr gute en regard-Ausgabe in Schlegelterzinen erhalten. Dieser Text ist von Zoozmanns erster Übersetzung meist durchaus verschieden und folgt dem Urtext weit sinngetreuer, als es in echten Terzinen möglich ist. Durch gefällige Ausstattung und guten Druck empfiehlt sich dieses neue Dantewerk zunächst schon äußerlich. Wir kommen übrigens noch ausführlicher darauf zurück, sobald das Werk fertig vorliegt.

daß sie nicht auf eigenen Studien beruhen. Die Einleitung ist sehr gut und ausführlich. Nur den Abschnitt über Dantes Vorläufer werden manche gründlicher wünschen. Um die Großartigkeit der Schlußredaktion zu erfassen, die Dante an dem Riesenstoff der weitläufigen Visionsliteratur vornahm, muß man die Jenseitswanderungen und Schilderungen kennen, die uns das heidnische und christliche Altertum und das Mittelalter hinterließen. Zoozmann nennt zwar einiges davon und gibt von Karls Vision, vom Tandalus und von Brunetto Latinis „Tesoretto“ auch nähere Inhaltsangaben. Aber viele interessante Werke dieser Art fehlen ganz, so Ruteboeufs „Weg zum Paradies“, die „Visio Wettini“ des Walahfrid Strabo, das „Purgatorium Patricii“, die „Brandanuslegende“, die „Visio Pauli“ usw. Um die ganze mehr als zweitausendjährige Entwicklung der Jenseitsdichtung zu verfolgen, wäre es gut, die orphische Eschatologie, die orphischen Hadeswanderungen, die Höllenschilderung in Platos Phädon und in der Republik, die von Plato erzählte Entrückung des Pamphyliers Er, die altchristlichen Jenseitsvorstellungen, z. B. die Petrusapokalypse, den Pastor Hermae, die babylonische Mythe von Istars Höllenfahrt wenigstens zu skizzieren. Denn auf all dem als Grundlage erhebt sich der architektonische Riesenbau der Göttlichen Komödie. — Vielleicht aber hat Zoozmann absichtlich diese allzu „talmudhafte“ Gelehrsamkeit vermieden. Er wollte ja für die Dantefreunde, nicht für die Dantegelehrten schreiben. Und in diesem Sinne ist sein Buch freudig zu begrüßen und freundlich zu empfehlen. Hoffen wir, daß Zoozmann jenem Weltgedicht wieder neue Freunde gewinne! Auch für die gebildeten Katholiken gilt Niccolo Tommaseos Wort: „Legger Dante è un dovere.“

W. O.



Bücher-Anzeigen.

Elise Miller, Die Talmühle. Ravensburg, Alber. 368 S. 12⁰, brosch. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.80.

Der Untertitel lautet: Preisgekrönte kulturgeschichtliche Erzählung. Von wem, wo und mit welchem Preise sie gekrönt wurde, ist mir nicht bekannt. Das aber weiß ich nach genauer Lektüre, daß dieses mit großer Bescheidenheit „Erzählung“ genannte Werk einen dauernden Preis verdient, der darin bestehen soll, daß es als ein echtes, rechtes Volksbuch die weiteste Verbreitung findet und ein Bestandteil unserer belletristischen Literatur bleibt. Die durch ihr poetisches Talent und ihre innige Glut ausgezeichnete lyrische Dichterin hat jetzt den Beweis geliefert, daß sie auch im Roman zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Die Schicksale der Menschen aus der Talmühle sind schlicht und wahr mit großer Anschaulichkeit vor uns hingestellt und erregen unser größtes Interesse. Die Schilderung aber wird zum Zeitbild, welches uns das Opferleben der Mönche in den Wirren der Säkularisation und die elende Lage der Bürger Schwabens in den napoleonischen Kriegen vor die Seele führt. Ein Glanzpunkt des Buches ist das Kapitel „Bei den Kapu-

zinern", worin das Leben und Treiben an der Klosterpforte in einem köstlichen Gemälde mit kräftigen Strichen meisterhaft gezeichnet ist. Nicht minder plastisch ist die Plünderung einer schwäbischen Reichsstadt durch die Franzosen veranschaulicht. Tiefer sittlicher Ernst durchzieht die Erzählung; die tiefgläubige Stimmung verbindet das Geschick der handelnden Personen mit einer ehrwürdigen Reliquie, einer Kreuzpartikel. Daneben kommt auch ein gesunder Humor zur Geltung, wie er den Menschen jener Gaue eigen ist. Die ungeschminkte Wahrheit, mit der Fehler und Schwächen des Volkes offenbart werden, die Gerechtigkeit im Urteil, die uns auch die menschlichen Leidenschaften verstehen lehrt, werden jeden gläubigen Leser sympathisch berühren. B. St.

Deutschlands Lyrik. Eine Sammlung von Hans Benzmann. (Das Zeitalter der Romantik 1800—1820.) XXVI, 623 S. München, Georg Müller.

Ein zeitlich enger und schärfer begrenztes Bild der Romantik, als es seinerzeit uns die Herausgeber der Sammlung: „Die blaue Blume" vorgeführt hatten, leuchtet aus diesem Buche. Doch ein überwältigendes Bild! Daß die Romantik die feinste Blüte der deutschen Dichtkunst ist, daß sie kein verschwommener, inhaltloser Begriff, daß sie eine Urgewalt des deutschen Gemütes ist, das fühlt man heraus aus diesem Bilde. Wer nur mit halbwegs empfänglichem Gemüt sich in diese Sammlung versenkt, dem muß sie, so scheint es mir, ein viel lebendigeres Gefühl des eigentlichen Wesens der Romantik vermitteln als dickleibige gelehrte Untersuchungen. Die Zusammenstellung scheint mir kunstvoll ausgewählt, sich steigernd und gipfelnd in den beiden Fürsten der Romantik, in Eichendorff, dem größten, in Brentano, dem echtesten Lyriker der Romantik. Auch dem weniger gekannten Achim v. Arnim ist ein breiterer Raum gewährt. Daß die mystischen Geister der Romantik, wie z. B. Hölderlin und Novalis, in dem hier Gebotenen sich nicht ausschöpfen ließen, das liegt in ihrem zerflatternden Wesen begründet. Weil sich der Herausgeber auf das eigenste Gebiet der Romantik beschränkt, die vielfach in andere Schulen und Richtungen auslaufenden Ranken abgeschnitten hat, so erhalten wir von der Romantik hier ein Bild von seltener Schärfe und eigenster Färbung. Wer's hier nicht fühlt, was Romantik ist, „der wird es nicht erjagen". Ein Anhang: „Die Freiheitskriege und die Reaktion im Liede der Zeit" nimmt der Sammlung nichts von ihrer Geschlossenheit, der kriegerische Ausklang ruft das ins Unendliche versinkende Gefühl wieder auf die Erde zurück. F. E.

Die Fugger und ihre Zeit. Ein Bilderzyklus von Franz v. Seeburg. 5. Auflage. IV, 731 S. Regensburg, E. Pustet. Preis Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Wie schon der Titel sagt, liegt hier keine historische Erzählung mit einheitlich sich entwickelnder Handlung, sondern einer Reihe von Bildern aus der Chronik eines berühmten, deutschen Bürgergeschlechtes vor uns. Aber mit welcher Liebe und Treue sind diese Bilder gezeichnet! Welcher Duft von Poesie liegt auf so manchem vergilbten Blatte! Und mit mächtigem Dröhnen pocht und hämmert in diese einfachen, lieben Bilder die Geschichte der Reformationszeit herein, die den furchtbar ernsten, düsteren Hintergrund für die im Niedergange noch zu erhabener Größe ansteigenden Gestalten dieses wahrhaft deutschen Geschlechtes abgibt. Was Deutschland in seiner Blütezeit groß macht, und was es wieder klein macht, das steht hier mit goldenen Lettern geschrieben. Mir wiegt ein solches Buch Dutzende von modernen Romanen auf; was an der fein ziselierten Kunstform fehlt, das ersetzt tausendmal der goldene Gehalt, das echt deutsche herrliche Gemüt, der reine kindliche Glaube, die nach oben weisende Kraft einer deutschen Dichterseele.

Wilhelm Kosch, Martin Greif in seinen Werken, Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 8°. (VI, 174.) Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—.

Um keinen lebenden deutschen Poeten haben sich die Literarhistoriker mit mehr Liebe und Verständnis angenommen als um Martin Greif, der fern allen literarischen Fragen und Streitigkeiten seinen stillen Weg wandelt und seinem Dichterberufe lebt. Zu den selbständigen Arbeiten von Adolf Bayersdorfer, Karl Fuchs, Laurenz Kiesgen, Otto Lyon, Karl du Prel, S. V. Prem gesellt sich nun die vorläufig abschließende Monographie des Freiburger Universitätsprofessors Dr. Wilhelm Kosch. Mit dem vollen Rüstzeug des Literarhistorikers tritt er begeistert für seinen Lieblingsdichter ein und will ihm neue Freunde und Verehrer werben. Nachdem er in einer biographischen Einführung den äußeren Lebensgang des Dichters gezeichnet hat, zergliedert er in drei weiteren Abschnitten Lyrik, Drama und Prosa Greifs, um in einem letzten Abschnitt mit einer Erklärung der menschlichen und dichterischen Grundlage des Poeten aus den Eigentümlichkeiten seiner pfälzischen Heimat zu schließen. Im Gegensatz zur literarischen Hauptquelle der Greifforschung (S. V. Prems „Martin Greif“ Leipzig [2]1895), die Greif vor allem als eine dramatische Natur ersten Ranges erweisen will, kommen bei Kosch der Lyriker und Dramatiker zum ersten Male in gleich ausführlicher Weise zu ihrem Recht.

Im Urteil über den Lyriker Greif herrscht bei den berufenen Literarhistorikern und -kritikern ja glücklicherweise fast durchgängige Einstimmigkeit; sie gipfelt in Ferdinand Avenarius' Überzeugung, nach einigen Jahrzehnten werde er den Klassikern der deutschen Literatur beigezählt werden. Es handelte sich für Kosch darum, den ganzen Reichtum dieser Lyrik mit ihrer herrlichen Mannigfaltigkeit in Motiven und Formen vor dem staunenden Auge auszubreiten, die Geheimnisse dieser künstlerischen Werkstätte zu erlauschen, die organische Natürlichkeit und das Unbewußte des dichterischen Schaffens analysierend klarzulegen, auf Grund einer modernen Auffassung von Rhythmus und Metrum, den Dichter gegen oft erhobene, aber darum nicht berechtigte schulmeisterliche Vorwürfe wegen vermeintlicher Mängel im Versbau in Schutz zu nehmen und den Elementen und Einflüssen nachzugehen, die auf seine Lyrik anregend und bestimmend gewesen sind: Kosch findet sie gleich Prem in der Volksdichtung, in Goethe und der romantischen Poesie Uhlands und Mörikes, weshalb er Greif als einem Eigenen und Einzelnen eine Sonderstellung anweist, während ihn die landläufige Literaturgeschichte noch immer als einen Dichter der Geibelschen Richtung anspricht, zu der er doch den polaren Gegensatz bildet. Mit liebevollstem Verständnis wird so einer gerechten Auffassung des Greifschen Genius und einem vertieften Genuß seiner echten und naturwüchsigen lyrischen Kunst die Bahn gebrochen.

Wie Prem sucht auch Kosch in die noch immer stark umstrittene Frage, ob Greif ein vollblütiger Dramatiker sei, entscheidend eiuzugreifen. Ihn beseelt die Überzeugung von der „Echtheit und Notwendigkeit seines dramatischen Berufes“. Auch als Dramatiker scheidet er Greif von der „Münchener Dichterschule“ ab und stellt ihn nach einer genauen Untersuchung in die Entwicklungslinie der Realisten Shakespeare und Ludwig. Besonders was er über den bestimmenden Einfluß der Theorie Ludwigs in den „Shakespeare-Studien“ auf Greif sagt, bekundet eine hervorragende literarhistorische Beobachtungsgabe. Doch in der Wertung des Dramatikers, der eben doch nur ein wenn auch in manchen Stücken glücklicher Nachfahr dieser Großen war, kann ich ihm nicht recht geben. Ich vermisse in Koschs Monographie ferner die Heranziehung der bildenden Kunst bei der feinsinnigen Würdigung des Naturbildes, die Skizzierung des unverkennbaren Einflusses Greifs auf einen großen Teil der zeitgenössischen Lyrik, überhaupt eine wenn auch flüchtige Darstellung des Verhältnisses zum Kreis der Münchener „Gesellschaft“ und zur literarischen Revolution überhaupt, der sich Greif, nachdem Wolfgang Kirchbach ihn auf den Schild gehoben, zeitweilig anschloß. Eine abschließende Arbeit über Greifs künstlerisches Lebenswerk wollte Kosch nicht geben, aber ein äußerst wertvoller Baustein zur künftigen Biographie dieses „Klassikers der Lyrik“ ist sie jedenfalls und sie wird mit ihrer lebendigen und jugendfrischen, stellenweise schwungvollen Darstellung dem „großen Sohn der fröhlichen Pfalz“ gewiß viele neue und verständnisvolle Freunde gewinnen. Franz Ranegger.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I.) zusammengestellt. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Champol: Schwester Alexandrine. Preisgekrönter Pariser Roman. 230 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Fogazzaro, Antonio: Zerstörte Idyllen. Vom Verfasser durchgesehene Übertragung von H. Häcker. 225 S. Graz, C. J. Oehninger. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.50.

Greif, Martin: Agnes Bernauer. Vaterländisches Trauerspiel. 2. verbesserte Auflage. 80 S. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Herbert, M.: Aus unseren Tagen. Roman nebst 2 Novellen. 266 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Jugend- und Volksschriften, neue. Köln, A. Ahn. 3 Bde.: Hans Eschelbach, Erzählungen. Mit Bildern. 3.—5. Tausend. VIII, 350 S. Mk. 4.—.

Keiter, Heinr., und Kellen, Tony: Der Roman. Geschichte, Theorie und Technik des Romans und der erzählerischen Dichtkunst. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. 509 S. Essen, Fredebeul & Koenen. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Krane, Anna, Freiin v.: Magna peccatrix. Roman aus der Zeit Christi. 432 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Opitz, P. Heinr. S. J.: Erlebtes und Erlauschtes. Skizzen. 1.—3. Tausend. VII, 220 S. Kart. Mk. 1.50, geb. Mk. 1.80.

Salzer, Dr. Anselm. Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Allgemeine Verlagsgesellschaft München. 25. Lieferung. Mk. 1.—.

Schönbach, Ant. E.: Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters. 7. Teil.: Über Cäsarius v. Heisterbach. 51 S. Wien, A. Hölder. Mk. 1.25.

Sinkiewicz, Heinr.: Werke. Bd. 9: Auf dem Felde der Ehre. Deutsch von Sonja Placzek. 263 S. Regensburg, J. Habbel. Jeder Band geb. Mk. 2.—.

Spillmann, Josef: Um das Leben einer Königin. Historischer Roman in 2 Bänden. VI, 354 und VI, 379 S. 4. Aufl. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.50.

II.

Ernst, Otto: Semper der Jüngling. Ein Bildungsroman. 1.—10. Tausend. IV, 452 S. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Muncker. XXXIII. Dr. W. Alberts: Hebbels Stellung zu Shakespeare. VII, 78 S. Berlin, A. Duncker. Mk. 2.—.

Hauptmann, Karl: Mathilde. 2. Aufl. 356 S. München, G. D. W. Callwey. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Hoffmannsthal, Hugo v.: Vorspiele. 42 S. Leipzig, Insel-Verlag. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Ibsen, Henrik: Dramatische Werke. Übersetzung von Wilh. Lange. 3 Bde. Berlin, Steglitz, E. Quehl. Kart. Mk. 10.—.

Keim, Franz: Der Schenk von Dürnstein. Schauspiel. 68 S. Wien, Gerlach & Wiedling. Mk. 1.25.

Keyserling, E. v.: Dumala. (Roman.) 191 S. Berlin, S. Fischer. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Schlaikjer, Erich: Außerhalb der Gesellschaft. Drama. 162 S. München, G. D. W. Callwey. Mk. 2.—.

Strindbergs, Aug., Werke. Deutsche Gesamtausgabe, vom Dichter selbst veranstaltet. (Übersetzung von Emil Schering.) I. Abt.: Dramen, Kammerspiele. 52, 52, 62 und 60 S. München, G. Müller. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Sylva, Carmen: Leidens Erdengang. Ein Märchenkreis. 7. Aufl. III, 163 S. Berlin, A. Duncker. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Was die Zeiten reiften. Gedichte aus 8 Jahrhunderten. Ausgewählt für Schule und Haus von der Lehrervereinigung für Pflege künstlicher Bildung in Hamburg. 299 S. Leipzig, R. Voigtländer. Geb. Mk. 1.80.

Zweig, Stefan: Tersites. Trauerspiel. 139 S. Insel-Verlag, Leipzig. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Voranzeigen:

Falke, Gustav: Drei gute Kameraden. Mainz, J. Scholz.

Geißler, Max: Der Douglas. Mainz, J. Scholz.

Heer, J. C.: Laubgewind. Roman. Stuttgart, J. C. Cottas Nachf.

Hebbel-Briefe. Ausgewählt und biographisch verbunden von K. Küchler. Jena, H. Costenoble.

Kaiser, Isabella: Gedichte: Stuttgart, J. C. Cottas Nachf.

Kralik, Richard v.: Die Revolution. Sieben Historien. (Dramen.) Ravensburg, Fr. Alber.

Kröger, Timm: Das Buch der guten Leute. Hamburg, A. Janssen.

Liliencron, Detlev v.: Leben und Lüge. Roman. Berlin, Schuster & Löffler.

Weingartner, Felix: Golgatha. Ein Drama. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteur (für den kritischen Teil): Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Juni 1908. | 9. Heft.

Zum Tode des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath.

Ein Gedenkblatt.

Von Lorenz Krapp.

Das Tageblatt meiner Heimatstadt brachte am 1. Mai eine kurze Kunde. „Prinz Emil Schönaich-Carolath ist auf seinem Gute gestorben," so meldete das Telegramm des Wolffbureau. Und in Klammern stand beigesetzt: „Das scheint ein Bruder des bekannten nationalliberalen Parlamentariers zu sein." Das klingt wie die verlegene Frage: Wer war eigentlich Prinz Emil Schönaich-Carolath? Und im Geiste vermag ich mir manchen Deutschen vorzustellen, wie er gleich verlegen sich fragte. Aber die Schamröte schoß mir ins Gesicht. Würde man, wenn einem Frank Wedekind etwas zugestoßen wäre, wohl auch, gleichsam zur Entschuldigung für ein der Mehrzahl der Leser anscheinend so belangloses Telegramm, beigesetzt haben: „Das scheint ein Sohn des Schweizer Gutsbesitzers Wedekind zu sein?" Oder bei Dehmel: „Das ist wohl ein Sohn des preußischen Forstmeisters Dehmel?"

Sic fata eunt. Während einer der tiefsten, feinsten und hochgerichtetsten Geister Deutschlands, ein Lyriker reinsten Blutes, auf einsamem Edelsitze halbverschollen stirbt, tanzen ein paar Clowns der Kunst ihre verächtlichen Tänze. Und das breite Volk hört nur das Schellenklirren der letzteren, sieht nur ihre niedrigen Schaumschlägereien, läßt sich frenetisieren durch die Frechheit ihrer Selbstvergötterung. Vergessen sterben unsere Großen dahin, nachdem sie längst müde und schwermütig geworden sind bei der Rückschau auf ihr Leben; aber die Kleinen pflügen unterdessen mit wenig Witz und viel Behagen, von der Plebs umjubelt, ihre fetten Äcker.

Aber lassen wir die Bitterkeit am frischen Grabe dieses Großen und Edlen, dieses wahren Edelmanns der Kunst!

Lassen wir auch alle Erörterungen über das, was seine Kunst im einzelnen uns dichterisch Neues, Tiefes und Vorwärtsführendes brachte! Denn seine hervorragende Stellung in der Reihe der neueren Künstler ist heute unbestritten, wenn der tiefste Grundzug seines Wesens auch von den meisten Literarhistorikern noch verkannt wurde — am schroffsten verkannt von R. M. Meyer, der ihn in einem Atemzuge mit Stuck und Mornau nannte. Mit Stucks „Sünde" und Mornaus farbenmatten, in morbidem Rausche sich windenden Gestalten aus der Verfallzeit Roms! Während seine Epik einherbraust wie prachtvolle, rauschende Kaskaden, während seine Lyrik emporquillt aus dem sprudelnden Brunnen wahrhaft deutschen Volksgemüts, um ihre schönsten Perlen über den schwülen Lärm der Welt „emporzutragen, zu Gott empor"! Ist ein größerer Irrtum denkbar, als einen solchen Mann einzustellen in die Kurve, in der Mornaus und Stucks Kunst sich bewegt?

Die Literaturkritik wird sich der ernsten Aufgabe nicht entschlagen können, ihre Ansicht über den Prinzen Schönaich völlig zu revidieren. Jetzt, da sein Lebenswerk abgeschlossen vor uns liegt, hat sie die beste Möglichkeit dazu. Jetzt kann sie überschauen, wie Werke, die im gärenden Drang der Jugendkraft erstanden gleich „Sphinx" und „Don Juans Tod", nur Durchgangspunkte in seiner Entwicklung waren; wie das Thema von der zerstörenden Liebesmacht des Weibes wohl eine Reihe von Jahren hindurch sein Lieblingsthema war, aber in Werken wie „Sulamith" völlig geklärt und gelöst wurde in der Formel „Liebe *Erlöserin*". Positiv im vollsten Sinne des Wortes war das Lebenswerk dieses Mannes, der so hoch und ernst wie nur die Besten der Romantik sein Dichteramt erfaßte:

Des Dichters Amt ist Opfertat auf Erden;
Herr, laß auch mich an deinem Glutscheit schüren,
Laß mich ein Volk, ein Bruchteil deiner Herden,
Zu Sehnsucht, Dichtung, Überwindung führen.

Die Liebe doch, die du mir früh zerschlagen,
Weil ihre Bahn auf Eigenglück gerichtet,
Zur Menschheit, Herr, laß mich sie weitertragen,
Dann hab' auch ich dereinst gelebt, gedichtet.

Über all der rauschenden Pracht, dem fürstlichen Glanz, dem hinreißenden Schwung, der seiner Dichtung wie der keines zweiten

unter den neueren Lyrikern eigen war, steht ihm die tiefe und wahre Idee, steht ihm das Hohe und Gute. Gleich anderen hat auch er die Leiden und Freuden von Mai und Liebe besungen, auch er hat gewußt, was es Sinnverwirrendes ist um die Leidenschaft, und wie dämonische Feuergarben lodern Ausbrüche entfesselter Leidenschaften aus Dichtungen wie „Die Sphinx". Aber er hat neue und größere Themen gefunden und mehr zu geben gewußt, als diese Töne, die er in einem Briefe mir einmal als „vanity fair" bezeichnete.

Verrausche, Saat, die fremden Feldern prangte,
Es kam ein Sturm, es ward ein Schwert geschwungen;
Längst ist das Glück, danach mein Herz verlangte,
Beweint, gesegnet und zu Grab gesungen.

Dem Manne Heil, der irdisch Gut verloren;
Nur Blitzstrahl löst ein Herz, das tief gekettet
Dem Eigenglück. Es steigt aus Siegestoren
Dereinst dies Herz, ein Brand, zu Gott gerettet.

Er hat Zeiten gehabt, da die ganze Not der Kreatur ihm das Herz zerriß, und er — ein anderer Byron — in nichts mehr das Ziel zu sehen schien als im zerstörenden Weltschmerz, im „schönen, gellen Lachen" Heinrich Heines; man lese da nur das Märchen „Vom Könige, der sich zu tot gelacht". Aber er hat diesen Stimmungen ein „Requiem" gesagt:

„Ich halte dem Glücke das Totenamt
Und trage die Weltlast meiner Schmerzen
Zur Freiheit, die hinter Bergen flammt,
Zur Heimatsonne der Dichterherzen."

Auf langen Wanderfahrten nach Ägypten, Palästina, Kleinasien, Griechenland und Italien hat er die Einkehr gelernt und ist innerlich gereift. Das soziale Mitleid („Bürgerlicher Tod"), das Mitleid mit der Not der verfolgten Kreatur, des Tieres („Der Heiland der Tiere"), die Begeisterung fürs Vaterland, die Erkenntnis der Kraft und des Trostes, der im Glauben ruht, gingen ihm hier auf. In einem wunderbaren Wüstenbilde an den Trümmern des hunderttorigen Theben kommt ihm in todeseinsamer Nacht die Erkenntnis:

Ich kenne gut der Wüste Qual,
Sie hallt in jedem Herzen nach,
Dem an des Lebens Marterpfahl
Ein großes Leid den Glauben brach.

Wohl bäumt es sich vor Lebensdrang,
Wohl stürmt und zittert es darin,
Doch geht der Auferstehungsklang
Der Liebe nicht darüber hin.

Es leidet, doch es blüht nicht mehr
Und selten findet es ein Lied,
Das, wie die Karawane, leer
Und geisterhaft vorüberzieht.

Und an einsamem Meeresstrande ist ihm in einer leuchtenden Vision endlich das Bild des Erlösers erschienen, wie er über die See wandelt, um der am Rausch hellenischen Genusses müde gewordenen Welt die Heilandshände zu reichen wie einst dem sinkenden Petrus; in einem Dutzend von Liedern, die zu den Perlen des religiösen Liedes der Neuzeit zählen („Trost“, „Weihnachtsläuten“, „Auf letzten Bergen“, „Osterwasser“, „Valet“, „Psalm 74“, „Abendlied“ u. a.), hat er dies Bild nicht mehr vergessen, und es ist auch räumlich das Schlußbild seiner „Gesammelten Dichtungen“ (Bd. III, S. 204 f.):

„Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn zu Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht.

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sündflut gerauscht.

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.“

Es liegt auf der Hand, daß bei einem so starken und ursprünglichen Temperament wie dem des Prinzen Schönaich über das eine oder andere seiner Werke die Urteile auseinandergehen müssen; daß auch nicht jedes wahllos jedem in die Hand gegeben werden darf. So hat man[1]) von einigen Seiten im „Heiland der Tiere" eine „Profanation der Christusidee" sehen wollen; freilich, wie mir scheint, mit bitterm Unrecht. Immerhin setzen sie ernste, gereifte Geister voraus; der Jugend und dem Volke wird am ersten die Auswahl seiner Lieder („Fern ragt ein Land")[2]) zur Einführung reichen.

Was uns vom „Gral" aber noch überdies zu hoher Freude sein mag, ist das hohe Interesse, das er — der „anerkannt bedeutendste Künstler des heutigen Protestantismus", wie man ihn, wenn auch einseitig, nannte — Bestrebungen wie denen des „Gral" entgegenbrachte. Ich handle wohl in seinem Geiste, wenn ich hier einige Stellen aus einem Briefwechsel, der in diesen Maitagen gerade zwei Jahre währte und der an einen Aufsatz von mir über seine Kunst in der „Gottesminne" (1906, S. 291—299) anknüpfte, unter Ausscheidung mehr persönlicher Dinge wiedergebe.

Am 9. Mai 1906 schrieb er mir aus seinem Schloßgut Haseldorf in Holstein:

„. . . Es hat mich tief ergriffen, auf Ihrer Seite so inniges Verstehen für mein schlichtes Können gefunden zu haben, — wärmeres Verstehen ist mir selten geworden. Ich müßte ja nicht vom alten Stamme der Romantiker sein, wenn mein Herz sich nicht oft von den uralten Lebensquellen umrauscht und umklungen fühlte, die aus dem Borne der Mutterreligion quellen. Niemand schmerzt vielleicht herber wie mich die dunkle Mauer von Zorn, Haß und Verkennung, die Irrtum, Torheit und Bitterkeit im deutschen Vaterlande zwischen Kindern des gleichen Erlösers immer höher und höher türmen".

Über seine Liebeslyrik enthält ein Brief vom 1. Mai 1907 folgende Worte:

„. . . Inzwischen füge ich, Ihrem freundlichen Wunsche nach biographischem Material allmählich nachzukommen suchend,[3]) eine Skizze von . . . bei. Sie ist mit großem, liebevollem Eingehen

[1]) Wie Prof. Hermann Friedrich in seiner Biographie „Prinz Emil v. Schönaich-Carolath" (Berlin, 1903), S. 53 mitteilt.

[2]) Brosch. Mk. 1.60, geb. 2 Mk. Verlag Goeschen, Leipzig.

[3]) Ich hatte um solches Material für ein Bändchen über seine Kunst gebeten, das in diesen Tagen in der Hesseschen Volksbücherei (Sammlung „Moderne Lyriker") herauskommt. Das Werkchen war eben in Druck, als die Todeskunde eintraf.

verfaßt, nur erstreckt sich letzteres, weit mehr als angemessen, auf Herzensangelegenheiten (die aus den verschollenen „Liedern an eine Verlorene“ herauskombiniert wurden) sowie auf romantisches Beiwerk von Reisen ꝛc., über die jetzt ein Globetrotter mit Recht lächeln könnte. Ich leugne übrigens wahrhaftig nicht, daß Jugendliebe mich zum Dichten getrieben, nur glaube ich, diese Liebe früher und weiter . . . überwunden resp. verallgemeinert zu haben“.

Und in der edlen Bescheidenheit aller wahren Künstler fügte er bei: „Im übrigen enthält jene Skizze viele mein Schaffen überschätzende Gesichtspunkte“.

Der Briefwechsel des letzten Jahres stammt aus einer steten Leidenszeit für ihn; es sind fast lauter mit Bleistift geschriebene Blätter, die er — trotz meiner Bitte, erst nach seiner völligen Genesung mir weiteres zu meinem Büchlein über ihn mitzuteilen — sandte.

Am 10. Mai 1907 schrieb er:

„. . . Ein anderes, nur in einem Exemplar noch vorrätiges Büchlein ‚Adeliger Tod‘ könnte ich Ihnen dagegen senden. Es sollte ein Pendant zu der Novelle ‚Bürgerlicher Tod‘ werden, wurde aber aus künstlerischen Bedenken zurückgezogen, da ich einige Spitzen zu mildern, andere neu hervorzukehren gedachte. Jetzt habe ich an dieser Arbeit keine rechte Freude mehr, da ich mich mit den Jahren immer weniger zum Richter berufen fühle. Es interessiert mich jedoch, daß die Vorschläge zur Bekämpfung des Zweikampfes (Schiedsgerichte, frivolen Beleidigern aufzuerlegende Ehrverluste ꝛc.), die ich damals getan, neuerdings im Herrenhause als etwas scheinbar Neues geformt und anempfohlen werden. Das gereicht zu stillschweigender Befriedigung, deren ich mir gern genug sein lasse . . .“

Am 13. Mai 1907 sprach er die Worte:

„Wenn man altert, spürt man mehr und mehr die bittere Wahrheit jenes alten Mystikers, daß ‚alle Wollust der Kreatur vermenget ist mit Bitternis‘. Die Dichtung von heute wächst mir ferner und ferner. Alljährlich erscheinen wohl Bände von viel Formenschönheit und Glätte, talentvolle Werke, aber doch nur Werke der Selbstvergötterung, der Verhimmelung des eigenen Ich, der eigenen Freuden und Leiden: — vanity fair! Und immer mehr erkennt man, daß das Köstlichste in Leben und Kunst doch nur eines ist: der Frieden. Ihre Worte über die Freude in der Kunst im ‚Gral‘ besagen ja dasselbe. Und mit tiefer Freude sehe ich im ‚Gral‘, daß die alte Sehnsucht der Romantik nach Kraft,

Größe, Reinheit und Schönheit in deutschen Landen immer noch lebt und Menschenherzen segnet und herrlicher macht."

Gegen Ende des Jahres 1907 wurde der Briefwechsel durch seine wachsende Krankheit, das Erbteil seiner Mutter, die mit ihm einen großen Teil seiner Jugend zum Zweck ihrer Genesnng in Venedig verbracht hatte, unterbrochen. Das letzte Lebenszeichen erhielt ich von ihm am 25. Nov. 1907; es war nur mehr seine Unterschrift, die er unter eine von fremder Hand geschriebene Widmung seiner gesammelten Werke gesetzt hatte. „Mit herzlichem Gedenken! Handschriftliche Widmung hoffe später senden zu können" lauteten die Worte. Er hat es nicht mehr gekonnt. Der Mai, auf den er sich im Herbst 1907 noch so sehr als Zeit seiner Genesung getröstet hatte, brachte ihm den Tod.

Und mit bitterer Schwermut mahnt mich sein Tod — der früh, viel zu früh für die deutsche Kunst eintrat — an viele seiner Lieder aus den letzten Jahren. „Christliche Todesfreude" heißt ein schönes Wort, das man für manche Lieder Paul Gerhardts geprägt hat. Auch Schönaich-Carolath hat diese Todesfreude gekannt. Aus vielen seiner Lieder weht sie uns entgegen, am ergreifendsten wohl aus seinem „Valet" (Ges. Werke, Bd. III, S. 184):

Mein Herz will schlafen gehen,
Wohl über den Wäldern weit,
Wo fremde Berge stehen,
Wird meine Spur verwehen,
Geb' Gott ihr still Geleit . . .

. . . Bald über den Feuerherden
Von Lust und Lebensspiel
Singt Sturm vom Abschied auf Erden.
Ach, wieder ein Kind zu werden
Ist tiefes, heiliges Ziel.

Ich hab' einen schlichten Psalter
Voll leisem Lavendelduft.
Das ist ein Lebenserhalter;
Aus ihm, trotz Staub und trotz Alter,
Steigt Auferstehungsluft.

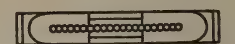
Dies Buch will ich mir loben,
Es kennt nicht Zeit noch Tod;

Die Freunde, die Liebsten verstoben,
Erwachen einst treuer dort oben
Im frischen Morgenrot.

Und muß zu Grab ich ziehen,
Kein Grab ist gottentfernt.
Bald ist der Tag gediehen,
Da Jubelmelodien
Auch mein Mund singen lernt.

Die schwarzen Wogen grollen;
Ein Schiff zieht durch die Zeit
Mit Segeln, sturmgeschwollen,
Zu Küsten, tempelvollen,
Mein Herz, sei fahrtbereit!

Wahrhaftig, ein Edelmann des Geistes ist es, den sie begraben haben. Aber wir vom „Gral", die jedem tiefen Künstler ohne Unterschied des Bekenntnisses den Kranz reichen, wenn seine Kunst nur vom Herrgott kam und zum Herrgott geht, — wir dürfen es wohl auch sagen, was alle tiefer und ernster Gerichteten in Deutschland an seinem Grab sagen werden: Und uns war er mehr.

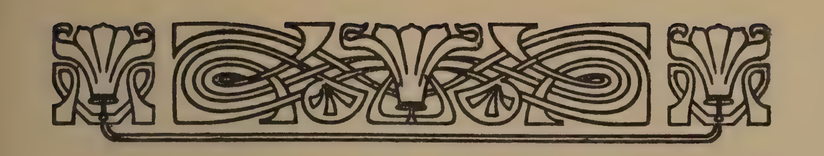


An das Meer.

Vom Anschaun deiner Schönheit trunken,
In Andacht versunken,
Meeresflut,
Wirst du mir ewigen Lebens Nahrung:
Gottoffenbarung!
Kraft, die in stets sich erneuerndem Leben ruht.

L. Rafael.





Shakespeare in Böhmen.

Aus einer Reihe heimatlicher Erzählungen

von Richard v. Kralik.

„Also das sind die berüchtigten böhmischen Wälder!" rief der Schauspieler Will Shakespeare, der neben seinem Prinzipal eben von Saaz her durch den großen Sban-Wald in der Richtung auf Prag zuritt. Der einunddreißigjährige Reiter auf dem Esel, damals, im Jahre 1595, nur einem kleineren Kreis von Kennern bekannt durch zwei schmale epische Büchlein und durch die erfolgreichen Bearbeitungen packender Dramenstoffe, fiel durch stark ausgearbeitete Züge auf, die sein zergrübeltes und verlebtes Gesicht älter scheinen ließen, als es war. Schwermütige Sanftmut lagerte um seine Blicke, und als er sie jetzt erhob, um diese bömischen Wälder aufmerksam zu betrachten, fühlte man, daß sein Dichterauge mehr der Landschaft schenkte, als es von ihr empfing.

Der Prinzipal neben ihm war der bekannte Komiker John Posset. Man nannte ihn auch in seiner Truppe scherzhaft Sackville oder König Gorboduc, dieweil er auch manchmal den tragikomischen Ehrgeiz hatte, in der gleichnamigen Tragödie des vornehmen Dichters Sackville jenen König Gorboduc zu spielen. Diesen Namen Gorboduc hörte er nicht gern, aber er hatte es allmählich für vorteilhaft gehalten, gegen den wohlklingenden Namen Thomas Sackville nicht zu protestieren. Er bereiste schon seit mehreren Jahren mit einer stets wechselnden Truppe angeworbener englischer Schauspieler, Tänzer und Sänger die Städte und Höfe des Kontinents, und es war ihm auch schon ein paarmal gelungen, den strebsamen Shakespeare als Teilnehmer einer solchen Sommerfahrt zu gewinnen. Diesmal hatte der Dichter um so lieber zugesagt, da er mit seinem Freunde Lord Southampton ein wenig zerfallen war.

„Ja, das sind die berüchtigten böhmischen Wälder", erwiderte der Prinzipal. „Und ich will dem vorlauten Narren da vorne zurufen, daß er uns durch seinen Lärm nicht das Raubgesindel auf

den Hals locke, vor dem man uns in der letzten Herberge gewarnt hat."

Etwa zwanzig Schritte vor ihnen ritt nämlich auch auf einem Eselein der Rüpel der Bande, die Narrenkappe auf dem Kopf, die Trommel am Gürtel, und er sang zur Begleitung dieses einfachen aber ausgiebigen Instrumentes alle Lieder, die ihm einfielen, um sich die Zeit zu vertreiben und seinem Tatendrang Luft zu machen. Eben wollte er wieder anfangen:

„Hopheissa bei Regen und Wind!"

als ihm der Prinzipal zu schweigen befahl. Aber kaum war der Sang und Trommelschall des Narren verhallt, als hinter den beiden Reitern eine Frauenstimme also zu singen begann:

„Ihr Männer, von Bedenken frei,
Habt ihr die Schöne auserſehn,
Laßt Klugheit mit der Schwärmerei
Verliebten Sinns beisammen stehn!" —

„Aber Rosaline, meine teure Nichte!" damit unterbrach sogleich der Prinzipal wieder ihren Gesang; „mußt du denn auch hier in des Waldes tiefsten Gründen mit deinen musikalischen Gaben prunken! Es sind ja keine Kenner und Gönner da, die dich dafür mit Lob, Bewunderung, Gold und Geschmeide belohnen könnten. Du wirst kaum mehr unsern Master Shakespeare, deinen ehemaligen Liebhaber, zu einem neuen Sonett für dein Album begeistern. Du sollst es auch nicht, meine Teure! Denn ich hab dich zu dieser Wanderfahrt nicht mitgenommen, unsern Mitarbeitern die Köpfe zu verdrehen, sondern unsere Theatergarderobe instand zu halten und allenfalls vornehme Herren durch deinen Witz, deinen Gesang und deine schwarzen Augen uns geneigt zu machen. Den Master Will aber hab ich mitgenommen, nicht um geistreiche Sonette an dich oder über dich zu drechseln, sondern um mir bei meinem Geschäft zu helfen, so daß wir nicht allesamt um das schöne Geld kommen, das wir uns erhoffen."

Die Sängerin hatte sogleich zu singen aufgehört, aber die Rede des Oheims mit Gelächter und spöttischen Zwischenrufen unterbrochen, so daß dieser nur mit Mühe ans Ende gelangte. Darüber ärgerte er sich weidlich, zudem er sah, daß auch sein Begleiter den Unmut verbiß, während der ganze übrige Komödiantenzug, der jener Sängerin nachfolgte und sich, wie man merkte, von

ihrer Laune unterhalten ließ, alle ihre Witzworte und Einwürfe mit wiehherndem Gelächter begleitete.

Aber auch wir haben allen Grund, uns für diese heitere Dame zu interessieren, denn sie war keine andere als die mysteriöse schwarze Schöne, die uns allen aus den Sonetten Shakespeares und vielen Anspielungen seiner Dramen bekannt ist. Sie war nicht das Ideal der damaligen Modepoesie, denn diese verlangte hellblondes Haar, blaue Augen, eine Gesichtsfarbe wie Lilien und Rosen, ein regelmäßiges Oval des Gesichtes, Schlankheit und Würde der Bewegung. Unsere Schöne aber war von schwarzen Haaren und Augen, brauner Gesichtsfarbe, rundlichen Zügen und üppigen Formen, sie entsprach also vielmehr dem schwarzbraunen Mädchenideal des deutschen Volkslieds; zudem war sie die Beweglichkeit selbst, immer unruhig, immer lachend, spottend, immer stichelnd und Sticheleien herausfordernd. Aber wozu plag' ich mich mit ihrer Schilderung! Shakespeare selber hat sie ja außer in seinen Sonetten auch in „Liebes Leid und Lust“ als Rosaline und in „Viel Lärm um nichts“ als Beatrice gezeichnet.

Lassen wir sie also in diesem Stil mit den sie umschwärmenden Komödianten weiterscherzen, und hören wir noch den beiden Männern zu, auf denen die ernsten Sorgen des Geschäftes ruhen. Sie kamen eben vom Hof des Landgrafen Moritz von Hessen und hatten dort zu dessen Zufriedenheit gespielt. Darum hatte er ihnen ein empfehlendes Schreiben an den römisch-deutschen Kaiser Rudolf II. mitgegeben, an dessen Hof zu Prag sie nun ihre Künste eines Kaisers würdig zu zeigen hatten. Sie debattierten darüber, ob dem Geschmack des Habsburgers mehr der klassizistische Stil des „König Gorboduc“ oder der romantische Stil von Marlowes „Doktor Faust“ entsprechen möge. Man weiß, er liebte die spanische Literatur, besonders Lope de Vega, den nur um zwei Jahre älteren Zeitgenossen Shakespeares, der mochte ja auch mehr in romantischem Stil arbeiten. „Gegen diesen Don Armado“, so sprach der Prinzipal, „werdet ihr, Master Will, wohl auch mit euren Prachtgallionen auftreten können! Freilich mit den englischen Historien oder mit dem durchgefallenen Hamlet dürfen wir nicht kommen. Diesen letzteren müßt ihr mir noch einmal umarbeiten und ausfeilen, dann kann noch immer etwas Brauchbares daraus werden. Aber da haben wir die ‚Zähmung der Widerspenstigen‘, die ‚Komödie der Irrungen‘, den ‚Kaufmann von Venedig‘, den ‚Sommernachtstraum‘, unwiderstehlich für jedes gesunde Zwerch-

fell, und wer gruseln lernen will, dem versetzen wir ‚Titus Andronikus‘ oder ‚Romeo und Julia‘.“

Die beiden unternehmenden Pioniere englischer Renaissancekultur waren so vertieft in ihre Pläne, Berechnungen und Hoffnungen, daß sie erst durch wiederholte Schüsse erweckt wurden, die rechts und links aus dem dichten Walde knallten und nur vom Hilfegeschrei der wandernden Komödianten erwidert wurden, der einzigen Waffe, die sie außer Theaterdegen zur Hand hatten. Nur Shakespeare, der immer einen von seinen spottenden Kollegen heftig bestrittenen Anspruch auf die Ritterwürde machte, hatte ein praktikables Ritterschwert an der Seite hängen. Aber mochte es sich nun vielleicht allzuschwer von der Scheide trennen, oder mochte sein Träger beim Überblick über die Streitkräfte hüben und drüben berechnen, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei, genug, er entschloß sich, hier lieber auf die stärkeren Waffen des Geistes zu vertrauen.

Aus den besagten böhmischen Wäldern war nämlich indes eine wohlbewaffnete und zahlreiche Räuberbande hervorgebrochen, die gar kein Hehl aus ihrem Charakter machte. Einer, der sich wie ihr Hauptmann gebärdete, aber dabei doch vorsichtig im Hintertreffen blieb, feuerte die anderen um so tapferer an: „Vorwärts, Schweizer und Grimm, die Straße verlegt! — Razmann und Schufterle, übers Gepäck! — Ihr da, Roller und Schwarz, seht zu, daß sie nicht nach rückwärts entfliehen!“

Bald war die ganze Komödiantenbande von den Eseln auf den Boden geworfen, die Ballen mit den Kostümen wurden aufgerissen. Die Schauspieler standen sprachlos da und schauten zu, ohne sich auf ihr Stichwort zu besinnen. Der jammernde Prinzipal rief, allein um seine teure Garderobe besorgt: „Wo ist der ehrenwerte Hauptmann dieser tapferen Heerschar?“

Da trat jener Befehlshaber stolz vor und sagte würdevoll: „Der Hauptmann ist augenblicklich nicht hier. Wo er verweilt, das ist Geschäftsgeheimnis.“

„Wer ist er?“ fragte wieder der Prinzipal.

„Er ist der berühmte Graf Karl Moor, ein edler Räuber. Sein Handwerk ist Wiedervergeltung, Rache sein Gewerbe. Sein Dritteil an der Beute, das ihn von Rechts wegen trifft, verschenkt er an Waisenkinder oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung studieren. Ich bin sein Stellvertreter, der nicht minder berühmte Moriz Spiegelberg.“

„Ach, was gehn mich die edlen Waisenkinder und die armen

Jungen von Hoffnung an“, rief fast weinend der Prinzipal. „Wir sind auch arm und voll Hoffnung, wir sind keine Reichsgrafen oder Kaufleute oder dergleichen; wir sind wandernde Komödianten aus England, Menschen wie ihr!“

„Menschen, Menschen!“ rief Spiegelberg aus. „Falsche, heuchlerische Krokodilsbrut! Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte. Weg denn von mir, Sympathie und menschliche Schonung!“

Hier wagte auch Shakespeare eine] Einrede und wies zum Zeugnis auf seine Ledertasche voll von abgegriffenen Theatermanuskripten hin. Aber da kam er schön an. Der Räuber herrschte ihn also an: „Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Säkulum. Pfui über das schlappe Kastratenjahrhundert, zu nichts nutz, als die Taten der Urzeit wiederzukäuen und die Helden des Altertums zu verhunzen mit Trauerspielen.“

„Aber wir stehen unter dem Schutze des Kaisers, unter dem Gesetz und Völkerrecht!“

„Pah, das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Das ist mein Katechismus.“ —

Während man aber also verhandelte und sich um die Beute balgte, sah man durch den Wald auf der Straße von Prag kaiserliche Reiter dahersprengen. Im Nu nahm die Szene wieder eine andere Gestalt an. Ein Teil der Räuber stellte sich den Kriegern entgegen und empfing sie mit Schüssen. Auch die Plünderer mußten allmählich von den Beutestücken lassen und ihren Kameraden gegen die Übermacht helfen. Einige Genossen der Räuber, die besser gekleidet und vornehmer schienen, sich auch beim Überfall und bei der Plünderung nicht beteiligt hatten, waren beim Anblick der Kaiserlichen links im Wald verschwunden, — Spiegelberg gleichzeitig rechts, denn er hatte auch sogleich mit scharfem Feldherrnblick erkannt, daß dies Stratagem nun das vorteilhafteste sei. Die Reiter aber drängten den Klumpen der Räuber und Schauspieler immer mehr zusammen, bis es doch den meisten Räubern gelang, sich durchzuhauen. Als die Krieger sahen, daß die Übrigbleibenden wohl nur harmlose Wanderer seien, schickte der Oberst die Hälfte seiner Schar den fliehenden Räubern nach. Er selber besetzte mit der andern Hälfte die Straße und begann die Schauspieler auszufragen.

Da war es nun eine große Freude für diese, daß sie im Obersten einen Landsmann erkannten. Es war nämlich der Schotte

Gunderot, ein Günstling Kaiser Rudolfs, der sich ja, wie man weiß, gerne mit Ausländern umgab, da er Grund zu haben glaubte, den Deutschen wie den Böhmen zu mißtrauen. Der Schauspieldirektor überhäufte den Oberst mit Danksagungen und Klagen, erzählte ihm das ganze Abenteuer, stellte ihm auch seine Truppe vor, da er sah, daß Sir Gunderot doch noch immer etwas mißtrauisch blieb.

„Hier“, sagte er, „ist mein Kreditbrief aus der hessischen Hofkanzlei. Das hier ist mein ehrenwerter Dramaturg und Regisseur Shakespeare, der auch kleinere Rollen ganz brav spielt, ein Freund des Lord Southampton, ein Günstling unserer Königin Elisabeth. Das ist mein Narr, das mein König, das mein erster Held, das mein Ritter, das der Intrigant, das der Liebhaber, diese beiden Burschen spielen die naiven und sentimentalen Damen, das ist meine Nichte und Garderobierin — und das“ — dabei stockte er, denn er erblickte neben Rosaline noch zwei fremde Gestalten, die offenbar erst seit dem Überfall auf eine ihm rätselhafte Weise unter seine Leute gekommen waren.

Aber Rosaline half ihrem Oheim schnell aus der Verlegenheit und sagte mit schelmischem koketten Augenzwinkern: „Das ist mein Vetterchen, der die Backfische spielt, und das meine Tante, die mir bei der Garderobe hilft.“

Oberst Gunderot hatte von den Glutblicken Rosalinens Feuer gefangen, so daß er gar nicht die Verlegenheit der beiden Vorgestellten und des Prinzipals bemerkte. Er ließ sich sogleich in ein Wortgefecht mit der schwarzen Schönen ein, und dies wurde von beiden Seiten so schnippisch, so anzüglich, so worthetzerisch geführt, wie es der derben Sitte der Zeit entsprach und wie wir es aus manchen Proben bei Shakespeare kennen.

Dann aber wurde aufgepackt und gegen Prag zu geritten. Unterwegs ließ sich Sir Gunderot das Neueste aus London erzählen, erzählte auch seinerseits, wieso er dahergekommen sei: „Der Kaiser selber hat mich hiehergeschickt. Vor kurzem hat sich nämlich in diesem schon immer unsicheren Wald eine gar gewaltige Räuberbande zusammengetan, hauptsächlich unter der verwegenen Führung von relegierten Leipziger Studenten. Ihr Anführer ist ein heruntergekommener junger Graf Moor. Ihr Treiben gewinnt politischen Anstrich durch die libertinen Tendenzen der Führer. Der Kaiser meinte, daß damit wohl gar eine Verschwörung zusammenhänge, die der mächtigste Landherr Böhmens, Popel von Lobkowitz, angestiftet habe. Er liegt bereits zu Prag im Kerker;

sein Bruder aber ist geflohen und treibt sich wahrscheinlich hier herum. Was aber den Kaiser aufs höchste erbittert hat, ist, daß ein Junker aus der Umgebung des Lobkowitz die natürliche Tochter des Kaisers, sein Lieblingskind, entführt hat und auch mit ihr geflohen ist. Ich vermute stark, daß sie unter jener Räuberbande waren, und ich hoffe, daß mein Leutnant, der ihnen nachgesetzt ist, sowohl den Herrn von Lobkowitz wie jenes tolle Liebespärchen und dazu diese doppelt gefährlichen Räuber gefangennehmen wird."

Ohne weitere Zwischenfälle kam man so nach Prag. Oberst Gunderot brachte die ganze Gesellschaft gleich nach dem Hradschin, denn sie hatte ja gute Empfehlungsbriefe an den Kaiser, und zudem wußte er, daß Rudolf, der allerdings das Schauspiel nicht liebte, doch diesmal schon begierig sein werde, die Leute zu vernehmen und nach seiner Tochter auszufragen.

Kaiser Rudolf kam denn auch sogleich, als ihm die Sache gemeldet wurde, in höchster Aufregung in den Saal, wohin man die Schauspieler gebracht hatte. Er war übel gelaunt, denn eben war auch der Leutnant mit seiner Reiterabteilung zurückgekehrt und hatte gemeldet, daß die Räuber entkommen seien. Mißmutig las er den Empfehlungsbrief des Landgrafen. Mißmutig und ungeduldig hörte er den Prinzipal an, der seine Truppe als die beste der Welt anpries, „sei es für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoralkomödie, Historikopastorale, Tragikohistorie, Tragikokomikohistorikopastorale, für einheitliche Handlung in klassischer Form wie für regellose romantische Form, dem tragischen Stil des Seneka ebenso gewachsen wie dem komischen des Plautus, gleichermaßen für geschriebenes wie für improvisiertes Drama geübt."

Noch ungeduldiger wurde der Kaiser, als Shakespeare, der die Abneigung des Kaisers kannte, eine Rede begann, in der er beweisen wollte, es sei der Zweck und das Vorhaben des Schauspieles im Altertum gewesen und sei es auch jetzt, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.

„Ach was!" warf der Kaiser ein. „Die Natur braucht keinen andern Spiegel als sich selbst, Tugend und Laster keine andern Züge als ihre eigenen. Den Abdruck des Jahrhunderts aber geben nicht die Komödianten, sondern die Geschichtschreiber, Maler und Bildner. Der erste Grundsatz der Philosophie heißt: Was ist, das ist. Das Schauspiel aber ist nicht Sein, sondern nur

Schein. Sein oder Nichtsein, das ist überall die Frage. Eure Kunst gehört zum Schein und darum zum Nichtsein. Damit gibt sich aber kein ernster Mann ab."

Alle waren über diese absprechenden Worte des Kaisers vor Schrecken versteinert; nur die schnippische Rosaline trat ein halbes Schrittchen vor und zwitscherte mit kokettem Augenaufschlag: „Nach unserer Philosophie, Majestät, ist aber das Sein auch nur ein gar schöner Schein, und aller schöne Schein ein wahres Sein. Sonst könnte das Sein gar nicht scheinen, und der Schein gar nicht sein."

Nun war es an dem Kaiser, starr vor Erstaunen zu sein über solche Keckheit. „Woher hast du diese Philosophie?" fuhr er sie an, nicht gar zu hart, denn auch er war für den pikanten Reiz der schwarzen Schönen empfänglich.

„Aus dem Leben, Majestät, das auch nur eine Komödie ist, eine lustigere Komödie, als sich unsere armen Theaterdichter ausdenken können."

„Beim Himmel, du hast nicht ganz unrecht, Weib!" rief der Kaiser. „Aber wenn ich bedenke, welches Schauspiel mir eben das Schicksal bereitet hat, so hab ich noch weniger Lust, eure schalen Abgüsse der Wirklichkeit zu sehen und zu hören."

„Das ist wahr, erhabener Kaiser", erwiderte Rosaline noch kecker, während alle anderen Schauspieler immer verzagter wurden. „Ich bin weder Schauspielerin noch Dichter, aber so viel hab' ich doch diesen abgeguckt, daß ich mich wohl getraue, ein wenig die Wirklichkeit zum Gedichte zu machen."

„Törin", rief der Kaiser, von ihrer furchtlosen Zutunlichkeit dennoch nicht unangenehm gekitzelt. „Kannst du mir die verlorene Tochter zurückgeben, den Verführer mir ausliefern? Das wäre ein Gedicht, das mich allein mit der vollen Wirkung der Wirklichkeit überwältigen könnte."

„Ich kann es", sagte zum Schrecken aller Rosaline. „Aber nur unter der Bedingung, daß ganz nach den Regeln der Kunst die Entwicklung erfolge."

„Das wäre," unterbrach sie der Kaiser, „daß der Entführer das Haupt verliert, die treulose Tochter ins Kloster muß."

„O nein", sagte die Schwarzbraune. „Das wäre ganz gegen die heitere Anlage der Verwicklung und gegen das wirkliche Interesse Eurer Majestät."

„Was dann?"

„Ihr müßt beiden verzeihen, sie verbinden und euch an ihrem

Glück euer Leben lang erfreuen. Wollt Ihr das versprechen, so dichte ich diesen Plan in Wirklichkeit zu Ende."

„So tu's denn!"

„Hab ich Euer kaiserliches Wort?"

„Du hast es."

Da drehte sich Rosaline um, riß dem Bürschlein, das hinter ihr stand, das falsche Bärtchen von den Lippen und lockerte die zusammengebundenen Haare, so daß sie lang und reich über die schmalen Schultern des hocherrötenden Persönchens wallten, das dem Kaiser zu Füßen sank.

„Miranda, meine Tochter!" rief der Erstaunte und schloß sie gerührt in seine Arme.

Indessen hatte Rosaline auch der anderen hageren Gestalt den langen Frauenmantel und Schleier abgerissen, so daß aus der ungelenken Frau ein schlanker Junker wurde. Auch er sank vor dem Kaiser ins Knie.

„Ei, Junker Ferdinand ist auch da! Ha, nur mein kaiserlich Wort und die Thränen Mirandas hindern mich, dich dem Henker zu übergeben."

Um nicht viele Worte zu machen, sei nur gesagt, daß Rosaline in der Verwirrung des Angriffs und Getümmels dort im Walde diese rettende Maskerade mit ihren ratlosen Schützlingen vorgenommen hatte, denn sie hatte alsbald die Verhältnisse ahnend durchschaut. Den Kaiser aber befriedigte die Lösung dieses Dramas so sehr, daß er sich auch wieder wohlwollender den Schauspielern zuwandte und ihnen gestattete, zur Hochzeit des jungen Paares als Festspiel den „Sommernachtstraum" aufzuführen und weiters noch andere Stücke. Am meisten gefiel ihm Marlowes „Doktor Faustus", da er ja selber so eine Art Faust war, und sich viel mit magischen Experimenten abgab. Er unterhielt sich auch noch weiters gerne mit Rosalinen und mit Shakespeare in Gefechten des Witzes und des Tiefsinns. Wie groß der Eindruck war, den Shakespeare davon bekam, geht daraus hervor, daß er später den Kaiser mit vieler Liebe als Prospero, als eine Art zweiten Faust im „Sturm" darstellte. Auch das „schöne Böhmen" hat er im Wintermärchen aus eigener Anschauung gerne geschildert, jenes Böhmen, das damals wirklich bis ans Adriatische Meer reichte. Die philosophischen Reden des kaiserlichen Einsiedlers von Prag mit der Nichte des Königs Gorboduc hat er im Lustspiel „Was ihr wollt" in der zweiten Szene des vierten Akts mit Behagen zitiert.

Nach einigen Tagen machten sich die wandernden englischen Komödianten wieder auf, um, mit Empfehlungsbriefen des Kaisers versehen, den Hof des Erzherzogs Matthias in Wien aufzusuchen. Dort entstand die Idee zu „Maß für Maß"; in diesem wienerischen Drama ermangelt Shakespeare nicht, alle seine Zechkumpane aus den Tavernen Wiens mit vollem Namen zu verewigen und die Sitten der Stadt genau zu schildern.

Nachdem sie zu Wien ihr Repertoire abgespielt hatten, wanderten die Engländer an den Hof des dritten Bruders, des Erzherzogs Ferdinand nach Graz. Aber was ihnen alles auf diesen Reisen begegnete, will ich vielleicht ein andermal erzählen, vielleicht auch nicht.

Für jetzt nur so viel, daß sich in Graz die Truppe trennte. Einige blieben am Hof, Sackville zog mit den andern über Linz nach Regensburg zum Reichstag und dann nach Frankfurt und so weiter. Shakespeare aber wollte sich noch Venedig ansehen, wie er sagte. Eigentlich wollte er von Rosalinen fortkommen, die ihn durch ihre Art immer anlockte und ihm doch auch immer wieder Grund zur Eifersucht gab. Vergebens suchte ihn der Prinzipal zurückzuhalten.

Shakespeare sagte zu ihm: „Du weißt, daß ich nur deshalb noch einmal mit euch ging, weil ich mich in London Rosalinens wegen mit meinem Freund und Gönner, dem edlen Lord Southampton, ein wenig zerzankt hatte; ich hielt es deshalb für gut, den Reibereien auf einige Zeit auszuweichen. Nun hab ich aber auf meinen letzten Brief, den ich ihm mit neuen Freundschaftssonetten schrieb, eine gar herzliche Antwort erhalten. Er erwartet mich nun in Venedig, wohin ihn eine Gesandtschaft unserer Königin rief. Von dort will ich mit ihm zu Schiff nach London. Ich bin so voll von neuen Entwürfen, daß ich mich einige Zeit auf dieser Reise sammeln will."

So nahm der Dichter Abschied von der Truppe und kam nach Verona und Venedig, den beiden Stätten, die er bereits durch seine Poesie verherrlicht hatte. Er unterließ es nicht, durch genauere Studien an Ort und Stelle hier noch manches an seinem „Romeo" und seinem „Kaufmann" zu ergänzen.

Während er einmal gedankenvoll auf der Piazzetta zu Venedig an einer der großen Säulen lehnte, um auf Lord Southampton zu warten, trat eine sonderbare Gestalt auf ihn zu. — „Kennt Ihr mich nicht mehr, Herr Komödiant? Ich bin der ehemalige Räuberhauptmann Spiegelberg, der euch in den böhmischen Wäl-

dern überfiel. Wir machten damals ein schlechtes Geschäft. Es ging auch nicht besser, als unser Oberhauptmann, der Graf Moor, wieder zu uns stieß. Der Tor geriet in sentimentale Familienverwicklungen, so daß er den Kopf verlor und sich selber durch einen armen Taglöhner anzeigen ließ, um diesem den Preis zuzuschanzen, der auf seinem Kopf stand. Es ist hier in Europa nichts mehr zu machen. Ich fahre auf jenem Türkenschiff nach Jerusalem, um dort das jüdische Königreich wieder aufzurichten und mich selber zum König der Juden zu machen. Lebt wohl!"

Damit sprang er in eine Gondel. Shakespeare aber fuhr bald darauf mit Lord Southampton wieder nach England einer neuen glänzenden Periode seines poetischen Schaffens entgegen.



Der heilige Gral.

Im Zauberwald, wo nie auf grünen Steigen
Die Menschen gehn, da liegt ein See. Ein Moor
Entsendet seinen Todeshauch. Und Schweigen
Wohnt ringsum. Stämme starren schlank empor.

In schwarzen Wassern bleicht der Mond. Es flimmert
Der Tau im Schilf. Ein Flüstern geht durchs Ried.
Im Silberlicht die Fichtenrinde schimmert.
Und horch! — — Ein Singen — — ein gar seltsam Lied:

Vom Wunderkelch, von Rittern auserkoren,
Von Burg und Tempel, wie die Sonne schön,
All das schon längst versunken und verloren,
Weil Sünden drangen zu den heilgen Höhn.

Und wehe, wehe! ruft es. — — Tiefer neigen
Sich dunkle Äste. Bleich das Mondlicht scheint.
Denn heute ist der Tag, da tief in Schweigen
Himmel und Erde um den Heiland weint.

Kein Glockenklang im Land. Vom See nur tönen
Die Glocken hohl und trauervoll empor,
Ein Schluchzen geht durchs Rohr, verhaltnes Stöhnen,
Und schwarze Ritter reiten durch das Moor.

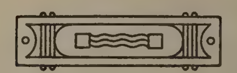
Langsam ist ihrer Rosse Schritt. Sie tragen
Blutrote Lichter, Zeichen tiefen Wehs,
Doch sind sie stumm und können es nicht klagen,
Und still versinkt der Zug im Grund des Sees.

So reiten sie schon Jahre. Und noch lange,
Lang wird es währen, bis der Retter naht.
Das wird ein Mann sein mit gebleichter Wange,
Der Macht, des Zaubers Bann zu brechen, hat.

Und wiederum wird dann der Gral gefunden.
Sein Leuchten hebt ein neues Alter an,
Und Heilung wird es bringen für die Wunden
Der Streiter, siegen über Sünd' und Wahn.

Ein Jauchzen füllt die Welt. Rosen in Haaren,
Lilien in Händen, kommen sie herbei
Mit seidnen Fahnen hin zum Gral gefahren,
Zum Auferstehungsfest im Blütenmai.

Josef Amberger.



Sprüche.

Nicht was du hast, ist dein, nur was du bist.

* * *

O Liebe, losgelöst vom heil'gen Geiste,
Als Leidenschaft zerrüttest du Entgleiste.

* * *

Der Mensch ist schön nur, wenn dem Herrn er gleicht
Der Hohe, wenn er sich zum Niedern neigt;
Der Reiche, wenn er Armen Gaben reicht;
Der Mächt'ge, wenn er seine Macht verschweigt.

Eduard Hlatky.



Ein Aphorismus über Kritik.

Von M. Herbert.

Wir Schaffenden werden gewöhnlich von Leuten kritisiert, die selber im Leben nichts geschaffen haben, von vorlauten und absprechenden. Darin scheint eine große Ungerechtigkeit zu liegen, denn selbst die Meisterarbeiten von Handwerkslehrlingen werden nur von Meistern geprüft, welche die Schwierigkeiten, den Wert und die Vollendung des Geschaffenen dadurch zu beurteilen vermögen, daß sie selber erprobte Könner sind.

Aber wir — die wir auf der Höhe des Lebens angelangt, eine gewisse Reife erlangt haben, werden nur zu oft von Erfahrungslosen zerrissen und zerfetzt.

Das ist ja nun freilich für die Sache an sich gleichgültig, denn die Wissenden und Verstehenden werden es dem Ton und der Art der Kritik sofort anmerken, ob sie etwas wert ist oder nicht — und auf die anderen kommt es in literarischen Dingen nicht an. Wir möchten auch gar nicht, daß die Schaffenden zugleich kritisieren.

Jeder Schaffende, der einmal unter die Kritiker gegangen ist, wird bald herausfinden, daß dieses Amt einen verborgenen Pferdefuß hat, der sich nur zu bald schlagend bemerkbar macht. Wenn er ein ehrlicher, ein unerschrockener, ein unbestechlicher Mensch ist, wie er sein soll, wird er sein Amt sehr ernst nehmen. Er wird versuchen, objektiv zu urteilen, er wird das Schöne suchen, das Edle hervorheben, den Inhalt über die Form setzen — und doch die Form schätzen, — er wird nach den Regeln der Kunst abwägen. Ob das Werk von seinem Freunde oder seinem Feinde herrührt, wird ihm einerlei sein. Er wird das Schlechte und Hohle geißeln, gleichviel, von welcher Seite es kommt. Ja — so sollte es sein. Aber dann wird er sehr bald seine Freunde verloren haben, und von seinen Feinden wird er verfolgt werden. Denn wie in Geldsachen, so hört auch in Sachen der Kritik die Gemütlichkeit auf.

Er wird das Wohlwollen töten, das jeder Schaffende braucht, er wird verbittert und geärgert seinen Werken nicht mehr den Glanz reiner Gütigkeit geben können, der wie ein Schein goldner Reife über ihnen lag. Eine ätzende Schärfe wird sich bemerkbar machen. Jeder, dem er einmal Unliebsames sagte, wird ihn für einen Neider halten und sich an ihm rächen.

Die ganze Welt wird ihm voll unsichtbarer Hasser und Flucher sein, denn sehr wenige Menschen sind wahrhaftig und sehr wenige können an Wahrhaftigkeit glauben.

Der Lügner hält alle für Lügner, der Heuchler alle für Heuchler, der Verleumder alle für Verleumder. Das ist die furchtbare Konsequenz, welche in den Dingen des Lebens liegt.

Der Schaffende aber muß Güte erfahren, wenn sein Werk Güte ausströmen soll.

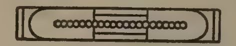
Redet nur nicht davon, daß die Gerechtigkeit ihm genügen solle. Er braucht die ganze Welt als Helfer und Freunde. Deshalb soll er höchstens über Bücher schreiben, die ihn begeistern, über Bücher, welche an seine Dichterseele appellieren, weil sie tief, wahrhaftig, menschlich und voll ewiger Gütigkeit sind. Nur diese Eigenschaften sollen ihm Worte entlocken. Solche Bücher mag er in den Himmel heben — die mag er begrüßen und den Menschen hinreichen, denn diese Bücher sind ihm niemals im Wege. Nein, sie helfen seine Wege bahnen — sie helfen ihm selber dazu, mehr verstanden, mehr geliebt zu werden. Es liegt in seinem Interesse, die Menschen zum Höchsten zu erziehen. Vielleicht sollte man dann überhaupt nur ganz gute Bücher besprechen und die anderen totschweigen?

Das wäre ein Gedanke.

Weshalb ein niedriges, ein wertloses, ein die Luft verpestendes Buch überhaupt nennen? Es existiert nicht für mich. Das ist genug. Auch das talentlose, das platte, das unberechtigte Buch — wozu es erwähnen? Zwecklos — Zeitvergeudung.

Von diesem Gesichtspunkte aus kann auch der Schaffende *besprechen* — nicht kritisieren. Er darf ein Anerkenner sein, kein Verwerfer. Wenn einmal kritisiert werden *muß*, dann soll es der Literarhistoriker, der Ästhetiker, der vielerfahrene Journalist, tun.

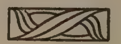
Dem Unerfahrenen, dem Unreifen, dem Lichtsinnigen und Übelwollenden die Waffe der Kritik in die Hand geben — ist unsinnig, ja strafbar, denn die Schaffenden sind nervöse und empfindliche Menschen. Sie selber geben oft mehr auf eine schlechte Kritik als auf eine gute, und so könnte es sein, daß, wie schon so oft, ein ganz gewöhnlicher Mensch mit einer in seiner Hand losgegangenen Flinte *ein Genie* ermordet.



Mode.

Das ist die *Mode*, was die Herren knechtet,
Was mit der Logik und dem Logos rechnet!

Karl Domanig.





Hermann Sudermann.

Von B. Stein.

Einst hat Sudermann in schärfster Weise sich über die Verrohung der Kritik beklagt; heute nimmt ihn die Kritik kaum noch ernst und regt sich über seine Stücke nicht mehr auf. Leo Berg, der ehrlichste und tüchtigste Berliner Kritiker, sagte im „Lit. Echo“ anläßlich der Aufführung von „Blumenboot“, es sei geradezu eine Beleidigung, zu verlangen, daß man sich mit diesem Sittendrama aus Berlin W. ernsthaft befasse. Bei „Stein unter Steinen“ hatte der nämliche Rezensent erklärt: „Sudermann hat sich längst selbst aufgegeben, er weiß nicht mehr, was er will oder soll.“

Zu der Überzeugung sind wohl nachgerade alle Literaturkenner gelangt, daß der Mann, der als zweiter Schiller bei Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn verherrlicht wurde, heute nur noch ein geschickter Macher ist, dem das künstlerische Gewissen fehlt. Das Theater ist ein Geschäft, und man darf von ihm nicht verlangen, daß er sich sein Tantiemengeschäft selbst ruiniere.

Wenn man nach 20 oder 30 Jahren seine Werke lesen und dann erwägen wird, welch ungeheuren Kampf für und wider sie einst entfesselt haben, so wird niemand begreifen, wie es möglich war, diesem Schriftsteller einen Wert beizulegen, den er an sich nicht hatte und den ihm seine Bewunderer nur künstlich gegeben haben.

Er war ein starkes Talent, als er mit „Frau Sorge“, seinem ersten Roman, verheißungsvoll und urwüchsig begann; aber es blieb bei der Verheißung. Später treten in seinen Erzeugnissen die schwülen Hauche einer gewissen sinnlichen Dämonie auf und eine gewalttätig begehrliche Stimmung durchzieht seine Werke. Der Theatererfolg und die Schmeichelei der Berliner Clique hat den begabten Dichter in einen unwahren Faiseur umgewandelt. Einst war er ehrlich in seinem dichterischen Streben, heute aber will er die Kreise amüsieren, denen er seinen Ruhm und seinen Reichtum verdankt.

Es scheint überhaupt zweifelhaft, ob Sudermann jemals mit seinen Dramen eine eigentliche moralische Wirkung, eine Katharsis erzielen wollte. Er steht den sittlichen Ideen seiner Stoffe kalt gegenüber, kühl bis ans Herz hinan. Einige nennen „Sodoms Ende“ ein Anklagestück, gerichtet gegen die Gesellschaft. Es ist aber wie die übrigen nur ein Milieustück, in dem er ganz auf dem Boden des Naturalismus steht. An einem abschreckenden Beispiel soll gezeigt werden, wie mit der sittlichen zugleich die künstlerische Kraft abstumpft, wie Mensch und Künstler zugleich untergehen, wenn durch ein lieder-

liches Leben der Körper aufgerieben wird. Dem Treiben der bis ins Mark verfaulten Gesellschaft sieht der Dichter schlaff zu, ohne die Börsenhelden und ihre Gesponsen nach Gebühr zu geißeln. Er zeigt sie uns auch nicht mit Entrüstung, sondern als interessante theatralische Figuren. In der Wahrheit und Deutlichkeit, mit der er die verkommene Gesellschaft zeichnet, liegt noch keine Anklage, zumal die dem Spiel zugrunde gelegte und in Worten klar geprägte Weltanschauung des Dichters dieses Treiben nicht verurteilt.

Wie sollte auch ein Dichter dazu kommen, welcher Tugend, moralische Pflicht und Gewissen nach Spencer, dem Moralisten der Evolutionstheorie, als konsolidierte Nervenmodifikation ansieht? Sudermanns Weltauffassung fußt auf der modernen Entwicklungstheorie. Der Mensch ist ihm nichts als ein höher entwickeltes Tier; alles Überirdische ist nur Wahnidee; wir gehören mit Leib und Seele der Erde an. In der eigenen Natur liegen alle Gesetze, nach denen man sich zu richten hat; ihre Triebe sind, als Gaben der Natur, gut und heilig. Das ist des Dichters Glaubensbekenntnis, und damit kann man kein großer Dichter werden.

Diesem Glaubensbekenntnis ist er auch im „Johannes“ nicht untreu geworden; denn sein Johannes ist im Grunde eine ganz religionslose Seele, ein moralisierender Eiferer, von phantastischen Messiasidealen getrieben. Es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß dieser Johannes durch das bloße Hörensagen von Jesu Liebe bekehrt wird. Die Kritiker, die damals verkündeten, Sudermann habe der christlichen Moral huldigen wollen, waren sehr naiv und kurzsichtig. Das ganze Stück ist weiter nichts als „Sodoms Ende“ auf jene Zeit des untergehenden Judentums übertragen. Die vielseitige Befruchtung, die Sudermann von Nietzsche, dem Philosophen der Herrenmoral, empfangen hatte, offenbarte sich auch in „Johannes“.

Des Dichters sittlicher und psychologischer Anschauungskreis geht nicht tief genug, um ein Lebensproblem wirklich innerlich zu erfassen. Lösungen im christlich-sittlichen Sinne sind bei ihm undenkbar. Da er sich nirgends über die flachen Ideen unserer Zeit erhebt, kann er einen großen Stoff befriedigend nicht gestalten. Ja, er hat die sittlichen Probleme nicht einmal klar und folgerichtig entwickelt, auch dazu ist seine Weltanschauung nicht groß und tief genug. Seine Hauptstärke liegt darin, sittliche Verirrungen und sittliche Fäulnis zu zeichnen. Darum errangen seine Dramen ihre Erfolge nicht durch ihren inneren Gehalt, sondern durch prickelnde Szenen und packende Bühnenwirkungen.

Tatsächlich ist er ein Meister der Bühnentechnik; seine Szenenführung ist eine frappant geschickte, sein Dialog ist flott und reißt die Zuschauer fort. Seine Charaktere malt er unbarmherzig mit ihren geheimsten Schwächen aus und zeichnet das Milieu seiner Stücke mit einem Raffinement, das zuweilen an Grausamkeit grenzt. Darum

schreckt er nicht davor zurück, seine Zuschauer durch gemeine und häßliche Szenen zu quälen, wenn er die Entfaltung eines Konfliktes dadurch drastisch gestalten kann.

Als echter Sensationsliterat scheut er kein Mittel, sein Publikum von einem Affekt zum andern zu treiben. Diesen Zweck erreicht er durch schnellen Wechsel in der Szenerie, durch aufregende Dialoge, durch passende Aktschlüsse. Mit aufdringlicher Berechnung sind einzelne Szenen auf Effekte zugeschnitten, um künstliche Explosionsstimmungen hervorzurufen. Ohne gemachten Theaterkram kommt er nicht aus: so ist das Spiel mit dem Revolver sein Steckenpferd, aber geschossen wird nicht, weil immer etwas dazwischen kommt, entweder ein Blutsturz oder ein Schlaganfall oder dergleichen. Mit unwahrer Berechnung sind auch die Kontraste künstlich konstruiert: hier die üppige Willkür, dort pflichttreue Demut; hier ein genialer Wüstling, dort der bescheidene Pflichtmensch. Der Kontrast ist zwar ein erlaubtes Kunstmittel; wo aber dahinter die komödiantische Mache steckt, da ist die Wirkung abstoßend.

Die schriftstellerische Art Sudermanns hat Ähnlichkeit mit der von Dumas Sohn und Ibsen, indem er wie diese seinen Stücken Thesen unterlegt. Seine ersten Stücke sollten Kulturbilder aus dem Berliner Leben sein; aber sie sind trotz ihres Verismus doch nicht naturgetreu, denn es fehlen in ihnen die naturechten Menschen mit ihren Leiden und Freuden, die eine seelische Teilnahme erregen könnten. Dagegen treten uns unwahre Gestalten entgegen, deren innere Unwahrheit dem Dichter selbst nicht verborgen sein konnte, aber er brauchte sie zu seinen Effekten. Später unternahm er es, dramatische Charakterbilder zu produzieren. Aber die einwandfreie Gestaltung eines Charakters ist ihm bislang noch nicht gelungen. Groß und kraftvoll zu gestalten, dazu fehlt ihm die Kraft; er ist nur ein aufregender Erzähler. Eine tiefere Psychologie ist ihm fremd.

Dies zeigt sich in ganz auffallender Weise bei den Frauengestalten, die in großer Anzahl seine Romane und Dramen bevölkern. Eine Mädchengestalt, die in ihrer Art Sensation gemacht hat und ganz in den Bereich des Liederlichen gehört, ist die Alma in der „Ehre". Wie viele Almas begegnen uns in den jüngstdeutschen Dramen, in denen auch wie bei Sudermann die Hinterhäuser eine große Rolle spielen. Anderer Art sind wieder die liederlichen Salondamen, wie Adah in „Sodoms Ende". Adah ist nichts als ein Vampier, der einem jungen Maler Blut und Seele aussaugt. Adah ist eine Giftblüte, die in dieser Art kaum denkbar ist. Unter den emanzipierten Frauen der modernen Bühne ist charakteristisch Magda in der „Heimat", die sich auf ihre eigene Kraft gestellt hat, aber dafür das Recht beansprucht, die allgemein gültige Moral verachten zu können. Alle diese Frauentypen sind mißlungen, weil ihnen eine gewisse verkünstelte Unnatur anhaftet. Am schlimmsten zeigt sich das an Felizitas

in „Es war“. Was die moderne Dichtung an bitterer und wilder Frauenverachtung besitzt, hat an dieser Figur mitgearbeitet. Darum ist ein bodenloses Geschöpf herausgekommen, in dem das Gewissen erloschen ist und nur dämonische Begierlichkeit herrscht. Sie wirkt unerträglich nicht bloß wegen ihrer Gemeinheit, sondern noch mehr wegen der inneren Unwahrheit ihrer Erscheinung.

Unter den Männertypen hat er am abstoßendsten die evangelischen Pastoren gezeichnet. Da er sie alle karikiert und stets in Situationen bringt, in denen sie lächerlich wirken, darf man wohl sagen, daß er seiner Abneigung gegen sie auf Kosten der Wahrheit freien Lauf gelassen hat. Den frommen Pastor im „Katzensteg“ macht er zum fanatischen Hetzer; der alte Brenkenberg in „Es war“ ist ein vertrunkener Korpsstudent und ein Harlekin, der selbst auf der Kanzel Unfug treibt. Der gute, dumme Heffterdingk spielt in der „Heimat“ eine erbärmliche Rolle. Der Superintendent in „Es war“, der in seiner gutmütigen Nüchternheit friedlich auf den blitzblanken Dielen seines Hauses einherwandelt, die sanften Kaffeedüfte einsaugt und sich allnachmittäglich „die Backen auf dem perlgestickten Schlummerkissen rotdrückt,“ ist auch eine bloße Ulkfigur. Die blutigste Satire auf den ganzen Stand ist Haffke im „Johannisfeuer“ mit seiner Sehnsucht nach der Studentenkneipe und seiner „jemeinen Aussprache“. Die katholischen Geistlichen hat Sudermann Gott sei Dank ungeschoren gelassen.

Wenn man weiterhin noch findet, wie zahlreich die Unwahrscheinlichkeiten in seinen Werken sind, dann wird man nicht mehr daran zweifeln, daß Sudermann ein wahres Bild der Welt nicht bieten kann. Sudermann gibt die Erscheinungen des Tages; doch um sie zu theatralischer Wirkung zu bringen, setzt er an die Stelle der Lebenswahrheit theatralische Technik, und dabei kommt es ihm auf eine Handvoll Unmöglichkeiten nicht an. Ein flüchtiger Blick in seine Werke wird uns schon davon überzeugen.

„Frau Sorge“ ist seine beste Schöpfung, aber auch nicht frei von romanhaften Unwahrscheinlichkeiten. Das Anzünden des eigenen Gehöfts seitens des Helden, um die Brandstiftung seines Vaters am Hause seiner Geliebten zu hindern, ist die Tat eines Irren. Doch sehen wir hier noch darüber hinweg mit Rücksicht auf die wirklichen Vorzüge des Buches, welches von ethischen Motiven durchdrungen ist. Viel schlimmer steht es dagegen mit dem Roman „Der Katzensteg“, in welchem so viele Ungeheuerlichkeiten sind, daß man ganz unmöglich an die Handlung glauben kann. Auch die Schilderung der Zeitverhältnisse und die Charakteristik des Volkes ist verfehlt; wir haben ein tendenziös verzerrtes Zeitbild. Dann aber sind auch die Farben zu grell und schmutzig, mit denen sexuelle Vorgänge gemalt sind, so daß das Sittlichkeitsgefühl gegen diesen ungesunden Naturalismus sich empört, der hart an Pornographie grenzt.

Dasselbe Haschen nach Effekten, dieselbe Sensationskunst und Überhitzung findet sich in „Es war“.

Unter den Dramen ist „Die Ehre“ das wirkungsvollste, das dem Geschmack der Masse am meisten entsprach, den Ruhm des Dichters brachte und seine Taschen füllte. Der Dichter will uns zu seiner Ansicht über die Ehre bekehren, aber gegen dies Ansinnen protestieren wir entschieden. Eine fürchterlichere Beschimpfung ist dem Arbeiterstande von der Bühne herab niemals zuteil geworden. Es empört mich, daß Sudermann gerade für die Arbeiterklasse das Geld zum Allheilmittel für alle Schäden an Leib und Seele stempelte. Die Unwahrheit liegt darin, daß er das Bedürfnis des vierten Standes nach gleichartiger Ehre, wie die oberen Zehntausend sie bisher als ihr angeborenes Vorrecht betrachtet haben, proklamiert, zugleich aber in demselben Stücke feststellt, daß die Proletarier das Bedürfnis nach Ehre gar nicht haben und eine Befriedigung derselben gar nicht wünschen. Der scharfe Karl Bleibtreu nennt dieses Stück das schlechteste, das Sudermann gemacht hat, weil es „meilenweit nach Berliner Salonmilieu stinkt“.

„Die Heimat“ ist voll von Unbegreiflichkeiten und Widersprüchen und wandelt die alten Pfade der Theatermache. Die Menschen, die hier nach Ibsenscher Methode künstlich aufmarschieren, können nur bei Rampenlicht leben, bei hellem Sonnenschein zerfließen sie in Nichts. Besonders die Heldin Magda ist eine völlig unmögliche Erscheinung, total verzeichnet, so daß sie zuletzt unerträglich wird. Aber sie hat eine wichtige Aufgabe; sie muß des Dichters Lebensauffassung verkünden: zügellose Freiheit für jedes Individuum; Zucht, Sitte und Ordnung ist nur für schwache Geister; die starken Seelen haben so etwas nicht nötig. Sünde ist Unsinn! Es lebe das Leben.

Jedem, der nur das Evangelium oberflächlich kennt, ist klar, daß Sudermann dem Vorläufer Jesu in seinem biblischen Drama „Johannes“ die geschichtliche Größe genommen hat. Damit darin die Liebesszenen nicht fehlen, bringt er den Propheten in Beziehung zu Salome, der Tochter der Herodias. Darin liegt eine Beschimpfung des Heiligen, die nicht dadurch wieder gutgemacht wird, daß der Heilige die freche Dirne zurückweist. Die Herabwürdigung besteht schon darin, daß der Dichter überhaupt eine solche Situation schafft. Solange der Schmutz sich auf den Brettern ungestraft breitmacht, ist für das Heilige dort keine Stätte. Am wenigsten darf ein Mann wie Sudermann, bei dem das Christentum eine völlig überwundene Sache ist, nach dem Heiligen seine Hand ausstrecken.

Auch die tiefsten und ernstesten Lebensfragen werden von diesem Dichter verflacht. „Morituri“, drei Einakter, sind Todesstücke ohne Ewigkeitsgehalt. Sie sind nicht entstanden aus einem Versenken in die Todesidee, sondern aus der Absicht, Handlung mit dem Reiz des Todes im Hintergrunde dem Publikum zu bieten.

Wie einst Schiller und Goethe sind in unseren Tagen Hauptmann und Sudermann, die erbitterten Rivalen, als unsere Dichterfürsten von heute zusammen genannt worden. Wir machen diesen Unfug nicht mit. Wenn ich aber beide vergleichen soll, gebe ich Hauptmann noch den Vorzug, weil er ernster und ehrlicher ist. Sudermann ist flacher, aber theatralisch gewandter.

So erfolgreich sein Schaffen anfänglich war, es sinkt immer mehr zu völliger Bedeutungslosigkeit hinab. Da er weder ein richtiges Bild seiner Zeit noch lebenswahre Gestalten zu bieten vermochte, könnte sein Schaffen, ohne eine Lücke zu lassen, aus der deutschen Literatur ausgelöscht werden.



Istars Heimkehr.

Am heil'gen Nil, wo melancholisch träge
Durchs Rohr der Ibis geht, durch Wüstenwege
Schakale huschen und im Duft der Nächte
Die Schwüle schwelgt auf heißen Zinnen,
Die Nilflut schwillt im Wuchten dunkler Mächte
Und alles Blut erglüht, legt' ich ein Linnen
Um meiner Hüfte Blöße.

Im Land der Sonne mit des Edens Flüssen,
Euphrat und Tigris, wo aus ihren Küssen
Chaldäas Fluren wuchsen, die dort ruhten,
Der Sesam glüht, und goldne Rebgelände
In Babels goldnen Riesenbecher fluten,
Legt' ich an meine Füße, meine Hände,
Den Goldring des Gesetzes.

Aus Judas Bergen brachten die Propheten
Des Lebens Ernst; er kam wie Sang der Psalmen,
Und durch den Duft der Portieren wehten,
Wie Meersgebraus, wie Säuseln in den Palmen
Mit scharfem Zederhauch die Hermonswinde,
Sie wecken aus den Pfühlen mich; ich binde
Den Gürtel um den Leib.

Am jonischen Meere saß ich lauschend, sinnend
Und staunend, wie die Meeresflut zerrinnend
Und wieder werdend an die Ufer schlägt,
Und wie der Schiffe weiße Wimpel fliegen,
Wie sich im Sonnenduft die Möven wiegen:
Da lernt' ich denken; um die Schultern legt'
Ich sinnend meinen Mantel.

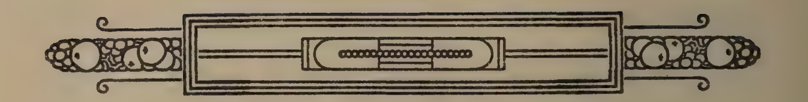
Und an der Tempel weißen Marmorstiegen
Sah mich Athen zu seinen Füßen liegen.
Es lehrte mich die frohe Kunst des Schönen,
Das Ebenmaß in Zucht, Gesetz und Denken
Und Kraft, wie seiner Sprache männlich Tönen;
Und dankbar mußt' ich meinen Nacken senken
Dem Halsgeschmeid der Schönheit.

Ich alterte; noch fehlt' der Menschheit Krone;
Im rauhen Zelt des Römers drang ich vor;
Der Adler brachte viel aus jeder Zone,
Die Krone nicht, Gehänge nur fürs Ohr,
Das an der Straße Saum ich lauschend lege,
Ob ich ihn schreiten hör' im Kies der Wege,
Der mir die Krone bringt.

Im Staube lieg' ich schluchzend, angetan
Mit dem Geschmeid, das mir die Erde gab;
Herr! heb mich auf und führe meine Bahn
Zum Golgatha, zum Kreuz, zum Grab:
Dort leuchtet, leuchtet aus dem heil'gen Grale
Aus rotem Samt auf goldener Phiale
Die Krone, deine Gnade.

F. A. Herzog, Zug.





Aus Zeitschriften und Büchern.

„Die schleichende Gefahr.“ Unter diesem Titel brachte die „Köln. Volkszeitung“ aus einem rheinischen Kreisstädtchen eine ungemein charakteristische Zuschrift, der wir das Folgende entnehmen:

„Eine vielfach zu beobachtende Tatsache ist es, daß gerade in solchen Landstädtchen, wo man zu der Väter Zeiten — abgesehen von der einen oder andern israelitischen Familie — Andergläubige kaum kannte, jetzt Protestanten die führende Rolle spielen. Wie ist das nun zu erklären? Der gewöhnliche Verlauf der Dinge, der zu der besagten rätselhaften Erscheinung führt und sich mancherorts augenblicklich noch abspielt, ist ungefähr folgender: Wenn infolge des immer mehr sich entwickelnden Verkehrs, infolge der Anlage von Eisenbahn, Post und andere Anstalten, Protestanten, meist Beamte, in stets wachsender Anzahl in das Städtchen kommen, beschränken sich die eingesessenen Katholiken, die es zwar alle sehr gut meinen, in ihrer angeborenen Gutmütigkeit nicht darauf, den „neuen Mitbürgern von der andern Farbe“ gegenüber tolerant und in jeder Weise entgegenkommend zu sein, nein, sie gehen bald dazu über, sie wegen ihrer „außergewöhnlichen Bildung und Noblesse“ aufrichtig zu bewundern, in ihnen so etwas wie eine höhere Menschenklasse, eine Art „Übermenschen“ anzustaunen, die ihnen in jeder Beziehung weit überlegen sind. Diese hinwiederum wissen die Gunst der Verhältnisse wohl auszunutzen und ihre anfänglich nur in der Einbildung der „guten, dummen“ Katholiken existierende Überlegenheit allmählich in eine wirkliche Überlegenheit umzugestalten. Gestützt auf die fast ehrfürchtige Bewunderung ihrer katholischen Mitbürger beginnen sie damit, zunächst im gesellschaftlichen Leben das Heft in die Hand zu nehmen. Sie gründen Vereine oder andere gesellschaftliche Veranstaltungen ... Diese benutzen sie nun als Operationsbasis für ihre Agitationstätigkeit ... Der Erfolg zeigt sich in der immer lauer werden Erfüllung der religiösen Pflichten dieser begeisterten Verehrer ihres „aufgeklärten“ Vereinsleiters, in der immer wachsenden Kälte und Abneigung gegen die Kirche und ihre Diener. Der Erfolg zeigt sich besonders eklatant auch bei den Wahlen ...“

Haben wir da nicht ein ungemein scharf gezeichnetes Bild jener Richtung in der katholischen Literatur vor uns, gegen die der „Gral“ sich immer wieder wenden muß, weil es die höchsten Güter zu verteidigen gilt? Auch hier hören wir stets den Ruf: Dort, bei den Nichtkatholiken, ist die literarische Überlegenheit, dort ist die wahre

Nationalliteratur, dort müssen wir uns anschließen oder vielmehr mit eingerollter Fahne um gnädige Aufnahme und Beachtung bitten?

Ja, es ist wahr, was man uns so oft sagt: Wir Katholiken sind sehr bescheiden, allzu bescheiden — während man auf der Gegenseite keineswegs, wie man eigentlich annehmen sollte, daran denkt, mit uns in dieser schönen Tugend zu wetteifern. Da zeigt man ganz entschieden und ganz konsequent, und wahrlich nicht ohne Erfolg, den Willen zur Macht — auf allen Gebieten. Viel zu wenig bewußt ist den Allermeisten, wie sehr wir auf den verschiedenen Gebieten zurückgesetzt sind. Unseren Gegnern darf man es nicht übel nehmen, daß sie ihre Macht benützen, um uns zu verdrängen, sie handeln da nur konsequent. Aber es treibt einem das Blut zur Stirn, wenn man sieht, wie gewisse Katholiken im eigenen Lager eifrig die Geschäfte unserer Gegner besorgen und es nicht erwarten können, uns auf allen Gebieten zu Heloten herabgedrückt zu sehen. Denn ohne besiegt zu sein, sich dem Gegner freiwillig unterwerfen — das führt doch zum Helotentum.

„Die schleichende Gefahr!" — Die falsche Bescheidenheit, das übermäßige Entgegenkommen, die freiwillige Unterordnung, die Mißkennung des eigenen Besitzes — das ist für uns die schleichende Gefahr. Die Farb- und Programmlosigkeit in literarischen und wissenschaftlichen Dingen gehört auch dahin. Man wird sehen und sieht zum Teil schon, wohin sie führt: Die gebildeten Laien werden indifferent und geraten in geistige Abhängigkeit vom Gegner, so daß sie sich schließlich verwundert selber fragen: welcher Partei, welcher Seite gehöre ich eigentlich an? Oder hat die Unterdrückung der „konfessionellen Gegensätze" schon dahin geführt, daß es nur noch ein einig Volk von Brüdern gibt?

Wie sehr ist es zu beklagen, daß sich die Katholiken auf dem Gebiete moderner Geisteskultur nicht einmütig um ein klares, entschiedenes, aus dem Boden der Realität erwachsenes Programm scharen konnten, wie dies auf politischem und sozialpolitischem Gebiete mit so ruhmreichem Erfolge geschehen ist! Dazu muß und wird es aber einmal kommen! Denn wir mögen versuchen, was immer wir wollen, schließlich wird uns die unerbittliche Logik der Tatsachen, werden uns die Opfer der „schleichenden Gefahr" zur Erkenntnis führen, daß es für uns — in der Literatur wie auf jedem andern Gebiet — nur einen Weg gibt: Besonnenes Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, verbunden mit zäher, zielbewußter Tätigkeit auf dem Boden eines entschieden katholischen Kulturprogramms!

M.

Moral — ein Spielzeug für Kinder und Trottel! — Die Wedekind-Literatur wird verständlich, wenn man die Moralgrundsätze ihrer Urheber nachprüft. Die Herren dürfen sich ja die Freiheit nehmen — und niemand bestreitet sie ihnen —, sich als Dichter un-

geniert so zu geben, wie sie als Menschen sind. Nur der gläubige Christ soll, wenn er dichtet, vorher sein Christentum an den Nagel hängen. So meinen ja auch die Leisetreter und Versöhnungsmeier im eigenen Lager. Aber bald wird es nicht nur vergönnt sein, christliche Ideen in einem Kunstwerke auszudrücken — auch auf die Moral — das Wort im weitesten Sinn gefaßt — muß der moderne Künstler pfeifen lernen. Hat doch Hanns Heinz Evers als Antwort auf die Umfrage der Zeitschrift „Morgen", ob Maximilian Harden bei seinem Feldzuge gegen die Unmoralität das allgemeine Wohl oder sein Privatinteresse mehr im Auge habe, den großartigen Ausspruch fallen lassen: Moral — „ein Spielzeug für Kinder und Trottel!" Daß die Dichter vom Schlage der Wedekind, Evers usw. nach diesem Grundsatze dichten, das wußte die Welt schon längst. Aber das liebe dumme Publikum, das doch nicht ganz unmoralisch sein will, dichtete diesen Dichtern „höhere moralische Absichten" an, eine Übermenschenmoral, die allerdings von der christlichen „Herdenmenschenmoral" sehr verschieden ist. Nun wird diesen „Übernasen", die aus der ganz regelrecht stinkenden Kloake noch einen extrafeinen Moralduft herausriechen wollten, von Herrn Hanns Heinz Evers sehr unsanft bedeutet, daß „Moral nur ein Spielzeug für Kinder und Trottel" ist — also . . .

Diese freche Großmauligkeit des Tingel-Tangeldichters reizt sogar den „Kunstwart", der gewiß niemals „Moralpaukerei" betrieben hat, zu folgender gesalzener Entgegnung:

„Also dem Herrn ist es — dieser Aussage nach — gleichgültig, ob der, den er liebt, ein gesinnungsloser Lump, ein käuflicher Schurke und gewerbsmäßiger Verleumder oder das ist, was man einen anständigen Menschen nennt. Im Grunde müßte ihm die erste Kategorie sogar lieber sein, weil sie frei von Moral ist. Moral ist ja nur ein „Spielzeug für Kinder und Trottel". Übrigens ein prächtiger, monumentaler Satz, aus dem männiglich geschlossen werden kann, daß nicht nur alte rückständige Herren wie Kant, Schopenhauer oder Schiller Trottel waren; daß nicht nur Goethe trottelhafte Anwandlungen hatte, als er z. B. schrieb: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen'; daß nicht nur Männer wie Tolstoi Trottel sind, sondern auch die überwiegende Mehrzahl der Schriftsteller, die sich an der Kritik von Hardens Persönlichkeit gleichviel ob zustimmend oder ablehnend beteiligten."

Die Tingel-Tangeldichter nehmen den Mund wohl nur deshalb so voll, weil ihr Stern zu erbleichen beginnt. Und bald werden noch andere Sterne erbleichen. Wenn wir's erleben, wird es einmal unser Stolz sein, darauf hinweisen zu können, daß wir den allgemeinen Kotau vor gewissen Mode- und Pseudodichtern nie mitgemacht haben. Nicht mitgemacht aus Ehrfurcht vor der wahren, hohen Kunst, die

durch religiöse und sittliche Unkultur immer geschändet wird. Dann wird das Geschrei über unsere Inferiorität verstummt sein, oder vielmehr man wird die Inferioren dort suchen, wo sie wirklich sind.

Hg.

Die Literatur als Asyl für Arme. Wie viel ist schon über das Dilettantenelend in der Literatur geschrieben worden! Trotzdem hört man es mit Interesse an, was H. v. Beaulieu im „Literarischen Echo“ (IX, 20) über dieses Thema neu zu sagen weiß. Anregend und geistreich plaudert er über „Erstlingswerke, Halbtalente, Dilettanten.“ Wir lassen hier einige, allerdings aus dem Zusammenhange gerissene Sätze für das Ganze sprechen:

Eusebia. Wenn es jemanden zum Schaffen drängt, ist er nicht ein Dichter?

Florestan. Ach, meine Teure, wie viele drängt es zum Schaffen, aber von wie wenigen hat man das Gefühl, daß ihnen ein künstlerisches Muß die Feder in die Hand gezwungen hat! Dem Drange des jungen Menschen, sich von der Qual der Gefühlsüberfülle zu befreien, sich gegen die erdrückende Flut der äußeren Eindrücke durch eine Gegenäußerung zu wehren, sich mit der Welt auf seine Weise auseinanderzusetzen, bietet sich ein Buch als nächstliegendes Mittel. Literarische Anregungen liegen ja auf der Straße. Es gehört heutzutage schon Charakter dazu, nicht zu schreiben. Ein Buch ist oft ein Aderlaß, ein Ventil, ein Fehdehandschuh, die Wand, durch die Pyramus zu Thisbe spricht. Und dieses Buch in seiner jungen Leidenschaft, der Hyperämie des Empfindens, kann die schönsten Hoffnungen erwecken, die sich niemals erfüllen, weil kein Dichter sprach, sondern eine wache Intelligenz und ein starkes Temperament, vielleicht gesteigert durch ein erotisches Erlebnis. Wie die Glühwürmchen in der Liebeszeit anfangen zu leuchten, so fangen manche Leute dann an zu dichten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Florestan: Nur die ganz Großen können aus einer Seite ihres Wesens einen ganzen Menschen schaffen, ein ganzes Werk.

Eusebia: So liegt es doch nicht nur an der künstlerischen Begrenztheit, es liegt auch an der Begrenztheit der Individualität, wenn jemand als Schriftsteller nicht weiter und höher kommt.

Florestan: Sicherlich. Der Schriftsteller ist ein ganz verwickelter Fall. Dichter und Individualität bedingen sich in ihm, geben einer dem andern oder — zehren ihn auch wohl auf. Eine reiche Menschlichkeit läßt uns beim Schriftsteller über künstlerische Mängel hinwegsehen. Wem würde es aber einfallen, einen Musiker zu fragen: was bist du für ein Mensch? Gute Menschen und schlechte Musikanten

— oder das Umgekehrte — gibt es freilich unter den Schriftstellern auch, aber Sein und Können, Mensch und Künstler gehen hier doch viel enger zusammen als anderswo, und das ist der Grund, weshalb die Literatur wie keine andere Kunst dem Dilettantismus ausgeliefert ist. Wer hielte sich nicht für einen wertvollen Menschen, für eine „Individualität“? Schreiben ist ja so leicht, wenn man die Hauptsache, die künstlerische Form, ignoriert.

Eusebia. Die Form die Hauptsache? Ist die Form nicht das Erlernbare, das, worin die Routiniers es oft den wirklichen Dichtern zuvortun?

Florestan. Ja, die Form, die in reinen Reimen und „gewandtem Stil“ besteht, in der verständigen Disposition, die das Ende nicht an den Anfang setzt — die allerdings ist erlernbar. Aber ich meinte etwas anderes. Ich meinte die Form, die aus dem ohne Willkür vollzogenen Schaffensprozeß resultiert, aus jenem echten Künstlertakt, der einem Stoffe anfühlt, welche Gestalt er fordert, — nicht absolut fordert, denn ein Stoff trägt viele Gestaltungsmöglichkeiten in sich, — aber von dieser Individualität fordert. Noch weniger als die Vorstellung, es könne nicht existieren, wird das echte Kunstwerk die Vorstellung aufkommen lassen, es könne anders existieren, als es eben ist. Es steht, so viele Fehler es auch im einzelnen haben mag, als ein notwendig Seiendes vor uns mit der Selbstverständlichkeit eines natürlichen Organismus. Die Form ist ebensowenig eine Sache der Willkür als der Inhalt. Wenn ein Stoff sich der Seele eines Dichters bemächtigt, wird er es auch gleich in einer bestimmten Gestalt tun, wenn auch in noch so großen, flüchtigen und lückenhaften Umrissen. Darum ist der Dichter ja eben Dichter, daß bei ihm Anschauung ist, was bei uns abstrakte Vorstellung bleibt, daß sich ihm zu Gestalten und Situationen verdichtet, was uns als Idee und Gefühl zwischen den Fingern zerrinnt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eusebia. So wäre die fürchterliche Bekenntnisliteratur, die von manchen so hoch bewertet wird, eigentlich auch dilettantisch?

Florestan. Durchaus. Sich bacchantisch die Fetzen von der Seele reißen, ist nicht nur indezent, es ist auch unkünstlerisch. Die Kunst ist keusch, selbst die Kunst, die das Entsetzen des Philisters erregt. Kunst ist Distanzhalten. Die Bekenntnisbücher wirken aber auf die Masse sehr ergreifend, weil sie immer eher ergriffen wird vom Pathos einer Existenz als vom Pathos des Dichters. Das Menschliche findet immer Sympathie, das Künstlerische selten. Dagegen ist auch nichts zu sagen, wenn das Menschliche sich nur nicht als Kunst gebärdet und von naiven Leuten dafür gehalten würde. So z. B. die sehr problematische „Problemkunst“. Das Jagen nach Problemen ist ein verkapptes Geständnis literarischer Unfähigkeit. Durch das

interessante — oder pikante — Problem hofft man auf den Parnaß getragen zu werden, den man selbst nicht erklimmen kann. Aber man bezwingt die Kunst nicht durch Probleme, wenn man nicht die Kraft hat, ein Problem durch Kunst zu bezwingen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eusebia. Halten Sie Talent für eine Krankheit?

Florestan. Ja, wenigstens für ein Symptom von nicht Gesundsein halte ich die Allgemeinheit des kleinen Talents, für ein Zeichen von Dekadenz. Wir verstehen nicht zu leben, deshalb schreiben wir. In der Literatur lebt man sich aus, in der Literatur löst man Probleme. Und nicht nur die Enttäuschungen im Leben, auch die in einer anderen Kunst werden an der Literatur gerächt. Wer findet, daß es zu lange dauert, bis man ein Bild malen kann, der schreibt ein Buch. Das geht schneller. So wird die Literatur ein Asyl der Armen und Elenden.

Eusebia. Die arme Literatur!

Florestan. Gott sei Dank! Ich dachte schon, das Resultat meiner Ausführungen würde kein anderes sein, als daß sie sagten: Die armen Schriftsteller!



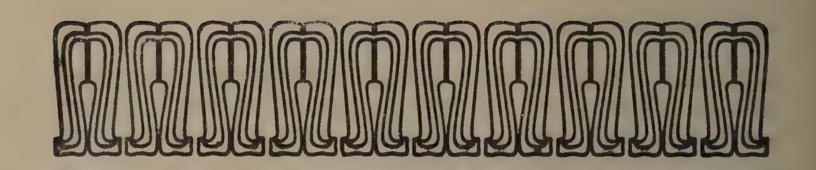
Heilung.

Stich der Wespe macht Beschwerde,
Schmerzt und brennt wie glühend Erz;
Erde drauf! Der kühlen Erde
Nur ein wenig heilt den Schmerz.

Herz, gedulde dich zu warten;
Enden wird auch dir das Leid,
Wenn man dort im stillen Garten
Einst auf dich die Erde streut.

Adam Trabert.





Kritische Gänge.

Der moderne Roman. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von Karl Schmitt. Osnabrück, G. Pillmeyer, Buchhandlung, 1908.

Das Buch wurde im Gral (II, 2) bereits angekündigt; aber es war in eine falsche Rubrik geraten. Autor und Verlag sind katholisch, ersterer sogar katholischer Priester. Doch das merkt man nicht, da der Verfasser nicht als Theologe sich kundgibt, sondern als tüchtiger Literarhistoriker die Früchte seiner langjährigen gründlichen Studien und Beweise umfassender Belesenheit bietet. Ich habe aus dem vorzüglichen Buche viel gelernt. Es gewährt nicht bloß dem Laien eine reiche Fülle von allgemeinen Kenntnissen und eine umfassende Übersicht über die wichtigste neuere Romanliteratur, sondern gibt auch dem literarischen Forscher mannigfache hochinteressante Aufschlüsse und Anregungen.

Zuerst ist rühmend hervorzuheben die einfache, klare, ungekünstelte Sprache, die jeder gebildete Mensch verstehen kann, sodann die übersichtliche Einteilung und Gruppierung des Stoffes. In 6 Kapiteln werden folgende Gegenstände behandelt: 1. Begriff und Natur des Romans, 2. Stoffe und Motive, Konflikte und Probleme, 3. die Weltanschauung im Roman, 4. der Aufbau, 5. Charakterisierung, 6. weitere Kunstmittel (Szenen, Episoden, Kontraste, Humor, Milieu, Stil u. a). Als Anhang ist ein Artikel über moderne Romanschriftstellerinnen beigefügt.

Die allgemeinen Gesichtspunkte werden durch praktische Beispiele veranschaulicht, und so erhalten wir wirklich einen brauchbaren „Beitrag zur Literaturgeschichte".

Einige markante Stellen, die den ethischen wie ästhetischen Standpunkt des Verfassers klar erkennen lassen und den Geist des Buches kennzeichnen, seien hier mitgeteilt.

Sehr zutreffend äußert er sich über den historischen Roman, für den er als dringende Forderung aufstellt daß er hinsichtlich der Hauptcharaktere und der Haupthandlung keine geschichtswidrigen Pfade wandelt, namentlich Personen und Handlungen nicht abweichend von der Tatsächlichkeit ethisch belastet oder entlastet, bezw. ins sittliche Gegenteil wendet. „Höchstens vom Standpunkte Nietzsches,

dessen Philosophie Bezirke jenseits von Gut und Böse aufschlägt, und Anzengrubers, des praktischen Vorläufers von Nietzsche, mag diese Wahrheitsforderung als unerheblich, ja als unberechtigte Schranke ästhetischen Schaffens betont werden."

Das Wesen des Romans hat Schmitt richtig erkannt und klar ausgesprochen. Indem er sich gegen den Irrtum Karl Muths wendet, den dieser in seiner Veremundusbroschüre aufstellte, daß der Roman, kein Kulturgemälde, kein Weltbild darstellen dürfe, verlangt er ausdrücklich, daß der Roman auf Vorführung von Handlung nicht verzichten darf, sondern „die Gesinnungen und Begebenheiten in das flüssige Metall einer bewegten Handlung auflösen muß".

Weiterhin widerlegt der Verfasser den Satz, daß ein wirkliches Kunstwerk kein Problem enthalten dürfe, und weist nach, wie sowohl sittliche als auch religiöse oder ästhetische Probleme verwendet werden können.

In der Frage, wie weit Tendenz im Roman statthaft ist, scheint seine Stellung unsicher. Er kann und will sie nicht ganz verbannen und nicht jedem Werke sofort den Kunstwert absprechen, sofern eine lehrhafte oder moralisierende Ansicht darin zum Ausdruck kommt. Meines Erachtens ist der Autor hier zu ängstlich; meiner Ansicht nach sollte man scharf betonen: die Tendenz aus der Kunst ausschalten, heißt, diese eines ihrer bedeutsamsten Majestätsrechte berauben, sie aus der vordersten Reihe der großen Lebensmächte, die die Kulturentwicklung bestimmen, ausweisen. Der Satz: der Künstler soll ausschließlich künstlerische Absichten haben, ist, gelinde gesagt, eine Dummheit, denn das kann kein Mensch, weil jede Kunst, richtig verstanden, angewandte Kunst ist und weil kein Künstler auf der Welt schaffen kann, ohne etwas ausdrücken zu wollen. Sehr richtig bemerkt Schmitt: „Die religiöse Weltanschauung und religiöse Momente stellen ihrer Natur nach große Anforderungen an das künstlerische Können und die Objektivität des Romanschriftstellers." Auch wir fordern, daß die religiöse Tendenz nie aufdringlich und verletzend sei, wie es die ganze l'art pour l'art-Dichtung ist, die doch ganz unverblümt auf der Tendenz steht, der religiös vertrottelten, loyal versimpelten Gegenwart den Star zu stechen und zur Befreiung zu verhelfen. Und die Wortführer der zeitgenössischen Kunstdichtung, die auf den Schild erhobenen Großen, die Zola, Ibsen, Tolstoi — sind sie nicht mit jeder Zeile Tendenz?

Zu der Bewertung der einzelnen Dichter durch den Verfasser habe ich einige Bemerkungen zu machen. Mir scheint, daß er C. F. Meyer viel zu sehr überschätzt. Für mich ist er ein großer Artist, der nur an wenigen Stellen rechte Kunst bietet; dabei hat ihn seine faustdicke Tendenz zum Dichter des Protestantismus gestempelt. Thomas Becket, einen Heiligen unserer Kirche, hat er zu einem moralischen Ungeheuer gemacht; dagegen muß ein katholischer Literar-

historiker kräftigen Einspruch erheben. Daß Keiter den „Heiligen" Meyers in den Katalog der Werke aufgenommen hat, die katholisches Empfinden verletzen, scheint Schmitt ihm zu verargen, denn er meint (S. 133), „die Hauptführung könnte zum guten Teil bestehen bleiben, wenn tendenziöse Ausfälle auf den Nebenlinien ausgeschieden und der Stamm von tendenziösen Ranken befreit wäre". Schreiber dieser Rezension hat Keiters Konfessionelle Brunnenvergiftung in 3. Auflage ediert und vermehrt, aber in der Beurteilung C. F. Meyers eine Änderung nicht vorgenommen.

Ferner erscheint mir Schmitts Urteil über Frenssen viel zu günstig, besonders hat er zu meinem Befremden kein Wort der Ablehnung für „Hilligenlei". Da hat der bekannte Kritiker Leo Berg, der nebenbei bemerkt Jude ist, den Expastor doch schärfer hergenommen und mit beißendem Sarkasmus gezüchtigt.

Zu den antikatholischen Tendenzschriftstellern gehört auch Lulu von Strauß und Torney, wie Gottfried Schmitz in der „Bücherwelt" überzeugend nachgewiesen hat. Schmitt hat ihren letzten Roman „Lucifer" nicht abgelehnt, während ich ihn in die „Konfessionelle Brunnenvergiftung" aufgenommen habe.

Dasselbe gilt von Ricarda Huch, deren Lebensskizzen „Aus der Triumphgasse" von Schmitt als lebenswahr bezeichnet werden. Ich nehme an, daß Schmitt hier nur Klaibers Urteil aus „Dichtende Frauen der Gegenwart" übernommen hat. Wer R. Huch genau kennt, auch ihre „Seifenblasen" und „den Kampf um Rom", muß über die ungerechte, religionsfeindliche Dichterin anders urteilen, da sie lebenswahre Bilder nicht bietet und ihre völlige Unfähigkeit künstlerischer Gestaltung in ihrem letzten Roman an den Tag gelegt hat.

Auch bei Josef Lauff vermisse ich ein kräftiges Wort der Ablehnung. Von Lauffs Roman „Kärrekiek" heißt es nur, daß er manche Leser nicht voll befriedigen wird; ich möchte aber hinzusetzen, daß er katholische Leser verletzen und aufs tiefste erbittern muß.

Ein großer Vorzug des Schmittschen Buches liegt darin, daß die katholischen Dichter wohlwollend und meist anerkennend berücksichtigt sind. Unter ihnen, von denen 23 erwähnt sind, vermisse ich allerdings Cüppers, Domanig, Fabri de Fabris, Kümmel, Otto von Schaching und Franz Trautmann. Mit besonderer Liebe ist Paul Keller, Handel-Mazzetti und Fogazzaro behandelt, dagegen wird Marie Herbert nicht hoch genug eingeschätzt.

Die von mir gemachten Ausstellungen sollen den Wert des Buches, dem ich wegen seiner Vorzüge die weiteste Verbreitung wünsche, nicht schmälern; sie sind nur dem lebhaften Wunsche entsprungen, daß durch eine schärfere Hervorkehrung des katholischen Standpunktes das Buch für unsere Kreise noch brauchbarer werde. Daß es trotz seiner vornehmen Rücksichtnahme im anderen Lager

wenig Zustimmung finden wird, nehme ich deshalb an, weil es den katholischen Dichtern im ganzen gerecht wird. Ein Buch, das überhaupt die Existenz katholischer Schriftsteller nur erwähnt, bleibt auf katholische Leser angewiesen. B. Stein.

Hans Eschelbach: Sommersänge, 2. Auflage. Hans Eschelbach: Wildwuchs, 5. Auflage.

Gedichte müssen so schön, so notwendig, so vollendet sein wie eine Blüte. Eschelbachs „Sommersänge" und die Sammlung „Wildwuchs" (beides bei F. Schöningh, Paderborn) bestehn nicht schlecht vor dieser Forderung. Mittelmäßiges und Herkömmliches, wie es sich schließlich bei jedem Dichter findet, enthalten diese beiden Bände nur wenig. Es ist ein wohlverdienter Erfolg, wenn „Wildwuchs" im vorigen Jahre die 5., die „Sommersänge" die 2. Auflage erreichten.

Eschelbachs Lyrik ist vorwiegend Liedkunst. Reflexion, Gedankenpoesie kommt fast gar nicht vor. Auch das sprachliche Gewand ist dementsprechend: um kunstvolle, virtuosenhafte Strophenform bemüht er sich nicht. Es ist bezeichnend, daß unter allen seinen Gedichten nur vier Sonette sind. (Das Sonett „Glück und Glas" ist übrigens vortrefflich; das Widmungssonett an Emil Schönaich-Carolath offenbart ein wenig zu viel das poetische Selbstbewußtsein.) Sonst bevorzugt Eschelbach durchweg die einfachen, sangbaren Strophen. Die Sangbarkeit ist ein Hauptmerkmal seiner Lyrik. Die deutsche Gesangvereinszeitung „Sängerhalle" nannte die „Sommersänge" eine Fundgrube für Komponisten. Und wirklich, einzelne Lieder Eschelbachs sind, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr als achtzigmal vertont! Manche Gedichte haben eine verschwenderische Fülle von Wohlklang in sich und verlocken schon beim bloßen Lesen zum Gesang: „Zieh mit!" „Damals", „Liebesfragen". Dieses Musikalische ist aber nicht mit äußeren Mitteln erreicht. Buntmalerei oder Wortgepränge hat Eschelbach nicht, der Gesang und das Klingen kommen aus dem Innern, aus der Seele des Gedichtes.

Der Band „Sommersänge" ist geteilt in vier Gruppen: Lieder der Lust, Lieder des Leids, Vagantenlieder, Fromme Lieder. In der ersten Abteilung klingt außer den Liebesliedern öfters leiser oder lauter der Humor an, ohne den ein ganzer Dichter ja kaum gedacht werden kann. Köstliche Stücke sind „Thomas und der Herr", „Frühlingsspuk" und „Das Wunderkind". — Die Lieder des Leids sind zum großen Teil Liebeslieder, schmerzlich-süße Erinnerungen an betrogene Liebe und gebrochene Treue. Hier stehn die schönsten, ergreifendsten Gedichte der ganzen Sammlung: „Die alte Hecke" und „Es ist nicht wahr". Das sind Stücke von außerordentlicher Schönheit, wie sie nicht allen Dichtern gelingen. An Wert zunächst stehn zwei umfäng-

lichere Dichtungen, „Der Nachtwandler" und „Vom Karneval", sehr starke Stücke. — Die Vagantenlieder sind ein Zyklus von fünfzehn Gedichten im Stil der Spielmanns- und Vagantenpoesie; übrigens guckt aus dem Scholarenhabit und dem Landsknechtwams hin und wieder die Persönlichkeit des Dichters selbst hervor. Auch diese Gedichte verdienen Beachtung; abwechselnd im Metrum und wechselnd in Scherz und Ernst ist das Ganze eine anmutige Bilderserie. — Die Gedichte der letzten Gruppe bilden einen wohltuenden Gegensatz zu der Überfülle mittelmäßiger religiöser Poesie, wie sie unermüdlich produziert wird. Wir begegnen bei Eschelbach nicht gar so oft jenen vielgebrauchten, herkömmlichen Formeln, in denen sich leider so oft die fromme Lyrik ergeht.

Im allgemeinen sind mir die „Sommersänge" lieber als die ältere Sammlung „Wildwuchs". Doch finden wir auch in diesem Bande vieles Schöne. Der Humor kommt wieder in einigen Stücken zu seinem Rechte: „Der Förster vom Eichholzhof", „Höhensehnsucht", „Wissenschaftliche Naturstudien", „Natürlich". Ferner stehen hier ein paar wunderschöne Lieder: „Treu", „Mein Lied", „Einst und jetzt", „Mädchenträume". Zu den schönsten Gedichten dieses Bandes gehören noch: „Wilde Fahrt", das prächtige Naturbild „Vor dem Gewitter" und „Der schwere Stein". Dies letztere Gedicht könnte von M. Herbert sein; wer Herberts Poesie kennt, weiß, wieviel das sagen will. — Eine Anzahl epischer Stücke ist vereinigt in der Gruppe „Bilder", wovon „Barbarossa" gut ist; dagegen stehen einige andere nicht auf der Höhe der lyrischen Gedichte. „Licht und Schatten" und „Fürs Geld" behandeln alte, öfter behandelte Motive und sind nicht frei von verschiedenen Verlegenheitsformen; ähnliches gilt auch von dem Gedichte „Der Sklave". Hinwiederum ist „Kolumbus" sehr schön und steht hinter dem gleichnamigen Gedichte der Louise Brachmann nicht zurück. — Dreißig „Namenlose Lieder" machen den Schluß des Bandes. Es sind durchweg echte, innige Empfindungsfragmente.

Im großen und ganzen sind in den beiden Gedichtbänden formelle Fehler selten. Ein paar unreine Reime kommen vor, so in „Wildwuchs" S. 15, 19, 117.

Doch das sind durchaus Nebensachen, die gar nicht in Betracht kommen neben der hohen Schönheit vieler Gedichte. Eschelbach darf wohl füglich zu den Bedeutenderen der lebenden katholischen Lyriker gezählt werden. Wenn M. Herberts Kunst tiefer, verklärter ist, Krapp farbenreicher und prächtiger dichtet, Eichert seine blendende Sprache in feinere Formen prägt und Dransfelds Gedichte schimmern wie feine Seide — Eschelbach eignet eine gewisse Innigkeit und fröhliche Lebendigkeit, die frisch ins Leben und in die Herzen greift.

Dr. W. Oehl.

Gaudentius Koch. Liebfrauenleben. Zweite Auflage. Ravensburg, Alber. — Liebfrauenminne. Zweite Auflage. Ebenda. — Bethlehem. Zweite Auflage. Ebenda.

Die „Kirchenlieder" Kochs, die wir im Vorjahr an dieser Stelle besprachen (I. 8), lassen in ihrem schlichtvolkstümlichen, altertümlichen Gehaben kaum vermuten, daß dieser Kapuzinerpater auch ein reicher, ja geradezu künstlerischer Poet sein kann. Die Bilder und Stimmungen von „Bethlehem" stehen beiläufig in der Mitte zwischen den kultisch-objektiven „Kirchenliedern" und dem „Liebfrauenleben", wo des Dichters persönlicher Kunstgeschmack selbständiger mit dem altüberlieferten Stoffe der Evangelien und der Legenden schaltet. — Das schöne Geleitwort, das Kralik dem Büchlein „Bethlehem" voranschickte, charakterisiert sehr gut jenen Zug, der Kochs Gedichten samt und sonders eigen ist: sie sind „eine Reihe von Heiligenbildchen auf Goldgrund, alle von miniaturenhafter Feinheit, von einer Fülle der Anschauungen, von einer Zartheit und Tiefe der Stimmung, wie sie etwa aus den Gemälden des Fra Angelico oder aus den illuminierten Handschriften jener Zeit den Betrachter anziehen und festhalten." — Ein anderes gemeinsames Merkmal von Kochs dichterischen Schöpfungen ist das stete Anklingen mystischer Motive, wie es die monastischen Dichter ja lieben. Auch Timotheus Kranichs schöne, stille Verse haben viel davon, ebenso M. v. Greiffenstein usf. Natürlich ist es nicht der kühne Gedankenflug oder die reiche Seelenzergliederung der theoretischen Mystik, sondern die naive, spielende Bildfreudigkeit zumal der deutschen Mystik, die in letzter Linie meist aus dem bunt illustrierten Textbuch der christlichen Mystik, aus dem Hohenliede, herübergenommen ist. Mit gutem Fug spricht Kralik in dem genannten Geleitwort von „dem mystischen Glanze der Farben", von „all den Lilien, Sternen, Purpurgewändern, Himmelsröten, Perlen, Milchstraßen, Engelchören, Rosen, Sonnen, Himmelsauen, Augen, Schleiern, Blüten, Kränzen, Harfen, Glocken, Lampen, Flöten — — —". Ganz der Bilderapparat der Nonnenmystik von Helfta oder Engeltal. Eine Farbensymphonie von Himmelblau und Höllenrot. — Endlich ist es ein kluger Kunstgriff des Dichters, daß in seinen Gedichtbüchern mit jedem Gedichte ein neues Metrum immer wieder ein neues Gefühlstempo anschlägt. Die stets wechselnden Strophenformen verleihen Kochs Gedichten einen besonderen, höchst wirksamen Reiz. Bald gleitet der Reim durch anmutig-einfache Gesätze, bald überraschen uns ganz kunstvolle, reiche Strophengebände, hie und da ist die Reimbindung wohl schon verkünstelt, z. B. Liebfrauenleben, S. 59. — Es ist übrigens nicht gerade leicht, sich in Kochs Poesie einzulesen. Von einzelnen ganz hervorragend schönen Stücken, z. B. „Wunder" in „Bethlehem", ab-

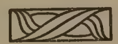
gesehen, muß man seine Art erst in allmählicher, wiederholter Lesung kennen und verstehen lernen. Ursache davon ist sowohl die Überfülle der Bilder, eine gewisse Farbensattheit, als auch ein besonderes, merkwürdiges Kunstmittel Kochs: nämlich daß er von den aufeinanderfolgenden konstituierenden Momenten eines Geschehnisses nur einige heraushebt und sie gleichwertig neben irgendwelchen zufälligen Begleiterscheinungen erzählt. Diese Manier ist für den Anfang etwas befremdlich, aber man lernt sie als eigenartige Schönheit schätzen: eine seltsame Vereinigung von Prägnanz, Gedrungenheit, ja manchmal fast Überknappheit mit liebevoll ausführlicher Kleinmalerei. Dazu kommt, daß Koch durchaus nicht schüchtern ist im Neubilden. Seine farbenfreudige Phantasie lockt ihn immerfort zu kühnen, schönen Wortbildungen, Vergleichen und Wendungen. Gar manches Gebilde ist wirklich überraschend gut; originell sind so ziemlich alle. Er spricht von „Glorienbränden“, vom „Feierstrom der Engel“, von seines „Herzens Weihrauchschale“, vom „Sterngelände“ und „des Himmels Perlentoren“; die Jungfrau ist „cherubschlank“ und „taubenscheu“; „die Nacht verblaut“ und Nazareth „träumt selig in gelber Weizenwoge“; „Lichttropfen funkeln“ und „Schellen läuten silberschön“; „blutend geht die Sonne sterben“, „der Abend senkt der welken Flügel Last“, „der Himmel webt den Sternenschleier“ und dann „schläft die Nacht mit nassen Locken“. „Die Felsen barsten flucherschrocken“, als Jesus starb; „Zypressen ragen dichtgedrängt, wie schwere Kerzen schwarz verhängt“; und „vom Grabe sinkt der Pforte Marmorlast“, als der Herr aufersteht. — Genug der Proben. Wir sehen, hier ist eine gar nicht gewöhnliche Phantasie und Sprachkunst am Werke. Daß dieses Können manchmal zu stark überschwillt und eine gewisse Überbilderung das Verständnis der ohnehin bündigen, gleichsam straff gerafften Verse noch erschwert, sei nicht verschwiegen. Es ist vielleicht zu kühn, aber mir scheint da Koch eine gewisse Ähnlichkeit mit — Stefan George zu haben: beide lieben blankprangende Worte, deren Klänge den Sinn zurückdrängen; beiden ist die Freude am klingenden Wort, am farbigen Bild gemein. Wollte George Kirchenlieder oder Marienlieder dichten, er käme vielleicht dem Stil Kochs nahe. In einer Absage an Benzmann lehnte es George ausdrücklich ab, „zur modernen Literatur gerechnet zu werden“. — Doch, wie immer, jedenfalls ist in Kochs „Liebfrauenleben“ viel Prächtiges, Leuchtendes, Prangendes, wie es nicht leicht schöner sein könnte. Dieser Dichter im Kapuzinerhabit ist ein reicher Dichter. Daß drei seiner Gedichtbücher in zweiter Auflage vorliegen, ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Das „Liebfrauenleben“ ist ein so hochpoetisches, eigenartig schönes Buch, daß es in jedem christlichen Hause sein sollte.

Dr. W. Oehl.

Das Christtagskind. Eine Erzählung aus Irland von Patrik A. Sheehan. Übersetzt von O. Jakob. Steyl, Missionsdruckerei. 272 S. Geb. Mk. 2.50.

Nochmals sei auf dieses ganz hervorragende Werk des genialen irländischen Schriftstellers hingewiesen. Sheehan verfolgt mit seiner großen Kunst hier wie immer einen praktischen Zweck: er will in seiner neuesten Dichtung sein irisches Volk belehren über die letzten 70 Jahre seiner Geschichte, ihm seine Fehler, seine Tugenden, die unendlichen Leiden, die es erduldet, und die Gefahren, die ihm heute drohen, vor Augen führen. Das geschieht im Rahmen eines festgefügten Romans, dessen Hauptheld ein nach Amerika ausgewanderter Ire ist, der als gemachter Mann in die Heimat zurückkehrt, willens, seine Jugendliebe heimzuholen. Es ist ein trefflicher Mann dieser Terrenz Casey, aber mit einem schweren Mackel behaftet: er ist der Enkel eines Angebers. Der Erzähler führt uns zurück in die Zeiten O'Connels, wo die Justizmorde an der Tagesordnung waren; er zeigt die Wut des Volkes gegen die Angeber, diese gedungenen Meineidigen, zeigt, wie noch nach zwei Dezennien das schuldlose Kind eines Angebers — Nodlag, die Mutter T. Caseys — unter dieser Wut zu leiden hat; zeigt uns den Enkel, der, obwohl sich inzwischen das Verhältnis zu England erträglicher gestaltet und das irische Volk in neuen schweren Drangsalen die alten schier vergessen hat, dennoch wegen der Schmach, die immer noch auf seinem Namen lastet, Irland verläßt und selbst in der Neuen Welt darunter leidet. Erst die dritte Generation ist ruhiger, versöhnlicher gestimmt, erst jetzt steht T. Casey die Rückkehr in die geliebte Heimat offen.

Der größte Vorzug dieser herrlichen Erzählung besteht in der Geschlossenheit und strengen Einheitlichkeit ihrer Komposition. Bewunderung verdient Sheehans tiefe Seelenkenntnis und die Kunst seiner fesselnden Darstellung. K. Domanig.



Bücher-Anzeigen.

Angelika von Hörmann, Auf stillen Wegen. Neue Gedichte. München 1907. J. Lindauersche Buchhandlung. Mit dem Bildnis der Dichterin. Kl. 8° 132 S.

Angelika von Hörmann ist ein Charakterkopf unter den Dichtern ihrer Heimat Tyrol und nach Schönbachs Urteil „eine der reinsten Gestalten in dem sich stets erweiternden Poetenchor deutscher Frauen"; sie hat zwar in Dr. Arnulf Sonntag schon ihren verdienten Monographen, in der Literaturgeschichte aber noch nicht die ihr gebührende Würdigung gefunden. „Auf stillen Wegen" bringt nun die durchweg reife Lyrik der letzten Jahre; sie umschließt den reichen Gedanken- und Gefühlsgehalt ihres stillen Lebens und weltabgewandten Wirkens. Von den sechs Abtei-

lungen des schmalen Bändchens sind die ersten drei, „Verklungenes“, „Vermischte Sonette“, „Aus Traum und Wachen“, auf einen durchaus persönlichen Ton gestimmt. Sie spiegeln in wechselndem Rhythmus, in knapper, wohl abgewogener Sprache die mannigfachsten Stimmungen und Erlebnisse und deren Widerschein in einer feinfühligen, ernst gestimmten, jeglicher Gefühlsduselei abholden Frauenseele. In „Oswald von Wolkensteins Irrfahrt und Rückkehr“ windet sie zarte lyrische Ranken um ihre liebliche Verserzählung, die jenen minnereichen tyrolischen Sänger des Mittelalters zum Helden hat. „Übersetzungen und freie Bearbeitungen deutscher Minnelieder“ sollen weiteren Kreisen eine Vorstellung von etlichen altdeutschen Dichtern geben, bedeuten aber für den Kenner jener Lyrik ein großes Wagnis, da es einem modernen Dichter wohl kaum gelingen wird, das grundverschiedene Empfinden jener Zeiten unsrer Gegenwart unverändert oder gar restlos zu vermitteln. Die nationale Not ihres Volkes und Landes, seine Hoffnungen, Enttäuschungen, Kämpfe und Aufgaben begleitet unsere Dichterin mit markigen „Deutschen Liedern“, in denen „Der kleinen Lerche Sang“ zum stolzen, mächtigen Adlerruf wird; diese metallklingenden Lieder stehen an Feuer und anstürmender Rhythmik nicht weit hinter der besten tyrolischen Freiheitslyrik eines Gilm und Vintler zurück.

A. v. Hörmann erweist sich hier als eine wirkliche Dichterin von starker, eigenwüchsiger Begabung, deren lyrische Gedichte, ausnahmslos poetisch schwerwiegende Leistungen, durch unverfälschte Echtheit, Innigkeit und Tiefe des Gefühls, Durchsichtigkeit und Klarheit des dichterischen Ausdruckes, Reichtum und sorgfältiger Behandlung der poetischen Formen, vor allem aber durch jene den echten Lyriker kennzeichnende Unmittelbarkeit ausgezeichnet sind, von der die Dichterin selbst singt (S. 45):

Soll ein Lied dir frisch gelingen,
Muß es, eine kecke Tat,
Rasch aus vollem Herzen springen
Wie der Gletscherbach vom Grat;

Der nicht wie der Fluß im Tale
Träge schleichen darf und still,
Wenn er hoch im Sonnenstrahle
Bunte Perlen stäuben will.

Franz Ranegger.

Musenalmanach der Bonner Studenten. 1908. Herausg. von Joseph Faßbinder. Bonn 1908. C. Georgi.

Joseph Faßbinder, Studiosus an der Bonner Universität, sucht die nun dort schon einheimische Sitte des Studentenalmanachs lebendig zu erhalten. Es ist ihm auch gelungen, eine stattliche Reihe von Gedichten und Prosadarstellungen zu vereinigen, die neben mancher Spreu und einigen, glücklicherweise vereinzelten schwülen Elaboraten achtungswerte Leistungen formaler Gewandtheit und tieferen Gefühls umschließt. Daß allerlei Minne weit vorwiegend das Thema der Gedichte bildet, wer wollte das erstaunlich finden? Daß Nichtssagendes oder Veraltetes mitunterläuft, ist nicht befremdend. Da und dort greift einer auch stark daneben, wie J. Thiebes und K. Jünger, der sonst Besseres gibt. Das Urteil über das, was poetisch ist, was nicht, ist weder da noch bei W. Schneider gefestigt. Laune und plötzliches Herausfahren sind zweierlei. Indes, Jugend hat keine Tugend — ich meine auch die ästhetische. Und darum mag ihr dies und das verziehen sein und sei sie bedankt für das, was sie in dem Almanach Erfreuliches bringt. Zum Schluß: Wäre es nicht wirkungsvoller, man konzentrierte sich, wie das die „Wir drei“ getan haben oder erfände einmal einen neuen Rahmen? Der Almanachrahmen mag golden sein; er ist aber doch zu barok.

Adolf Dyroff.

Romantische Märchen von Brentano und Tieck. I. Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. Eug. Diederichs, Leipzig 1902. 4.50 Mk.

Der fein ausgestattete, mit Randzeichnungen und Initialen märchenhaft ver-

zierte Band enthält Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, „Schulmeister Klopfstock“, „Das Märchen von Komanditchen“ und Tiecks „Die Elfen“. In einer schönen Einleitung spricht der Herausgeber über das Märchen und seine Wirkung auf das kindliche Gemüt. — Über Märchen oder diese romantischen Märchen insbesondere etwas zu sagen, halte ich für überflüssig. Ich kann nur jedem Freund einer poetischen Stunde den Rat geben, gelegentlich einmal in dieses Zauberland einen zagen Schritt zu tun. Es lebt sich köstlich darin, und leicht wie ein seimend Bienchen fliegt man von Blume zu Blume, die hier köstlich duftend stehn. Wir sind dem Herausgeber und Verleger Dank schuldig, daß sie uns diese Genüsse in so schöner, delikater Schale reichen. N.

Schwester Alexandrine. Preisgekrönter Pariser Roman. Von Champol. 230 S. Köln, J. P. Bachem. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Es war ein guter Gedanken, diesen von der französischen Akademie preisgekrönten Roman in fließender Übersetzung dem deutschen Publikum vorzulegen. Eine einfache Geschichte — keine Probleme — keine Erotik — und doch ein ergreifendes Buch! Es schildert einfach das tägliche Opferleben, das tägliche Liebeswerk einer armen Schwester von der göttlichen Vorsehung, die, sich selbst vergessend, nur noch in und mit ihren Armen lebt. Mitten in ihren Liebeswerken ereilt die Nonnen das Auflösungsdekret der Regierung, aber die ihnen aufgedrungene Freiheit wird nur benützt, um das gewohnte Leben der Selbstaufopferung fortzuführen. Obgleich sich nirgends die Spur einer Tendenz verrät, oder vielmehr gerade deshalb wird das Buch zu einer flammenden Anklageschrift gegen die brutale Gewaltpolitik der französischen Machthaber. Die Anlage des Buches bringt es mit sich, daß es keine eigentliche fortschreitende und sich entwickelnde Handlung, sondern mehr eine durch äußerliche Motive verbundene Reihe von Episoden und Bildern bietet, die mit realistischer Kraft und Treue aus dem wirklichen Leben herausgeschnitten scheinen.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. Mit zwei Beilagen. München 1908. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 8° (XVIII, 221). In Leinwand geb. Mk. 3.50, in Ganzleder 6 Mk.

Nachdem schon 1903/04 in zwei Bänden Mörikes Gesamtkorrespondenz von Karl Fischer und Rudolf Krauß erschienen ist, stellt hier der feinsinnige Mörikeforscher Eggert-Windegg, dem wir u. a. eine Biographie und eine Auswahlausgabe seines großen Landsmannes verdanken, Mörikes Brautbriefe an Luise Rau und Margarete von Speeth in einer vom Verlag erlesen ausgestatteten Sonderausgabe zusammen. Gerade in diesen aus dem tiefsten Herzen kommenden Ergüssen enthüllt sich ungehemmt das eigenste Wesen des Dichters, sein reiches, wahrhaftiges Innenleben, sein reiner, freier Humor, seine herzliche Kindlichkeit, die er sich aus allen Widerwärtigkeiten des Lebens rettete; und die fast mimosenhafte Zartheit und unberührte Reinheit seiner echt deutschen Liebesempfindungen, die er immer hoch und lauter zu halten wußte, erhält so treffsicheren, bezwingenden Ausdruck, daß der suggestiven Wirkung dieser echt dichterischen Herzensbekenntnisse kein empfängliches Gemüt sich entziehen kann. Nicht bloß für seine Lyrik, auch für diese Briefe war die Liebe die Wünschelrute, welche die geheimsten Quellen der Poesie anschlug und sprudeln ließ.

Fast knabenhaft schwärmerisch, doch voll hohen sittlichen Ernstes geben sich die Briefe an die Braut seiner Jugend, die Pfarrerstochter Luise Rau, die er mit dem ganzen Reichtum seines übervollen Herzens überschüttet. Mehr Ernst und Tiefe, Abgeklärtheit und Reife verraten die Briefe an Margarete von Speeth, die er sich

zur ehelichen Genossin auserwählte; sie setzen nach einer dreizehnjährigen Pause ein, sind herzenswarm und gemütvoll und tragen den Sonnenglanz seiner lyrischen Poesie; sie sind, wie alle seine Briefe, in einer wundervollen Prosa geschrieben, wie sie nur einem Dichter zu eigen sein kann. Zu keiner Zeit hat aber auch seine Dichtung herrlichere Blüten getrieben und reifere Früchte gezeitigt als unter der lebenspendenden Sonne dieser hehren, reinen und mächtigen Liebe. Außer den persönlichen Angelegenheiten machen uns Mörikes Brautbriefe auch bekannt mit seinen Freunden (Hartlaub, Vischer, Kerner, Bauer, Mährlen), seinen dichterischen Arbeiten (Maler Nolten, Idylle am Bodensee), seiner Lektüre, seinen besonderen Liebhabereien und seinem eigenen poetischen Wesen, und sie zeugen für sein hochausgebildetes Kunstverständnis (Bemerkungen über den Wilhelm Meister und das Ulmer Münster). Trotz des ausdrücklichen Verzichtes des Herausgebers auf jede literarische Absicht hat es eine gewisse Kritik fertiggebracht, die Briefauswahl nach philologisch-kritischen Gesichtspunkten zu beurteilen und dem Herausgeber einen Vorwurf daraus gemacht, daß er z. B. jedes Wort über die spätere Trübung der Ehe Mörikes vermied; als ob dies mit den „Brautbriefen" auch nur irgend etwas zu tun hätte und Eggerts Absicht nicht klar auf der Hand läge, die wolkenlosesten Tage in des Dichters Leben in diesen wundersamen Briefen sich abspiegeln zu lassen und damit unbefangenen Lesern echten Genuß und erhebende Freude zu bereiten. Franz Ranegger.



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Bolanden, Konrad v., Satan bei der Arbeit. Roman. Heiligenstadt, Cordier. Mk. 1. 50.

Brandis-Zelion, Emma v., Aus Heimat und Fremde. Novellen. 2. Aufl. Paderborn, Junfermann. Mk. 3. —, geb. Mk. 4. —.

Drerup, Engelbert, Der Pröbstinghof. Paderborn, Schöningh. Mk. 2. 50.

Droste-Hülshoff, Annette v., Das geistliche Jahr. Herausgegeben von Ed. Arens. Leipzig, Max Hesses Volksbücherei. Mk. 1. 20.

Ermite Pierre l', Kleine Erzählungen. Wiebelskirchen, Kolportage-Verlag. Mk. —. 20.

Fullerton, Schloß Grantley. Roman. 2. Aufl. 454 S. Osnabrück, Wehberg. Mk. 2. —, geb. 2. 50.

Grimme, Fr. W., Auf roter Erde und andere Erzählungen. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh. Mk. 3. —.

Handel-Mazetti, Enrica v., Deutsches Recht und andere Gedichte. II. Aufl. Kempten, Kösel. Mk. 2. —, eleg. geb. Mk. 3. —.

Hoeber, K., Fr. W. Weber, sein Leben und seine Dichtungen. 3. Aufl. Paderborn, Schöningh. Mk. 1. 20.

Jörgensen, Johannes, Der hl. Franz von Assisi. Übersetzt von Gräfin Holstein-Ledreborg. 675 S. Kempten, Kösel.

Kaiser, Isabella, Mein Herz. Gedichte. 106 S. Stuttgart, Cotta. Mk. 2. —, geb. Mk. 3. —.

Komus Momus (M. G. Schuler), Raketen. Humor und Satire. Bonn, P. Hauptmann. Mk. 1. 50.
Mayrhofer, Johannes, Die Welt der Kulissen. Theaterstudien. 94 S. Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. Mk 1. —.
Noltsch, W. O., San Francesco in deserto, ein Traumbild aus der Lagunenstadt. 32 S. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung. K. 1. 20.
Reuter, Wilhelm, Perlen deutscher Dichtung. 3. Aufl. Bearbeitet von Lorenz Lütteken. Herder, Freiburg.
Scapinelli, Carl Conte, Otterbräu. Münchener Roman. 348 S. Berlin, Verlag Continent. Mk. 4. —.
Spee, Friedrich, Trutznachtigall. Herausgegeben von Alfons Weinrich. Freiburg, Herder. Mk. 3. —, geb. Mk. 3. 80.
Wieman, Bernard, Bosnisches Tagebuch. 231 S. Kempten, Kösel. Mk. 3. 50, geb. Mk. 4. 50.

II.

Avenarius, F., Balladenbuch. 6.—10. Tausend. 339 S. München, G. Callwey. Mk. 3. 50.
Gareth, M. H., Prometheus. Schauspiel. 1. Teil. 167 S. Breslau, Bürkner. Mk. 3. 50.
Gutzkow, Karl, Ausgewählte Werke in 12 Bänden. Herausgegeben von H. H. Houben. In 4 Bdn. Mk. 8. Leipzig, Max Hesse.
Hertel, Eugen, Eine Dornenkrone. Dramatisches Charaktergemälde in 5 Bildern. (Kaiser Max von Mexiko.) 81 S. Dresden, Pierson. Mk. 1. 50.
Körner, Theodor, Sämtliche Werke. Herausgegeben von O. F. Gensichen. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. Mk. 3. —.
Laube, Heinrich, Gesammelte Werke in 50 Bänden. Erscheint seit 1. Jänner 1908, Abschluß des Werkes im Herbst 1909. In 20 Bdn. Mk. 50. —, geb. Mk. 60. —. Leipzig, Max Hesse.
Mann, Heinrich, Die Bösen. Novellen. Leipzig, Inselverlag. Mk. 2. 50.
Schaukal, Rich., Das Buch der Seele. Gedichte. München, G. Müller. Mk. 3. —.
Zahn, Ernst, Lukas Hochstraßers Haus-Roman. 302 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 3. 50.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Die Antwort auf die neuerlichen Erörterungen Muths im Hochland wird zugleich mit der Erwiderung auf die von Muth in Aussicht gestellte Programmschrift selbständig erscheinen und eine eingehende Darstellung der ganzen Gralbewegung enthalten im Zusammenhang mit den Fragen der modernen Kultur, hoffentlich zu allseitiger, endgiltiger Klärung und Befriedigung.

Hr. S. in M. Das Gejammer darüber, daß die katholischen Autoren, durch gewisse Schranken gehemmt, fast unmöglich etwas künstlerisch Vollwertiges schaffen könnten, beweist nur eine haarsträubende Unkenntnis der Gesetze des dichterischen Schaffens, und kein produktiver Autor wird in dieses Gejammer einstimmen. Denn wenn ich ein Künstler bin, so kann ich sozusagen aus nichts ein Kunstwerk schaffen, aus einer Blume, aus einem Kindesauge, aus einem Stückchen Himmelsblau — ich brauche dazu keine Ehebrüche und keine erotischen „Probleme". Freilich ist es schwerer, ein seelisch ergreifendes reines Kunstwerk zu schaffen, als die Sinnlichkeit ins Vordertreffen zu schicken und sich dadurch das billige Wohlgefallen des Lesepöbels zu erkitzeln. Wenn etwas unsere Rückständigkeit und unsere

sklavische Abhängigkeit von vergänglichen Modegötzen beweist, so sind es die oben erwähnten Klagen über die Beschränkung der katholischen und die schöne Freiheit der nichtkatholischen Autoren.

Hr. J. S. W. Gewiß, auch in dieser Beziehung sind viele unserer „Modernen' ein wenig rückständig. H. Spiero beklagt geradezu im „Literarischen Echo" (10. Jahrg., 1. Heft) die „Erschlaffung des politischen Nervs unter den deutschen Dichtern", während hervorragende Dichter in andern Ländern im politischen Kampf an der Spitze stehen. Die Werke mancher „Jüngsten" (klagt Spiero) seien so lebensbar, daß man sich damit den Magen rettungslos verdirbt. Aber „bei uns" gilt immer noch das Wort, womit der alte Goethe eine seiner Blößen zu verdecken suchte: „Politisch Lied, ein garstig Lied." Und die meisten unserer jungen Dichter werden von dieser Kritik auf die Bahn der „Lebensbaren" und „Erschlafften" geschleppt und getrauen sich nicht mehr, einem ehrlichen Zorn über das Schlechte Raum zu geben. So wird fade Wassersuppe zum Magenverderben gekocht.

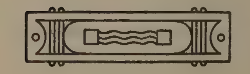
Hr. B. in B. Es ist mir unverständlich, wie man bei Dichtern dieser Art von „überschäumender Kraftentfaltung" reden kann. Wozu gehört mehr Kraft: von einem hohen Berg herabzufallen, oder den Berg zu besteigen? Wer alle sittlichen Schranken niederreißt, die völlige Freiheit der Leidenschaften, das unbeschränkte „Sichausleben" proklamiert, der folgt einfach dem Zuge der sinnlich-niederen Schwerkraft, der fällt vom Berg herunter, der ist ein Schwächling. Wer aber im Namen der Religion oder auch nur der Vernunft über das niedere Begehrungsvermögen zu herrschen weiß, mindestens aber diese Herrschaft als notwendig erkennt, der steigt den Berg hinauf, der „entfaltet Kraft". Soll dieses moderne „Umwerten" der alten Werte auch in katholischen Kreisen heimisch werden?

Junger Dichter. Wir antworten Ihnen mit dem Gedicht von Frida Schanz:

Der Dichter.

Seiner Schmiede Feuer glühte gut,
Starken Blickes sah er in die Flammen,
Einen Barren hatt' er in der Glut,
Und er nahm die tiefste Kraft zusammen.

Als der edle Werkeltag verschied,
Lag ein Reif in edler, blanker Helle,
In die Abendwolken schaut der Schmied,
Leise glüht noch seine Feuerstelle.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteur (für den kritischen Teil): Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber in Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. Juli 1908. | 10. Heft.

Das Glück von Runedal.*)

Von Anton Pichler.

Sinnend schreitet zum Throne Olaf im Königsaal:
„Bringet mir Zepter und Krone! Heute nach Runedal
Kehrt mein Sohn und Erbe, den ich gesandt,
Daß er die schönste werbe zur Herrin von Helgoland:
Wieder am alten Baume sprosse lieblich ein Reis,
So wie geschaut ich's im Traume, golden und purpurn und weiß."

Durch das Tor des Schlosses zieht im Sonnenschein
Unterm Jubel des Trosses Sigurd ein.

„Vater, an tausend Stunden fuhr ich durch Meer und Reich,
Bis ich die Eine gefunden, der Keine gleich.
Dank euch, ihr gütigen Nornen, die ihr am Webstuhl der Zeit
Hier einem Erdgebornen schenktet die Seligkeit!"

„Sigurd, willkommen, willkommen heißt dich des Vaters Mund
Doppelt, da wir vernommen, was deiner Freude Grund;
Sigurd, so nenne den Namen, halte nicht länger zurück,
Freudig soll mein Amen segnen euer Glück."

„Ungekannt, mit der Laute zog ich als Spielmann durchs Land,
Bis ich als Herzvertraute jubelnd sie fand,
Die mit dem Adel des Leibes schönern der Seele vereint
Und in der Würde des Weibes licht wie Freia erscheint:
Goldene Locken hangen auf der Stirne Schnee,
Purpurn glühen die Wangen, wenn ich ins Aug' ihr seh',
Vater, . . .

*) Bei den ersten Preßburger Blumenspielen, die auf Anregung des kunstsinnigen Dompropstes Dr. Franz von Komlossy unter dem Vorsitze der Blumenkönigin, Kgl. Hoheit Stephanie Gräfin Lonyay, am 8. Juni d. J. stattfanden, mit dem Fastenrathpreis ausgezeichnet.

„So war's auch im Traume: Golden und purpurn und weiß
Sproßte am alten Baume lieblich ein Reis."

„Ungekannt mit der Laute zog ich von Schloß zu Schloß.
Vater, was ich da schaute, bitter mich verdroß:
Hat sich der stolze Norden vermischt mit welschem Blut?
Feil ist das Weib geworden, einst unser höchstes Gut!
Tot ist die alte Treue, Buhlin beim Buhlen saß,
Und ohne Scham und Reue Gattin den Gatten vergaß.
Da verstummte die Laute, denn mir war so schwer,
Daß eine Herzvertraute fände ich nimmermehr,
Die meines Glückes Sonne, die mein Edelstein,
Die zu treuer Wonne selig ich nenne mein."

„Schweig, mein Sohn, von den andern, denen Treue nur Spiel,
Fandest nach mühsamem Wandern doch dein Ziel.
Sprich des Geschlechtes Namen, senke nicht den Blick,
Freudig soll mein Amen segnen euer Glück."

„Vater, so sind sie alle, alle in Burg und Palast!
Saß ich in der Halle horchend als Sänger und Gast,
Wollte, was Hoffen wir heißen, in der Enttäuschung Schmerz
Zitternd zerbrechen, zerreißen, blutend zerbrechen mein Herz."

„Sigurd, von ihnen schweige, fandest ja doch ein Geschlecht,
Das allen andern zeige Adelspflicht und Recht."

„Draußen am Meer stand mein Nachen. Flüchtling des Glücks stieg ich ein,
Konnte nicht weinen, nicht lachen, sah, daß alles Schein,
Was ich ersehnt und ersonnen, was ich Tor geträumt:
Meer, deine Todeswonnen öffne wellenbeschäumt!
Sturm, du sollst mich begraben, mich und meinen Wahn,
Wirst ein Plätzchen wohl haben für einen freudlosen Mann!"

„Schweig, mein Sohn, von dem Leide, Kummer und Qual ist vorbei,
Hochzeit haltet ihr beide nun bald im Mai!"

„Sturm und Wogen erbarmten sich meiner Seele und Pein.
Wie sie mich freundlich umarmten, sorgend hüllten ein,
Legten zum Schlummer auf Kissen, die so kühl und weich . . .
Da versank mein Wissen, ich schlief im Wellenreich.

Schlief wohl schwer und lange, endlich wacht' ich auf ...
Purpurn eine Wange, goldne Locken zuhauf,
Eine weiße Stirne sah ich hell vor mir.
Fragte: Wer bist du, Dirne? Sag, wo bin ich hier?
„Bist in unsrer Kammer," sprach Björn der Schmied,
„Heute schweigt mein Hammer, heute schweigt mein Lied,
Bis ein Hauch des Lebens mir die Antwort sagt,
Daß ich für ihn nicht vergebens mich in den Tod gewagt."
Weiße Hände mich pflegten treu bei Tag und Nacht,
Stille Augen umhegten mich in schützender Wacht,
Wollten so gerne saugen einen hoffenden Strahl
Aus meinen kranken Augen, leichter wäre die Qual.
Endlich aus dem Banne, der so fieberschwer, ..."

„Schätze bringe dem Manne! Seinem Kinde noch mehr!"

„Erste Falter schweben um den Lindenbaum.
Bin ich denn am Leben? War nicht alles Traum?
... Unterm Baume stand ich, sah in ein Augenpaar,
... Unterm Baume fand ich, was mein Hoffen war."

„Sigurd!"

„In der Schmiede schmiedet man das Glück."

„Sigurd!"

„Freude, Friede kam zu mir zurück.
Als ich mußte gehen, schied ich schwer vom Haus,
Sagte: Auf Wiedersehen!"

„Sprich das Wort nicht aus!"

„Will als Pfand dir schenken dieses Ringleins Gold,
Bist mein Treugedenken, bleib dir gut und hold."

„Dir hat die Dirne geblendet Aug' und Seel' im Leib!
Hat dich dein Vater gesendet, daß ein Bettelweib,
Ein Geschlecht ohne Ahnen steige zum heiligen Thron?
Götter, ihr lacht! Solche Bahnen wandelt Olafs Sohn!"

„Spotte, höhne der Reinen, rein bleibt doch, was rein!
Mag sie arm erscheinen, ahnenlos sein:
König! die Sänger mahnen, reich ist, wer rein und treu,
Götter sind seine Ahnen, wenn er ein Bettler auch sei!"

„Sigurd, in Fieberträumen sprichst du immer noch,
Hörst wohl das Meer noch schäumen, fühlst der Wellen Joch,
Kind, so denke der Krone!“

„Vater, ich lass' sie zurück.“

„Nimmer steigst du zum Throne.“

„Vater, ich fand ja das Glück.“

„Sigurd, so lass' von dem Weibe, alles verlierst du mit ihr.“

„Gern, wenn nur sie mir bleibe!“

„Sigurd, komm zu dir!
Wahnsinn hat ihn gekettet, Götter, so gebt ihn frei,
Die ihr im Sturm ihn gerettet, daß er am Leben sei!
Nun, du schweigst. An deinen Vater denkst du wohl,
Der sich tot wird weinen, wenn er dich lassen soll ...“

„Vater, ich kann nicht. Vergebens wartest du auf mein Wort:
Sie bleibt das Glück meines Lebens!“

„Fort! Verblendeter, fort!
Nimm deine blonde Buhle, wie's dein Trotz und Begehr,
Doch dem Königsstuhle nahst du nimmermehr.
Götter, so sinkt denn die Flamme, die mein Hoffen und Licht!
Weh, der Letzte vom Stamme kannte nicht Vater und Pflicht!“
Dann aus bleichem Munde kam des Fluches Wort ...

Noch zur gleichen Stunde zog der Sänger fort,
Schritt durch den sonnenhellen, weiten Frühlingstag,
Flog durch die blauen Wellen heim, wo die Schmiede lag.

... Sommertags schwieg der Hammer in der Schmiede am Tann,
Reisig schmückte die Kammer für sie und den treuen Mann ...

... Sommertags in die Tale Sigurd der Sänger fuhr,
Sang bis zum Abendstrahle von seinem Glücke nur,
Kehrte dann heim, zu sinken selig an ihre Brust,
Neues Glück zu trinken, neue Lieder der Lust.
So auf Wegen und Stegen all sein Glück er sang,
Das wie ein Frühlingsregen tief in die Herzen drang.

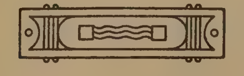
Ein Wort verschwieg er, die Krone, die hat er nie genannt,
Und doch ging vom Königssohne eine Sage durchs Land . . .

Bis aus des Volkes Menge es rief beim Abendrot:
König Olaf der Strenge, unser König ist tot!
Wollte sterbend sprechen noch ein letztes Wort,
Doch sein Aug' mußte brechen, und die Seele flog fort.
Als man ihn trug zur Erde, keine Träne floß,
Die zur Kunde ihm werde, daß er Liebe genoß,
Denn seit jener Stunde, da den Fluch er sprach,
Schlug er Wunde für Wunde, wurde sein Zepter Schmach.
Einer nur leisen Ganges kam, und mit wehem Ton
Nächtens zum Schlosse klang es . . . Sigurd, der Königssohn.

Den rief am Maientage jauchzend das Volk zum Strand,
Daß er die Krone trage als König von Helgoland:
Denn wer enterbt der Krone, jubeln kann vor Glück,
Steige zum heiligen Throne, bringe die Liebe zurück.
Was er in Liebe gesungen vom Glück so tief und rein,
Hat uns wie Hoffen geklungen, nun soll Erfüllung es sein!

Sinnend schreitet zum Throne Sigurd auf Runedal,
Krönt mit der goldenen Krone sich und sein Gemahl:
„Liebe mein Zepter ich nenne," lächelnd zum Volk er spricht,
„Weil ich die Liebe kenne, sei sie mir Königspflicht!"

„Volk, aus glücklicher Schmiede kommt deine Königin,
Volk, mit dir sei der Friede, solang ich König bin.
Selig will ich dir zeigen hier mein Angebind,
Dir und mir sei's zum Eigen . . . Volk, sieh dein Königskind!
Aufloht die sinkende Flamme: Golden und purpurn und weiß
Sproßt am alten Stamme wieder ein junges Reis."





Adam Trabert.

Von Richard von Kralik.

Wenn ich ein Maler wäre, so könnte es mich reizen, das rosige, gesundheitstrotzende Gesicht des Siebenundachtzigjährigen im Rahmen des schneeweißen Bart- und Haupthaares auf die Leinwand zu bringen. Aber auch dem Schriftsteller bietet Adam Trabert ein nicht minder dankbares koloristisches Problem. Ganz so wie bei Josef Görres, unserem Bannerträger, bildet sein männlicher Charakter einen harmonischen Kontrast von blutfrischem Rot und fleckenlosem Weiß, von unbeugsamem, kampfbereitem Eifern für Recht und Freiheit und demütigster Unterordnung unter die allein feststehenden Ideale unseres Lebens. Die glühendste Leidenschaft des Kämpfers für alles Gute verbindet er mit der unbedingtesten Ergebenheit für seinen Herrn und Gott, wie für seine Mutter, die Kirche. Und das ist, wie mir scheint, auch die einzig richtige Farbenmischung; die Treue, die deutsche Treue, ist das Band, das beide Farben verbindet und eint.

Noch in einer anderen Beziehung vereinigt der alte Jüngling zwei sonst scharf auseinanderfallende Seiten des Lebens: die tätige und die ästhetisch beschauliche Seite. Für jede dieser Seiten stellt er aber einen ganzen Mann, keinen halben. Der einen, der tätigen Seite zu folgen, verzichte ich hier; ich wäre es auch nicht imstande. Da soll er lieber selber reden und die Schleußen seiner Erinnerungen auftun. Wenn man das Vergnügen gehabt hat, ihn von seinen hessischen Erlebnissen im Parlament und in der Festung plaudern zu hören, dann kann man nur hoffen, daß er uns einst seine Memorabilien nicht vorenthalten werde. Nur Eines will ich über ihn als Mann der Tat sagen: er gehört zu jenen wenigen, zu jenen einzigen Menschen, denen die Politik den Charakter nicht verdorben hat. Brauche ich dafür einen anderen Beweis anzuführen, als daß er das Schicksal aller ähnlichen Geister teilt: die schließliche Vereinsamung?

Daß ihn diese Vereinsamung auch auf dem anderen Gebiete seines Wirkens, dem poetischen, getroffen hat, das darf auch nicht

wundernehmen. Denn auch zur breiteren Wirkung der Kunst gehört eine Art von Politik, die nicht eines jeden Sache ist. Der Künstler, der anerkannt sein will, muß nicht nur Künstler sein, sondern auch Geschäftsmann, Händler, Spekulant, Ausrufer, Vermittler 2c., ja, er muß mindestens die Hälfte seiner Energie und Zeit diesem Geschäftszweige widmen. Mit Recht haben darum G. Freytag und W. Scherer in ihren poetischen Anleitungen auch diese Seite der Ästhetik berührt. Aber ach, mein lieber Trabert, wir werden in dieser Beziehung halt immer etwas rückständig bleiben! Ja, ich klage mich ernstlich an, daß ich dich bisher noch nie öffentlich so gelobt habe, wie es mir mein Herz gebot. Aber warum hab ich's versäumt? Vielleicht aus Furcht, daß du mich dafür wieder lobst und wir bei den ehrlichen Menschen in den Verdacht der unredlichen Kameraderei kommen! Hinweg mit dieser Feigheit! Ich will von nun an nur meinem Herzen und meiner Pflicht folgen.

Wenn ich also mit der Ehrlichkeit eines Geschwornen über meine ästhetischen Eindrücke urteilen soll, so muß ich vor allem den Dramatiker vom Lyriker trennen. Trabert hat zwei Bühnengedichte veröffentlicht.[1]) Beide sind in großem Stil gehalten, und mich zieht an jenem besonders ein romantischer Zug an, der hauptsächlich in der Gestalt des alten Zauberers und Sängers Klingsor zum Ausdrucke kommt, in diesem der Gedanke, die Handlung durch ein derbrealistisches Höllenparlament einzuleiten. Aber die volle Persönlichkeit des Dichters finde ich doch nicht hier, auch nicht seine volle Kunst, vielleicht deshalb, weil Trabert durch die Ungunst der Zeit von der praktischen Bühne ausgeschlossen blieb, weil seine Stücke nur die vorläufigen Talentproben eines aussichtslosen Idealisten bedeuten. Er kann sich unmöglich auf der Bühne, wie sie jetzt nun leider einmal ist, zu Hause fühlen. Das kann keiner von uns.

Ganz zu Hause ist er vielmehr im Gebiet der Lyrik.[2]) Und dies Gebiet ist kein beschränktes, es umfaßt die objektive, epische Ballade ebenso wie das allerpersönlichste Momentbild, den Naturselbstdruck des dichterischen Gemütes. Aber so reich seine ganze Tonleiter, sein Farbenkasten ist, er experimentiert und kokettiert

---

[1]) Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Schauspiel in 5 Akten. 2. Auflage. Wien, Verlag des Kathol. Schulvereins. — Kaiser Julian der Abtrünnige. Dramatisches Gedicht. Wien, Verlag Austria.

[2]) Gedichte von Trabert: Schwertlieder eines Friedsamen. 150 S. Mk. 1.—. Ein Menschenleben. 148 S. Mk. 1.—. Tröst' Einsamkeit. 189 S. Mk. 1. 50. Die 3 Bändchen zusammen Mk. 2.—. Verlag F. Alber, Ravensburg.

nicht mit zweifelhaften, unwahren und unechten Abarten der lyrischen Gattung, nein, wenn ich ein Musterbeispiel für das geben sollte, was ich im reinsten, vollsten und echtesten Sinne für lyrisch erachte, nach den strengsten und höchsten Gesetzen der Kunst, so wüßte ich nichts Treffenderes anzuführen als die drei Bändchen, die 1888—1889 als „Deutsche Gedichte aus Österreich" erschienen sind. Es mag vielleicht gefeiltere und geputztere Lyriker geben, was aber jene Ursprünglichkeit betrifft, mit der sich eine volle und reiche Persönlichkeit in ungebrochenem und einheitlichem Strome ergießt, sich selber und seine Überzeugung voll ausleben läßt, so wüßte ich meinem Dichter wohl alle antiken und mittelalterlichen Kollegen an die Seite zu setzen, aber nur wenige moderne. Gewiß ganz naiv und ohne nachahmen zu wollen, gibt Trabert uns und unserem Kulturkreis, unserer Zeit eben das, was die Alten ihren größeren oder kleineren Kreisen gaben, nämlich sich selber und ihre persönliche ungeschminkte Stellung zur Zeit, zu ihrer Politik, zu ihrem Volk, zu seiner Geschichte, seinem Glauben.

Trabert ist Österreicher, nicht durch Geburt, sondern durch Wahl, und zwar nicht durch zufällige Wahl, sondern aus politischer Überzeugung. Als Herold dieser Überzeugung tritt er vor ganz Österreich hin. In dem ersten Teil seiner Gedichte, den „Schwertliedern eines Friedsamen", beschwört er zu diesem Zweck die Vergangenheit. Er ruft die Toten auf, sie sollen ihm segnend das Geleite geben, sie sollen ihre Heldengräber öffnen und ihm helfen, für die deutsche Sendung Österreichs zu zeugen. Mit Recht sieht er diese Sendung in der Türkenzeit begründet, im Vorkampfe der christlichen Ostmark gegen den Ansturm des Islam, in jenem Kampfe, der auch die mehr als nationale Bedeutung des deutschen Kaisertums zur Geltung brachte. Köstlich kommt das in seinem Studentenlied zum Ausdruck:

Sagt, ihr Bratschen, sprecht, ihr Geigen,
Warum heute denn so stumm?
Macht euch gar so traurig schweigen
Kara Mustafas Gebrumm?

— — — — — — — — — —

Mit gespalt'nem Schädelknochen
Liegt hier einer kalt und schwer;
Ungern hat er deutsch gesprochen,
Böhmisch spricht er jetzt nicht mehr.

Keiner hier in unserm Kreise
Kämpfte braver doch für Wien;
Brüder, sprecht zur Himmelsreise
Drum ein „Otce nas“ (Vater unser) für ihn.

So sind alle diese historischen Balladen voll aktuellen Lebens, keine Virtuosenkünste. Wie symbolistisch im besten Sinn ist jenes „Kinderspiel“ aus der Türkenzeit:

Am Kohlmarkt saßen bei Lehm und Sand
Zwei Knaben im frohen Spiele;
Sie schnitten sich Stäbchen mit emsiger Hand
Und setzten ins Gräblein die Mühle.

Dann schleppten sie flink des Wassers herbei
Und füllten geschäftig den Graben.
Da fällt die Bombe. Ein banger Schrei
Gellt rings: O weh den Knaben!

Die aber schreckte nicht der Schreck;
Sie lachten aus Herzensgrunde,
Dann liefen sie beide zur Bombe keck
Und löschten mit Wasser die Lunte.

Und als erloschen die Lunte war,
Da gingen sie wieder zum Spiele;
Und schöpften Wasser vom Brünnlein klar
Und ließen sich drehen die Mühle.

Ein volles Sinnbild des Lebens, besonders des allzu sorglosen Wiener Lebens!

Ganz aktuell stellt sich auch der Dichter in den Eugen-Liedern:

Vor deinem Bilde neig' ich
Die Laute, Prinz Eugen!
Zu deinem Ruhme schweig' ich;
Was sollt' auch ihr Getön?

— — — — — — — — —

Dräut Unheil jetzt, so tret' ich
Zu dir, dich anzusehn,
Und feuchten Auges bet' ich:
Noch einen, Herr, wie den!

Ebenso rüstig und lebendig besingt unser Dichter die Gelbschnäbel von Kolin, Hadiks Zug nach Berlin und ähnliche Dinge,

die die Österreicher aus Rücksicht für ihre einstigen Gegner zu vergessen suchen. Dem Sieger von Aspern, dem Helden von Leipzig und dem Vater Radetzky baut er auch ein Denkmal, ich will nicht übertreibend sagen, dauernder als Erz, auch will ich nicht leugnen, daß es möglich wäre, den Ausdruck, das Bild manchmal virtuoser zu prägen; aber so im Zusammenhang des Ganzen, und das ist ja die Hauptsache, sind die Helden der österreichischen Geschichte nie verständnisvoller aufgefaßt worden, als Träger einer Mission, die noch immer fortdauert. Und dabei doch welche echt poetischen Bilder! So, wenn der Dichter am Tage vom Custozza die Vision hat:

Vor der Burg ist mir's geschehen,
Daß ich damals konnte sehen,
Wie das Standbild Karls sich rührt.
Dreimal tät's die Fahne schwenken,
Dreimal sie zur Erde senken,
Wie man Siegern salutiert.

Aber wohin käme ich, wenn ich mich nicht losreißen wollte von all dem, was mich auch in den folgenden Zeitgedichten aus den siebziger und achtziger Jahren lockt, zu verweilen. Ich wiederhole nur noch einmal: das ist die richtige Art, wie der Lyriker sich zu seiner Zeit zu stellen hat. So hat der alte Solon, so Walther von der Vogelweide, so die Troubadours, so noch Klopstock in seinen Oden, so zuletzt Grillparzer sein Wort erhoben, alle in ihrer Weise, Trabert in der seinen. Hören wir nur noch sein Schlußwort:

Und soll ich euch singen mein Frühlingslied?
Mir klingt's aus dem Stern, der da droben zieht,
Mir säuselt's im Flüstern der Frühlingsnacht,
Mir tönt's aus dem Sturme, der dröhnend erwacht,
Mir braust's in dem Herzen dem Strome gleich:
Hoch Österreich!

„Ein Menschenleben“ bietet der Dichter im zweiten Teile seiner Sammlung. Es sind subjektive Töne, der Liebe und Trauer, die hier angeschlagen werden:

Manchen, der mich anders kannte,
Mag befremden dieser Ton,
Aber wo die Lava brannte,
Blüht nicht auch die Rebe schon?

Es ist lauter Wahres, Erlebtes und Erfühltes, Echtes und Tüchtiges, was hier in kräftiger, gerader, einfacher und treuer Weise zur Aussprache kommt. Und so ist es recht. Die Lyrik ist das Gebiet der Realistik, sie soll nur tatsächliche Erfahrung geben, sie soll nur formen und bilden, nicht erfinden und erlügen, wie der Romanschreiber.

Lieben kann unser Trabert trotz dem verliebtesten Minnesänger. Ich lasse ihn nur so einige Liedanfänge trällern, mehr nicht, sonst könnte man's übelnehmen:

Welchen Boten send' ich aus,
Mir mein Lieb zu grüßen? —

Am Weg zur Liebsten steck' ich mir
Ein Röslein auf den Hut;
So komm' ich wie der Lenz zu ihr,
Umstrahlt von Rosenglut. —

In den Grübchen deiner Wangen
Lachen Engel, holdes Kind! —

Aber der Minnesänger wird zum Flitterwochenehegemahl und muß bald Wiegenlieder für seine Kinder dichten. Sein Gesang übertönt alles Leidige:

Es mag dann kommen, was da will;
Frau Sorge singe noch so schrill. —

Aber nicht nur seine Liebe besingt der Dichter, auch die Freiheit, die schönste aller Bräute; ihr hat er sich einst in Sturm und Drang zugewandt, bald freilich von den Orgien seiner Kameraden angewidert. Er läßt uns so den Verfassungskampf in Hessen 1850, seine ungerechte Verurteilung, seine endliche Rehabilitierung mit erleben, er erhebt uns zu edlen Regungen des Verzeihens, der Klärung:

Ihr Worte des Zornes, o seid verweht!

Und:

Wir waren schuldig hüben, drüben.

Die Entscheidung von 1866 treibt ihn aus seinem Vaterlande, aus Kurhessen.

Das Schicksal ist gekommen:
Alldeutschlands Bund zerbrach
Und zog in seinem Falle
Auch dich, mein Hessen, nach.

Da bleibt mein Trost der Stecken,
Auf dem ich ritt als Kind.
Nun denn, so will ich wandern
Mit ihm in Sturm und Wind.

— — — — — — — — — —

Nun fort, mein Stecken, weiter!
Das Schicksal schreitet mit;
So glücklich werd' ich nimmer,
Wie einst ich auf dir ritt.

Der Großdeutsche wird nun auch ein Großösterreicher. Das ist sein Programm:

Mit Östreichs Feinden kühn mich schlagen,
Mit Tschechen und Polen mich gern vertragen,
Mit Ungarn stehn fürs ganze Reich
Und für das Recht der Völker zugleich;
Will's Gott, auch mit den Deutschen draußen
Die frechen Brecher des Friedens zausen —
Das nenn' ich ein Sprüchlein von gutem Klang;
Gott laß es gelten mein Leben lang.

Er weiß es gar gut, woran die Österreicher kranken:

Sie schelten als sauer zum Magenrühren
Die Traube, die köstlich reift daheim;
Die Beeren, die draußen den Dornbusch zieren,
Sind ihnen süßer als Honigseim;
Ja, finden sie Kot dort hinter den Hecken,
So glauben sie lautres Gold zu entdecken!
Und dichtet ein Lügner zu Österreichs Schmach,
So betet's ihr gläubiger Eifer nach.

Aber „trotz alledem“ singt er:

Mir ruht in jeder Herzensfalte
Ein Stück von dir, o Österreich!
Und wenn ich dich als mein behalte,
So ist mir alles andre gleich.

Das Bedeutsamste in der Entwicklung Traberts scheint mir aber zu sein, daß ihn ebenso wie einst Görres und manche Romantiker erst das Leben mit notwendiger Konsequenz zum lange vernachlässigten Glauben zurückführte. Er, der die Freiheitsfahne geschwungen, der die Rechtsstandarte hochgehalten, steht

noch auf dem alten Standpunkt, nur hat er im großen weltgeschichtlichen Prozeß, der ihn selber arg genug mitgenommen, die Kirche als den alleinigen Hort von Freiheit und Recht erkannt; das drückt er meisterhaft in den „Kanossa“ überschriebenen Sonetten aus. Es schmerzt mich, daß ich sie nicht alle hier mitteilen kann. Aber wer mein Freund bleiben will, der soll sie im Buche nachlesen, bedenken und anderen vorlesen.

Die letzte Sammlung, „Tröst-Einsamkeit“, ergänzt die beiden früheren nach mancher Seite:

Mein stilles Haus am Grabesrand,
Tröst-Einsamkeit, so sei's genannt.
Tröst-Einsamkeit! Hier tretet ein,
Ihr letzten Tage, die noch mein.

Mein Leben war ein Waffengang
Mehr als ein halb Jahrhundert lang.
Ich hab' gesorgt, gekämpft, gewacht
Und selten auch an mich gedacht.

Bin ich deshalb so ganz allein;
Nur mein Erinnern ist noch mein;
Ihr aber, meine Lieder, seid
Mein Trost in allem Erdenleid.

Die Lyra des Dichters begleitet immerfort lebendig die Ereignisse des Tages und gibt ihnen Tiefe und Bedeutung.

Es ist darum kein Wunder, wenn unser rüstiger Wanderer endlich einmal etwas „müde“ wird, wie er in einem seiner allerschönsten Lieder singt:

Gewandert bin ich so viel und weit;
Doch nun, ich fühl's, ist Schlafenszeit.
Dem Geiste wird das Denken schwer,
Auch ihn hat all sein Hin und Her
Schon müd gemacht.

Der Schlummer kommt, als wär's ein Schwan
Und trüge sanft mich himmelan.
Ich möchte so zu Gott einst gehn;
Wie wäre da der Tod so schön.
O Welt, gut' Nacht!

Doch hab' ich vieles noch zu tun,
Drum segne, Gott, mein kurzes Ruhn;
Laß mir des Schaffens Freudigkeit,
Die mir des Lebens Lust und Leid
So lieb gemacht.

Nein, er ermüdet doch nicht. Gleich erschwingt er sich wieder zu einem Dithyrambus „Am Ufer der Adria“, der Zeugin der Siege von Lepanto und Lissa:

Ich greif' in deine demantne Flut,
Als könnt' ich mit Himmelsgewalten,
Den Landen des Kaisers zu treuer Hut,
Auf ewig dich fassen und halten.
Die Krone der Weltherrschaft ruht
In dieser Flut.

Nicht eben erhebend ist sein Fazit des Weltgetriebes:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“,
Ich glaub' es nicht.
Denn mit dem Guten geht in seine Gruft
Auch mancher Schuft,
Der sein Geraubtes durfte mehren
Und froh verzehren.
Am Grabstein aber steht zu lesen,
Er sei ein Edler und geliebt gewesen.

Der Dichter hat eben gar zu viel Übles gesehen und erfahren:

Und soll ich dir sagen, mein guter Freund,
Was mir der Übel größtes scheint?
Schulmeisterlein, das sich als Leuchte der Welt
Für klüger als seinen Pfarrer hält,
Und Pfäfflein, das des Glaubens bar
Doch steht im Amt am Hochaltar.

Er weiß, welches „Trifolium“ die Welt regiert:

Es ist uralte Regel
Und regt mir oft den Zorn:
Der Dummkopf und der Flegel
Stehn aller Orten vorn.
Oft hat sich zu den zweien
Der Gauner auch gesellt,
Dann rufen sie zu dreien:
So soll sich drehn die Welt!

Aber trotzdem läßt sich der Sänger die Lust nicht vergällen, noch manches saftige Trinklied und Minnelied anzustimmen oder am liebsten ein kräftiges Streitlied:

Himmel, gib mir Fröhlichkeit,
Daß ich lustig singe,
Oder auch ein neues Leid,
Daß ich mit ihm ringe.
Nicht ein feig erschlichnes Glück,
Kampf ist's, was ich wähle.
Kühn zur Sonne strebt der Blick
Einer freien Seele.

Kräftig richtet er seine „Absagen" nach links und nach rechts, scheut sich nicht, den „Bestgehaßten" sich zur Seite zu stellen; sein „fröhliches Gemüt" ist in aller politischen und literarischen Vereinsamung nicht umzubringen, er hat ja seine Sach' nicht auf die Welt gestellt, auch nicht auf „nichts", sondern auf einen Grund, der ihm jede andere Stütze entbehrlich scheinen läßt.

Auch Gott, den noch kein Auge sah,
War doch von allem Anfang da
Und bleibt auch nach dem Ende.
Das Leben und der Tod ist sein,
Und was er mir verlieh als mein,
Ich leg's in seine Hände.

So, das ist wieder unser ganzer Dichter, echt und gerade, ohne Duckmäuserei, wie ohne Schwulst und Überstiegenheit auch seinem Herrgott gegenüber, auch hier ein frischer, freier, froher und frommer, deutscher Christenmensch.

Wenn ich zum Schlusse Adam Trabert recht charakteristisch kassifizieren und in die Literaturgeschichte einreihen soll, so möchte ich ihn unter unseren Zeitgenossen einem aus der gegnerischen Schule vergleichen und gegenüberstellen, nämlich dem wohlbekannten Detlev v. Liliencron, dem größten Talent der modernen Schule. Liliencron hat wie Trabert erst spät publiziert, ist erst spät berühmt worden. Populär in gewissem Sinn wurde er erst durch eine beispiellose Anstrengung der ganzen modernen Genossenschaft. Er ist nur eben ein klassisches Beispiel dafür, wie schwer auch das echte Verdienst durchdringen kann. Ohne Mithilfe niemals. Erst ein Vierteljahrhundert nach 1870 haben die Deutschen in Liliencron den eigentlichen „Homer" dieses weltgeschichtlichen Ereignisses zu erkennen geglaubt. Trabert aber wird einst, das steht für mich fest, als der berufene „Tyrtäus" der noch viel dramatischeren Katastrophe von 1866 erkannt werden müssen. Die ganze Bedeutung des Deutschen Bundes gegenüber dem alten heiligen Reich, die Schuld der Revolutionen in diesem Bunde, vor allem der politische

Fehler, die tragische Schuld von 1864, die sich dann sogleich an Österreich rächte, die bis auf den heutigen Tag währenden, noch ungelösten Folgen einer der schicksalschwersten Entscheidungen, all das hat an Trabert nicht nur einen tiefverständigen Richter, einen Seher, sondern auch einen das rechte Wort treffenden Herold gefunden.

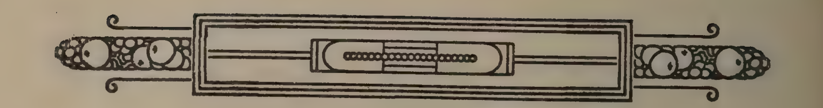
Es ist von prophetischer Bedeutsamkeit, daß dieser Dichter der Tragik deutscher Einheit kein Österreicher und kein Preuße, sondern ein gleichsam vaterlandsloser Kurhesse sein mußte. Ich weiß, daß ich hiemit dem Namen Traberts eine Bedeutung gebe, die ihm nicht einmal bei seinen nächsten Gesinnungsgenossen wird, nicht bei Österreichern, nicht bei Katholiken. Aber das irrt mich nicht, denn ich weiß, daß diese Anerkennung erst dann eintreten kann, wenn sich die politischen Anschauungen über jene Katastrophe von Grund aus geklärt haben werden! Das ist aber im gegenwärtigen Zustand mangelnden Gleichgewichtes, bewaffneten Friedens, ungelöster Probleme ganz und gar unmöglich, wenigstens bei den Massen. Einzelne mögen sich wohl schon zu freierer Ansicht durchringen. Jedenfalls werden unsere deutschen Brüder diese gute Art von „alldeutscher" Gesinnung unserem Sänger nicht übelnehmen.

Ebenso stehen die Aussichten für rasche Anerkennung auf rein ästhetischem Gebiete; denn der Politik des Erfolges steht heute auch eine Ästhetik des Erfolges zur Seite. Ein großer Teil des deutschen Volkes, wozu vor allem die Katholiken gehören, hat sich nach diesem Grundsatze einreden lassen, daß er rückständig und inferior sei, weil er einfach versäumt hat, sich den äußeren Erfolg zu sichern. Nervös gemacht durch das Siegesgeschrei des Gegners, wirft diese Schar ihre eigenen Waffen weg und vollendet die vermeintliche Niederlage durch Selbstmord und gegenseitiges Gemetzel, ungefähr so, wie man von den Zimbern und Teutonen erzählt. Aber seien wir gerecht! Trabert kann entschieden nicht so viel wie die Modernen, was die Technik, die Mache betrifft. Er kann nicht zugleich vierfach gereimte Sizilianen deklamieren, während er eine brennende Petroleumlampe auf der Nase balancieren und acht Messingbälle in der Luft umwirbeln läßt. Der Demokrat Trabert hat sich nicht wie der altadelige Freiherr dazu hergegeben, Leiter eines Überbrettels zu werden, um so den Erfolg aufs höchste zu steigern. Er hat nicht die Modedichter anzusingen verstanden, um von ihnen mit in den Parnaß gehoben zu werden; er hat sich nirgends vor denen gebeugt, die ihn allenfalls zu poli-

tischen Zwecken fördern konnten. Ja, es ist auch war, daß Liliencron und seine Genossen die Sprache, den Vers, das Bild unbedingter meistern, schärfer prägen, fleißiger feilen. Aber man darf nicht jedes von jedem verlangen. Bei jenen Modernen ist die Sprache, der Vers, das Bild Selbstzweck, bei Trabert nur Mittel zu höherem Zweck; er will und darf eben nicht im Mittel stecken bleiben, er darf nicht die Dienerschar, und wenn es auch Edelknappen wären, zu Herren machen. Seine Kunst ist die vornehmere, die echtere, die richtigere. Auch als historischer Dichter des Jahres 1870 ist Liliencron im Äußerlichen stecken geblieben, freilich aus Prinzip. Die moderne Kunst will ja nur Nervenreize wiedergeben; das tut sie mit großer Virtuosität und artistischer Pikanterie. Man hört es zur Abwechslung einmal gerne. Aber ich zweifle, ob die Wirkung anhalten wird.

Wertvoller und weniger modisch scheint mir die Weise Traberts. Wahr ist auch und zuzugeben, daß nicht jedes Gedicht bei ihm vollendet ist, daß der Reim, der Vers, der Ausdruck oft widerwillig zum Dienst gezwungen wird. Aber das kommt wohl bei jenen Bewunderten nicht vor? Welche Sinnlosigkeiten, welche Reimzwänge, welche Bilderfratzen sind ihnen nicht schon entschlüpft! Ich werfe es ihnen nicht vor, denn ich halte mich ans Positive und Starke, nicht ans Negative und Schwache bei Freund wie bei Feind. Ich will nicht den kritischen Chor der quakenden Schar im Froschpfuhl vermehren. Ich will vielmehr dazu beitragen, daß unsere Meister nicht allzu lange verkannt werden. Darum mögen denn jene dort ihres Ruhmes ungekränkt genießen.

Du, mein Trabert, bedarfst des Ruhmes freilich nicht, dir leuchten ewigere Sterne. Aber *wir* brauchen dich und deine endliche Anerkennung. Du hast nur deinem Gewissen gehorcht. Auch uns schlägt das Gewissen, daß wir dich, unseren edlen Meister, so lang übersehen und verräterisch und treulos nach fremden Meistern geschielt haben. Du bist glücklich, du hast deine Sache geleistet. Du hast dein Pfund nicht vergraben. Wir empfangen es mit reichem Wucher von dir. Es ist nun an uns, dafür zu sorgen, daß es unsere Freunde nicht zernagen, unsere Feinde nicht stehlen, sondern daß es erhalten bleibe als ein Schmuck- und Eckstein jener deutschen, volkstümlichen, christlichen, allumfassenden Kultur, die wir zwar noch nicht haben, an deren Bau wir aber unermüdet weiterarbeiten wollen.



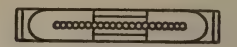
Und das wird immer so sein!

Wir haben uns nie ein Wörtchen gesagt
Von Liebe hier oder dort,
Und wissen doch beide, Gott sei's geklagt,
Die Botschaft auch ohne Wort!

Wir haben uns nie mit Flüstern bestellt
Zu stillem Beisammensein —
Wir finden uns doch in der weiten Welt
Allüberall ganz allein.

Wir haben uns nie die Hände gedrückt
Oder gar uns geküßt — o nein!
Doch Seele an Seele steht bräutlich geschmückt,
Und das wird immer so sein!

Franz Eichert.



Zur Biographie von Zacharias Werner.

Dr. phil. E. Reinhard, Münster i. W.

Wenn es jemals eine Epoche in unserer Literaturgeschichte gegeben hat, welche reich war an poetischen Charakterköpfen, so ist es die Romantik des beginnenden 19. Jahrhunderts gewesen.

Man braucht sich nur der Namen eines Friedrich Schlegel, eines Klemens Brentano, eines Novalis zu erinnern, um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen. Das Interessante ihrer Entwicklung liegt wesentlich darin, daß ein Kulminationspunkt ihr Leben in zwei Teile scheidet, von denen der eine gleichsam den Tag, der andere die Nacht als Vergleichsmoment beanspruchen darf. Bei Schlegel ist diese Umwandlung in der Konversion, bei Brentano in der Renaissance des inneren Lebens und bei Novalis in der rein literarischen Wandlung zu suchen.

Gewissermaßen eine Vereinigung dieser drei Motive bei der Umgestaltung des Lebenslaufes findet sich in der Entwicklungsgeschichte des „mystischen Liebesjüngers" Zacharias Werner.

Nach harten Kämpfen ist er im Hafen des Katholizismus gelandet, in stetem Ringen hat er eine ernste Lebensauffassung erstrebt, und durch die Schriften seiner letzten Lebenszeit hat er versucht, die Erzeugnisse seines früheren Dichtens zu verdrängen.

Was uns hier interessieren möge, ist die Kritik seines moralischen Lebens, wie es durch die Konversion umgestaltet worden ist.

Die objektive Betrachtung des Lebenslaufes von Zacharias Werner stellt fest, und zwar auf Grund von Werners eigenhändigen Tagebuchnotizen[1]), daß vor der Konversion ein wüstes Gemisch von Gemeinheit und religiöser Schwärmerei die Lebenstage des Romantikers erfüllt. Schmutzige Laster der niedrigsten Art enthüllt der Dichter mit überraschendster Ruhe, ähnlich den Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts; dazwischen drängen sich wiederum Ausbrüche eines nach innerlicher Reinheit und Festigkeit sich sehnenden Herzens, welche den fühlenden Leser wohl mitleidig stimmen können; eine Stelle aus dem Tagebuche vom 10. Juni 1809[2]) möge zur Probe hier einen Platz finden; der Dichter schrieb sie in Rudolstadt bei Gelegenheit des freundlichen Empfanges in einer gastlichen Familie. „Ich bin all der Güte nicht wert“, gesteht er und bricht dann in die Klage aus: „Ach, könnte ich in diesem Paradiese leben, aber ich Unsteter kann es nicht!“ In demselben Abschnitte (29. Juni)[3]) spricht er beim Anblicke eines Gemäldes des hl. Franz Xaver „von diesem mich so beschämenden Bilde des Märtyrers, der so viel litt und tat, und ich so wenig“ — diese und viele andere Stellen beweisen, daß die Sehnsucht nach einem besseren Leben in ihm nicht erstorben war.

Aber noch fehlte ihm die Kraft, das Joch des Lasters abzuschütteln; zwar mehren sich gegen 1810 schon die Stellen, die besagen, wie Werner in der katholischen Religion Trost sucht; so betet er andächtig im Kölner Dom (29. Juni)[4]), er wohnt der hl. Messe bei (Godesberg, 9. Juli)[5]), auf der Reise durch Frankreich besucht er die Kirchen und widmet sich dem Gebete und stiller Andacht[6]); freilich vermochten diese sporadischen Frömmigkeitsäußerungen einen vollständigen Bruch mit der traurigen Vergangenheit nicht herbeizuführen; dazu fehlte ihm die Gnade Gottes, wie sie am lautersten und bezwingendsten in den Sakramenten der katholischen Kirche fließt.

Am 19. April 1810 endlich nahm der große Allerbarmer die Last der inneren Not von dem Dichter; er nahm ihn in den Schoß

---

[1]) Sie sind beigegeben Zacharias Werners Biographie von Prof. Dr. Schütz, in den „Gesammelten Werken Werners“, Bd. XIV, S. 1 ff. Grimma 1841. Im ersten Teile des Bandes die Biographie von Schütz, auf die hier Bezug genommen wird.

[2]) Schütz (Beilage): a. a. O. S. 158.

[3]) Schütz (Beilage): a. a. O. S. 167.

[4]) Schütz (Beilage): a. a. O. S. 168.

[5]) Schütz (Beilage): a. a. O. S. 185.

[6]) Schütz (Beilage): a. a. O. I. S. 193.

der Kirche auf; eine geistige Wiederholung des Vorganges ereignete sich, als Werner wenige Zeit später (5. Mai 1810) in Neapel das bekannte Wunder des Flüssigwerdens des Blutes des hl. Januarius miterlebte; er schreibt darüber:

„. . . ich war tief ergriffen; das Volksgedränge, das wilde, immer zunehmende Geschrei, einige vorhergegangene Gespräche mit Schlosser, worin er mich über meinen Glauben verwirrt machte, alles drang auf mich ein, und ich betete in der unbeschreiblichsten Angst meines Herzens, daß das Wunder geschehen möge. Umsonst! Endlich, fast einer Ohnmacht nahe, betete ich mit noch tieferer Inbrunst: „Gott, wenn ich durch deinen Geist getrieben an diesem grünen Donnerstage den größten und entscheidendsten Schritt meines Lebens tat, wenn wirklich dieser Glaube der einzige alleinseligmachende ist, so gib mir durch Flüssigwerden des Blutes deines Heiligen davon ein untrügliches Zeichen und ende die Angst und Zweifel meiner Seele, gib mir ein Zeichen, daß ich recht getan habe!“ Kaum hatte ich das gebetet, so — Dank sei dir, ewig allwaltende, mit unsern kindlichen Unarten barmherzige Gnade — so in demselben Augenblicke fast schrien Priester und Volk auf: Das Blut fließt! Jubelnd fing die Musik an, alles jauchzte vor Freude, und ich, ich war außer mir vor Entzücken, denn mir war es gewiß ein Wunder. Ich küßte Schlossern, mit dem ich bis dahin und hinterher leider Gottes nicht gut stand, heimlich, und er drückte mir die Hand. Ich werde diesen Moment des Wunders, womit Gott mich begnadigt, nie vergessen[1].“

Wer möchte sich bei dieser Lektüre der Rührung erwehren, wenn man so deutlich den Pulsschlag göttlicher Liebe verspürt!

Überhaupt weht seit der Konversion Werners ein anderer Hauch durch das Tagebuch; Gebet, Bibellesen, Meditation usw. eröffnet und beschließt das Tagewerk, ein guter Teil des übrigen Tages ist dem Studium der Theologie gewidmet, welches Werner unter Leitung Ostinis[2]) in Rom begann und privatim mit ihm vollendete.

1814 finden wir den unsteten Erdenpilger im Priesterseminar zu Aschaffenburg, in das ihm die Gunst des damaligen Fürstprimas von Dalberg Eintritt verschafft; ein glücklicher Zufall hat uns aus dieser Zeit einen Bericht aufbewahrt, welcher den Konvertiten schildert.

Graf Loeben war es, welcher ihn in Aschaffenburg aufsuchte und also an Eichendorff schrieb (22. August 1814)[3]:

Er (Werner) . . . . empfing mich mit der innigsten Liebe und Teilnahme. Ich habe ihn, auch besonders in seinem Äußern, würdiger und stiller gefunden als ehedem. Er ringt nach der Wahrheit und erkennt seine Mängel und seine sündige Reizbarkeit mit echt christ-

---

1) Schütz (Beilage): a. a. O. II, 62.

2) Don Pietro Ostini war Professor am Kollegium Romanum; er hatte Werner auch in die Kirche aufgenommen.

3) W. Kosch: Briefe und Dichtungen Eichendorffs. Köln 1906. S. 38.

licher Demut und Rücksichtslosigkeit, der es nur um das Eine zu tun ist, Gott nehme immer mehr jede leise Eitelkeit von ihm weg, denn es kann auch eine geistliche geben."

Ende August 1814 verließ Werner als Priester das Seminar; kein Mensch hätte in dem Neugeweihten den alten Wüstling erkannt, und nur die originelle, ja bizarre Art, seinem Glauben Ausdruck zu geben, mochten an den alten Werner erinnern.

Dies machte sich namentlich bemerkbar in seinem seelsorgerischen Auftreten in Wien, wohin er sich von Aschaffenburg aus wandte und das er bis zu seinem Tode 1823 nur auf kürzere Zeit mehr verlassen sollte.

Über seinen Verkehr mit dem seliggesprochenen Redemptoristenpater Klemens Maria Hofbauer, mit Friedrich Schlegel u. a. unterrichten uns zahlreiche Quellen. Alle bekunden, daß Werner als Prediger einen großen Zulauf hatte und allgemein beliebt war.

Sein Tod war ein für jeden Christen erbaulicher, und sein Testament [1]) atmet die höchste Liebe für seine Mitmenschen.

Sollte man nun nicht glauben, daß jeder Betrachter und noch weit mehr jeder Darsteller von Werners Leben von Hochachtung und Bewunderung für die katholische Kirche erfüllt werden müßte, die es vermochte, aus einem lasterhaften Menschen einen frommen Priester zu machen!

Aber nein! es gibt Menschen, die diese natürliche Folgerung nicht ziehen können!

Es sei davon abgesehen, die Entgleisungen von Schütz in der Biographie zu den ausgewählten Werken Werners hier zu charakterisieren, sie sind geringfügig im Vergleich zu denen, welche sich einer unserer bedeutendsten Literarhistoriker, Jakob Minor, Professor der Literaturgeschichte an der Universität Wien, hat zuschulden kommen lassen [2]).

Zunächst ist die Konversion Werners nicht durch die katholische Kirche hervorgerufen, denn „die katholische Kirche erweichte seinen Sinn, aber sie vermochte ihm nicht die Kraft zu geben, um sich seinem Sünden- und Lasterleben zu entziehen [3])"; die Ursache der Wandlung liegt vielmehr — man höre und staune! — in Werners Lektüre von Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften"!

Nun hat allerdings diese Lektüre auf Werner einen gewissen Einfluß ausgeübt; aber daraus eine solche umwälzende und insbesondere eine nachhaltigere Wirkung ableiten zu wollen, heißt doch jeder psychologischen Betrachtung Gewalt antun; und aus der katholisierenden Art Werners nicht eine notwendige Verbindungsbrücke zur Konversion zu schlagen, womit eine moralische Besserung und

[1]) Schütz (Beilage): a. a. O. II. 180 ff.
[2]) In der biographischen Einleitung in Kürschners Nationallit., Bd. 151.
[3]) Kürschner: a. a. O. S. 13.

Umwandlung schon gegeben ist, ist ebenfalls nur möglich, wenn man das Naheliegende nicht sehen will; so kommt es auch, daß bei Minor die Tatsachen unvermittelt nebeneinander stehen; ja es will fast scheinen, als wolle er die Konversion aus der Lektüre der „Wahlverwandtschaften“ herleiten, was wohl als psychologisches Kuriosum einer besonderen Untersuchung wert sein dürfte.

Von den Produktionen Werners nach seiner Konversion weiß Minor nur, daß sie „der sogenannten katholischen Literatur“ angehören, welche das Nationale durch das Römische ersetzt[1]).

Nach dieser „wissenschaftlichen“ Erkenntnis fühlt sich der Wiener Literarhistoriker einer weiteren Betrachtung über diese Dinge enthoben.

Das Stärkste leistet sich Minor aber da, wo er auf Werners Predigten in Wien zu sprechen kommt.

Es heißt da wörtlich:

„Als Prediger erregte er dort (in Wien) ungeheures Aufsehen ... und hatte einen unerhörten Zulauf. An drastischen Effekten ließ er es nicht fehlen, und schon seine Persönlichkeit brachte den Effekt auf die Kanzel mit; freilich jenen würdelosen, welcher sozusagen nur als Gegengift wirkt, aber in den Händen der katholischen Kirche zu allen Zeiten eine Macht gewesen ist. Durch vollständige Entwürdigung und Entheiligung seiner eigenen sündhaften Persönlichkeit und indem er an sich selbst gleichsam die Sezierung des schadhaften Kadavers vollführte, durch eine ungescheute und schamlose Herauskehrung seines wurmstichigen Innern gelang es ihm, die Seelen anderer für den Himmel zu gewinnen. Der Sünder, der in dem engsten Kämmerlein seines Hauses hätte sollen die Reuetränen fließen lassen, ging als einer der populärsten geistlichen Personen in den katholischen Kreisen von Wien aus und ein und wandelte als ein Heiliger durch die Straßen der Stadt“[2]).

Eine solche „Wissenschaft“ grenzt hart an das Pamphlet, und es ist bedauerlich und nicht gerade ruhmvoll für die deutsche Literaturgeschichtschreibung, daß sie solche Ergüsse unangefochten passieren läßt.

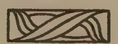
Es fällt gewiß niemandem ein, Werners Verirrungen vor seiner Konversion entschuldigen zu wollen — daran hat auch die katholische Kirche kein Interesse —, aber es muß im Sinne einer objektiv darstellenden Wissenschaft gefordert werden, daß die Untadeligkeit von Werners Leben nach seiner Konversion betont wird und daß nicht subjektive Gefühlsäußerungen das tatsächliche Bild verdunkeln, ganz abgesehen davon, daß eine gewisse wissenschaftliche Vornehmheit den Gebrauch von gewissen Worten verbietet.

Aus alledem geht wohl klar genug hervor, daß eine rechte Würdigung Werners erst zu erwarten ist, wenn ein katholischer

[1]) Kürschner: a. a. O. S. 14.

[2]) Kürschner: a. a. O. S. 14—15.

Literarhistoriker sich ans Werk macht, dem Romantiker sein Studium zu widmen. Ist es doch ähnlich Klemens Brentano ergangen, dem erst Diel und Kreiten ein angemessenes literarisches Denkmal gesetzt haben.



Jahves Schöpfermacht.

Psalm 103.

Metrisch übertragen von H. von Pier.

Jahve, dich benedeie meine Seele!
  Gewaltig groß bist du, Jahve, mein Gott!
Hast dich in Pracht und Herrlichkeit gekleidet,
  Und in ein strahlend Lichtgewand dich eingehüllt.
Den Himmel hast du wie ein Zeltdach ausgespannt,
  Und seine Hochgelasse decktest du mit Wassern.
Zu deinem Wagen machst du das Gewölk,
  Auf Windesfittichen fährst du einher.
Zu Boten schufst du dir die Stürme,
  Und Feuerflammen dir zu deinen Dienern.
Du gründetest die Erd' auf ihre Feste,
  Daß sie nicht wankt in alle Ewigkeit.
Urflut umgab sie rings wie ein Gewand.
  Bergspitzen überfluteten Gewässer,
Dein Drohwort ließest du erschallen, und sie flohen,
  Vor deines Donners Stimme bebten sie zurück —
So stiegen auf die Berge, senkten sich die Täler —
  Und nahmen ein den Ort, den du bestimmt.
Gebieterisch sprachst du ein Halt den Wasserwogen,
  Und nimmer soll Urflut die Erde decken.

* * *

Aufsprudeln läßt du Quellen in den Tälern,
  Daß zwischen Bergen sich die Bächlein schlängeln.
Da trinken alle Tiere des Gefildes,
  Waldesel harren scheu dort, sich zu letzen.
Darüber nisten Vögelein des Himmels,
  Aus Felsenklüften schmettern sie ihr Lied.
Aus höchsten Höhen tränkest du die Berge,
  Von deiner Werke Früchten sättigt sich die Erde.

Gras läßt du sprossen für das Vieh
Und Saatgefilde zu der Menschen Nahrung,
Um Brot hervorzubringen aus der Erde
Und Wein, das Herz des Menschen zu erfreuen,
Daß heiter, wie in Öles Glanz, sein Antlitz strahle,
Und daß ihm Lebenskraft das Brot verleihe.
Des Feldes Bäume sättigst du mit Regen,
Die Zedern Libanons, die du gepflanzt.
Sperlinge nisten dort,
Und über ihnen horstet, wie ein Fürst, der Storch.
Das Hochgebirg' ist der Gazellen Wohnung,
Das Felsgeklüft Schlupfwinkel für die Igel.

* * *

Den Mond hast du gemacht, die Zeit zu messen.
Die Sonne weiß die Stunde ihres Untergangs.
Die Finsternis senkst du herab, und es wird Nacht.
In ihr schweift alles Waldgetier umher.
Aufbrüllt nach Raub die junge Löwenbrut,
Von Gott für sich die Nahrung zu erheischen . . .
Da geht die Sonne auf: sie sammeln sich
Und strecken sich auf ihre Lager nieder. —
Nun geht der Mensch zu seiner Arbeit aus
Und bis zum Abend an sein Tagewerk. — —

* * *

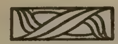
O wie gewaltig, Jahve, ist doch deine Schöpfung!
In Weisheit schufest du das ganze All,
Und jede Kreatur ist dein Besitz. —
Da ist das Meer, gewaltig, weitgestreckt mit seinen Armen,
Drin wimmeln Tiere ohne Zahl, kleine und große.
Seeungeheuer*) streifen hier vorbei, und dort den Drachen
Hast du gebildet, in der Flut zu spielen.
Sie alle harren dein,
Daß du sie nährest all zur rechten Zeit.
Du gibst, sie brauchen nur zu sammeln.
Du öffnest deine Hand, und alle finden reichlich Nahrung,

*) Das naves der Vulgata ist sowohl nach dem ganzen Inhalt des Psalmes wie nach dem Zusammenhang unmöglich. Entweder muß man mit Peters (Glauben und Wissen im 1. biblischen Schöpfungsbericht, Paderborn 1907, S. 76) einen Fehler des Masorethischen Textes annehmen oder das hebräische 'onijjoth (Schiffe) in übertragenem Sinne nehmen.

Schaust du nur weg, gleich packt sie Todesschrecken,
  Nimmst ihren Odem du, gleich sinken sie in Nichts,
  Kehren zurück zum Staub, von dem sie stammen.
Doch weht dein Schöpferhauch, so werden neue Kreaturen,
  Und neu gestaltet sich der Erde Antlitz. —

* * *

Lobpreis sei, Jahve, dir in Ewigkeit!
  Es freue Jahve seiner Schöpfung sich!
Er schaut die Erde an und macht sie beben,
  Berührt die Berge nur, und Rauch steigt auf.
All meine Tage will ich Jahve singen,
  Spielen vor meinem Gott, solang ich bin.
Mög' doch mein Sangeswort ihm wohlgefallen.
  Froh will ich sein in Jahve, meinem Herrn,
Die Sünden mögen von der Erde schwinden,
  Nichtwürd'ge nicht mehr sein. — —
Jahve, dich benedeie meine Seele!



Zwei Volksbücher.*)

Von Enrica von Handel-Mazzetti.

Zwei prächtige Buchgaben hat uns im Vorjahre der Verlag Kösel, der binnen kurzer Zeit in die erste Reihe nicht nur der katholischen, sondern der deutschen Verlagsanstalten überhaupt vorgerückt ist, beschert: einen Band mit Liedern (Wanderbüchlein) und ein Drama (Die liebe Not) von Karl Domanig.

Ich muß gestehen, mein Herz lacht jedesmal, wenn ich was von Domanig in die Hand nehme. Seine knorrige und doch gemütweiche Männlichkeit, sein echtes Tirolertum, das nicht Gebärde ist, sondern Fleisch und Blut, nicht Defreggerei, sondern Defregger; sein betender Kinderglaube, eine Spes mit blonden Haaren und enzianblauen Augen, wie Defreggers Dirndln — das macht mir jedes Wort aus seiner Feder, oder vielmehr aus seinem warmen Herzen, zu einem Hochgenuß. Das ist ein Ganzer, ein Rechter, Mensch und Dichter sind nicht zwei, sondern ein Leib.

*) Wanderbüchlein. Von Karl Domanig. Mk. 1.—. Verlag Kösel, Kempten. Die liebe Not. Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Domanig. Ebendort.

Er gibt uns selbst, der Dichter, sein Wesen mit zwei klassischen Worten im Wanderbüchlein „zu wissen“:

„Wie ich nun fühle, sinn' ich,
Und wie ich rede, bin ich.“

Im Buch wird uns dies Wesen offenbart: Deutscher Mannes- und Rittersinn und echt deutsche Frommheit, das sind die Saiten, die im Burschen- und Wanderlied wie im Liebeslied und im Gebetsvers mitschwingen.

Hören wir eines der schönsten:

Sags einer, wie er denke,
Mir ins Gesicht.
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag' ich nicht.

Freund ziert wie Feind, allbeide
Ein grader Mund.
Leg los! Denn mit der Scheide
Klopft man den Hund.

Noch zwei Proben von des Dichters Art:

Mein Talisman.

Schön warst du, wie's die Bilder sagen —
Was gilt uns das Gewesensein?
Hast den Rubin am Hals getragen,
Der funkelte, doch war es Stein.

In Kisten haben sie und Wagen
Dir reiche Gift ins Haus gebracht.
Doch sieh, wonach die Menschen jagen,
Mich hat es glücklich nicht gemacht.

Was ich geschätzt, was nicht verblühte,
Der Talisman in meinem Schmerz,
Der in den Stürmen höher glühte —
Mein Weib, mein Lieb, es ist dein Herz.

Kindes-Auge.

Nun weile noch! Und laß mich schauen
Dein Auge mild!
In seinem Sterne seh' ich glänzen
Mein eigen Bild.

In seinem Sterne seh' ich's glänzen
So klar und rein —
Ach, deiner Unschuld, deines Friedens
Der Widerschein!

Sieht man da nicht den ganzen Mann vor sich, herb und kraftvoll, und doch mild von Herzen, ihn und sein Weib, sein Lieb, an deren mildem, edlem Frauensinn die Rauhigkeiten seiner Bergnatur sich glätteten und sänftigten? Die rührendsten Akkorde seiner Harfe gehören ihr und seinen Kindern. („Angedenken", „Meiner Braut", „Liebe" und das herrliche, rasch populär gewordene „Allerseelen".) Domanigs eigentliche Stärke ist das schlichte, volksmäßige „liet"; „Einsiedel hat gebetet", „Einsam auf grüner Halde", das sind Töne, wie sie ein Uhland und Heine angeschlagen haben ... Aber auch das Kunstlied gelingt dem Dichter. Zeuge sind „Hochwild" und „Marco". Das letztgenannte Gedicht, fast zu einem kleinen Epos auswachsend, erinnert mich in seiner schweren Gelassenheit, durch die doch feuriges Temperament blitzartig leuchtet, an Longfellows Tales of a wayside inn; seltsam, ich werde, wenn ich Domanig lese, oftmals an den amerikanischen Goethe erinnert; die innige und zugleich mannhafte Religiosität, den edlen keuschen Blick auf Welt und Weib und nicht zuletzt den Natursinn haben diese beiden vornehmen Dichterpersönlichkeiten gemein. Beide haben das Geheimnis des klingenden, in die Herzen sich singenden Liedes, und beide kennen den getragenen Rhythmus der Volksepik; es spinnen sich goldene Ideenfäden von „Miles Standish" zum „Abt von Fiecht". Auch im Drama gleichen sich die zwei. Ein Literaturkundiger sollte versuchen, die Amerikatragödien „Giles Corey" und „John Endicott" mit der Domanigschen Trilogie aus den Tiroler Befreiungskriegen in Parallele zu bringen. Domanig würde hiebei nicht verlieren. — Die Befreiungstrilogie ist wohl Domanigs bester Titel auf Unsterblichkeit, wenn auch nicht seine beste Arbeit überhaupt. Die prachtvolle Begeisterung, die in diesen Kampfszenen lebt, wird das Werk, das schon heute jedem Tiroler lieb ist, nicht untergehen lassen.

Mir persönlich kommt der Dichter reifer, seelischer, ausgeglichener vor in dem schlichten Volksschauspiel „Die liebe Not".

Ein Volksstück, kein modernes Kunstschauspiel. Die Handlung ist in breiten, ruhigen, zum Teil konventionellen Linien gehalten, aber im Mittelpunkte steht eine Gestalt, an der jeder Zoll Leben und Individualität; sie ist — der Künstler selber. Ja,

Domanig ist eins mit diesem Kerntiroler, dem Josef Plank; im Unmut über Kollegenniedrigkeit im Sich-Emporraffen zur Arbeit, in der Liebe zum Prachtweib Notburg und zu der blondköpfigen Tiroler Kinderschar. Die Elegants und Intriganten des Stückes sind viel, viel blässer geraten als der grobstämmige Ehrenmann; das parfümierte Milieu steht hinter dem armen und reinlichen an Plastik zurück; und so soll's sein — auch bei Defregger drängt der prachtvolle Hofer im Hofburgsaale zu Innsbruck die feinen schmalen Diplomaten, die ihn umstehen, förmlich aus dem Bild hinaus.

Wohl tut's nach all den Häßlichkeiten, den Perversionen, an die der moderne Dramatiker seine ganze, seine feinste Schilderkunst wendet, einmal Gesundheit und Reinheit überzeugend verlebendigt zu sehen. Es steht auf unseren Bühnen nicht so schlimm, als man glaubt. Der „Verlorene Vater" von Shaw hat sich nicht halten können. Die „Rosen" Sudermanns lebten ein kümmerliches Scheinleben; andere Stücke von ähnlichen ethischen Qualitäten danken das en suite nur dem persönlichen Charme einiger Schauspielerinnen ... Dafür stürmt das Volk die Kasse, wenn Faust oder Minna oder selbst Philotas gegeben wird; die neuinszenierten Nibelungen von Hebbel waren ein Triumphabend; und die vielbesprochene Rabensteinerin, kein Werk von höchster künstlerischer Potenz zwar, aber das Werk eines Mannes, der an seine Kraft und die sittlichen Kräfte im Volke unerschütterlich glaubt, hat sich über 80 Bühnen erobert.

Das sind keine schlechten Zeichen der Zeit. Die Sittlichkeit des Volkes wacht auf; durch die Gifte, das Morphium schwüler Pornie in seinem geistigen Organismus schwer geschädigt, verlangt es nach frischem Trunk aus dem lebenspendenden Born gesunder Kunst. Denen, die an der Quelle sitzen, obliegt es, die Durstigen zu tränken: man braucht bloß etwas schürfen, so springen Wasser, die jetzt im Verborgenen murmeln, hochauf. Künstler sind da, die ihr Bestes für das Volk zu leisten bereit sind, man muß sie nur finden. Ein solcher ist auch unser Karl Domanig; er ist durch und durch Künstler. Auf einer österreichischen Volksbühne sollte er zuerst zu Worte kommen.

Mit diesem Wunsche schließe ich diese Zeilen. Mögen sie dem Dichter viel neue Freunde zu seinen vielen alten werben. Er verdient, daß man ihn liebe, als Dichter und als Mensch; er ist einer von jenen klaren ungebrochenen Charaktern, die der „Kunstwart" jüngst gelobt, die man in der Literatur und im Leben blutig braucht.



Literarische Umschau.

Von Lorenz Krapp.

I.

Die Bronzestatue Dantes auf meinem Tisch wird überflutet vom Strahl der Abendsonne. Da treten die scharfen, in Grübeln und Schwermut versteinerten Züge des Florentiners noch herber, bitterer hervor. An ihm gemessen erscheint doch alles nur klein, was die meisten Dichter unserer Tage, selbst in ihren glühendsten Träumen, schauen. Und strenger und immer strenger werden die Maßstäbe, die unter dem starren Blick dieses Geheimnisvollen uns für eine literarische Überschau dessen, was die letzten Wochen brachten, als notwendig erscheinen.

Es ist kein Zweifel: die deutsche Dichtung ist zurzeit müde, es ist eine Zeit der Erschöpfung, der Brache. Kein großes, eroberndes Talent ist in den letzten Jahren hinzugekommen. Hier und dort hat es einen Prophetenruf gegeben, der bald einen, bald den andern als neuen heimlichen König ankündigte: bald feierte man einen Thomas Mann, bald einen Hermann Hesse, bald einen Wilhelm Fischer als den neuen Eroberer; aber vanity fair. Außer Enrica von Handel-Mazzetti hat das letzte Jahrzehnt keine Künstlerpersönlichkeit mit dem Zug des Genialen mehr emporwachsen lassen.

Aber — und das ist doch nicht minder tröstlich — die schon anerkannten Künstler haben ihre Persönlichkeiten immer voller, reiner, umfassender entwickelt.

So vor allem M. Herbert, die uns in diesen Wochen einen Roman nebst zwei Novellen in einem Bande „Aus unsern Tagen“ [1]) bot. Der Roman schildert mit der Feinheit der Psychologie, die uns Herbert stets so hoch schätzen ließ, das innere Zusammenkommen zweier edlen und seelisch gereiften Menschen, eines Mannes, der die Schalheiten des Alltagslebens von sich stieß, und einer Frau, die in der bitteren Reue über eine Verirrung ihrer Jugend mehr und mehr zum großen, gefestigten Charakter wurde. Das schönste Stück des Buches ist aber die letzte, kleine Skizze: „Der häßliche Tag“. All die Güte und Wärme eines hohen Frauengemüts, die Schärfe dichterischen Schauens und die Lebendigkeit der Naturbeseelung, die bei Herbert gerade in ihren ganz knappen Skizzen sich am schönsten

[1]) Köln a. Rh., J. P. Bachem.

zeigt, treffen wir hier: so gute und heilige Dinge geschehen an einem häßlichen Regentag, daß der häßliche Tag am späten Abend sich lächelnd schlafen legen und „den Saum von Gottes Mantel küssen“ darf. Es geht einem das Herz auf, man atmet Luft aus Gottes Garten bei den tiefen herrlichen Dingen, die uns diese kleine Skizze dies Musterstück der von den Engländern zu uns gekommenen „short story“, erzählt. Und das alles wird uns berichtet mit der ernsten, gedankenvollen Art, mit der verschleierten Stimme voll dunklen Tonfalls, die Herberts Stil auszeichnet. Ernste und besinnliche Menschen verfallen unlöslich dem Bann dieser Kunst.

Die Lieder Ida v. Lißbergs „Aus klarem Quell“ [1]), die sie in fünf Abteilungen sammelte, atmen in ähnlicher Weise den Geist eines edlen Frauengemüts. Eine anima candida redet da zu uns, und sie redet in schlichter, prunkloser, meist reingeformter Sprache. Naturlieder, geistliche Lieder, Sinngedichte und zum Schlusse einige Balladen bilden den Inhalt des Buches, dessen Verfasserin eine ähnliche Note in ihre Dichtung legt wie etwa M. v. Greiffenstein. Man höre das kleine Lied „Im August“:

Sag mir, warum die Vögelein
Jetzt nur so wenig singen,
Wenn golden wogt des Feldes Frucht,
Wenn bald die Sicheln klingen?

Sie wollen diese stille Zeit
Mit lautem Sang nicht stören:
Vielleicht den ersten Sensenklang
Nicht jubelnd überhören?

Die Muse mir die Lösung bot:
Gott soll der Menschen reifend Brot
Im Himmel danken hören.

Von Herberts und Ida von Lißbergs Büchern zu den nun folgenden ist ein weiter Weg. Standen wir dort in einer stillen, deutschen Landschaft, in der ein goldener Abendhimmel über vergessenen Tälern sich wölbt, so umbraust uns in der Tragödie „Sabbatai Zewi“ von Schalom Asch [2]) das frenetische Stammeln zorn- und hoffnungsfiebernder Scharen aus dem polnischen Osten.

Die letzten Jahre haben eine seltsame Art von Dramen und Romanen auftauchen lassen: Bilder aus dem jüdischen Ghetto. Hierher gehören einige Werke des Amsterdamer Israeliten Heijermans, Efraim Frischs Novelle „Verlöbnis“, der Roman „Die Juden von

[1]) Graz und Wien, Verlagsbuchhandlung Styria.
[2]) Berlin, 1908, S. Fischer Verlag.

Zirndorf“ von Wassermann und vor allem die Werke des wohl talentvollsten dieser Ghettokünstler, die Bücher des Polen Schalom Asch, der bereits eine Tragödie „Der Gott der Rache“ (3. Auflage) und „Bilder aus dem Ghetto“ (2. Auflage) schrieb. Es lebt, rein künstlerisch gesehen, meist eine wilde Wucht der Leidenschaft, ein glühender Zug in diesen Büchern, deren Gestalten uns so exotisch anmuten. Die vorliegende Tragödie hat zum Inhalt das Auftreten eines falschen Messias, ihre Zeit ist das 17. Jahrhundert; Sabbatai Zewi, der Pseudo-Erlöser, sammelt Scharen eines fanatisierten Volkes um sich, das in ihm den Erretter feiert, aber der Rausch seines Sieges betäubt ihn, er lästert Gott und wirft sich in die Arme eines dämonischen Weibes, und von diesem Augenblicke an ist ihm alle Kraft entzogen; er wird gefangen und vor den Sultan gebracht, vor dem er sein Judentum abschwört und zum Moslem wird. Eine berauschende, freilich betäubende Fülle von Bildern blitzt auf in dem Buch; die heiße, sinnliche Glut des Orients umzittert den Leser; die Handlung ist wenig innerlich motiviert, dafür umfunkelt uns ein sinnbestrickender Prunk der Hintergründe; alles in allem ein Werk, das uns den Niedergang der modernen Dramatik geradezu gellend in die Ohren schreit, — dem das Drama wenig mehr ist als eine Gelegenheit zur Entfaltung der Kunst des Regisseurs, zur Verkündung glänzender *lyrischer*, aber nicht dramatischer Rhetorik; — ein Werk, in dem schöngefaßte Worte wuchern wie fettes Unkraut und alle Handlung ersticken, und nach dessen Lektüre man zu seinem Shakespeare und Schiller greift wie nach einem Trunk quellklaren Wassers. Dabei will nicht geleugnet sein, daß das Werk in seiner Fähigkeit, die Stimmung des bedrückten Ghettojudentums Osteuropas mit zwingender Kraft vor uns auftauchen zu lassen, manches Interessante bietet. Nur, daß es ein Drama ist, leugne ich. Und noch mehr leugne ich, daß es Kunst ist, die befreit.

Was soll ich gar erst zu Büchern ähnlicher Richtung sagen wie etwa Arthur *Schnitzlers* Roman „Der Weg ins Freie“ und Jakob *Wassermanns* „Der Moloch“, die in diesen Tagen erschienen? Wassermann und Schnitzler werden von ihren eigenen Kreisen als die zwei bekanntesten Vertreter der prononziert jüdischen Literatur gefeiert. Beider Werke spielen in Wien. In einem Wien, das als Capua der Sinne geschildert wird, als verrottete Stadt mit nichtswürdigen oder dekadenten Juden und Christen, deren ganzes Sinnen in nichts aufzugehen scheint als in schwülen und kranken Liebesverhältnissen. Dazu ist Schnitzlers Werk in plumpem, direkt schlechtem Stil geschrieben, durchsetzt mit beständigen Raisonnements über alles Denkbare in der Welt, die in keiner Beziehung zur Handlung stehen, ein Buch voll schändlichster Stilverwüstung, in dem Pikanterie die lähmende Fadheit wettmachen soll. So jammervoll war noch nie ein Bankerott eines Mannes, der eine nicht ganz kleine natürliche

Anlage mitbrachte, aber dann um den feilen Ruhm eines pikanten Einakterschreibers alle guten Geister in sich zum Teufel jagte. Ein Wisch über das Zeug — sei's vergessen!

Da ist der Roman „Die Brüder Mörk" von Gustav af Geijerstam[1]), wiewohl Einzelheiten auch an ihm nicht entsprechen, doch eine frischere und künstlerisch feiner angelegte Dichtung.

Der vor kurzem erschienene Roman „Das Haupt der Medusa" dieses nordischen Poeten hat im Laufe weniger Wochen die 6. Auflage erreicht. Das hohe Interesse an Geijerstams Werken ist aber auch begreiflich. So gestaltungskräftige Meisterhände in der Darstellung rein seelischer Vorgänge, wie die seine, sind zur Stunde in Deutschland nur wenige vorhanden. Bisher hatte er stets nur wenige Personen in seinen Büchern auftreten lassen, ein einziges Lebensschicksal allein reizte ihn, in diesem Buch hingegen tritt ein ganzer Reigen scharf geschauter Menschen vor uns hin, ein kühn angelegtes Spiel und Widerspiel gibt dem Buch ungleich mehr Frische und Leben als den andern. Das Buch handelt von zwei Brüdern, die durch die Freudlosigkeit ihrer Jugend zur innigsten Bruderliebe geführt werden und glauben, nie im Leben je einen wahren Bruderzwist erleben zu können. In bitterer Arbeit plagt sich Niels, der jüngere, auf seinem verschuldeten Gutshof; der ältere hingegen, weich, leichtsinnig, unbekümmert, vertollt einige fröhliche Offiziersjahre, heiratet, obwohl tief in Schulden steckend, ein armes Mädchen, wird aber dann durch die Schrulle eines alten, absonderlichen Verwandten plötzlich als dessen Erbe zu einem reichen Mann. Und hier liegt nun der Keim zum Brudergroll: Niels, der zeitlebens nichts als Mühe und Not kannte, kann es nicht verwinden, daß dem leichtherzig-fröhlichem Bruder ohne alles eigene Zutun auf einmal das Glück in den Schoß fällt. Und immer heftiger, wilder, furchtbarer wächst der Grimm, die Wut, die Verachtung zwischen den beiden, ihr Lebensglück geht dabei unter, und erst als der eine Bruder gestorben ist, kann der andere wieder aufatmen, wie befreit von einer schauerlichen Last. Das ist das Problem des Buches; etwas exzeptionell mutet es einen immerhin an, daß der ältere Bruder den Zwist zischen ihm und Niels so tief tragisch nimmt, daß er nicht sieht, wie Weib und Kind neben ihm in seelischer Verödung verkümmern; ja manchmal erscheint einem das Problem künstlich, erklügelt. Auch der Mangel einer bestimmten, klaren Welt- und Lebensanschauung schadet dem Werke wie allen diesen nordischen Büchern, die zu uns kommen, selbst die Werke Lagerlöfs nicht ausgenommen. Aber wie sprüht greifbares Leben aus Gestalten wie Niels, Tante Olivia, der alten verbissenen Exzellenz; welche Keuschheit und Heiligkeit liegt über Jung-Erlings Liebesidyll am Ende des Buches; welche Kraft der Gefühle — der zartesten und stärksten — vermag dieser nordische Zauberer

[1]) Berlin, 1908, S. Fischer Verlag.

zu wecken, wie tief die Sonde ins Halbdunkel des Seelenlebens zu senken! Und ob man auch nicht völlig befriedigt von dem Buch ist, ein Ansatz zu ernsteren, neuen und größeren Konflikten als denen des Geschlechterromans sind in ihm doch enthalten.

Das Buch Geijerstams leitet uns auch über zu einem kleinen, sorgfältigen Werkchen über die nordische neuere Literatur überhaupt: zu der Studie „Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen“ von Professor B. Kahle in Heidelberg.[1]) Das Büchlein behandelt mit größter Sachkenntnis außer Ibsen und Björnson noch fünf teils gleichzeitige, teils etwas jüngere Dichter: Jonas Lie, Alexander Kielland, Amalie Skram, Arne Garborg, Knut Hamsun. Es ist ein großer Einfluß, der von einzelnen dieser sieben Gestalten nicht bloß auf unsere deutsche Literatur, sondern auch auf die Lebensanschauung breiter Volkskreise ausging; darum mag man die klaren, bedachten Erörterungen mit viel Interesse lesen. Nur sieht der Autor meist viel Licht, auch da, wo die Schatten zahlreicher sind. Denn von Ibsen und Björnson abgesehen, sind diese anderen Norweger doch nur unoriginelle Talente, ihre Kunst eine Dichtung aus zweiter Hand, die sich gegenseitig beeinflußte und das Meiste von den Russen und Franzosen her hat. Es ist schon von vornherein kaum glaublich, daß dies kleine Volk mit ungefähr der Einwohnerzahl Württembergs eine solche Überfülle der Genialitäten innerhalb kaum zweier Menschenalter produziert haben soll, wie es uns nach dem Büchlein erscheinen möchte. Die Hinneigung zum Spintisieren, wie sie bei Jonas Lie und Garborg in einer oft gruseligen Schauerromantik hervortritt; — die verschrobene Darstellung des Eheproblems bei A. Skram, die sich keine Ehe vorstellen zu können scheint, in der der Mann nicht ein verführtes Dienstmädchen und die Frau nicht einen verkommenen Galan auf dem Gewissen hat; — der bis zur Konfusion getriebene Subjektivismus Knut Hamsuns sind doch Dinge, die von einer aufsteigenden, zukunftssicheren Nationalliteratur nichts an sich haben. Und dann Schweinereien wie Hans Jägers Buch „Aus der Christiania-Bohême“ erinnern einen deutschen Geschmack, soweit er noch auf Reinlichkeit hält, doch höchstens an den — Schwedentrunk. Die Unarten der Literatur kleiner Völker — Entlehnung vom Ausland und Anpreisung des Entlehnten als Originalität gegenüber dem eigenen kleinen Volkskreis, Überschätzung des eigenen Talents, das dem Produzierenden um so größer erscheint, je kleiner der Kreis seiner Mitbewerber: — alle diese Unarten zeigt die norwegische Literatur in hoher Steigerung. Dabei sei nicht verkannt, daß große Ansätze zu vertiefter psychologischer Darstellung sich bei allen Norwegern finden. Aber das Licht für unsere deutsche Kunst wird kaum vom Norden kommen. Das kann man auch aus dem Büchlein Professor

[1]) Mit 7 Bildnissen. Leipzig, B. G. Teubner (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt).

Kahles, das trotz aller Bewunderung im ganzen doch manchmal merkwürdig kühl in Einzelheiten sich ausläßt, lernen.

Und zum Schlusse treffen wir in Mathilde Serao noch eine Dichterin aus dem fernsten europäischen Süden, deren Roman „Nach der Verzeihung“[1]) in dem frischen und farbensatten Kolorit, das der südliche Himmel allen Dingen gibt, ein breitangelegtes Gemälde einer zerrütteten Ehe vor uns entrollt. Maria Guasco, die Stolze und Schöne, verläßt um Marco Fiores, des jungen römischen Adeligen, willen ihren Gatten, lebt mit Marco einige Zeit voll Betäubung und wilden Rausches dahin, kehrt dann angeekelt zu ihrem Gatten zurück, um ihm später doch wieder die Ehe zu brechen und zu Marco wieder zu flüchten. Ein unerquickliches Thema; der Grundgedanke des Werkes gipfelt darin, daß die Sünde an Maria und Marco sich für immer rächen wird, daß sie, die Religion und Sitte und Gesellschaft verachtet, nun nie wieder voneinander werden losgelöst werden können, und in einer Liebe, die keine Liebe mehr ist, sondern Gleichgültigkeit und selbst oft aufflackernder Haß, ein dumpfes und banges Leben werden hinbringen müssen. Ein niederdrückender Schluß, eine nicht befreiende Lösung, die die Dichterin um so mehr hätte vermeiden können, als ihre Gefühle ersichtlich wider diesen Bruch der Normen der Religion und Sitte sind. Aber trotzdem wir diese Lösung des Knotens als eine weder künstlerisch noch ethisch notwendige nicht annehmen und auch mit mancher Szene des Buches nicht einverstanden sind, steht Serao doch hoch über Schnitzler und Wassermann; — künstlerisch wie ethisch überragt die feuerblütige Römerin die zwei plumperen Deutschen.

Bei diesem Roman des Eheproblems werde ich an einen anderen Roman gemahnt, ein Buch voll Feuer, zürnender und richtender Kraft, das vor ein paar Jahren deutsch erschien und viel zu wenig genannt und gelesen wurde, das fast schon der Vergessenheit nahe ist: an Paul Bourgets „Ehescheidung“.[2]) Dort ist mit einer unerhörten Wucht und Kraft an die Frage der Ehe herangetreten und ihre Unauflöslichkeit und Heiligkeit von einem der größten Seelenkünstler der Gegenwart zum Gegenstande einer Dichtung gemacht, die in dem Satze endet: „Die Mutter Jeannes und Luciens fühlte sich als Gefangene der Scheidung, wie der tiefe Ausspruch des Priesters gesagt, und abermals verfluchte sie dieses verbrecherische Gesetz, dessen Versuchung ihre weibliche Schwäche erlag, das Familie und Religion untergräbt, das Gesetz der Anarchie und Auflösung, das ihr Freiheit und Glück versprochen; und was hatte es ihr, ihr mit tausend anderen gehalten? —: Ketten und Elend“. Das Buch des großen Franzosen wird uns noch später beschäftigen; Verschüttung unserer eigenen Talente wäre es, wollten wir es vergessen. — —

[1]) Berlin, 1908, S. Fischer Verlag.

[2]) Mainz, Kirchheim u. Cie. Übersetzung von Walter Eggert.

So ist der Überblick über die Werke des letzten Monats trübe ausgefallen. Es konnte nicht anders sein bei einer Wertung, die ihre Maßstäbe von den Manen Dantes entnimmt. Aber eine andere Wartung, die um literaturpolitischer Gründe willen hier verschweigt, dort ängstlich die Worte wägt, dort beschönigt, um nicht als rückschrittlich zu gelten, ist unser unwürdig. Vom Ehrlichkeitsstandpunkte aus wie vom künstlerischen.

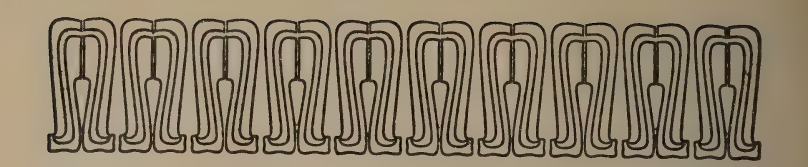
Ziehen wir die Bilanz dieser Rundschau, so ergibt sie ein betrüblich kleines Fazit. Alle Romane und Dramen — mit Ausnahme der Werke Geijerstams und Herberts — drehen sich nur in alter und matter Weise um ein altes Thema: Das Thema vom Verhältnis der Geschlechter. Nichts von dem brausenden Leben um und in uns ist tiefer in alle diese Bücher verflochten; kein anderes Problem angerührt, keine andere Weisheit verkündet.

Aber das ist doch zu wenig. Gewiß: das Liebesthema wird nie aussterben, solange noch Dichter wachsen, und es soll nie sterben; denn reinste Poesie kann aus ihm erblühen. Aber schauen zu müssen, wie fast kein Dichter mehr ein anderes Interesse hat als das, zu beobachten, wie zwei junge Menschen sich heiraten oder auseinandergehen, — die Leere und Ohnmacht zur Erfassung neuer und großer Probleme mitansehen zu müssen: — das stimmt trübe. Auch bei Goethe und Schiller heiraten junge Menschen, aber das ist nicht das Eins und Alles ihrer Werke.

Wir erreichen insolange keine große Kunst mehr, als uns die großen Probleme fehlen. Zur Stunde fehlen sie dem größten Teile der Modernen. Wie heißt es doch in einem der oben besprochenen Romane spöttisch: „Wissenschaft ist das, was einer vom anderen abschreibt.“ Sagen wir statt „Wissenschaft“ „moderne Dichtung“, und der Satz wird wahrer.

Den verfeinerten, aufs Höchste gesteigerten Formensinn tragen alle Neuen in sich. Aber die großen Ideen —: hier klafft die Wunde. Und hier ist es, wo eine der größten Aufgaben für uns katholische Künstler liegt. Über die Jahrhunderte und Jahrhunderte hinweg hat das katholische Kulturideal, dem in Sturm und Flammen singenden heiligen Vogel Phönix gleich, die herrlichen Schwingen gebreitet und jeder zu Schlacken und Asche verbrannten Kulturepoche neue gewaltige Worte gesagt. Es wird neue Worte auch unserer, in vielem so ernst und hochgerichteten Kulturepoche sagen können, wenn unsere Künstler, vom heiligen Feuer durchglüht, ihre höchsten Kräfte anspannen.





Die verstümmelte Nike.

M. Herbert.

Die Flügel fehlen — und doch fliegst du noch.
Im freien Rhythmus flattert das Gewand.
Dir fehlt das stolze Haupt, dir fehlt die Hand.
Und dennoch wissen wir, wie schön du warst.

Der Glieder Herrlichkeit ist nicht zerstört.
Die edlen Schultern sind so weiß und rein.
So kühn gebaut der Seele Körperschrein,
Daß vor uns klar dein Angesicht ersteht.

Ein weit ausschauender, ein offner Blick,
Die Nase feingeflügelt, langgestreckt.
Von leichter Lockenflut die Stirn bedeckt.
Ein festgeformter, ein bewußter Mund.

So standest du, o große Siegerin,
Auf deines Tempels luft'gem Säulenhaus.
Und flammend riefst du in dein Volk hinaus:
„Ich bin des Lebensmutes Schürerin!"

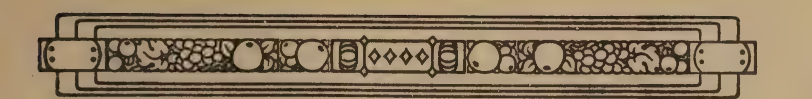


Leise wie auf Falterflügeln.

Leise wie auf Falterflügeln
Naht der Traum von Lieb' und Glück,
Und nach blau verlornen Hügeln
Sehnt die Seele sich zurück . . .

Weh, die Farben, sie verblassen
Und verwehn wie welkes Laub —
Was die Hände zitternd fassen,
Ist der Flügel bunter Staub.

G. Timotheus Kranich, O. S. B.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Das Lied von der Freude. Auf die bittere Wahrheit, daß uns die moderne Kultur nicht das Glück gebracht, vielmehr den Menschen vielfach ihre Selbstlosigkeit, Zufriedenheit, Herzensgüte und Fröhlichkeit genommen hat, wird in den „Historisch-politischen Blättern“ (141, 10: „Moderne Kultur und modernes Glück“) hingewiesen. Unser Volk singt nicht mehr! Und mit dem Volksgesang — welche Schätze von Poesie sind mit ihm verschwunden! Und mit dem Lachen, von dem Ernst von Wildenbruch schreibt: „Wo ist das deutsche Lachen hingekommen? Deutschland war einstmals ein fröhliches Land. Es hat lachen können, herzhaft wie irgend ein Volk, ja mächtiger als alle. Wo ist das alles hingekommen? Über dem Gewieher der Großstädte, die importiertem Überbrettlwitz zujauchzen, hört man das Lachen des deutschen Landes nicht mehr. Über dem Arme-Leute-Geruch, der aus unserer sozialnaturalistischen, dem perversen Sexualparfum, das aus unserer modernen Weiberliteratur dampft, hat sich das Lächeln aus dem Angesichte Deutschlands verloren; es hat Falten bekommen, die es früher nicht hatte, Runzeln, in denen Mißmut, Ängstlichkeit und Müdigkeit wohnt.“

Das sind die greisenhaften Züge unserer Zeit. Wie Bischof v. Kepler so richtig bemerkt, sieht man heute den Katholizismus für veraltet an und sieht nicht, wie senil die moderne Kultur und Menschheit ist und wie dringend sie einer Verjüngung bedarf...

In dieser „Unterbilanz an Freude“, im Mangel an innerem Glück haben wir den Schlüssel zu manchem Rätsel, das uns die moderne Literatur aufgibt. Ihre innere Zerrissenheit, ihre Vorliebe für Perverses und Häßliches, ihre zitternde Unruhe und schlotternde Unkraft wachsen auf dem Boden eines unharmonischen, freud- und ruhelosen Weltgemütes. Werke, durchsonnt von innerer Freude und Güte, Werke, die Erlösung, Erhebung, Befriedigung bringen, werden heute fast gar nicht mehr geschaffen, nur die katholische Literatur hat sich noch einen Widerschein dieser inneren Harmonie bewahrt... So kommen wir auch auf diesem Wege zu der Überzeugung, daß wir im höchsten Sinn der wahren Kunst dienen, wenn wir uns um die Erhaltung jener Poesie bemühen, die den Widerschein des göttlichen Strahls im reinen Auge trägt. Nein, wer die katholische Dichtkunst losreißen will aus der belebenden Umarmung der katholischen Wahrheit, der kennt und liebt nicht die wahre Kunst, die Sonne, Freude und Friede ist!

Gesunde Rückständigkeit. Es ist gewiß gut und löblich, daß man immer wieder Gebiete aufzeigt, auf denen die Katholiken mehr leisten könnten, als sie tatsächlich leisten. Wenn man nur dabei die tatsächlichen Leistungen der Katholiken nicht ungerecht verkleinert und die ihrer Gegner ungerecht und parteiisch vergrößert, wie es leider vielfach auf dem literarischen Gebiet geschehen ist! Wir haben schon oft nachzuweisen versucht, daß die angeblich so beklagenswerte literarische Inferiorität der Katholiken zum großen Teil nur scheinbare oder eingebildete ist, und ebendasselbe möchte die bekannte pädagogische Schriftstellerin Pauline Herber bezüglich der katholischen Frauenbewegung nachweisen. In einem Briefe an die „Kölnische Volkszeitung" erinnert sie zunächst an die zahllosen Frauen, die in allen Jahrhunderten und in allen Nationen den Beweis erbracht haben, daß Katholischsein und Inferiorsein in keiner Weise ursächlich verknüpft ist. Sie fährt dann fort:

„Daneben läßt sich nicht leugnen, daß den Katholikinnen oft ein Schein der Inferiorität anhaftet, und daß sie auch nicht so leicht als Größen angesehen und gefeiert werden, als dies in nichtkatholischen Kreisen geschieht. Vielleicht aus folgenden Gründen: Eine vom Geiste ihres göttlichen Herrn erfüllte Katholikin sieht in dem, was sie etwa auch Besonderes tut, nicht so leicht eigene Kraftleistung, als vielmehr Kraftübertragung von oben. Ihr Denken und Streben ist mehr der Innenwelt zugekehrt, der Außenwelt nur so viel, als es zur Erreichung ihrer Ziele notwendig ist. Ihr Bestes muß sich somit der Anerkennung von außen entziehen. Dazu nötigt sie auch das ihr vorgestellte ethische Vollkommenheitsideal, das ihr den Persönlichkeitskultus als eine Art Unordnung erscheinen läßt. Ihre mehr konservativ gerichtete Weltanschauung bringt es endlich in nicht wenigen Fällen mit sich, daß sie das erprobte Alte über das noch zweifelhafte Neue stellt und dadurch, wenn auch vielleicht nur eine Zeitlang und nur für oberflächliche Beobachter, etwas zurückgeblieben scheint. Und doch bewies die Erfahrung schon oft, daß der langsamer Schreitende eher ans Ziel gelangte als der blind Vorwärtsstürmende, weil er seinen Weg klug berechnete.

Niemals aber wird die Katholikin einer verkehrten Minderwertung ihrer selbst verfallen, wenn sie an der Regel festhält, ihr Christentum und ihre Anhänglichkeit an die Mutterkirche nicht an der modernen Kultur, sondern die moderne Kultur und alles, was auch das Frauengeschlecht auf Grund derselben anstrebt, an den das Irdische weit überragenden Grundsätzen zu messen, die der göttliche Heiland uns zur Lebensrichtschnur hinterlassen hat."

Was P. Herber hier im allgemeinen von der katholischen Frauenbewegung sagt, gilt Wort für Wort von unserer Literatur. Zum literarischen Erfolg gehört heutzutage vor allem geschickte Reklame, und in den allermeisten Fällen ist es der Autor selbst, der ihr

knarrendes Räderwerk in Bewegung setzt. Je mehr so ein moderner Autor sich selbst vergöttert, je kecker er seine eigene Person zum Mittelpunkt der ganzen Welt setzt, desto eifriger wird er seinem einzigen Götzen, dem Erfolg, nachjagen, und desto sicherer wird ihm dieser Erfolg auch wirklich blühen. Die katholischen Dichter aber folgen höheren Sternen, sie geben in erster Linie ihrem Schöpfer die Ehre, „ihr Denken und Streben ist mehr der Innenwelt zugekehrt, der Außenwelt nur so viel, als es zur Erreichung ihrer Ziele nötig ist. Ihr Bestes muß sich somit der Anerkennung von außen entziehen.“ Und da es zweifellos ist, daß im heutigen literarischen Getriebe auch ein neuer Goethe ungekannt bleiben würde, wenn nicht die zahllosen papiernen Posaunen der literarischen Reklame sein Erscheinen verkündigten, so kann man leicht ermessen, wie schwer einem katholischen Dichter heutzutage ein allgemeiner äußerer Erfolg zuteil wird; ein Erfolg, den er überhaupt gar nicht als Höchstes erstrebt und um den er sich auch weniger abmüht als jene, die kein anderes Ziel kennen.

Würden nur alle Katholiken die Regel festhalten, die P. Herber in ihrem Schlußsatz aufstellt: „Ihr Christentum nicht an der modernen Kultur, sondern die moderne Kultur an den das Irdische weit überragenden Grundsätzen zu messen, die der göttliche Heiland uns zur Lebensrichtschnur hinterlassen hat“ — dann sollte wenigstens in katholischen Kreisen der literarische Inferioritätsjammer bald verstummen. Denn gerade das ist der tiefste Grund der parteiischen, ungerechten Hinauflobung modern-heidnischer Literaturgrößen auf Kosten der positiv christlichen Dichtung, daß man die moderne Literatur nicht an den ewigen, auch die *ästhetischen Gesetze* regelnden Normen des Christentums, *sondern umgekehrt die katholische Literatur an den Grundsätzen, Meinungen und Neigungen der modernen christusfeindlichen Kultur mißt.* F. E.

Wahre und falsche Kultur. Jüngst wurde dem Gral — nota bene von katholischer Seite — vorgeworfen, sein Charakteristikum sei — „der Abscheu vor der modernen Kultur“. Hoffentlich wird mit dem katholischen „Gral“ nun auch der protestantisch-freisinnige „Türmer“ als „kulturfeindlich“ in Grund und Boden verdammt, weil er einem Aufsatze von Johannes *Gaulke* über „Ästhetische Unkultur“ seine Spalten geöffnet hat. *Wir haben keine echte Kultur*, das ist der Grundgedanke dieses Aufsatzes, denn die Kennzeichen jeder echten Kultur seien Wissensdurst und Schönheitsbedürfnis. Mit dem letztern aber habe es sein Bewenden. Wissensdurst sei ja vorhanden, obgleich die moderne Zivilisation mit ihren drückenden ökonomischen Verhältnissen, mit der Unmöglichkeit, sich individuell auszuleben, ihm die Befriedigung versage. Nun gar die ästhetische Kultur könne kaum ärger vernachlässigt werden als im Zeitalter des Dampfes und der

Maschine. „Der gemeine unkünstlerische Geist, der aus der Zeit geboren ist, hat sich überaus schnell in alle Institutionen Eingang verschafft.“ ... „Der künstlerische Ernst ist verpönt, die Geschmacklosigkeit das hervorstechendste Merkmal unserer Zeit.“ Das Theater sei zu einem Geschäftsunternehmen herabgesunken, in der Presse verschleißt man Literatur wie alte Kleider. In viel höherem Grade als vor 100 Jahren hätten heute die Worte Schillers Geltung: „Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frommen und alle Talente huldigen sollen.“ Gaulke hält nichts auf Popularisierung der Kunst; wenn es besser werden solle, müsse die Erziehung zur Kunst bei der Kunst selbst einsetzen, die Kunst muß wieder volkstümlich werden. Wir müssen uns von der Nachäfferei befreien, von unserem Eigentum Gebrauch machen, wie im früheren Mittelalter. Auf diesem Grunde hat man leider nicht weitergebaut, sondern fremdländische Elemente aufeinandergeschichtet. Ob wir überhaupt noch eine aus dem nationalen Geiste geborene Kunst zu erhoffen haben, ob es gelingen wird, das Erbe der deutschen Vergangenheit zu heben, um es für eine neudeutsche Kultur zu verwerten, bleibe eine offene Frage. Vor allem müssen wir uns von dem merkantilischen Geist, von der Spekulation mit Werken der Kunst befreien. Die Großstädte, die die Persönlichkeit erdrücken, nur Massenempfindungen, keine Eigenart heranbilden, müßten dezentralisiert werden; denn die Masse könne niemals Trägerin einer ästhetischen Kultur werden, nur in kleineren Zentren könne sich Kultur entwickeln. (Von anderer Seite wird aber den katholischen Dichtern gesagt: „Ihr müßt in der großen Nationalliteratur aufgehen!“)

Was der freisinnige Kunstkritiker im „Türmer“ predigt, berührt sich in manchen Punkten mit dem Gralprogramm. Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Ganz gewiß nicht in den Augen unserer „modern-katholischen“ Freunde. Vielleicht glauben sie es aber doch dem freisinnigen Kritiker, daß es eine große Kulturtat ist, gegen die falsche, schlechte Kultur zu kämpfen, und daß der kein Kulturfeind ist, der die Eiterbeulen und Auswüchse der falschen Kultur bekämpft. Hg.



Kritische Gänge.

Augurenbriefe von Ernst v. Wolzogen. 1. Bd. XII, 162 S. Berlin, F. Fontane u. Co. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Der bekannte Überbrettl-Dichter Wolzogen hat soeben ein Buch erscheinen lassen, das auf katholischer Seite nicht stillschweigend

hingenommen werden darf, sondern mit aller Schärfe als eine boshafte, niedrige, gewöhnliche Beschimpfung unserer Kirche und Religion zurückgewiesen werden muß. Das Buch wimmelt auf seinen 160 Seiten von Unflätigkeiten, Verleumdungen, Irrtümern und Frivolitäten und verbindet Gotteslästerung mit Zynismus in einer Weise, daß man den Autor, der bisher als harmloser Satiriker galt, den schlimmsten Kulturpaukern und Religionsfeinden zuzählen darf.

Er bezeichnet sich selbst als „A u g u r“, d. h. als einen Menschen, der mit verständnisvollem Lächeln über die gewöhnlichen, traditionellen Anschauungen der Leute sich lustig macht. Die „Auguren“ sind also die „Vorurteilslosen“, die innerlich freien Geister, welche sich auf der Höhe der Zeit fühlen und sich um Religion und Moral nicht kümmern. Als ein solcher Augur betrachtet Wolzogen in einer Reihe von Aufsätzen die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Kämpfe des Tages. Das Buch ist ohne ethischen und ästhetischen Anstand abgefaßt und verdient den schärfsten Tadel.

Neben häßlichen Beschimpfungen der Kirche finden sich ungewöhnlich leichtfertige Behauptungen, die eines gebildeten Mannes nicht würdig sind. So stellt er den Satz auf, daß die Denker und Forscher, die Bildner und verständnisvollen Genießer der Schönheit in Kunst und Kultur sich um Dogma und Kulte niemals gekümmert hätten.

Sein Urteil über die Kirche ist von Unwissenheit und Ungerechtigkeit eingegeben, darum sieht er in ihr absolutes Heidentum, dessen einzige Stütze der Aberglaube des Volkes sei. Ganz neu ist die enorme Verleumdung, daß die Kirche die Prostitution verschuldet habe. In sittlicher Hinsicht ist sein Ideal die freie Liebe und deren Sanktion durch Staat und Gesellschaft.

Seine höchste Schwärmerei gilt der Kultur der heidnischen Germanen, darum sein sehnsüchtiger Stoßseufzer nach der verlorenen, untergegangenen germanischen Bildung. Wie herrlich ständen wir heute da — meint Wolzogen —, wenn nicht Bonifatius, der „für alle Heiligtumsschändungen bei den Germanen den Befehl Roms“ hatte, und Karl der Große, der blutige Scherge Roms, die hochentwickelte germanische Kultur vernichtet hätten. Sein Schmerz über dieses Unglück kennt keine Grenzen. Das Christentum ist an allem Unglück auf der Welt schuld: es hat unsern Leib geschändet, indem es einen feindlichen Gegensatz von Fleisch und Geist lehrte und das Fleisch als das Tierische der Verachtung preisgab. Es hat die Liebe geschändet und den Geist, indem es den Willen unter das Joch eines unbegreiflichen, persönlichen, ungerechten Gottes beugte; es hat der Schönheit den Krieg erklärt, indem es als sein Symbol das Marterholz und den blutigen Leichnam aufrichtete. — Das Sündenregister ist so groß, daß Wolzogen auch nicht einen einzigen guten Zug an dieser „schrecklichen“ Religion findet.

Unter all diesen Schmähungen, die als leeres Geschwätz mich kalt ließen, empörte mich eigentlich nur die Verhöhnung der hl. Elisabeth. In dem Augenblick, wo Gelehrte, Dichter und Künstler beider Konfessionen wetteifern, das siebente Zentenarium der edelsten deutschen Frau zu verherrlichen, erdreistet sich der Bänkelsänger, St. Elisabeth als verrücktes und hysterisches Weib hinzustellen.

Dieses Buch hat mir wieder gezeigt, daß wir Katholiken auch gegen scheinbar harmlose Schriftsteller auf der Hut sein müssen, und daß wir den konfessionellen Brunnenvergiftern scharf auf die Finger zu sehen haben. B. Stein.

Dr. Karl Storck. Deutsche Literaturgeschichte. Vierte und fünfte vermehrte Auflage. 10.—14. Tausend. Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung. 1908.

Nach vielfachen Proben, sowohl einzelnen Stellen wie längeren Kapiteln, erweist sich Storcks Darstellung der deutschen Literatur als durchaus empfehlenswert. Es ist ein gediegen gearbeiteter, sehr gefälliger, wohlhandlicher Band von 555 Seiten. Mit ebensoviel Takt als Besonnenheit urteilt der protestantische Verfasser über die Entwicklung unseres nationalen Schrifttums und die Vornehmheit, Gerechtigkeit und Rücksicht, mit der er über den katholischen Anteil spricht, verdient allen Dank. Der ästhetische Maßstab, mit dem Storck die schöne Literatur mißt, ist jener gesunde, um edle Kultur bemühte, alles Kranke und Fremdartige ablehnende, im besten Sinne nationale, wie wir deutschen Katholiken ihn kaum anders oder besser wünschen könnten. Hier treffen sich unsre Gedankengänge mit denen mancher sonst andersdenkender Deutscher, wie etwa E. Engel und A. Bartels, denen ja auch das Gesunde, Tüchtige, Volkstümliche, Nationale am Herzen liegt.

Storck schränkt, wie mehrere neuere Literaturhistoriker, die Darstellung der altdeutschen Literatur zugunsten der neueren ziemlich ein. Die ersten 180 Seiten behandeln die Zeit bis Klopstock; der weitaus größere Teil des Buches also ist den neueren Klassikern und dem 19. Jahrhundert gewidmet. Die literarischen Erscheinungen unserer Zeit sind zum Teil bis auf die allerjüngste Vergangenheit des Jahres 1907 berücksichtigt: so findet bereits Frenssens letzter Roman „Peter Moors Fahrt nach Südwest" Erwähnung, auch der traurige Bühnenerfolg von Wedekinds „Frühlingserwachen" (nicht „Frühlingsahnen", wie es S. 508 heißt) wird notiert. Von katholischen Autoren der Gegenwart begegnen uns erfreulicherweise ziemlich viele Namen, nicht wenige werden auch sehr anerkennend hervorgehoben. Ausführlich und nachdrücklich werden Kralik, Domanig, Handel-Mazzetti, Herbert besprochen, ferner Seeber, Eichert, Krapp, Paul Keller, Schott, Hatky, Tepe, Eschelbach, Jüngst, Ekensteen. Zwar fehlen etliche andere,

so Trabert, Anton Müller, Koch, Kernstock, Pöllmann, Lieber, Flaskamp, Kiesgen, Commer, Dransfeld (in der neuen Auflage seiner „Modernen deutschen Lyrik“ hat Benzmann ausdrücklich auf dieses starke Talent hingewiesen), L. Rafael und einige andere, jüngere Namen. Aber man sieht: hier ist nicht bloß guter Wille, sondern auch wirkliche Kenntnis der Dinge.[1]) Auch die Namen Älterer, wie Guido Görres, Weber, Spillmann, auch der alte Seb. Brunner, ja selbst Bolanden und Laicus werden je nach Gebühr gewürdigt und Lob wie Tadel gerecht verteilt. Besonders sei hervorgehoben, wie S. 520 „A. Baumgartners durch gewaltiges Wissen und glänzende Darstellungskunst hervorragende ‚Geschichte der Weltliteratur‘“ erwähnt wird.

Etwas Beachtenswertes hat Storcks Literaturgeschichte von andern Büchern dieser Art voraus: mit Glück werden von Fall zu Fall die Beziehungen zwischen Dichtung und Musik betont, wozu ja der Verfasser der „Geschichte der Musik“ wohl berufen scheint. — An Einzelheiten, zumal in den älteren Abteilungen, mag man ja auszusetzen haben. So ist die deutsche Mystik wirklich zu stiefmütterlich abgetan: kaum eine halbe Seite! Bei dem seit einigen Jahren immer wachsenden Interesse für diese Literatur und überhaupt bei ihrem so bedeutenden absoluten Wert sollte weit mehr Gewicht darauf gelegt werden. Doch ist das ein Mangel der meisten derartigen Literaturbücher; Bartels sagt in der 4. Auflage seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ noch weniger über dieses Kapitel als Storck. Auch Hamanns Buch ist da nicht auszunehmen. Etwas ausführlicher wird Engel. — Übrigens ist S. 141 das Todesjahr Seuses falsch angegeben: 1369 statt richtig: 1366. Etliche andere geringfügige Druckversehen finden sich auch in der Darstellung der althochdeutschen Sprachdenkmäler. Doch, das sind billige Ausstellungen. Selber besser machen wäre nicht so leicht. Jedenfalls verdient Storcks „Deutsche Literaturgeschichte“ alles Lob. Die ausreichenden „Literaturnachweise“ am Ende des Buches werden Manchem wohl willkommen sein.

W. Oehl.

Anna Freiin von Krane: „Magna Peccatrix.“ Roman aus der Zeit Christi. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 432 S. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Die Skizzensammlung „Vom Menschensohne“ hatte im Vorjahre bereits die erste Spur des hohen und sorgfältig gepflegten Talents gezeigt, das in Anna von Krane lebt. Die Kraft, sich tief in ihre Gestalten und in die Kultur Palästinas zur Zeit Christi einzuleben, war schon dort zu Tage getreten, in manchem freilich hatte man den Eindruck einer leuchtenden Vorblüte, eines noch nicht bis zu der

[1]) Allerdings noch nicht in dem Maße, daß man das Buch, wie es vielfach geschieht, als eine den Bedürfnissen der Katholiken völlig entsprechende Literaturgeschichte bezeichnen könnte.

höchsten, sicher zu erwartenden Entfaltung durchgedrungenen Talents. Die Geschichte Maria Magdalenas, die Anna von Krane heute vor uns entrollt, ließ uns aber atemlos dem Worte dieses starken und hohen Frauengeistes lauschen. Nur ein kühner Geist konnte sich an ein solches Thema halten, und nur ein künstlerisch und gläubig völlig ergriffener konnte es so prachtvoll lösen, wie es in diesem Werke geschieht.

Der Inhalt ist das Leben Maria Magdalenas von der Zeit an, da sie als Geliebte des römischen Legaten Prokulus in glänzender Villa an den Ufern des Sees Genezareth lebt, bis zu ihrem Tode als reuige Büßerin in einer Höhle bei Marseille. Mit anderen Worten: es ist die Geschichte ihrer Sinneswandelung. Das Material, das die heilige Schrift wie die Legende bietet, ist kraftvoll zu einer einheitlichen Handlung verarbeitet. Wohl ist der Hintergrund der jüdischen und römischen Kultur nicht so breit und eindringend geschildert wie etwa in „Ben Hur“ oder „Quo vadis“. Aber das ist künstlerisch wohlberechtigt. Denn jene Werke sind in Wahrheit Romane; Kranes Buch aber ist in Wirklichkeit eine legendarische Dichtung, obwohl sie sich als Roman bezeichnet. Wo jene mit weit ausholendem Griffel malen, zeichnet Anna v. Krane kühn und sicher in knapper Holzschnittmanier. Wo jene als kühle Beobachter schildern, leuchtet aus Kranes Werk die ganze Inbrunst eines hingerissenen Herzens, hören wir immer ein Wort ähnlich dem Wort der Emmausjünger von ihren Lippen brechen: „Brannte nicht mein Herz, da ich von ihm sprach?“ So haben beide Arten der Dichtung ihr Recht, die Art Lewis Wallaces und die Anna von Kranes, und wir sollen nicht das Rüstzeug zum Urteil über dies Buch am Beispiel jener Werke uns suchen.

In vielem vermag das Buch, außer dem hohen künstlerischen Genuß, den es bietet, doch auch unser Nachdenken zu wecken. Vor allem durch die Behandlung der Heilandsgestalt im Romane. Die einen lehnen eine solche Behandlung schroff ab, die andern gestatten sie unter Klauseln, die dritten — so in neuester Zeit Max Kretzer, Walter Classen — stellen den Heiland ohne Bedenken mitten in ihre Dichtungen hinein. Die Lösung des Problems läßt sich theoretisch wohl überhaupt nicht erschöpfen, und Anna von Kranes Werk zeigt dies deutlich. Auch bei ihr wandelt der Heiland durch ihr Werk, wir sehen ihn als den Meister der Bergpredigt, als den Gekreuzigten, als den Auferstandenen leiblich vor uns. Aber unnahbare Hoheit, erbarmende Güte, bezwingende Schönheit strömt von ihm aus.

Was will hier eine blasse, kühle Theorie? Wie der Dichter ihn erfaßt, darin gipfelt alles. Und Anna von Krane erfaßt ihn mit der Inbrunst eines gläubigen Herzens. Wie künstlerisch fein ist die Art, wie sie von ihm spricht: zuerst sieht Magdalena ihn nur im Geiste, angeregt durch die Erzählung ihrer Dienerin Samaritana; als sie ihn

zum erstenmal mit den leiblichen Augen schaut, ist es Abend und Mondlicht: und dann erst sieht sie ihn im vollen Lichte des Tages bei der Bergpredigt. Aus der Dämmerung ehrfürchtiger Anbetung tritt er gleichsam heraus, um vor Magdalenas suchender Seele immer lichter zu erstrahlen.

Es ist ein Buch voll hoher Poesie. Selbst beim ersten Blick ungelenke Züge wie die Charakteristik Marduks stören bei tieferem Eindringen nicht; sie gehören zum Charakter des Legendarischen, der über allem waltet. Wunderbare Visionen blühen vor dem Geiste der Dichterin auf: so die Vision Christi in der Vorhölle, ein Bild, das Dantesken Anschauungskreisen entwuchs, oder die Vision am Schlusse des Werkes, da Maria von Magdalena den Triumph Christi durch die Jahrtausende vor ihrem Sterben erschaut. Eine schlichte, kernige Sprache, die alles Weiche, allen Prunk zurückweist, und sich so als echt episch bewährt, trägt bei zur langdauernden Wirkung im Innern des Lesers. Eine adelige Seele redet zu uns: darin ist alles begriffen.

Lorenz Krapp.



Bücher-Anzeigen.

Dramatische Novellen von Meinrad Sadil. Ravensburg, Friedrich Alber. (172 S.). Preis Mk. 1.80.

Der Titel ist sehr gut gewählt. In jeder dieser Novellen pulsiert heißes dramatisches Leben. Aus jeder könnte man mindestens 12 Dutzend jener modernen Milieudramen machen, die so wenig Handlung haben, als das Regenwasser Salz enthält. So kommen mir diese Novellen vor wie ein dichterischer Protest gegen jene naturalistische Kunst, die ganz in der Zustandsschilderung, in den breitesten und oft langweiligsten naturalistischen Schilderungen aufgeht. Vielleicht ist ebendarum zu viel Gedrungenheit, zu viel Geschehendes, zu viel Handlung in diesen Novellen, oder vielmehr, die Ereignisse sind zu stark zusammengedrängt, die Schilderung, die Charakterisierungskunst tritt allzusehr zurück. Es ist hier ähnlich wie bei einem Körper, der nur aus harten Sehnen und Muskeln besteht, das Weiche, das die sanften schönen Linien gibt, fehlt hier. Die gedrungene Knappheit erstreckt sich sogar auf die Redeweise der Personen, die fast alle im Telegrammstil mit Auslassung des persönlichen Fürwortes sprechen: „Hast gelogen". — „War euch gut gesinnt". — „Hab noch ein Vaterland — sollt es haben" usw.

Wenn man sich an diese Eigenart, die das Buch tatsachlich zu einer ganz originellen Erscheinung in der Literatur stempelt, gewöhnt hat, so wird man ganz aparte literarische Qualitäten in diesen Novellen entdecken. Man wird den Reichtum der romantischen Phantasie des Verfassers ebenso anstaunen, wie seine feine Kunst, den dramatischen Knoten zu schürzen und zu lösen. Wenn der Dekadent Peter Altenberg mit seinem Versuch, poetische „Extrakte" des Lebens zu bieten, gescheitert ist, so könnte er von Sadil manches lernen. Wenn man das Leben extrahiert, so kommt man eben auf das, was Sadil bietet, auf eine ununterbrochene Kette von Handlungen und Ereignissen. Wäre Sadil kein Dichter, so wäre einfach eine trockene historische Aneinanderreihung herausgekommen. Das wird aber doch niemand leugnen, daß Leben in diesen Novellen pulsiert, und eben das beweist die

dichterische Kraft Sadils, der nicht tote aneinandergereihte Teile, sondern ein lebendiges Ganze bietet, wenn auch in gedrungener Strenge und ohne die weichen Linien dichterischer Schilderungskunst. M.

Der getreue Ritter Sigismund Hager. Von J. W. Meinhold. Wiebelskirchen, N. Kolportageverlag. 436 S. Preis Mk. 2.—, geb. 2.70.

Unsere Zeit ist eine Zeit der literarischen Ausgrabungen. Das ist wohl auch eine Folge der bewußten oder unbewußten Erkenntnis, daß unsere heutige literarische Produktion der Zahl und der Breite nach zwar immer gewaltiger anschwillt, jedoch der Höhe und Tiefe nach immermehr zusammenschrumpft. Es wäre zwar lächerlich zu behaupten, daß der im Jahre 1852 zuerst erschienene Roman des zur katholischen Kirche bekehrten ehemaligen protestantischen Pfarrers Wilhelm Meinhold zu jenen Literaturdokumenten gehöre, an deren Größe spätere Zeiten ihre Literatur messen. Aber die Ausgrabung hat einen andern, sehr guten Grund. Ich spreche nicht davon, daß wir Katholiken heute gerade keinen Überfluß an guter Volkslektüre haben und ein Zurückgreifen auf alte gute Autoren wohl am Platze ist. Ich will von den literarischen Qualitäten dieses Buches sprechen! Literarische Qualitäten? Dieser antiprotestantische Tendenzroman? Mögen die „modernen“ Katholiken über eine solche Ketzerei die Hände zusammenschlagen und über unheilbare Rückständigkeit jammern, ich weiß es, der „Gral“ hat den Mut, mir ein freies Wort zu verstatten. Und so sage ich denn frank und frei meine Meinung heraus: der alte „getreue Ritter“ ist für mich ein Buch, das an packendster Realität und Frische, an Kraft und Geschlossenheit der Komposition auf gewaltigstem historischen Hintergrund den ganzen Frenssen, die ganze Klara Viebig u. noch einige mod. Eintagsgrößen aufwiegt. Das Bild, das uns der Roman von der Reformationszeit in lebendigster Anschaulichkeit vermittelt, ist freilich für den Protestantismus nicht schmeichelhaft. Stimmt es in manchen Pinselzügen nicht, so mag der Historiker korrigierend eingreifen. Aber das ist doch für uns Katholiken noch lange kein Grund, daß wir in übertriebener, schafmäßiger Friedensliebe und Duldsamkeit über ein Werk den Stab brechen, das wahrhaft eine ergreifende, hinreißende Apologie katholischer Glaubenstreue und ihrer kostbarsten Frucht, heroischer Selbstbeherrschung ist.

Das Buch ist auch deshalb zeitgemäß, weil es eine packende Widerlegung jenes weitverbreiteten Irrtums ist, daß die strengkirchliche Richtung den katholischen Schriftsteller in unerträgliche Schranken bannt, weil sie ihm die Darstellung der Nachtseiten des Lebens nicht gestattet.

Im „getreuen Ritter“ finden wir Schilderungen sittlicher Verderbtheit, die an das Schlimmste heranreichen, was uns die modernen Chronisten des Lasters bieten. Und doch wird kein reines Gemüt daran Schaden nehmen — ich will damit nicht sagen, daß man das Buch Halberwachsenen in die Hand geben soll — denn was hier geschrieben ist, ist mit reinem Herzen und mit jener echt christlichen Wahrhaftigkeit geschrieben, die das Gute gut und das Schlechte schlecht nennt und dem Laster kein rosenrotes Mäntelchen umhängt, sondern es in seiner abstoßenden Abscheulichkeit zeigt. Das ist echt christlicher Realismus, gegen den gewiß auch der „Gral“ nichts einzuwenden hat. (Gewiß nicht — ganz im Gegenteil! — Die Red.) Darum empfehle ich den „Getreuen Ritter“ zu weitester Verbreitung, besonders in den Kreisen der literarisch Gebildeten. M.

Martin Greifs Gedichte. Auswahl für die Jugend. Leipzig. Amelangs Verlag. Preis Mk. —.80.

Ein feines, liebes Büchlein muß ich diese Jugendausgabe nennen. Auf den 75 Seiten des Oktavheftchens sind eine große Zahl der schönsten und reifsten Gedichte Greifs untergebracht. Sie sind inhaltlich angereiht. Auf Kinderlieder und leichtfaßliche Erzählungen folgen eine Gruppe jener so berühmt gewordenen lichten, klaren Naturstimmungsbilder, wie sie zum zweitenmal in der deutschen Literatur

nicht zu finden sind. An sie reihen sich vaterländische und geschichtliche Erzählungen aus der neuesten Zeit, die für die reichsdeutsche wie österreichische Jugend in gleicher Weise tiefsten Eindruck zu machen imstande ist. Den Schluß bilden eine Zahl recht lieber, leicht merklicher goldener Erfahrungssprüchlein. Wir lernen in dem wunderhübschen Büchlein alle Seiten des ersten der lebenden Stimmungslyriker und Balladendichters kennen. Es ist so recht ein Büchlein für den Gymnasiasten und es sollte zu Geschenkzwecken recht oft verwendet werden. Mit diesen Gedichten mag der strebende Jüngling durch Wald und Hain und Leben pilgern, es wird ihn anregen und fördern und seinen Sinn für Schönheit wecken. N—r.



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Kevelaer, Butzon und Bercker. Jedes Bändchen Mk. —. 30.

87. Rafael, Aus der Skizzenmappe. 100 S.
88. Danby, Frank, Rache. Übers. von Sophar. 95 S.
89. Krane, Anna, Freiin v., Aus dem Alltagsleben. 94 S.

Kaiser, Isab., Mein Herz. Gedichte. IX. 106 S. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Melati v. Java, Ausgewählte Romane u. Novellen. Aus dem Holländ. von Tepe van Hemsteede. Regensburg. J. Habbel. 1. Bd.: Verschollen, 490 S. 2. Bd.: Eine einzige Tochter. Ein Opfer der Schuld. 3. Bd. Miliane. 4. Bd.: Die neue Mutter, Genesen. 256 S. Bd. à Mk. 1. 60, geb. Mk. 2.—.

Proschko, Dr., Franz, Isidor, Romane. Linz, Preßverein. Bd. 2: Die Nadel. 158 S. Geb. Mk. 1.—. Bd. 3: Der Murat von Mexiko. Mk. 1. 80.

Reinhard, Dr., Ewald, Eichendorffstudien. VII. 94 S. (Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte). Mk. 2.—.

Schott, Ant., Gottestal. Preisgekrönter Roman. 2. Aufl. 430 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Torriedt, Paul, Heimatglocken. Gedichte. 2. verm. Aufl. 128 S. Castrop, J. Schmitz. Geb. Mk. 2.—.

Voranzeigen:

Lambrecht, Nanny, Die Statuendame. Roman einer Ehe und eines Volkes. Minden, J. C. Bruns.

II.

David, J. J., Gesammelte Werke. Herausgegeben von E. Heilborn und Erich Schmidt, München, R. Piper & Ko. à Bd. geb. Mk. 6.—.

Dehmel, Rich., 100 ausgewählte Gedichte. 200 S. Berlin S. Fischer. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Hesse, Herm., Hermann Lauscher. 3. Tausend. III, 189 S. Düsseldorf, Verlag der Rheinlande. Geb. Mk. 3.—.

Hoffmann, E. T. A., Meister Floh. Zum erstenmal vollständig herausgegeb. von H. v. Müller. 261 S. Berlin, J. Bard. Mk. 7.50, geb. Mk. 10.—.
Holzamer, Wilhelm. Vor Jahr und Tag. Roman. 294 S. Berlin, E. Fleischel & Ko. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—.
Raabe, Wilh., Das Horn von Wanza. 4. Aufl. V, 218 S. Mk. 3.—. — Abu Telfan und die Heimkehr vom Mondgebirge. 6. Aufl. V, 327 S. Berlin, O. Janke. Mk. 4.—.
Schanz, Frieda, Hochwald, Roman. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Schaukal, Rich., Buch der Seele. IX, 113 S. München, G. Müller. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.
Scheffels, Jos. Vikt. von, Nachgelassene Dichtungen. Gesamtausgabe. Herausgegeb. v. J. Proelß. 229 S. Stuttgart, A. Bonz & Ko. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
Schirmer, Ad., Gedichte. VIII. 100 S. München, G. Müller. Kart. Mk. 3.—.
Schlaf, Johannes, Der Prinz. Roman in 2 Bänden. 398 u. 357 S. München, G. Müller. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.
Strobl, K. H., Der Schipkapaß. Roman. 391 S. Berlin, E. Fontane & Ko. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.
Urban, Rich., Die literarische Gegenwart. 1888—1908. XIV, 309 S. Leipzig, Xenien-Verlag. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Zweizeiler auf S. 406 ist am Ende der 2. Zeile zu lesen: rechtet statt rechnet. S. 416, Z. 4 von oben ist zu lesen: verpönt statt vergönnt.

Unsere geehrten Leser und Mitarbeiter werden gewiß die Nachricht mit Freude begrüßen, daß wir durch den erfreulichen Aufschwung unserer Zeitschrift in den Stand gesetzt werden, für Deutschland eine eigene Redaktionsstelle zu gründen, deren Leitung unser bisheriger Mitarbeiter, Herr Dr. **Lorenz Krapp** in Bamberg (Bayern) übernommen hat. Es können daher von nun an Manuskripte, Rezensionsexemplare ꝛc. beliebig nach Wien oder nach Bamberg gesendet werden. Weiteres im nächsten Hefte.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. August 1908. | 11. Heft.

Ottokar Kernstock.

Von Dr. Johann Ranftl.

„Es steht ein Schloß im Wechselgau —
Da tut in stillen Klausen,
In Mauern alt und wettergrau
Ein Mönch als Burgpfaff hausen.

Zur Morgenmett' singt um die Wett'
Mit ihm ein Chor im Laube,
Die Merl' stimmt in sein Nachtgebet,
Ihn weckt die wilde Taube.

Der Wald hält Wacht vor Tor und Wall
Mit seinen grünen Speeren
Und tut der Welt und ihrer Qual
Zur Burg den Eingang wehren.

Fran Aventiure nur geht frei
Durchs Haus zu jeder Stunde;
Sie bringt von Mären mancherlei
Dem Mönch geheime Kunde.

Und was von Lieb' und Leid sie spricht
Der alten deutschen Väter,
Das schreibt er flugs in Reimen schlicht
Auf die piementnen Blätter.“ — —

Der Mönch und Burgpfaff, von dem diese Strophen melden, ist kein andrer als der Dichter dieser Verse selbst, Ottokar Kernstock, der seit langen Jahren, seit 1889 als Pfarrer auf dem alten Schlößchen Festenburg, welches auch Kirche und Pfarrhaus der gleichnamigen Pfarre einschließt, wohnt und sinnt und dichtet, während Sommer und Winter über die stillen Bergtäler dahingehen. Am Südabhange des Höhenzuges, der die Grenz-

scheide zwischen Niederösterreich und Steiermark bildet, in einem schmalen Tale, ragt auf einer mäßigen Felsenhöhe das graue Gemäuer der Burg aus dunklen Fichten, und das Türmchen der Kirche beherrscht eine malerische Gruppe von Giebeln. Vor dem Schloßtore rauscht eine Linde. Am Süd- und Westabhange des Burgfelsens hat sich der Dichter auf stufenförmigen Terrassen ein liebliches Gärtchen mit Rasen und Blumen, mit Bäumen und Lauben geschaffen, sein Zwingergärtlein, von dem der Blick wonnig über grüne Wälder und Berghänge hinausschweift. Drunten rauscht und schäumt ein ungestümer Bergbach, die Lafnitz, vorbei, Tag und Nacht dieselbe schlichte und große Melodie brausend. Wenige Ansiedlungen erblickt der Wanderer an den Berglehnen. Es ist eben eine Gegend mit harter Arbeit und kargen Ernten für die Menschen, ein armes Land; aber durch die Schlichtheit, Frömmigkeit und Treuherzigkeit seiner Bewohner sowie durch den poesieerfüllten Waldesfrieden der wundersamen Einsamkeit zugleich ein reiches Land. Hier inmitten seiner Pfarrkinder erlebt Kernstock die Freuden und Leiden solcher Abgeschiedenheit. Von hier wandern seine klangreichen Gesänge voll deutschen Sinnes hinaus in die lärmende, drängende, hastende Welt, um bei empfänglichen Gemütern Einlaß zu begehren. Und sie fanden bereits Einlaß. Eine große Anzahl derselben wurde vertont und wird nicht bloß in Graz und Wien, sondern auch draußen im Reich und selbst bei unseren Stammesbrüdern jenseits des großen Wassers, in Amerika, mit Lust gesungen. Ein wichtiges Zeugnis dafür, daß es dem steirischen Dichter gelang, gerade dasjenige in seinem Liede zu verklären, was als Edelstes in der deutschen Seele lebt. Hätte er dafür nicht den echten und wahren Ton gefunden, wie könnte seine Dichtung so vielfältigen Wiederhall in den Herzen wecken? Ein deutscher Sänger im Kleide des katholischen Priesters muß sich die Anerkennung seines Schaffens bekanntermaßen stets mit schweren Mühen erkämpfen, da sich für ihn nicht die breiten bequemen Straßen öffnen, auf denen eine allzeit bereite Reklame ihre Günstlinge zu Gold und Ruhm führt. Von diesem steirischen Poeten, der sich mit seinen Liedern schon eine so zahlreiche Gemeinde treuergebener Freunde erwarb und der am vergangenen 25. Juli sein 60. Lebensjahr vollendete, soll die folgende kleine Skizze berichten.

Kernstocks Heimat ist Marburg, die weinberühmte Stadt an der Drau, wo der Dichter am 25. Juli 1848 geboren ward. Die Familie stammt aus der alten oberösterreichischen Eisenstadt Steyr,

wo sie bereits im 15. Jahrhundert nachweisbar ist. Der Name Kernstock lautete ursprünglich Kienstock und die mundartliche Aussprache „Keanstock“ hat offenbar hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, die Änderung in der Schreibweise nach sich gezogen. Der Vater war Beamter bei der Marburger Finanzbezirksdirektion. Die Mutter gehörte der in dieser Stadt angesehenen Familie Bindlechner an. Während sie klug und tüchtig dem Hauswesen vorstand, verkörperte der Vater mit seinem Frohsinn, Humor und Erzählertalent das poetische Element im Hause Kernstock. „Es war“, wie der Dichter berichtet, „ein Hochgenuß für uns Kinder, den Schilderungen aus seinem bewegten Leben und den Fahrten und Abenteuern seiner Studentenzeit zu folgen, jener Zeit, wo Frau Aventiure noch nicht durch den Pfiff der Lokomotive verscheucht war und die Traditionen der fahrenden Scholaren in der Jugend noch fortlebten. Fraglos haben diese Erzählungen auf die Entwicklung meines bescheidenen poetischen Talentes großen Einfluß geübt.“ Ein solcher Mann besaß natürlich auch eine ansehnliche Bücherei, in welcher die deutschen Klassiker ihren Ehrenplatz einnahmen, um bald den heranwachsenden Knaben in ihren Bann zu ziehen.

Die Eltern übersiedelten nach Graz. Hier besuchte Kernstock Volksschule und Gymnasium. Er tat sich an letzterer Anstalt, dem jetzigen I. Staatsgymnasium, das damals die Admonter Benediktiner innehatten, in verschiedenen Fächern durch sein Talent hervor und erhielt sein Reifezeugnis im bewegten Jahre 1866. Ein Jahr lang versuchte er es mit dem juridischen Studium, um sich dann mit plötzlichem Entschluße für den Eintritt in das Vorauer Chorherrenstift zu entscheiden. Dabei vertauschte er seinen Namen Otto mit Ottokar. Während der theologischen Studien in Graz betrieb der angehende Priester auch fleißig Urkundenlehre und Paläographie beim bestbekannten Direktor des steirischen Landesarchivs, J. v. Zahn. Diese Vorstudien befähigten ihn in hervorragendem Maße dazu, bald nach der Priesterweihe 1871 die schwierige Aufgabe der Neuordnung des Vorauer Stiftsarchivs zu übernehmen. Wenn ihm diese Arbeit keine Befriedigung brachte, so lag die Schuld an den Wunderlichkeiten des Auftraggebers, die einen gedeihlichen Erfolg unmöglich machten. Es war daher dem jungen Stiftsherren eine Befreiung, als er 1873 als Seelsorger nach Waldbach, einem Örtchen am Fuße des Wechsel, gehen konnte. Eine Erkrankung veranlaßte jedoch seine baldige Rückkehr ins Stift, und die drei Jahre, die er daselbst nun verlebte,

ergaben eine gute schriftstellerische Ernte, die zumeist in der Bearbeitung interessanter Fundstücke aus dem Vorauer Archiv bestand. Schon 1872 hatte Kernstock Johannes Keplers Heiratsbrief entdeckt und Dr. A. Luschin zur Veröffentlichung in den „Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark" überlassen. Es folgte die Publikation „Aus dem Tagebuch eines deutschen Arztes" im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (1876). Gemeint sind die Aufzeichnungen des Dr. J. Wittich aus dem 17. Jahrhundert. In der nämlichen Zeitschrift erschienen 1877 Kompositionen deutscher Minnelieder (Heinrich Frauenlobs, Bartel Regenbogens und einzelner ungenannten Dichter) aus dem 14. Jahrhundert, ebenso das Fragment eines Mysterienspieles aus dem 12. Jahrhundert: „Ordo de Isaac et Rebecca et filiis eorum." Wie Keplers Heiratsbrief als Bucheinbandmaterial gedient hatte, so war es auch mit jenen Bruchstücken des höfischen Epos „Wigalois", die Kernstock der Vergessenheit entriß und die Schönbach als Festschrift zum Jubelfeste der Würzburger Universität herausgab. Verschiedene geschichtliche und kunstgeschichtliche Arbeiten fallen gleichfalls in die siebziger Jahre. So „Eine Fronleichnamsprozession im 14. Jahrhundert" (1875), „Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau", „Des Dreißigjährigen Krieges Friedensfeier" (1876), „Zur Vervollständigung der Lavanter Bischofsreihe", „Chronikalisches aus dem Stifte Vorau", „Beiträge zur Geschichte der östlichen Steiermark" (1877). Diese Studien und Aufsätze erschienen teils in der Kunstzeitschrift „Der Kirchenschmuck", teils in den „Beiträgen zur Kunde steirischer Geschichtsquellen" und in den „Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark". „Des Dreißigjährigen Krieges Friedensfeier" enthält der „Deutsche Hausschatz" (1876).

Im Jahre 1877 übernahm Kernstock wieder eine Kaplansstelle in St. Lorenzen am Wechsel, von wo er 1883 in gleicher Eigenschaft nach Dechantskirchen übersiedelte. Es waren dies gleichfalls Jahre fleißigen Schaffens. Schon in den St. Lorenzener Jahren beginnen seine Gedichte in den „Münchner fliegenden Blättern" zu erscheinen. 1878 finden wir im „Deutschen Hausschatz" die anziehende paläographische Novelle „Die Memoiren eines Folianten", 1883 brachte die „Oststeirische Zeitung" die Aufsätze „Kunst und Künstler in Oststeiermark". Andere Studien erschienen in den historischen Fachzeitschriften Steiermarks. Nach kurzem Wirken am Schloßkirchlein von Reinberg wurde unser Ottokar 1889 als Pfarrer nach Festenburg berufen, wo er noch heute

unermüdlich arbeitet. Außer einer stattlichen Serie geistvoller Studien, Kritiken, Feuilletons, in denen Kernstock mit klarem, scharfem Blicke und männlichem Freimute seine Gedanken über literarische und andere Vorgänge im modernen Geistesleben ausspricht, ziehen sich durch die Festenburger Jahre jene lyrischen und erzählenden Gedichte, die in den zwei Sammlungen „Aus dem Zwingergärtlein" (München 1901) und „Unter der Linde" (München 1905), zu zierlichen Sträußlein vereinigt, erschienen und den Namen des poetischen Pfarrherrn weithin bekanntmachten.

Schon die altertümlich klingenden Titel weisen ein wenig auf den Charakter der Gedichte hin. Wir hörten eingangs, wie sich Kernstock selbst als den einsamen, poetischen „Mönch" schildert, der am liebsten mit Frau Aventiure Zwiesprache hält. Und das hübsche Gedicht, das vom Salzburger Mönch erzählt, der zu Erzbischof Pilgrims Zeiten (im 14. Jahrhundert) lebte, darf man ohne weiteres mit dem Dichten des Festenburger „Mönchs" in Beziehung setzen. Von ihm selbst gilt, was der alte Salzburger Erzbischof von jenem Sänger froher „Dörpertanzlieder" und Minneweisen und weihevoller Kirchengesänge rühmt:

„. . . Es glänzt wie funkelnd Erz
Sein Schild so blank und sauber.
Sein treues, deutsches Sängerherz —
Das ist sein ganzer Zauber!

Was jemals ward im Volke wach,
An Lust und Feierklängen —
Das deutsche Spielmannsherz schlägt's nach
Und schmiedet's zu Gesängen.

Auf ewig sei in Ehr'n genannt
Das Andenken dessen,
Der auch unter dem Mönchsgewand
Nicht deutscher Art vergessen."

Diese Anerkennung müßte Pilgrim, der wackere Kirchenfürst, auch unserem oststeirischen Sänger aussprechen, wenn er dessen schlichten und männlichen Weisen lauschen könnte. Auch Kernstock möchte seine Lieder dem deutschen Volke so recht ins tiefste Herz singen, um alles Edle und Hohe, das darin schlummert, zu blühendem Leben zu wecken. So kommt es, daß er mit den kläglichen Entartungserscheinungen auf unserem modernen Parnasse nichts zu schaffen haben will, sondern im Geiste Uhlands die Ideale des

echten deutschen Sängersinnes in mannhaften Strophen preist. („Frau Aventiures Ausfahrt“, „Die Weise von Amilê“). Die herrliche deutsche Kunst der Vorzeit erscheint dem Dichter im sinnvollen Traume als eine Rieseneiche, welche blasierte Zwerglein gerne fällen und schänden möchten. Er fordert darum vom deutschen Michel:

„Laß deine alte Kunst dir nicht verschänden!
Auf, deutscher Michel! Steh und wehre dich!
Faß am Genick mit deinen starken Händen
Die jungen Kläffer, schüttle sie und sprich:
Hinab mit euch, ihr frechen Lästerzungen!
Ins Wasser mit den ungewaschnen Jungen!“

Der üppigen Kokette „Modekunst“, die sich von ihren Galanen als die „Schönste im ganzen Land“ preisen läßt, stellt unser Sänger das liebe Schneewittchen „Volkskunst“ entgegen. So ist es das Gesunde, Echte und Große des deutschen Wesens, dem er überall mit begeistertem Sinne seine Huldigung bringt und hierin berühren sich Kernstocks Gedanken des öfteren mit dem, was R. von Kralik in seinem Denken und Dichten vertritt.

Von selbst und ungesucht stellen sich für die Phantasie des Dichters, den schon seine Jugendeindrücke und frühe Lektüre auf die nationale Vergangenheit wiesen, dem vor allem gelehrte Studien diese alte Zeit lebendig zeigten, die alten Mären, heroische Gestalten und Episoden ein, in denen er den poetischen Frauendienst, deutschen Sang und deutsches Denken verherrlichen und seine herzliche Freude an allem, was einst unsere edelsten Ahnen empfanden, melodisch austönen lassen kann. Wenn dabei modernes Empfinden auf den altertümlichen Saiten kräftig mitklingt, so werden die Verse doch keine künstlichen, antiquarisch ausstaffierten Leitartikel, sondern diese Phantasie, die so gerne aus alten nationalen Quellen schöpft, während das Herz die Freuden und Schmerzen der Gegenwart, vor allem auch die Schmerzen der Deutschen Österreichs tief und heiß empfindet, schafft in ihren guten Stunden Gebilde voll echten, dichterischen Lebens, das nur krittelnder böser Wille unfühlend verkennen kann. So entstand etwa das Lied von den „Drei Schicksalsschwertern“, von den Heldenschwertern „Balmung“, „Sachs“ und „Welsung“, aus denen das Schwert des Deutschen Reiches geschmiedet wird mit seiner stolzen Devise: „Heil dem, der's trägt! Weh' dem, den's schlägt!“ Ein anderes Mal erschaut des Dichters Geist ein Erlebnis des Tiroler Minnesängers Oswald von Wolken-

stein oder den jugendlichen Walther von der Vogelweide mit seinen Zukunftsträumen oder den deutschbeherzten Ulrich von Liechtenstein oder Germania lenkt selbst ihr „glückhaft Schiff“ in das 20. Jahrhundert hinüber. Solche und andere alte Motive werden vom gesunden Lebenshauche einer frischen Dichterseele gleichsam neu geschaffen. Sie reden und mahnen jetzt mit strengem Ernst und plaudern zu anderer Stunde schalkhaft und heiter. Und wenn das gegenwartsfrohe Gesicht des Poeten uns aus altem Kostüme anschaut, kann man von seinem Liede sagen, wie es von dem des Wolkensteiners heißt: „Fremd klang dem Ohr die Weise, den Herzen klang sie traut.“ Die Gefahr des Überwucherens archäologischer Gelehrsamkeit ist ebenso glücklich vermieden wie in den Gelegenheitsgedichten das rohe Kopieren der Natur. Es spricht die Persönlichkeit des Dichters, wie sie geworden und wie sie empfindet, in geklärten, gehobenen Rhythmen.

Wer die herzliche Verehrung des Dichters für die deutsche Vergangenheit ein wenig mitempfinden kann, dem erscheint es nicht als fremdartig, sondern als stilgerecht und naturgemäß, wenn sich bei Kernstock auch Stil und Sprache gerne auf einen altertümlichen Ton stimmen und wenn die Nibelungenverse und die schlichten Zeilen unserer Volkslieder bei ihm neu verjüngt eine Auferstehung erleben. Eine Anzahl von Erzählungen und Liedern sind sogar in regelrechtem Mittelhochdeutsch geschrieben. Mit solch seltener Energie vertiefte sich der Dichter derselben in die Werke der altdeutschen Zeit. Wir mögen dieses Kunststück bewundern, wenn die Gedichte selbst auch den meisten Lesern kaum zugänglich werden dürften. Dagegen genießt jeder, der ein bißchen in älterer Literatur Bescheid weiß oder auch nur die altertümliche Art eines Scheffel schätzt, mit Freude die hübschen Lieder, die in der eckigen, kräftigen Sprache des 16. oder 17. Jahrhunderts erscheinen oder sonst eine mehr oder weniger starke altertümliche Färbung aufweisen. Auch hier vielfach alte Motive wie Jagdlust, Studentenfreude, Mönchsscherze, der Kampf von Frühling und Winter, Lanzknechte, Vaganten. Allein, was schadet es! Die Welt wird bekanntlich für jeden rechten Poeten neu geschaffen und daher sieht dessen Sonntagskinderauge auch zu unserer innigen Überraschung das längst Bekannte in neuer Frische und Schönheit. Die Verwandtschaft mit Scheffel und Baumbach ist bei Kernstock keineswegs eine sklavische Manieriertheit, sondern höchstens eine freie, selbständige Nachfolge. Ein bedeutsamer Vorzug seiner heiteren Lieder ist es, daß auch aus den launigen, lachenden Versen oft recht ernste

Wahrheiten herausblicken, wie beispielsweise aus dem netten „Virgatum“. Im übrigen kann das eben Gesagte nachgeprüft werden an Nummern wie: „Ein schön teutsch reiterlied“, „Des kaisers arkeley“, „Ein feins lied von einem landsknecht“, „Eins teutschen fänderichs fanenschwur“ und manchen ähnlichen Beispielen.

Ein liebes Erbgut unserer Poesie seit Goethe und seit der Romantik ist die innige, andächtige Naturfreude, die übrigens auch den älteren Zeiten nicht fremd ist und besonders im Volksliede singt und klingt. Wie Eichendorff und Uhland in ihren Liedern nach volkstümlichem Muster so gerne Lust und Leid unseres Herzens mit dem Leben der Natur in sinnige Beziehung setzen, Menschengemüt und Natur sozusagen auf einen Akkord stimmen, so sehen wir auch bei unserem steirischen Romantiker Natur und Seele oft im nämlichen intimen Einverständnis. Das wiederholt komponierte „Ein feins lied von einem landsknecht“ ist ein gutes Beispiel dafür. Man kann daran auch beobachten, wie der Dichter klare Anschaulichkeit, lebendiges Geschehnis mit warmer Gemütsstimmung vereinigt und dazu noch eine treffliche, künstlerische Geschlossenheit erreicht.

„Ein feins lied von einem landsknecht“

„Ein birnbaum stet am straßenrein,
stolziert mit grünen zweigen,
da gab mir die vieltraute mein
von rotem gold ein fingerlein
und tet sich zu mir neigen.
Auf meine hand ihr trehnlein fiel:
Far wol, far wol, mein herzgespiel!
Kein's andern werd ich eigen!

Ein birnbaum stet am straßenrein,
sein laub tut sich verfärben.
da traf ich sie nach jahr und tag,
wie sie meineider minne pflag,
den ring schlug ich zu scherben.
Jetzt will ich um ein ander braut
auf preiter heid mit lot und kraut
als frummer landsknecht werben.

Ein birnbaum stet am straßenrein,
kein blättlein sicht man sprossen.
Tu mir die lieb, mein kameran,
ans dürre Holz, da lein mich an,

da sei mein lauf beschlossen!
der baum und ich, wir fahrn dahin,
weil uns ein schöne teufelin
mit falschen zehrn begossen."

Neben den Anregungen, die Kernstock aus alten Traditionen schöpft, geben ihm die eigenen Erlebnisse und so mancher Vorgang der nächsten Nähe und Gegenwart immer wieder Gelegenheit, seine tiefsten Empfindungen an das Licht zu drängen. Die Gelegenheitsgedichte, die so entstehen, verdienen ein besonderes Wort der Anerkennung. Der Dichter verrät selbst, daß er sich nicht ungern von äußeren Anlässen zur Produktion führen läßt. „Daß ich nicht mehr und umfangreichere, literarische Arbeiten veröffentlicht habe, daran ist zunächst die mir innewohnende vis inertiae schuld, die es bewirkt, daß ich meist eines Anstoßes von außen bedarf, wenn ich schaffen soll. An solchen Anregungen aber war mein Leben, das sich zumeist in der Bergeinsamkeit abspann, arm. Auch bin ich kein Schnelldichter, sondern produziere ungewöhnlich langsam und besitze einen sehr schwach entwickelten Ehrgeiz." Und doch fanden sich die Anregungen. Im „Zwingergärtlein" und „Unter der Linde" finden sich Poesien, die zu dem Schönsten gehören, was man sich im Gebiete des Gelegenheitsgedichtes nur wünschen mag. Es darf auch dies als Zeugnis für die Stärke des poetischen Talentes gelten, wenn es diesem gelingt, selbst kleine, für die große Welt nicht immer bedeutende Ereignisse mit gemütvoller, herzlicher Poesie zu übergolden. Die Eröffnung einer Eisenbahn, der Abschied der Sommergäste, das Begräbnis eines Bischofs, die Heimkehr der deutschen Schiffe aus China, das Schillerjubiläum entlocken der Seele unseres Poeten Stimmungen und Verse, die ganz herrlich vom kleinen Ereignis zur „allgemeinen Weihe" streben. Der besondere Anlaß wird geschickt benützt zu weiterem Ausblick, und auch hier versäumt der deutschgesinnte Sänger keine Gelegenheit, die besten Kräfte unseres Volkes zu lebendiger Betätigung aufzurufen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß einzelne Gelegenheitsverse und Stammbuchreime neben den hochgestimmten Festliedern verschwinden müssen, wenn sie auch ein geistvolles Wort oder einen treffenden Scherz enthalten. Dasselbe gilt von den kleinen Bosheiten im Scheffelschen Tone wie „Ein lied von drein frewlein", „Ruinen im Frühling".

Es ließe sich noch mancherlei Schönes berichten von manchen tiefempfundenen Gedichten, in denen Kernstock ohne altes Kostüm persönlich und unmittelbar vor den Leser tritt und ernste Gedanken

und Erinnerungen in Strophen von milder, klarer Schönheit ausprägt. Ich denke an die feinen Monatsstimmungsbilder im „Zwingergärtlein“ mit ihren sinnigen Naturbetrachtungen. Es umweht sie eine friedliche Schönheit, die hin und wieder ein kleiner Scherz durchblitzt. Welche ergreifende Lebenswahrheit zittert nicht durch die wehmutholden Dezember-Verse des weltfernen Einsiedlers:

„Horch! Pochte es an mein Fenster nicht?
Schaut nicht durch die Scheibe, die trübe,
Beleuchtet von flackerndem Mondenlicht
Ein wohlbekanntes, süßes Gesicht,
Mit Augen voll zärtlicher Liebe?

Wird draußen nicht eine Stimme laut,
Schon lange nimmer vernommen?
‚Kommt Kinder!‘ flüstert sie, ‚kommt und schaut!
Die Weihnachtstanne ist aufgebaut,
Das Christkindlein ist gekommen!‘ —

Ein Baumzweig schlug an dein Fensterlein,
Der Nachtwind regt sein Gefieder.
Geh schlafen, du Tor! Laß dein Lauschen sein!
Kein Christkind kehrt mehr bei dir ein,
Und die Toten kommen nicht wieder.“

Auch die Strophen „Einer Sängerin“, die „Erinnerung an Maria Wörth“, die elegische Lebensrückschau „Im Herbst“ sind reine und echte Klänge, wie sie nur das Leben selbst im Gemüte eines wahren Dichters erweckt. Daß ein Mann der Kirche, der in seinem Lebensberufe den ewigen und ernsten Dingen dient, sich auch dichtend mit religiösen Ideen beschäftigt, braucht kaum eigens hervorgehoben zu werden. Statt anderer Beispiele sei auf die geistreiche Betrachtung „Zwei Kreuze“ hingewiesen, die so recht aus dem Getriebe von heute und gestern heraus empfunden ist und eine große Wahrheit ausspricht.

„Zwei Kreuze.“

„Jüngst fand ich, Herr, dein Bild in Marmorpracht
Auf einem Square der Metropole stehen.
Ein großer Meister hat es ausgedacht.
Geschäftig Volk sah ich des Weges gehen.

Der eine hielt und übte Kunstkritik,
Ein andrer eilte ohne Acht vorüber,
Ein dritter sandte einen Hassesblick
Und ein verächtlich Wort zu dir hinüber.

Das war ein rastlos Hin- und Wiederfliehn,
Ein Wogen Armer, Reicher, Großer, Kleiner,
Ein stetes Grüßen, Winken, Hüteziehn!
Nur dich, Gekreuzigter — dich grüßte keiner ...

Ich weiß ein Kreuz auf einem Bergjoch fern —
Gerank umspinnt den Stamm, den wettergrauen.
Ein schlichter Zimmrer hat den Leib des Herrn
Aus Fichtenholz notdürftig zugehauen.

Die Dornenkrone ward vom Sturm entrafft.
Die Farben blichen unter Regengüssen;
Die Seitenwunde, die so grausam klafft —
Der Sonne Lichtspeer hat sie aufgerissen.

Doch zieht kein Wandrer durch den Alpenwald,
Der hier nicht eine Weile knien bliebe
Und zu des Heilands dürftiger Gestalt
Inbrünstig die beschwielten Hände hübe.

Kein Haupt bleibt vor dem armen Bild bedeckt,
Der starke Nacken beugt sich untertänig — —
Am Marktplatz bist du nur ein Kunstobjekt,
Im Wald, Gekreuzigter, bist du ein König!"

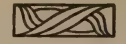
Ein übellauniger Rezensent fand es seinerzeit einmal höchst überflüssig, daß ein Dichter wie Kernstock von Minnesang und Hörnerklang und ähnlichen altfränkischen Dingen sänge. Als ob es notwendiger wäre, Motive wie „Perdita", „Lieder einer Verlorenen", „Herodias", „Vorstadtkneipe", „Im Venusberg", „Pikante Historien" und Verwandtes im jüngstmodernen Tone zu feiern! Bei den Ganz-Modernen kann Kernstock nicht gut in Gunst stehen. Dazu ist er zu gesund. Er mag sich jedoch schon mit dem Gedanken trösten, daß ein Poet, der einerseits so viel begeisterte Liebe findet und andererseits schlechtbegründeten Widerspruch heraufbeschwört, kein ganz unbedeutender Mann sein kann. Es kommt doch wahrlich nicht darauf an, ob Kernstock des öfteren aus dem modernen Marktgedränge zu den Menschen und Liedern der Vorzeit wallfahrtet oder ob andere Lyriker sich ihre eigenen Trauminseln und Zauberlande ersinnen. Hauptsache wird es wohl immer bleiben, daß ein echter Lebensgehalt in den Versen liegt. Und diesen wird der empfängliche Leser in Kernstocks Dichtung nicht vermissen. In ihr steht ein Mann vor uns, der der Erde Lust und Leid, Kampf und Frieden, der den Kummer und die Hochgefühle seines Volkes und nicht zuletzt dessen heiteren Humor und Scherz empfunden hat, ein Mann, der weiß, wie Sehnsucht

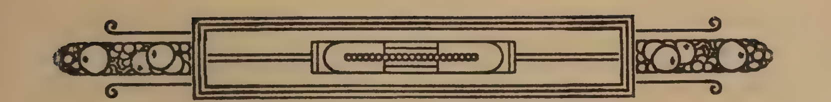
und Mitleid dem Herzen tun, und der nicht vergißt, in trüber Stunde zum Kreuze aufzublicken. Diese vielfältige Melodie des Lebens klingt schlicht und schön im Liede des oststeirischen Burgpfarrers und flößt dem mitfühlenden Leser Stärke und Lebensmut in die Seele. Es wäre ein Glück, wenn unser Volk viele solche mannhafte Rufer in der Wüste des modernen Geisteselends hätte, wie der treffliche Pfarrer von Festenburg einer ist; Männer, die der krampfhaft nervösen Unrast ihre sichere Gelassenheit, dem Pessimismus und der mattherzigen Verzweiflung Vertrauen und gegesunden Humor entgegensetzen, und unserem deutschen Volke die edelsten Ideale des Herzens in poesieverklärtem Glanze zeigen. Ein Dichter, der auch nur in verhältnismäßig wenigen klangvollen, von seiner ganzen Herzenskraft belebten Liedern seiner Nation so hohe Ziele weist und uns Kraft und Mut auf hartem Wege zuspricht, verdient die Liebe und Ehrfurcht seiner Volksgenossen. Wir wünschen dem wackeren Sänger, daß noch ungezählte Leser an sein Lied, das so treu dem deutschen Volke diente, die nämliche Einladung richten wie F. W. Weber einst an die Volkspoesie:

„Tritt ein und sitz' an meinem Herd!
Schon sinkt die Nacht auf Hain und Hügel,
Und durch die Tannenwipfel fährt
Des Wintersturms beschneiter Flügel.
Du holde Jungfrau, zärtlich hält
Dein Arm das Saitenspiel umfangen,
Und in bereiften Locken fällt
Dein braunes Haar um Hals und Wangen.

Dein Schmuck ist Einfalt, dich umzieht
Von Salbendüften keine Wolke;
Du wandelst leicht geschürzt, man sieht,
Du bist ein Mädchen aus dem Volke.
Und singst du auch im Königssaal,
Von Weisen angestaunt und Toren,
Doch schweift dein Blick hinab ins Tal
Der Hütte zu, die dich geboren.

Dich lieb' ich; wie du bist, so sei!
Du hast die rechte Mädchenmiene;
Du bist nicht dreist, nicht allzufrei,
Nicht peinlich frömmelnde Begine.
Und braust einmal dein Übermut
In einem lust'gen Gassenhauer,
Gleich flammt die Stirn in dunkler Glut,
Gleich schwimmt das Aug' in stiller Trauer."





Deutſcher Hausſegen.

O ſende, Herr, zu Schutz und Wehr
Dem Erdenhaus dein himmliſch Heer!
Der Torwart Friede halte Wacht
An jeder Pforte Tag und Nacht
Und ſcheuch hintan zu jeder Zeit
Die böſen Geiſter Streit und Neid!
Es führ' des Hausherrn Kammerknecht
Den Namen Traugott Leberecht,
Der Hausfrau Weid- und Gürtelmagd
Heiß' Tudichum und Nieverzagt!
Die Wiege, wo das Kindlein liegt,
Sei von zwei Engelein gewiegt,
Es ſteh' gewärtig jedes Winks
Die Liebe rechts, die Sorge links!
Im Kämmerchen der Jungfräulein
Geh' Zucht und Ehre aus und ein!
Wo das Geſinde hauſt und ſchafft,
Soll ſchaffen helfen Fleiß und Kraft!
Genügſamkeit bei Tiſche dien',
Die Treue ſei Beſchließerin,
Und vor dem kleinen Hausaltar
Knie' fromme Andacht, ſchlicht und wahr!
Und iſt das alles wohl gerüſt',
Dann komm herab, Herr Jeſus Chriſt!
Tritt durch das Tor und führ herein
Auch die herzliebſte Mutter dein,
Und mit Sankt Joſef und mit ihr
Nimm unter dieſem Dach Quartier!
Allmorgens, wenn die Sonne ſteigt,
Und abends, wenn der Tag ſich neigt,
Streck ſegnend deine Hände aus
Und ſprich: Steh feſt, du deutſches Haus!
Das Glück herein — das Leid hinaus!

O. Kernſtock.



Meister Eckehard.

Von Wilhelm Oehl.

Der alte Prior saß in langem Schweigen,
Doch schwere Sorge sprach aus seinem Blick. —
„Wohin wird morgen sich die Wage neigen?
Wem beugt der Spruch das herrische Genick?
Der Erzbischof — wird es ihm jetzt gelingen,
Was ihm das letztemal zum Glück mißlang? —
Und schuld an allem ist der Überschwang,
Mit dem die Stolzen in die Tiefe dringen,
Die ihnen ewig doch verborgen bleibt.
Ist es ein guter Geist, der dazu treibt?
Doch, wie's nun immer sei, es ist zu spät.
Es kam die Zeit, da niemand wirken kann.
Und Eckhard wird, was immer er gesät,
Unglück und Glück ertragen als ein Mann.
Daß wir wie Ein Mann ihm zur Seite standen,
Das weiß er wohl, — hat doch der ganze Orden
Für ihn gewirkt in allen deutschen Landen,
Trotz dem, was in Venedig laut geworden. — — —
Daß wir doch nie in Frieden leben können
Mit Sankt Franziskus' Söhnen und mit Fleiß

Meister Eckehard, Ord. Praed. (1260—1327) ist der geniale Begründer der „deutschen Mystik“. Fußend auf der altchristlichen Mystik des Dionysius, auf der romanischen Mystik der Viktoriner, Bernhards und Bonaventuras, endlich auf Albert dem Großen, entwarf er sein kühnes, zum Teil allzukühnes System der theoretischen Mystik. Auch nachdem 1329 eine Anzahl von Sätzen aus seinen Schriften vom kirchlichen Lehramte verurteilt worden waren, lebte sein tiefer Einfluß im Herzen seiner Schüler fort. Besonders der selige Heinrich Seuse spricht wiederholt mit größter Verehrung von dem „hohen, heiligen Meister Eckard“ und von seiner „süßen Lehre“; in seiner Selbstbiographie erzählt Seuse, wie ihm Eckehard bald nach seinem Tode als Genosse der göttlichen Natur in Himmelsglorie erschien. — In dem zweimal gegen Eckehard angestrengten Prozesse traten die Predigerbrüder aus Rivalität gegen die Minderbrüder für ihren berühmten Ordensbruder ein, soweit und solange es nur möglich war, wiewohl damals ein Generalkapitel zu Venedig vor der Gefährlichkeit gewisser subtiler Lehren mit Recht gewarnt hatte. Übrigens spielte, wie wir jetzt wissen, in Eckehards Prozesse Verleumdung und Niedertracht eine große Rolle.

Mit ihnen werben um denselben Preis,
Erfüllt von gegenseitigem Mißgönnen!
Warum selbander in die Schranken treten
Und nicht in Eintracht predigen und beten?
Der Florentiner hat doch recht gehabt
Mit seinem Weltgericht im Weltgedicht.
Wie schrieb doch er, den Gott so reich begabt,
In seinem schönen, himmlischen Gesicht?
„Die Herde irrt zerstreut vom rechten Gleise,
Und wenige wandern in der rechten Weise.“
Ach, besser's Gott! Es muß bald anders werden,
Was wird sonst aus — —
Halt ein, wohin entführt
Mich denn mein Grübeln über die Beschwerden,
Die mich doch sonst viel weniger berührt?!
Es ist die Angst um ihn — ich lieb' ihn doch,
Bin stolz auf ihn, den größten unsrer Brüder.
Trifft jetzt am Abend seines Lebens noch
Der Strahl sein Haupt und sinkt er als ein müder,
Besiegter Geistesstreiter in die Gruft?
Er wird sich beugen, ja, er widerruft —
Ein treuer Sohn der Kirche war er immer; —
Doch bricht sein Herz und auch sein Auge bricht.
Dann ist's vorbei mit allem Ruhmesschimmer,
Den wir von ihm erhofft; — uns zwingt die Pflicht.
Ich will ihn sprechen, ihm vor Augen führen,
Wie man mit kluger Rücksicht viel erreicht.“ — —

Entschlossen steht er auf. Die Zellentüren,
Von denen eine stets der andern gleicht,
Geht er entlang. Er tritt in Eckhards Zelle.
Versunken in Gedanken und Gebet
Kniet Eckhard vor dem Kruzifix und fleht,
Halbsichtbar nur in matter Lampenhelle.
Vor ihm liegt aufgeschlagen jenes Buch,
Das Dionysius „Von des Himmels Orden“
Geschrieben, das zum Führer ihm geworden
Und zum Verführer, Segen ward und Fluch. —
So betet er in himmlischer Verzückung,
Und erst des Priors Gruß und lautes Wort
Stört ihn aus der beglückenden Entrückung.

„Was riefst du mich aus meinen Himmeln fort?
Ich schwelgte schon am Urquell alles Lichts,
Schon sank ich jauchzend in das heilige Nichts.“ —
„Mein Bruder, nur die allerschwersten Sorgen
Um dich und um dein Schicksal führten mich
So spät zu dir. Gedenke doch an morgen!
Wie lautet morgen deine Antwort? Sprich!“ —
„Ich weiß es nicht. Doch sprach der Herr der Erden:
Zur Stunde wird es euch gegeben werden.
Hab' ich die Wahrheit, nun, so werd' ich siegen;
Hab' ich sie nicht, so muß ich unterliegen.“ —
„Wie kühl du bist und ruhig, ohne Bangen.
Du glaubst und weißt: es kann dir nichts geschehn.
Wir können diese Ruhe nicht erlangen
Und vor Erwartung möchten wir vergehn.
Wie unermeßlich tief muß deine Seele,
Wie grenzenlos und unergründlich sein!
Du bangst kaum vor dem drohenden Befehle.
Uns droht er nicht und schüchtert uns doch ein.
Wenn nur ein Engel uns vom Himmel käme
Und deine Seele aus dem Abgrund riefe,
In dem sie ruht, und uns die Blindheit nähme!“ —

„Willst du hinab in die schlummernde Tiefe
Blicken, hinein in mein innerstes Herz?
Seltsame Dinge würdest du sehen,
Buntes Gedränge von wehvollem Scherz,
Lächelnder Trauer und frohem Vergehen.
Willst du den Gang in den Abgrund wagen?
Wohl, meine Seele schließ' ich dir auf.
Kannst du den stürmischen Wechsel ertragen,
Vorwärts denn zum gefahrvollen Lauf!
Sieh den eifernden Mut und das Zürnen,
Wie ich flammend in aller Welt
Licht entzünde in dumpfen Stirnen,
Denen der Funke des Göttlichen fehlt.
Für des Schwachen gefährdete Rechte
Heb' ich freudig die drohende Hand.
Gilt es auch Leben und Blut im Gefechte —
Einig umschlingt ein heiliges Band
Mich und alle Armen der Erde,

Alle, die rechtlos schmachten im Staub.
Trotzend aller Not und Beschwerde
Nehm' ich den Stolzen den gottlosen Raub.
Stürmend brausen der Zorn und die Liebe
In meiner Seele äußerm Getriebe.

Komm nun hinab in die inneren Gründe,
Wo du heimlich Verborgenes schaust!
Wenn ich auch draußen Kämpfe entzünde
Und der Streit mit der Zwietracht haust, —
Tiefer drunten misch' ich mich lächelnd
In den fröhlichen Wirbel der Lust,
Heitere Lüfte kosen mich fächelnd,
Kaum bin des Kampfes ich mir bewußt.
Wie ein prächtiges Spiel, wie ein Reigen
Winkt mir das Leben. Versunken und tot
Ist alle Sorge in seligem Schweigen,
In einem freundlichen Morgenrot.
Keinen Jammer fühl' ich, kein Zürnen,
Nur ein ewiger, bleibender Scherz
Sind meine Tage, auf himmlischen Firnen
Schreite ich spielend, mich rührt kein Schmerz.

Aber folge mir tiefer und weiter,
Fürchte dich trotz der Veränderung nicht!
Nun erbleichen die Farben, die heiter
Mir erstrahlten. Ein sengendes Licht
Blendet jäh den fröhlichen Schimmer,
Rosen vernichtend und tröstendes Grün.
Nur ein sehrend grelles Geflimmer
Flammt in allesdurchdringendem Glühn.
Wo sind die Tatkraft, das mächtige Grollen,
Wo blieb die lachende Götterlust,
Sie, die draußen in rauschenden, vollen
Strömen erfüllt die lebendige Brust?
Jetzt ist kein Wollen mehr und kein Fühlen,
Nur der Gedanke, leuchtend und klar
Alles durchspähend mit seinem kühlen,
Forschenden Lichte bietet sich dar.
Keine Freude kenn' ich, kein Leiden,
Nichts sind Gut und Böse vor mir.

Willst du noch folgen, so mußt du scheiden
Wollen und menschliches Fühlen von dir.
Kannst du ertragen das zehrende Feuer,
Das so herzlos alles durchgleißt,
Das, ein allwissendes Ungeheuer,
Alle täuschenden Hüllen zerreißt? —
Kühl erwäg' ich mit ruhigen Sinnen
Alles Kämpfen und Spielen der Welt;
Hoch von des Denkens ragenden Zinnen
Blick' ich hinab auf das wimmelnde Feld.
Kein Mitleid mehr lebt in der Seele,
Trauer nicht noch jubelnder Dank:
In des Erkennens lauterer Schwele
Alles Menschliche lautlos versank.
Alles, was Menschenherzen vermögen,
Schwindet nun in lichtlose Nacht.
Was die Kräfte der Seele hegen,
Sinkt hinab in den grundlosen Schacht.
Weichen schon mußte der Wille, der schnelle,
Und das empfängliche, weiche Gefühl.
Nun erlischt auch die strahlende Helle,
Die noch leuchtete durch das Gewühl
In meiner Seele. Entselbstet, ein Nichts,
Harr' ich entgegen dem Tag des Gerichts.
Träumend nur trag' ich das irdische Kleid —
Längst ist im Meere der Ewigkeit
Denken und Wollen und Fühlen versunken,
Im unendlichen Nichts ertrunken.
Schaust du mit Grauen die leere Tiefe?
Körper und Stunde und Ort sind nicht mehr,
Als ob die Seele regungslos schliefe,
Weltfremd und öde, ruhig und leer.
Selig, wer diese stille Wüste
Mühvoll errang, ihn trübt kein Leid.
Fern, so ferne dröhnt an der Küste
Wild des Lebens Brandung, doch weit,
Viel zu weit von der träumenden Insel,
Wo der Grund meiner Seele ruht.
Hier stört kein Jauchzen, kein Gewinsel, —
Mein Menschenleben verschlang die Flut.
Nichts mehr weiß ich und will nichts verlangen,

Fühle kein Entzücken, kein Bangen —
Nur ein Abgrund bin ich, verborgen,
Dunkel und tief. Kein Heute, kein Morgen
Rührt meinen Schlummer. Ich bin befreit,
Bin Mensch nicht mehr — bin Ewigkeit!" —

Erschüttert stand der Prior und erschauernd.
Dann ging er aus der Zelle. Leise trauernd
Sprach er bei sich: „Das persische Gedicht,
Aus dem Medardus unlängst uns gelesen,
Das paßt so wunderbar zu Eckhards Wesen,
Da es an einer Stelle also spricht:
‚Wer an des Himmels höchster Kuppel steht,
Nach einer Leiter nimmer suchen geht.'" —

* * *

Gefallen war das Urteil längst vor Wochen
Und wie ein Donnerschlag hereingebrochen.
Wohl zieh der greise Meister seine Richter
Des Mißverstandes, und in Avignon
Beschloß er, vor der Kirche höchstem Schlichter
Im Frankenreich, im neuen Babylon,
In Wort und Schrift den Irrtum klarzulegen,
Der vorgefaßte Meinungen umfing,
So daß das Urteil Jener irreging.
Doch Gottes ewiger Ratschluß war dagegen,
Der rief ihn fort von seinen Erdenwegen
Und nimmer sah er Frankreichs sonnigen Süden.

Nun brach der starke Leib, den kein Ermüden
Je niederdrückte. Wieder war's am Rhein,
Zu Köln, der Krone über allen Städten.
Des Klosters Brüder standen rings in Reihn
Besorgt um Eckhards Lager. Gerne hätten
Sie seiner wunden Seele Trost gespendet.
Er aber hörte nicht, sein Geist war fern,
Sein Feuerauge sonnenwärts gewendet
Und seine Seele ruhte schon im Herrn,
Bevor sie noch in jene Welt getreten.
Die Mönche standen stundenlang mit Beten,
Da hob der Sterbende sich jäh empor

Und seine Augen blickten rund im Kreise.
Ein Himmelsleuchten blitzte draus hervor
Und mild verklärt begann er leise, leise:
„Mein Tagwerk ist getan, das Werk gewirkt,
Das der Allmächtige mir abgezirkt.
Nun kommt die Nacht, da niemand wirken kann;
Und fröhlich kehr' ich aus der Welt des Scheins
Zurück ins Himmelreich des reinen Seins.
Und was ich sechzig Jahre grübelnd sann,
Das soll ich schauen, liebe Brüder, schauen!
Wie ferne blieb ich doch dem Urgedanken,
Deß Keime in die Menschenseele tauen!
Wohl manchmal irrt' ich aus der Wahrheit Schranken,
Jetzt darf ich mich ins Meer der Klarheit senken,
Wo Ufer nicht noch Klippen mich umschränken,
Vom Himmelsquell darf ich die Lippen tränken.
Wie jubelt meine Seele ins ewige Licht!
Nun schaue ich Gott, jetzt glaube ich nicht
Und tu auf alle Hoffnung Verzicht.
Nur heiße Liebe brennt mir im Angesicht — — — —

— — — — — — — — — — — —

Eine neue Feuersäule leuchtet,
Glüht und sprüht in blühend grüßendem Glück,
Und drunten funkelt's purpurtrunken im Dunkeln.

— — — — — — — — — — — —



Der liebe Gott geht durch die Welt...

Der liebe Gott wandelte durchs Unendliche der Räume.

Er wies den Welten ihre Bahnen, er ließ die Sonne erflammen, er schenkte der Nacht ihre Sterne, er deckte die Täler der Erde mit grünendem Teppich und füllte sie mit blühenden Blumen, er kleidete die Berge in keuschen Schnee, er stürzte die Ströme hinab in die Ebene und setzte den Wogen des Meeres ihr Ziel, er lehrte die Vögel die fröhlichen Lieder und hauchte duftenden Odem in die Tiefen des Waldes und schreckte wohl auch die Welt mit dem Blitz seiner Augen und seines Wortes Donner.

Der liebe Gott ging durch die Welt...

Und die Menschen sahen ihn nicht.

Er aber, der sie alle an sich reißen wollte, er sah die Blinden fliehen und irren in Wüsten.

* * *

Dann nahm der liebe Gott Knechtsgestalt und trug ihre Last dreißig Jahre auf Erden. Da sahen ihn die Menschen, und sie kreuzigten ihn!

Sie kreuzigten den Menschen, doch nicht den Gott, und das Göttliche beseelte, was irdisch war, und der Gottmensch erhob sich wieder, und abermals durchmaß er die ganze, die undankbare Welt.

* * *

Er schlug sein Zelt auf an tausend und aber tausend Stätten. Und alle Tage trat er als ein König unter sein Volk und zeigte sich als ein Freund allen, so ihn sehen wollten. Er besuchte die Kranken und weilte bei Sterbenden, sie zu trösten in der betrübten Stunde und sie zu begleiten auf dem letzten ihrer Wege.

Es lebten aber Menschen, die an Gottes Haus vorbeigingen und es nie betraten.

Es waren Zwerge, die ihm, wenn er auf den Straßen sich zeigte, den Weg vertreten wollten. Es waren Lästerliche, die ihm in der letzten Stunde, da er sie trösten wollte, die Türe verschlossen! ...

Er nahm Wohnung im Herzen der Reinen, in den Seelen der Kinder und Jungfräulichen, im Herzen frommer Frauen und standhafter Christen und seiner heiligen Diener.

Und so trugen sie den lieben Gott durch die Welt.

Und die Welt sah sie und sprach: Es ist etwas in diesen Kindern, diesen Frauen, diesen Männern, das nicht in uns ist. Es leuchtet in ihren Augen, es glänzt auf ihrer Stirn. Sie sind besser denn wir. Sie sind Gottes Kinder, wir sind es nicht ...

Aber Gottes Barmherzigkeit ließen die Toren vorbei! ...

* * *

Nun war der liebe Gott am Ende seiner Bahn. Mit sich führte er eine Schar der Erwählten und hinter sich — o furchtbar! — ließ er die größere Schar der Verdammten. Mit den Seinen ging er ein in die Himmel.

Weit war er gewandert! Gesucht hatte er nach den verirrten Schäflein! Und oft hatte er sich niedergelassen, zu warten, daß sie zu ihm zurückkehrten; sich niedergelassen auf den Altären, in Tabernakeln und den Seelen der Reinen!

Und hatte umsonst gewartet ... Ernst Waldenburg.



Schriftsteller und Kritiker.

Von Ansgar Albing.

In dieser Monatsschrift hat M. Herbert kürzlich unter anderem darauf hingewiesen, daß wir „Schaffenden“ unter Umständen auch der Ermutigung durch die Kritik benötigen. Vielleicht lohnt es sich, noch einmal kurz auf denselben Gegenstand zurückzukommen und an die Frage heranzutreten: „Was haben wir Schriftsteller tatsächlich an unsern Kritikern und Rezensenten?“ Es wäre dies also ein Stück Kritik der Kritik. Wir wollen damit aber keine sogenannte „Retourkutsche“ requirieren und noch viel weniger ein Klagelied über die Bosheit der Rezensenten im allgemeinen und im besonderen anstimmen. Die Frage ist zunächst die: „Können wir von unseren Kritikern etwas lernen?“ Handelt es sich um eine wissenschaftliche Arbeit, so ist es klar, daß unsere Kritiker uns tatsächliche Irrtümer, Lücken, falsche Urteile und Schlüsse, kurz wirkliche Mängel in der Sache nachweisen können. Tun sie das, so lernen wir offenbar von ihnen. Wie steht es aber mit der Rezension belletristischer Arbeiten? Ich glaube, wir Schriftsteller können unsere Kritiker auf diesem Gebiete in drei große Klassen einteilen. Die erste Klasse umfaßt solche Rezensenten, die unsere Bücher wirklich durchlesen, die zweite jene, welche sie bloß durchblättern und die dritte alle übrigen. Zur dritten Klasse gehören diejenigen Rezensenten, welche sich den Verlag begucken, den Verfasser höchstens im Literaturkalender nachschlagen und dann sogleich das betreffende Buch „klassifizieren“. Die Zahl dieser Rezensenten ist Legion. Es sind Recensentes a non recensendo. Sie sind ebenso allwissend wie unwissend, und auf dieser Basis üben sie Kritik. Was aber noch schlimmer ist: ihre Allmacht. Im Bewußtsein ihrer Gottähnlichkeit scheiden sie uns vor den Augen des großen Publikums in Böcke und Schafe, und die sogenannten „führenden Blätter“ verzeichnen diese Zensurlisten unter der Rubrik „Literarische Neuigkeiten“ oder ähnlichem Titel. Von dieser Klasse Kritiker können wir katholischen Schriftsteller etwas sehr Wichtiges lernen, nämlich daß alle Liebesmühe, die wir etwa aufgewendet haben, verloren ist, wenn wir nicht zum Ringe derer gehören, welche an der Spitze einer gewissen „Intelligenz“ marschieren und sich in die „Gesellschaft zur gegenseitigen Versicherung literarischer Geistesprodukte“ haben aufnehmen lassen. Fehlt uns obendrein noch der goldene Schlüssel zur Camera caritatis dieser Herren, so ist all unsere Federfuchserei eitel

und unnütz. Auch in der zweiten Kritikerklasse sitzen derartige „Ringkämpfer“. Sie posieren aber als würdiger Areopag, indem sie, in den Mantel der Wahrheit und Gerechtigkeit gehüllt, uns wirklich — zitieren. Sie lesen uns halb oder noch weniger. Aber deshalb sind sie nicht minder bereit, uns „anzuführen“. Auf die Weise wird auch der Leserkreis angeführt, denn die große Masse muß doch annehmen, daß ein gewaltiger Geist a minore ad majus zu schließen verstehe. Wie der Physiologe, speziell der Osteologe, aus einem Knochenfunde schließt, ob das Stück einem Menschengerippe oder einem Esel angehört hat, eruiert der Kritiker der zweiten Klasse den Wert des ganzen Werkes aus zwei Kapiteln oder zwei Seiten oder auch aus zwei Zeilen. Er nennt das wissenschaftlich „Stichproben anstellen“. Was können wir Schriftsteller von diesen Kritikern lernen? Die nützliche Wahrheit, daß ein großer Teil des Publikums die Kritiker hat, die es verdient. Regen wir uns also nicht so sehr darüber auf, wenn wir bei einer „Besprechung“ eines unserer Werke einmal merken, daß der Herr Rezensent sich nicht die Mühe genommen hat, das Ganze zu lesen. Wenn er uns nicht ernst nimmt, weshalb sollten wir ihn dann ernst nehmen? Vielleicht hat er nur Zeit zum Schreiben, aber nicht zum Studieren, der arme geplagte Mann! Vielleicht kennt er sein Publikum besser als wir das unsere. Während wir wähnten, daß er sich unser Geistesprodukt genau ansehen würde, weiß er ganz genau, daß sein Publikum das, was er schreibt, unbesehen hinnimmt. Da er uns nun so weit an Menschen- und Weltkenntnis überragt, wollen wir uns ihm demutsvoll beugen und lernen, nicht für die Majorität seiner Leser zu arbeiten, bei denen er das Wort führen muß. Wenn wir in Demut ersterbenden Schriftsetzer — pardon, Schriftsteller noch eine gehorsamste Bitte an die kritische Majestät richten dürften, so wäre es diese: „Möchten Ew. Liebden nicht geruhen, Ihre köstlichen Referate allemal mit Ihrem vollen werten Namen zu zeichnen?“ Auf diese Weise würden wir Schriftsteller wenigstens in die Lage gesetzt werden, uns die Photographie derer zu kaufen, von denen unser gesamtes Wohl und Wehe abhängt. Doch nun zur Klasse derer, die uns wirklich lesen! Hier wird die Sache ernst. Diese Referenten zerfallen in die Subjektiven, die Objektiven und jene, die letzteres sein wollen. Die Subjektiven sehen die Welt und die Menschen mit ihren eigenen Augen und durch ihre eigene Brille. Wir Schriftsteller tun das nämliche, aber unsere Subjektivität ist falsch, grundfalsch, gänzlich verfehlt, während die des Herrn Rezensenten richtig, einzig richtig, maßgebend ist. Der subjektive Kritiker thront auf seinem Katheder und stellt von dort aus fest, was künstlerisch, was gehaltvoll, was innerlich wahr, was psychologisch, was folgerichtig entwickelt, was verzeichnet ist. Der subjektive Kritiker kennt alle Milieus, die wir beschreiben, aus dem ff. Er hat auch die Stimmungen, Seelenwitterungen und Wandlungen all unserer Helden

und Heldinnen selber erlebt und weiß, wie alle Dinge im Leben zugehen. Und was anders zugeht, fühlt, denkt, als er es sich gedacht, nun, das ist eben verfehlt. Der Kritiker kennt die Welt der Höfe, seien es nun Hinterhöfe, Bauernhöfe oder Kaiserhöfe, besser als irgendeiner aus uns. Die Welt ist des Kritikers Wille und Vorstellung. Was also können wir Schriftsteller von dem subjektiven Kritiker lernen? Das, was wir längst gewußt, beobachtet und geschildert haben: nämlich, daß es in der ganzen weiten Welt nicht zwei ganz gleiche Apfelbäume gibt, und daß die Menschen entweder so handeln, wie wir es von ihnen erwarten, oder — ganz anders, völlig überraschend. Wer ist aber der Kritiker, der objektiv sein möchte und es doch nicht ist? Das ist zunächst derjenige, der uns persönlich, oder unsern Verleger, oder unsre Konfession, oder unsere Stellung für oder gegen die Jesuiten, oder unseren Stand und unsre Herkunft, oder unsere Schulmeinungen, oder unsern Stil, unsre politische Richtung oder sonst irgendetwas an, in und um uns nicht leiden mag, aber sich dieses nicht anmerken lassen will. Da er uns selber nicht fassen kann, hält er sich an unsre Kinder — unsre Bücher. Was können wir von diesem Herrn Referenten lernen? Das, was er nicht besitzt: Ruhe und Objektivität. Gehörte er zu unserer Koterie, so würde er uns auf dem Umwege via unsre Bücher ebenso schmeicheln und lobhudeln, wie er uns jetzt vielleicht in den Erdenstaub herabzieht; in jenen Erdenstaub, von dem wir genommen sind — wir und er auch. Und nun bleibt der wahrhaft objektive Kritiker übrig. Woher nehme ich die Sprache, um ihn gebührend zu feiern? Welches Lob aus Menschenmunde wäre seiner würdig? Soviel Ehrenkränze alle Edelgesinnten auf dem Erdenrunde winden können; soviel Lorbeerreiser auf — doch halt! Wo ist er selber, der ganz objektive Kritiker, der Reinste unter den Reinen, der wahrhaft erleuchtete Seher, der Fürst der Gerechtigkeit? Ich werde von ihm singen und sagen, ich will zu seinen Füßen sitzen, um auf wahre Weisheit zu lauschen, wenn — ihr ihn mir zeiget, ihr Brüder und Schwestern vom ehrsamen Gänsekiele! Wo weilt der Erlauchte? Führet mich zu ihm, auf daß meine Augen sich weiden mögen an seinem Anblicke und ich an seinem Halse weine. Noch habe ich ihn nicht geschaut. Aber gehört habe ich schon viele, die da reden wie er — ebenso positiv-unfehlbar-entschlossen, ebenso siegfriedlich-hürnern, ebenso pyramidenhaft-säkular-unerschüttert, ebenso eiskalt-vornehm und ebenso treffsicher. Ich habe sogar schon zwei, drei, vier usw. auf einmal reden hören, in derselben Sache, über meine selbe Wenigkeit. Sie waren sich nicht einig und waren doch Kritiker! Das eben ist der Fluch einer literarischen Tat, daß sie fortzeugend Kritiker gebären muß. Aus jeder Furche der Denkerstirne steigt eine gewappnete Schar von Kadmussöhnen. Wir Schriftsteller greifen zur Feder und tauchen die „letztere“ in die schwarze Tinte: flugs greifen ein

Dutzend Kritiker zu „ebenderselben“ und tauchen sie in die rote Tinte. Und sie alle reden wie die Objektiven. Dennoch ist der wahrhaft Objektive nicht unter ihnen. Torheit übrigens, ihn dort zu suchen, wo er nicht zu finden ist! Soll ich es euch verraten, meine Brüder und Schwestern vom Gänsekiele, wo der wahrhaft Objektive weilt? Der wahrhaft Objektive ... doch nein, meine Bescheidenheit verbietet mir, ihn an dieser Stelle zu nennen. Ich kann mich unmöglich selber auf den Leuchter stellen. Und doch bleibt mir nichts anders übrig, wenn es niemand für mich tun will. Vielleicht ist mein Kritiker der Leuchter, auf den ich steige. Nicht als ob ich ihn überstrahlen möchte — das sei ferne!

Ich will nur sagen, daß der Leuchter doch nichts ist ohne das Licht. Er ist gewissermaßen auf das Licht hingeordnet, für das Licht geschaffen, selbst dann, wenn er selber von Gold und das Licht nur eine Unschlittkerze wäre. Meine Brüder, wir haben einander nötig. Wir Lichter, große und kleine, müssen auf den Leuchter erhoben werden, und ein Zinnleuchter leistet uns denselben Dienst wie einer aus kostbarem Metall. Haben wir darum den Kritiker lieb, wir Schriftsteller, wie immer er ausfallen mag! Auch die ausfallendsten Kritiker machen uns bekannt. Licht und Leuchter gehören zusammen. Nur keine Verstimmung, nur immer weiter geschrieben und immer weiter kritisiert! Das Publikum zahlt unsere Bücher und zahlt die ehrenreiche Gilde den Bücherzensoren. Die Schriftsteller und Kritiker könnten sich den Gewinn teilen, wenn sie über den Prozentsatz der Leistungswerte auf beiden Seiten eine Einigung zu erzielen vermöchten. Aber gerade hier hapert die Sache. Das Recht der Ablehnung eines fremden Geistesproduktes scheint zwar zu den allgemeinen Menschenrechten zu zählen. Aber wir stoßen sofort auf unlösbare nationalökonomische Schwierigkeiten, wenn wir für positive und negative Gedankenarbeit die entsprechenden Wertformeln suchen. Deshalb wird wohl alles beim alten bleiben. Der Schriftsteller wird so gut schreiben, wie er kann, und der Kritiker ihn so schlecht machen, wie er will. Dabei spielt die ausgleichende Gerechtigkeit insofern doch noch eine Rolle, als der Schriftsteller meistens an der Feder kaut und der Kritiker am Hungertuche nagt, falls nicht das Umgekehrte der Fall ist. Und das geehrte Lesepublikum, welches beide — Schriftsteller wie Kritiker — bezahlt, wird durch seine Großmut nicht ärmer, was auch wieder sehr merkwürdig ist. Wenn einer in Leberpillen oder Glanzwichse reist und trotzdem noch durch Ankauf von Büchern und Zeitungen die Literatur unterstützt, wird er immer reicher und schließlich vielfacher Millionär. Aber dem Literaten geht es wie den Luftschiffern. Sie kommen auf die großen Ideen und stecken alle ihr Habe in das System hinein, das sie erdacht, um die Menschen über die Welt zu erheben, und — sie haben selbst keinen Vorteil mehr davon. Erst die Nachwelt nutzt die große Idee für sich aus. Sollte es mit dem Gedanken-

fluge nicht ähnlich gehen? Fast scheint es so. Wir entdecken heutzutage manche literarische Größe, die längst hätte entdeckt werden können, wenn es ihr damaliger Kritiker gestattet hätte. Hier, meine Brüder und Schwestern, liegt unsere Chance. Halten wir nur am hohen Ideale fest — wir werden vielleicht einst auferstehen, wenn wir vorläufig auch zu den „Rückständigen" gehören. Gott wird uns — wenn wir es verdienen — auferwecken, und zwar ohne unsre Kritiker. Ich glaube fast, der objektive, wahre Rezensent wird erst dann über uns schreiben, wenn wir unsre Auferstehung feiern. Ich kann nicht ganz der Hoffnung entsagen, daß es so kommen wird, weil es in der Literaturgeschichte schon oft so gegangen ist. Und ich glaube auch mit ziemlich starker Zuversicht, daß der Gralbund und die hinter ihm stehen, glorreich auferstehen werden, während manche seiner Widersacher ihren Lohn schon vorweg empfangen haben.



Meiner holden Fraue.

Neue Gedichte von Engelbert Drerup.

Herzblut.

Wie der Blutstrom aus dem Herzen,
Das des Mörders Dolch durchbohrte,
Mit dem Leben sich ergießt:
Also strömt aus meinem Herzen,
Das der Liebe Pfeil verwundet,
All mein Leben rauschend aus;

Strömt dahin in heißen Liedern,
Die im Wintersturm verwehen,
Wintersturm der Einsamkeit.
Und die Seele, die nach Liebe
In der tiefsten Not geschrieen . . .
Und die Seele seufzt und stirbt.

Vita nuova.

Strahlendes Licht, strahlendes Leben
Hast du der dämmernden Seele gegeben,
Der in des Seins abgründigen Tiefen
Wonnige Kräfte gefesselt schliefen.

Gleichwie des Frühlings lachender Morgen,
Was noch im Schoße der Erde verborgen,
Keimende Saaten und sprossendes Grün
Locket und wecket zum Knospen und Blühn:

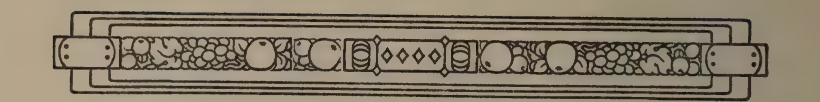
Also hast schimmernden Tag du gespendet,
Hast mir die Seele zum Guten gewendet,
Zweifel in Glauben, Verzweiflung in Hoffen:
Heiter umglänzt mich der Himmel und offen.

Vor deiner Blicke leuchtenden Sonnen
Sprangen des Lebens verschlossene Bronnen;
Und nun rauschen die heiligen Quellen,
Rauschen durch üppige Saaten und schwellen.

Schwellendes, brausendes, friedvolles Leben,
Da sich zum Himmel die Herzen erheben,
Eins in der Liebe allmächtigem Bunde,
Eins übern Tod und die letzte Stunde.

Grüße.

Aus der Ferne dir zu Füßen
Lege ich mit tausend Grüßen
Dir mein Herz und all mein Sinnen,
Dir mein Wollen und Beginnen,
Dir mein Trachten und Begehren,
Dir Genießen und Entbehren,
Alles, alles, was mir eigen:
Dir zu zeigen,
Daß allein in dir ich lebe,
Für dich hoffe, für dich bebe,
Deinem Willen mich ergebe
Willenlos. Um deine Lieb' zu werben,
Laß mich für dich leiden, laß mich sterben.
Du Holde, du lenke
Mit leisestem Winke
Mein Herz hin zu dir,
Daß dein es sich dünke
Für immer. Du schenke
Das deine dafür.



François Coppée

Literarische Skizze von Pierre Paulin.

„Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
regumque turres . . .

singt Horaz in der vierten Ode seines ersten Buches. Selbst bei den „Unsterblichen“ pocht er an und führt einen nach dem andern fort. Kaum hat die französische Akademie de Hérédia, den Meister des Sonettes, verloren, verläßt auch der Dichterphilosoph Sully-Prudhomme das Land der Lebenden. Und nun ist den Beiden François Coppée gefolgt. Es wäre eine müßige Frage, festzustellen, wer wohl der berühmteste Dichter unter diesen dreien war. Alle waren vielgenannte Männer, deren Namen in der französischen Literaturgeschichte des 19. Jahrhuuderts einen festen Platz haben. Fragt man aber nach ihrer Popularität, so gebührt François Coppée unstreitig die Palme. In Frankreich hat ihm die zeitgenössische Kritik längst den verdienten Platz in ihren Annalen angewiesen. Es ließe sich hier schlecht mit Prädikaten operieren. Eines steht jedoch fest, so vollwertig er in seiner dichterischen Eigenart auch war, ein Pfadfinder der neueren Literatur war er nicht. Coppée war weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt, und ich glaube, daß in Deutschland sogar viele ihn für den größten zeitgenössischen französischen Dichter ansehen. In Sonderausgaben ist er in den deutschen Schulen eingeführt. Diesen Vorzug verdankte der Dichter seiner Volkstümlichkeit, besonders aber auch jenem „europäischen“ Geiste, der, wie Féodor de Wyzéwa, ein französischer Kritiker, mit Recht bemerkte, die französische Literatur, besonders den Roman allen Völkern mundgerecht macht. Er besaß die Kunst, jenen allgemein menschlichen Gefühlen, die ganzen Volksschichten gemeinsam sind, in Poesie und in Prosa künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Coppée ist hauptsächlich der Dichter der Bourgeoisie und der kleinen Leute. Er fühlt und empfindet, was eine ganze abgegrenzte Gesellschaftsschicht fühlt und empfindet, aber mit gesteigertem Kulturbewußtsein. Das kann nicht jeder, und darum ist dies auch sein Ruhm.

Aus kleinen Verhältnissen herausgewachsen — sein Vater war Beamter am Ministerium —, lernte der Dichter früh die Not des Lebens kennen. Er mußte das Lyzeum verlassen und auf eigene Faust, während er als Bureaubeamter sein Brot verdiente, sein Wissen vervollständigen. Nebenbei schrieb er Reim auf Reim, schrieb sich alles das von der Seele, was die Freude am Lichte hemmte. Er sah

bittere Tage, doch wurde er nicht verbittert, sondern nahm jenes große soziale Mitgefühl in eine bessere Zeit mit hinüber, das einzelne seiner Feinde als Routine bezeichnen wollten. Coppée lernte Catulle Mendès kennen, trat in den Kreis der Parnassiens, um geläutert und kundig den eigenen, stillen Weg zu gehen. Es erschienen „Le réliquaire“ (1866) und „Intimité“. Der Titel des zweiten Werkes charakterisiert zum Teil die Art seiner Dichtung. Doch war es nicht der Lyriker Coppée, der zuerst dem größeren Publikum bekannt wurde, sondern der Dramatiker. „Le passant“, ein romantisch-tragischer Einakter, der 1869 zum ersten Male im Odéon aufgeführt wurde, brachte ihm den ersehnten Ruhm. Paris war ob des Stückes entzückt, und der Figaro meinte, das Stück analysieren, hieße ihm seinen Reiz rauben. In einer schönen Sommernacht lernt der fahrende Zanetto am Arnoufer die schöne Florentinerin Silvia kennen. Die Liebe packt den Jüngling, und er bittet die Kurtisane um Gegenliebe. Längst hatte Silvia sich nach jener aufrichtigen, keuschen Liebe gesehnt, die ihr nun unverhofft zuteil wird. Nach hartem inneren Kampfe aber gibt sie Zanetto frei. Eine so naive Idee zündete die Gemüter der Großstadt. „Le passant est un petit bijou“, und mehr konnte man nicht sagen. Es folgten nun Dramen, Lyrika und Prosaschriften in großer Menge. Wir nennen nur die bekanntesten: Les Humbles, poésies (1872); Le luthier de Crémone (1876), ein Einakter; Les récits et les élégies; Les contes en prose (1882). La bonne souffrance (1898) usw. Coppée war ein berühmter Schriftsteller geworden, der von seinen Arbeiten leben konnte. 1886 wurde er dann an Stelle von Laprade in die Akademie gewählt. In den neunziger Jahren erkrankte er ernstlich, und diese Krankheit brachte eine neue Wendung in sein Leben. So erschien denn 1898 seine altbekannte Bekenntnisschrift: La bonne souffrance — Rettendes Leiden. Im Vorworte heißt es: „Im Laufe des letzten Jahres, nach einer Reihe von schweren Krankheitsfällen, die mich an den Rand des Grabes brachten, bin ich zu den Übungen der katholischen Religion zurückgekehrt, die ich seit meiner Jugend aufgegeben hatte.“ Ich will den Inhalt dieses köstlichen Buches nicht zerpflücken, ist es doch auch in Deutschland durch Übersetzung hinlänglich bekannt. Übrigens bietet es neben der vollwertigen religiösen Idee alle Vorzüge seiner Prosa.[1])

Bis zu seinem vor zwei Monaten erfolgtem Tode hat Coppée wenig mehr veröffentlicht. Hätte er auch noch länger gelebt und Neues geschrieben, so hätte dies doch nichts mehr an seinem literarischen Charakterbilde geändert. Das Urteil der Zeitgenossen über den Dichter wird auch das der Zukunft sein. Eine problematische Natur, etwa wie Mallanué oder Villiers de l'Isle-Adam, ist er nicht gewesen. Er wußte dem Alltag das erhebende, lyrische Moment bei-

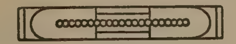
[1]) Letztes Jahr schrieb Coppée noch eine Einleitung zu dem bekannten Bekehrungsbuche des Dichters Adolphe Rellé: Du diable à Dieu.—

zugesellen, was ihm am besten in seinen Poesien gelungen ist. Sachlich liegt also sein Hauptverdienst weder im Drama noch in der Prosa, sondern in jener intimen, familiären Dichtungsart, die er erst geschaffen. Der große Kritiker Brunetière sagt davon in seiner Schrift «L'évolution de la poésie lyrique": „Coppée hat jene bürgerliche, volkstümliche, intime und erlebte Poesie, die Sainte Beuve erträumt hatte, verwirklicht." Wir müssen aber auch Coppée als das Kind seiner Zeit betrachten. Obwohl durch große, persönliche Lebenserfahrung für seine Dichtung befähigt, stand er doch unter dem Einflusse der naturalistischen Strömung, die damals herrschte. Sagen wir besser, der Naturalismus kam seinem Empfinden für das Kleine und die kleinen Leute erlösend entgegen. Zola schreibt sogar in seinen „Documents littéraires", Coppée hätte mit seinem „Petit épicier" (Les Humbles 1872) die Fahne des Naturalismus in der Poesie aufgepflanzt. Es war ein vergeistigter Naturalismus ohne den Schmutz, den diese neue Richtung vielfach mit sich führte. Dabei war Coppée „ein überraschender Verskünstler", so daß Jules Lemaître seiner Bewunderung kaum Ausdruck zu geben vermag. Wir wollen ein kleines Gedicht zitieren, in dem der ganze Coppée steckt:

J'écris près de la lampe. Il fait bon. Rien ne bouge.
Toute petite, en noir dans le grand fauteuil rouge,
Tranquille auprès du feu, ma vieille mère est là.
Elle songe sans doute au mal qui m'exils
Loin d'elle, l'autre hiver, mais sans trop d'épouvante
Car je suis sage et reste au logis quand il vente.
Et puis, se souvenant qu'en octobre la nuit
Peut fraîchir, vivement et sans faire de bruit
Elle met une bûche au foyer plein de flammes,
Ma mère soit bénie entre toutes les femmes.

Neben dem rein lyrischen Moment bewundern wir auch den epischen Einschlag, den Coppée so zu meistern versteht, daß wir in wenigen Worten ein plastisches Bild vor Augen haben. Es ist dies die Frucht seiner naturalistischen Beobachtungsgabe. Man hat ihn deshalb auch mit den flämischen und holländischen Meistern der Kleinmalerei verglichen. Der Vergleich hinkt wohl etwas; bei Coppée ist bei aller Daseinsfreude ein Tropfen Wermut. Eine sonderliche Melancholie — Lemaître möchte diesen Zauber gerne mit „morbidesse" bezeichnen — liegt über seinen Dichtungen. Es ist die verhaltene Sehnsucht des Vielerfahrenen, der weiß, daß alles nur ein Momentbild ist. Die Dichtungen „Olivier" und „l'Exilée" lassen auch andere Wunden, Wunden der Liebe, ahnen, die lange schmerzen können. Coppée hat, wie gesagt, jene allgemein menschliche Note in seinen Werken, die die Masse anzieht. Er ist eine Art Gefühlsromantiker

in naturalistischem Gewande. Deshalb durfte ein moderner französischer Dichter von ihm sagen: „Er hat die Kunst der Menge nahe gebracht, ohne sich von den Künstlern zu entfernen. Er gefällt den Einfachen wegen der wahren Einfachheit seiner Gedanken, den Feinschmeckern wegen der wundersamen Feinheit seiner Technik, und darum gehört er zu jenen, deren Ruhm durch die Popularität nicht geschmälert werden kann."



Aus Zeitschriften und Büchern.

Engels Literaturgeschichte und die katholische Dichtung. Als im Vorjahre Eduard Engels neue „Geschichte der deutschen Literatur" erschien, mußten die katholischen Kritiker einmütig feststellen, daß Engel entweder aus Unwissenheit oder aus Parteisucht die katholischen Schriftsteller der Gegenwart gänzlich totgeschwiegen habe. Herr Engel schien dieses Unrecht einzusehen und ließ versichern, daß er in der bevorstehenden Neuauflage die katholische Literatur berücksichtigen werde. Wir waren deshalb auf diese Neuauflage einigermaßen neugierig und ersuchten die Verlagshandlung um ein Rezensionsexemplar. Wir schrieben an Tempsky nach Wien, an Tempsky nach Leipzig — vergeblich. Nun lesen wir im „Allgemeinen Literaturblatt" folgende Kritik, die wir wegen ihrer bedeutsamen Feststellungen unverändert abdrucken:

„Die Engelsche Deutsche Literaturgeschichte hat in der Hauptsache viel lärmendes Lob von seiten der Tagespresse, dagegen entschiedene Ablehnung von seiten der ernsten Kritik erfahren. Eins ist zweifellos: E. weiß genau, ‚wie's gemacht wird', er kennt alle Finessen des geschickten Journalisten und des geriebenen Kaufmannes, und er macht von dieser seiner Kenntnis, die entschieden größer ist als seine Fachkenntnis, ausgiebig Gebrauch. Die Kritiker aller einigermaßen bedeutender Blätter sind sorgsam berücksichtigt, wodurch dem Verfasser die Anerkennung derselben von vornherein gesichert erschien. — Der ersten Auflage war u. a. vorgehalten worden, daß die neuere katholische Literatur fast ganz unberücksichtigt geblieben sei, — etwa 1/2 Seite war ihr in dem Buche gewidmet; diesem Vorwurfe sucht die vorliegende Neuauflage zu begegnen: aus den 31 Zeilen über ‚die katholische Bewegung in der schönen Literatur' sind nunmehr — 41 Zeilen geworden. Und wie urteilt E. über die katholischen Dichter im einzelnen? In W. Grimme ‚bewundern seine katholischen Glaubensgenossen vornehmlich den hochdeutschen Lyriker' (S. 241), in F. W. Weber ‚feiern die Katholiken nämlich ihren größten neuzeitlichen Versdichter' (S. 269); der ‚Jesuitenpater Kreiten gilt in den Kreisen seiner fast ausschließlich katholischen Lesergemeinde auch als Lyriker . . ., als Kritiker ist er begreiflicherweise sehr nachsichtig auch mit bescheidenen Leistungen seiner Glaubensgenossen verfahren' (S. 266); der ‚von vielen Katholiken sehr bewunderte Hlatky' erscheint ‚mehr um seiner frommen Begeisterung willen verehrungswert als dichterisch bedeutend' (S. 269); Hansjakob ‚hat außer manchen eifervollen Kirchenschriften (?!) auch eine Reihe geschichtlicher u. a. Romane geschrieben, mittelmäßig an (sic!) Kunst' (S. 281); die ‚besonders in katholischen Kreisen als Lyrikerin geschätzte Antonie Jüngst erhebt sich im Liede, zumeist im geistlichen, nicht über den leidlichen Durch-

schnitt' (S. 398). Von Johannes Janssen wird gesagt: ‚daß auch ihn sein Zweck (?) geleitet hat, schon bei Benutzung der Quellen, ist ausgiebig nachgewiesen worden', — und Pastors ‚Geschichte der Päpste' ist ‚ein mit Vorsicht zu gebrauchendes Buch' (S. 473) usw. Fast noch ärgerlicher ist es, wenn E. einen katholischen Dichter lobt: so rühmt er an O. Kernstock ganz besonders, daß dieser Priester ‚selbst die ausgelassenen Carmina burana als Vorbilder nicht verschmäht' (S. 362), und Schott ist ihm ‚einer der erfreulichen Schriftsteller, denen die Kunst, nicht die Verfolgung von Sonderzwecken die Hauptsache ist' (S. 395). Und dabei rühmt sich E. im Vorwort: ‚Die sorgfältige Behandlung der katholischen Dichtung der Gegenwart ... möge beweisen, wie weit der Verfasser den Umkreis seines Gegenstandes gezogen hat'. (S. 10.) — Nein, für eine derartige Behandlung danken die katholischen Dichter und verzichten auf die Ehre, in E.s Buch angeführt zu werden; nicht ein gnädig hingeworfenes Almosen, nicht ein bescheidenes Winkelchen neben der Türe ist es, was sie etwa dankbar annehmen sollen, — sie haben das Recht, auf Grund ihrer Leistungen, ihrer Werke als vollgültig angesehen und mit und neben den nichtkatholischen Dichtern und Schriftstellern in einer Geschichte der deutschen Literatur in gleicher Reihe genannt und gewürdigt zu werden. F. W. Weber ist nicht ein Dichter für Bayern, Westfalen und Deutsch-Österreich, Kralik dichtet nicht speziell für ‚seine Glaubensgenossen', — sie sind Deutsche und der Resonanzboden für ihre Werke ist die deutsche Nation, der sie sich vermutlich mit besserem Rechte zuzählen, als dies, nach der Art zu schließen, wie er die deutsche Sprache mißhandelt (z. B. S. 392: ‚W. v. Oesterens ‚Christus nicht Jesus' ist eine sehr starke Talentprobe, die uns auf ein ganz zweckfreies Erzählungswerk Oesterens spannt'), Herr Engel für seine Person darf."

Diese Kritik ist mit der Chiffre des Herausgebers, der wegen seiner eminenten Fachkenntnis und wegen seines ruhigen, besonnenen Urteils das größte Ansehen genießt, gezeichnet.

Nochmals: Die schleichende Gefahr! Über das neueste „M.-Gladbacher Verzeichnis sozialer Literatur" lesen wir im 1. Heft des 142. Bandes der „Historisch-politischen Blätter" folgende Bemerkungen:

„Unleugbar macht sich in manchen katholischen Kreisen eine gewisse Tendenz zur Interkonfessionalität geltend, eine Tendenz, die wir natürlich nicht allgemein und mit den nötigen Einschränkungen nicht prinzipiell verurteilen können. (?) Aber man geht hiebei u. E. stellenweise entschieden zu weit. Alles spezifisch Katholische sucht man möglichst in den Hintergrund zu drängen, um sich mit den Anhängern anderer Konfessionen auf den gemeinsamen allgemein christlichen Boden zu stellen, wobei es unbestimmt bleibt, was sich jeder unter ‚christlich' zu denken habe" ... (In der schönen Literatur geht man noch viel weiter und sucht einen gemeinsamen Boden mit dem ausgesprochensten Neuheidentum und dem sittlichen Nihilismus.)

„Was den weiten Schichten der gebildeten Katholiken vor allem not täte, wäre gewiß eine klare prinzipielle Orientierung über die Stellung, die sie in den großen Tagesfragen einzunehmen haben. Aber freilich eine solche prinzipielle Orientierung für Katholiken ist nur möglich, wenn man sich klipp und klar auf den katholischen Standpunkt stellt und denselben ohne Furcht vor dem Augenzwinkern der Gegner bekennt. Das paßt jedoch nicht zur Interkonfessionalität. Wohl deshalb hat das ‚Verzeichnis' fast alle derartigen

prinzipiell gehaltenen Werke ausgeschlossen" ... Im Gegenteil rühren die empfohlenen Werke „zur weit überwiegenden Mehrheit von Protestanten und Sozialdemokraten her, und von katholischen Werken werden sichtlich solche bevorzugt, die nicht allzu ‚ultramontan' sind, sondern sich in der Richtung bewegen, die ängstlich jedes starke Bekennen des konfessionellen Gedankens zu vermeiden sucht" ... Des weiteren wird im einzelnen ausgeführt, daß sogar Schriften empfohlen werden, die offenbar zu den verbotenen Büchern gehören, daß bei den Schriften über „Gewerkschaften" die katholische Richtung einfach ignoriert, die sozialdemokratische aber berücksichtigt wird, daß endlich wiederholtliberale und sozialdemokratische Schriften hohes Lob erhalten, während bei katholischen Werken gewisser Herkunft mit kritischen Bemerkungen nicht gespart wird. „Man bekommt fast den Eindruck, daß die Verfasser des ‚Verzeichnisses' ängstlich bemüht waren, im Interesse der Objektivität und Parität alles spezifisch Katholische in den Hintergrund zu schieben oder zu ignorieren".

Wir zitieren selbstverständlich diese kritischen Bemerkungen nicht, um unsererseits gegen das „Verzeichnis" und den so außerordentlich verdienstvollen Verein, der es herausgibt, Stellung zu nehmen. Wir wollen nur zeigen, wie scharf und treffend hier zugleich jene Richtung in der schönen Literatur gekennzeichnet ist, die für den „Gral" in so wirksamer Weise den Boden vorbereitet hat. Was hier vom „Verzeichnis sozialer Literatur" gesagt ist, gilt noch viel mehr von manchen katholischen Zeitschriften, Weihnachtskatalogen usw., die sich in der Anpreisung der bedenklichsten modernen Literaturerzeugnisse und in der Herabsetzung oder Ignorierung der „unterstrichen" katholischen Autoren gefallen. Auch ohne daß wir die gesammelten Belege für diese Tatsache vorzeitig der Öffentlichkeit preisgeben, ist es doch sonnenklar, daß die interkonfessionelle Verwaschenheit auf dem Gebiete der katholischen Literatur am auffallendsten zutage tritt und gewiß auch das größte Unheil stiftet. Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß die Konsequenz des stillen und offenen Kampfes gegen die selbständige katholische Literatur, die sich nicht willig mit Frenssen und Wedekind in eine sogenannte Nationalliteratur verwursten lassen will, auch auf anderen Gebieten zutage treten werden und müssen, so auf dem sozialen Gebiet, in Schule und Presse. Wenn der katholische Dichter sich dadurch, daß er im katholischen Geiste dichtet, von der „allgemeinen Nationalliteratur" mit „Zyklopennummern" abschließt, so muß doch um so mehr und mit logischer Konsequenz auch jene Mauer fallen, die zwischen katholischer und nichtkatholischer Presse sich auftürmt. Hat die selbständige katholische Literatur keine Existenzberechtigung, dann weg mit katholischer Schule, mit katholischer Sozialreform, mit katholischer Presse! Es ist im höchsten Grade unlogisch und inkonsequent, das Festhalten des katholischen Standpunktes auf dem Gebiet der Literatur als ein großes Übel zu bekämpfen, auf anderen Gebieten kultureller Betätigung aber stillweigend gutzuheißen. Hg.

Theorie der Kritik. „Ja, die Kritik ist auch eine Kunstgattung, sie ist eine Kunst in zweifacher Beziehung; an sich, als künstlerische Darstellung, und sodann in Beziehung auf das kritisierte Kunstwerk, als Vollendung des Kunstwerks.“ Höher ist der Wert der Kritik wohl selten eingeschätzt worden als mit diesen Worten, die R. v. Kralik seinen Erörterungen über „Theorie der Kritik“ in der „Literarischen Beilage zur Augsburger Postzeitung“ (Nr. 32) voraussendet. „Das Kunstwerk selber ist gleichsam eine Frage, die eine Antwort verlangt, ein Angebot, das erst durch die Annahme des Angebots perfekt wird.“ Ausführlich weist Kralik nach, daß wir dem klassischen Kanon der uns erhaltenen Kunst der Griechen, die Feststellung eines Ideals klassischer Literatur nur der kritischen Arbeit der nachfolgenden Zeiten verdanken. So ging, wie schon Friedr. Schlegel richtig herausfand, die reiche mittelalterliche Poesie völlig unter, ohne das Fundament einer Literatur zu bilden, weil kein kritisches Zeitalter auf das poetische folgte. Die Renaissance, der Humanismus waren großartige Versuche einer kritischen Umwertung der literarischen und Kulturwerte, aber zugleich kritische Fehler und Irrtümer, die für die Weiterentwicklung verhängnisvoll wurden. Der kritische Entscheidungskampf um die ganze Zukunft, der um das Jahr 1750 um die Frage tobte, ob Voltaire über Homer und das Nibelungenlied siegen werde, ist von den Schweizern begonnen, von den Stürmern und Drängern, dann von den Klassikern fortgeführt und endlich von den Romantikern zugunsten des Rechtes siegreich entschieden worden. Unsere kritischen Kämpfe, die der Naturalismus, der Symbolismus, der Manierismus moderner Schulen erhebt, sind späte Nachspiele dieses Kampfes, und das Wesen der Gralbewegung beruht in der Wiederherstellung der echten kritischen Grundsätze. Es handelt sich darum, ob die Kritik das Wahre vom Falschen, das Große vom Kleinen, das Dauernde vom Vergänglichen wird scheiden können.

Kralik unterscheidet drei Arten der Kritik, eine wissenschaftliche, eine praktische und eine ästhetische.

Die wissenschaftliche Kritik setzt nicht gerade notwendig die Fähigkeit in der kritisierten Kunst voraus. Ein solcher Kritiker darf aber dann nicht als Lyriker, Dramatiker, er muß nur als selbständiger Forscher, z. B. durch bibliographisches Protokollieren, durch Ordnen und Einreihen seines Materials usw. seine Arbeit leisten. Er muß Literatur und Geschichte seines Faches sowie die andern Schriften des behandelten Autors kennen. Wenn er Poesie bespricht, darf er vergleichen und auch richten, aber sich nie überheben und sich als Tribunal über lebende und tote Dichter fühlen. Er soll sich daran halten: dein persönliches Urteil über Wert und Unwert interessiert uns nicht, es ist ziemlich unmaßgeblich. „Uns interessieren Tatsachen: was steht im Buch, wie ist es charakteristisch behandelt, in welche Gruppe stellt es sich, was fällt glänzend oder verdunkelnd in die Augen, wer ist der Autor, was hat

er sonst gemacht, in welcher Beziehung steht er zu diesem Werk? Wie steht er im Ganzen der Literatur, der Ästhetik? Was ist überhaupt das Wesen einer Periode, einer Richtung, einer Bewegung?"

Unter praktischer Kritik versteht Kralik jene, die zur Tat, zum Werk anregen will, entweder andere oder den Autor. Sie ist eine Kritik „vom Standpunkt der praktischen Poetik. Sie kann nur von einem Meister der Technik gehandhabt werden, oder wenigstens von einem, der die Meisterschaft anstrebt. Nur ein solcher kann die Vorzüge oder Mängel der literarischen Technik im weitesten Sinn mit Erfolg behandeln, von der Wahl des Stoffes, der Behandlungsart, dem Stil, dem Gedankengehalt, der künstlerischen Tendenz an bis zum Rhythmus, zur Metrik, zum Numerus, zum Periodenbau, Versifikation usw. Einem solchen Kritiker muß selbstverständlich vor allem die Poetik gegenwärtig sein, die nichts anderes ist als die systematische Literaturgeschichte, und die Literaturgeschichte, die nichts anderes ist als die tatsächlich gewordene Ästhetik."

Die ästhetische Kritik ist nach Kralik jene, „die durch Form und Gehalt für sich selber ein Kunstwerk bildet, auch unabhängig vom kritisierten Werk. Diesem Ideal der Kritik sollte jede Art zustreben. Jedes, auch das kleinste Referat über eine Schrift oder über einen Vortrag sollte ein ästhetisch befriedigendes Kleinkunstwerk bilden, ein Bild, eine scharfumrissene Zeichnung, eine Charakteristik voll Leben und Temperament, voll Stilgefühl. Hier gilt wieder, aber in viel höherem Sinne, die Mahnung: Kritiker, deine Meinung über das Werk interessiert uns nicht so sehr und nicht allein, aber du interessierst uns, deine kritische Kunst, deine Kunst, darzustellen, das Wesentliche hervorzuheben, zu charakterisieren, zu stilisieren, anschaulich zu machen. Es ist eine eines Künstlers vollwürdige Aufgabe, den ästhetischen Eindruck eines Buches in einem Referat zu konzentrieren, neu zu schaffen, wieder erstehen zu lassen, herauszuarbeiten. Dergleichen ist in der Tat die Vollendung des Kunstwerkes, seine Emporhebung, sein Fest der Erscheinung."

Fast ganz neu ist, was Kralik über die „Selbstkritik" sagt. In Wirklichkeit, meint er, „kennt doch nur der Autor selber sein Werk nach allen echten und unechten Qualitäten ganz und gar, und er spricht sich sein eigenes kritisches Urteil, geradeso wie beim Jüngsten Gericht sich jeder selber durch sein Gewissen das Urteil sprechen muß. Dieser Grundsatz ist deshalb so wichtig, weil er allein eine Entscheidung über die einander widersprechenden kritischen Werturteile ermöglicht."

Kralik stellt hier die umstrittene Entscheidung, ob z. B. Ibsen und Gerhard Hauptmann große Dichter waren, ob die vom „Gral" oder die Modernisten echtere Dichter sind, dem „Wahrspruch des eigenen Bewußtseins" anheim, der sich mit Naturgewalt in den Werken ausprägt. Leider müssen wir die Ausführung dieses hochbedeutsamen Gedankens hier übergehen, um für das folgende Zitat Platz zu schaffen:

„Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, die Kritik müsse vor allem im Negativen, im Tadel, in der Einschränkung, in der Verurteilung sich zeigen. O nein. Der Kritiker niederer Rangordnung wird allerdings leichter die Flecken, die Mängel, das Schlechte, das Häßliche bemerken, all das, was aus dem Schönen herausfällt. Aber der schöpferische Kritiker wird seinen Ruhm und seine Bewährung darin sehen, die verborgenen Schönheiten des Kunstwerks herauszuarbeiten, das Positive zusammenzufassen, ihm durch seine Energie noch höheren Glanz zu geben, mit einem Wort, in der Tat, das Kunstwerk durch seine Kritik zu vollenden, zu idealisieren, seine Idee zur Erscheinung zu bringen. Es ist ein subalterner Standpunkt, ein rein positives Referat dieser Art als unkritisch abzuweisen. Es ist subaltern, wenn der Kritiker, um nicht unkritisch zu scheinen, seinem Enthusiasmus eine oder zwei Einschränkungen beifügt. Kritisieren heißt, der ursprünglichen Bedeutung nach, scheiden, aber nicht zerschneiden. Gewiß, man kann bei schwankenden Werken Gutes und Schlechtes scheiden und sogar herausschneiden. Aber dem Bedeutenden gegenüber bleibt schließlich nur die Wahl des Annehmens oder Abweisens.

So weisen wir die modernistische Afterkunst aus rein positiven Gründen ab, weil wir ihr gegenüber ein unendlich hohes positives Ideal wahrer Kunst sehen, ein Ideal, für das die Modekritiker keine Organe haben."

Kralik schließt mit der Forderung: „Alle Kritik soll schließlich ebenso wie alle Kunst mitbauen an einer harmonischen Kultur. Der Kritiker soll die Fähigkeit haben, das Ideal dieser Kultur in sich zu tragen und zum Maßstab zu machen. Kann er das nicht, so ist sein Treiben entweder gleichgültig oder schädlich. Schädlich für die Kultur, nicht für die Persönlichkeit des Künstlers. Ein echtes Kunstwerk, ein wahres Kulturprogramm läßt sich weder totschweigen noch totschimpfen, aber gar wohl läßt sich durch schädliche Kritik die Wirkung der Persönlichkeit auf Kultur, Nation, Gesellschaft verhindern."

Kralik verweist hier auf Richard Wagner, dessen persönlicher Triumpf durch die Angriffe gegen ihn nur erhöht, dessen Kulturwirkung jedoch lahmgelegt wurde; ferner auf die Romantiker, die sich zwar persönlich gegen die Indolenz der damaligen, zumeist wessenbergisch, josefinisch, modernistisch angehauchten Katholiken durchsetzten, aber ihre Kulturleistung in den Wogen der Philisterei zum großen Teil untergehen sehen mußten. (Daß auch die heutigen katholischen Dichter, wenn sie sich auch keineswegs mit den Romantikern vergleichen wollen, gerade infolge des Widerstandes der „modernen Katholiken" ihre Kulturmission nicht durchsetzen können, das war ja der eigentliche Grund der Entstehung des „Gral" und nicht, wie häßliche Verleumdungssucht behauptet, die gekränkte Autoreneitelkeit der Gralbündler.)

Kralik schließt mit der beherzigenswerten Mahnung: „Nicht wir

brauchen die Kritik für unsere Person; aber die Nation und die Kultur der Zukunft braucht eine höchst dringende kritische Umwertung aller literarischen Werte ... Meine Ausführungen haben den Zweck, auf die Wichtigkeit der Kritik hinzuweisen, auf die Notwendigkeit, ihr Amt mit größerem Ernst, Verantwortungsbewußtsein, Fleiß und positiver Kenntnis zu verwalten. Nicht der Autor bettelt darum, sondern die bettelhafte Not der Zeit, des Volkes, die Armut unserer Kultur an echten Werten.

Unsere Bestrebungen einer Regeneration hoher Poesie im Gegensatz zur modernistischen Dekadenz müssen fast wirkungslos bleiben, solange die Kritik entweder mit Absicht oder aus Unkenntnis oder aus Unfähigkeit immer wieder im Schlepptau der Dekadenz die Geschäfte der Negation unterstützt und die positive Kulturarbeit bekämpft."

Wird diese Mahnung nützen? Schwerlich. Die Ereignisse werden kommen und die falschen Propheten Lügen strafen, aber der „Gral" wird bis dahin immer wieder seine Forderungen aufstellen, seine Mahnungen erheben, wenn man auch hundertmal unseren selbstlosen, rein auf den Sieg des Wahren und Guten gerichteten Absichten die kleinlichsten, persönlichen und egoistischen Beweggründe unterschiebt.

F. E.



Konfessionelle Brunnenvergiftung.*)

I.

Die meisten Protestanten sind von religiösen Vorurteilen gegen die katholische Kirche befangen; ihr Blick ist getrübt und ihr Urteil ungünstig beeinflußt. Sie sind von ihrem Standpunkt der Antipathie nie zu einem objektiven Urteil fähig. Während man unter Katholiken nirgends eine Spur von Haß gegen die Protestanten findet, höchstens Bedauern und bei manchen etwas Zurückhaltung, begegnet man unter Protestanten wenigen, die nicht eine tiefe Abneigung gegen die katholische Kirche haben. Selbst solche, die äußerlich tolerant sind, verlieren, wenn es sich um eine Unterscheidungslehre handelt, alle Humanität und Duldsamkeit. Der Haß gegen die katholische Kirche ist der Dünger, der den Baum des Protestantismus am Leben erhält.

Den größten Einfluß unter allen Mächten, die eine Zeit bewegen, haben die Vertreter der schönen Literatur. Sie machen die öffentliche Meinung, die Zeitströmung, die Kultur und bestimmen die Stellung der Zeit zur Religion. Mächtig geht der Kampf um die Weltanschauung durch unsere Tage. Nicht um wissenschaftliche Werke handelt es sich, sondern um den breiten Strom der Belletristik. Nicht die Werke von Strauß und Renan, von Nietzsche und Haeckel

*) Aus der noch ungedruckten von B. Stein besorgten Neuauflage des Keiterschen Buches. Erscheint im Herbst 1908 bei Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.

sind die gefährlichsten Bücher; weit gefährlicher sind die Romane, die den ganzen Menschen erregen wie schleichendes Fieber, und jene „Kunstwerke", die das Niedrige und Feindselige tief in den Grund der Seele hineinstoßen. „Die Geschichte einer Nation läßt sich aus ihren Romanen schreiben" hat der Historiker Schlosser einmal gesagt; denn keine Dichtungsart geht mit dem Werdegang eines Volkes so eng Hand in Hand wie der Roman.

Die schöne Literatur — Romane und Theaterstücke —, das sind die Kanäle, die das Gift konfessioneller Verhetzung in alle Schichten der Bevölkerung leiten. Die konfessionelle Brunnenvergiftung, unter der das deutsche Volk schwer leidet, die ihm die besten Säfte verdirbt und die schönsten Früchte des geistigen Lebens vernichtet, wird unter dem Deckmantel der Dichtung mit Eifer und leider höchst erfolgreich betrieben. Die schlechten Romane und Schauspiele sind eine Geißel, die überall geschwungen wird. Man könnte fast sagen, daß die Anrempelung der katholischen Kirche von vielen Literaten als ein zünftiges Meisterstück betrachtet wird.

Ein gelehrter Konvertit hat den Ausspruch getan, daß protestantische Gelehrte, wenn sie über chinesische Dinge schreiben wollen, eingehende Quellenstudien machen, dagegen an Quellenstudien über die katholische Kirche gar nicht denken. Selbst der abgefallene Jesuit Graf Hoensbroech gibt die totale Unkenntnis protestantischer Kreise über katholische Lehren und Einrichtungen zu. So schrieb er 1906:

„In meiner jetzt mehr als dreizehnjährigen Zugehörigkeit zum Protestantismus habe ich in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ich nicht für möglich gehalten hätte; und zwar habe ich Erfahrungen gesammelt im Verkehr mit hochstehenden, akademisch gebildeten Protestanten, mit Geistlichen aller Rangstufen, mit Universitätsprofessoren, mit Dozenten der evangelischen Theologie. In diesen Kreisen bekam ich Ausführungen zu hören über Katholisches, die jeder katholische Gymnasiast widerlegen könnte. Fragen wurden an mich gestellt, die beschämend waren für den Fragesteller. Zahlreiche Briefe besitze ich, worin Auskunft über katholisch-ultramontane Dinge erbeten wird, die man wissen muß, und die Briefschreiber sind ausnahmslos akademisch gebildete Leute, zum großen Teil Männer, die als Parlamentarier, Journalisten, hohe Staatsbeamte, Hochschullehrer, Theologen führende Stellen einnehmen. Die katholische Literatur wird oft gerade von denjenigen nicht gekannt, deren wissenschaftlicher Beruf ihre genaue Kenntnis unbedingt verlangt. Nicht selten hatte ich nach Gesprächen mit wissenschaftlichen protestantischen Größen den Eindruck, daß sie in einem Examen über Grundlehren des Katholizismus glatt durchfallen würden (Deutschland IV [1906], S. 661).

Es ist notwendig, gerade den Schriftstellern, die Weltruf genießen und damit einen gewaltigen Einfluß ausüben, in Beziehung auf ihre Stellung zum katholischen Glauben etwas schärfer ins Gesicht

zu leuchten. Wir Katholiken müssen uns energisch unserer Haut wehren; und tun wir dies ehrlich, mit offenem Mannesmut, so können wir vieles bessern; wir dürfen vor den Koryphäen auch nicht haltmachen.

Die Provokation hat eine bedenkliche Höhe erreicht; selbst die heiligsten Güter unserer Religion sind vor niederer Verunglimpfung nicht sicher. Aber wir dürfen auch bei den heftigsten Angriffen die Ruhe nicht verlieren und müssen uns bewußt bleiben, daß wir die Wahrheit mit Würde zu verteidigen haben. Bei aller Schärfe in der Ausführung muß jede Beleidigung vermieden werden.

Es lastet eine unsägliche Schmach auf der neueren Literatur; oft kann man von einem Schriftsteller kaum das eine oder andere Buch herausfinden, welches ohne Anstoß von Katholiken gelesen werden kann. Bei aller Achtung vor dem Guten und Schönen, das manche Dichter uns darbieten, muß man die einzelnen Werke mit Mißtrauen betrachten und kann sie erst empfehlen, wenn man sie genau kennt.

Moderne Dichter dürfen die tendenziösesten Bücher schreiben, dürfen ihren Unglauben als höchste Weisheit anpreisen und verbreiten, dürfen die katholische Religion verzerren, — sie bleiben die großen Künstler und Dichter. Selten regt sich im Kreise der Kritiker eine Feder, die schreiben würde: „Das ist Tendenz, das ist kein Kunstwerk."

Der Begriff „Tendenzkunst" ist nur eine Waffe gegen katholische Künstler und ein Freibrief für den Kirchenhaß ungläubiger Autoren. Darum lehrt die Erfahrung, daß sich die lautesten Rufer im Streite gegen die „Tendenzkunst" wenig daran stoßen, wenn ein Künstler in seinen Werken noch so sehr den Haß gegen die katholische Kirche verkündet. Man will eben nur verhindern, daß die Kunst als Wegweiserin zur göttlichen Wahrheit diene und in ihren Werken Gott verherrliche. Indem sie gegen Tendenz schimpfen, sichern sie sich das Recht, die Tendenz in der Kunst zu verwerfen, die ihnen nicht paßt, nämlich die positiv-religiöse und die moralische. Über jede anders geartete Tendenz sehen sie unbekümmert hinweg.

Wenn in einem Roman, der von einem Katholiken geschrieben ist, ein Kreuzzeichen gemacht, ein Ave gebetet wird, so erhebt die liberale Kritik ein Zetergeschrei und brandmarkt das unschuldige Erzeugnis mit dem abschreckenden Stempel: Tendenzroman. Auf welcher Seite Tendenzromane geliefert werden, wird die „Konfessionelle Brunnenvergiftung", die H. Keiter i. J. 1896 erscheinen ließ und die jetzt in Neuauflage von B. Stein stark vermehrt herausgegeben wird, erweisen. Es kann allerdings aus dem unermeßlichen Gebiet der modernen Unterhaltungsliteratur nur ein kleiner Teil berücksichtigt werden.

Dagegen halte man dann, was auf katholischer Seite an wirklichen Tendenzromanen geschrieben worden ist. Ich fordere unsere Gegner auf, nachzuweisen, daß die katholischen Schriftsteller auch nur ein Hundertstel von dem sich haben zuschulden kommen lassen, was

den nichtkatholischen in diesem Buche zur Last gelegt wird. Man nenne einen Roman, eine Novelle auf unserer Seite, in denen ein protestantischer Geistlicher oder eine Diakonissin in der Weise verunglimpft wird, wie es in unzähligen Romanen von Protestanten katholischen Priestern und Mönchen gegenüber geschieht. Und wenn wir uns gegen eine solche Literatur wehren, dann nennt man uns Ignoranten und Finsterlinge.

Es gibt allerdings genug Katholiken, die für die politische und religiöse Agitation weder Geldopfer noch Mühe scheuen, für die Unterstützung der katholischen Literatur aber nicht das geringste Verständnis besitzen. In dieser Beziehung kann nicht genug gemahnt, nicht genug vor schläfriger Gleichgültigkeit gewarnt, nicht genug zur Aufrüttelung der Geister getan werden. So lange muß man es jenen Katholiken, die ihre Pflicht gegenüber der Literatur nicht kennen, in die Ohren schreien, bis auch die gleichgültigsten Naturen aus dem Schlafe erwachen. Die Literatur ist ein Machtfaktor, an dessen Besitz sich die Herrschaft im Reiche des Geistes knüpft.

Laßt die Schranken nieder! Schließt das Tor vor einer Lektüre, die euren Glauben beschimpft! Lieber wollen wir uns bildungsfeindlich nennen lassen als eine Literatur unterstützen, die nur darauf ausgeht, den unheilvollen Riß, der Deutschland geistig in zwei Lager teilt, noch zu erweitern.

II.

Bei keinem der größeren Dichter unserer Zeit finden wir einen so unbedingten Haß gegen die Kirche wie bei Wilhelm Jensen. Er sieht in der katholischen Kirche nicht allein den unversöhnlichsten Feind des Deutschtums, dessen Haupthüter zu sein er sich einbildet, sondern auch das größte Hemmnis der Kultur. Darum hat er ihr Todfeindschaft gelobt, daher steckt in allen seinen Romanen jener trotzige, kampflustige Lutherzorn, der alles Katholische vernichten möchte. Wir haben keinen Romanschriftsteller, bei dem der Haß gegen die Katholiken so offenkundig und so aufdringlich zutage tritt wie bei Jensen.

Ihm ähnlich ist der bekannte Stuttgarter Ästhetiker Friedr. Theod. Vischer († 1887), den die Ästhetik gewöhnlich dann verließ, wenn er auf katholische Dinge zu sprechen kam. Er entwirft in seiner Faust-Parodie von der katholischen Kirche ein gräßliches Zerrbild. Sein Werk „Auch Einer", sein Lebensbekenntnis, gehört trotz des barocken Inhalts und völliger Formlosigkeit zu den gelesensten Büchern in Deutschland und erlebte trotz des unverdaulichen Stoffes 25 Auflagen. Darin hat Vischer seinen religiösen Standpunkt niedergelegt, der in der katholischen Kirche reines Heidentum sieht.

Ein trotziger Kämpe gegen die Kirche, der er einst angehörte, ist Josef Lauff, der mit Vorliebe ausgesprochen katholische Konflikte wählt, aber dazu weder die nötige Kenntnis der katholischen

Religion noch die Ehrfurcht vor ihr besitzt. Es berührt recht seltsam, daß Lauff, ein preußischer Offizier, immer auf den Katholizismus einhaut, dagegen für die Juden eintritt, indem er in jedem Roman einige edle Israeliten verwendet. Das alles ist nur Mache und liberale Zeitungsschreiberei.

Unter den weiblichen Schriftstellern unserer Tage zeigt sich als besonders katholikenfeindlich Ricarda Huch. Sie nennt den Katholizismus bald die „Nachtseite des christlichen Glaubens", bald „das christliche Heidentum" und jubelt dem hellen Tage des Protestantismus zu, der aus der katholischen Urnacht hervorgebrochen ist.

Hinter dem Decknamen Herm. Dahl versteckt sich Frau Helene Pohlidal, die in dem Roman „Das Reich in uns" die schwersten Anschuldigungen gegen die katholische Kirche erhebt.

Viel boshafter ist der Wiener F. W. van Oestéren in seinem letzten Buche „Der Weg ins Nichts". Darin werden die Schicksale einer Eiche erzählt, die im Laufe einer 700jährigen Lebenspraxis von den Pfaffen der wechselnd aufeinander folgenden Religionen gesegnet und verflucht, von den Gläubigen je nachdem angebetet und verabscheut wird, bis sie, innerlich völlig hohl und morsch, den Frommen über dem Kopf zusammenbricht und sie alle zu Brei schlägt: eine freche Satire auf Religion und Kirche. Auf Oestérens „Christus nicht Jesus" kommen wir noch zurück.

Herm. Wettes „Krauskopf" haben die Kritiker als einen katholischen Erziehungsroman in den höchsten Tönen gepriesen; er ist aber durch und durch antikatholisch. Der Autor wollte darin nur nachweisen, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht katholisch bleiben kann. Die Geschichte ist vollgepfropft von bodenlosen Gehässigkeiten gegen die katholische Religion. In seinem letzten Roman „Spökenkieker" entblödet er sich nicht zu behaupten, daß der Zölibat an der Trunksucht vieler Priester schuld sei.

Wo Lulu von Strauß u. Torney von katholischen Lehren redet, folgt sie lediglich ihrer frei gestaltenden Phantasie. In „Ihres Vaters Tochter" ist erwähnt, daß eine fromme Katholikin eine Art Zauber in ihrem Rosenkranz sieht. In „Meermineke" berichtet sie von einem Span vom wahren Kreuz, der ganz sicher gegen böse Geister und Teufelskünste schützt. Ferner erzählt sie von einem Muttergottesbilde, daß es ein heiliges Bild zum Anbeten gewesen sei und schon Wunder gewirkt habe. Diese Dame schreibt auch für katholische Zeitschriften!

Besondere Verstimmung erregte in katholischen Kreisen der Roman von Klara Viebig „Absolvo te" (1907), dessen Titel schon besagt, daß die Beichte darin die Hauptrolle spielt. Eine Profanation des Bußsakramentes ist nicht beabsichtigt, aber es muß bei dem gläubigen Katholiken also wirken. Man fühlt, daß die Verfasserin von dem sittlichen Einfluß der Beichte auf den Sünder keine Ahnung hat.

(Schluß folgt.)

Kritische Gänge.

Karl Mays Reise-Erzählungen. Neue illustrierte Ausgabe in Lieferungen. Freiburg i. Br., Fr. Ernst Fehsenfeld. à Lfg. Mk. —.40.

Karl May ist insofern eine der merkwürdigsten Erscheinungen in unserer Gegenwartsliteratur, als die zünftige Literaturkritik ihn mit wenigen Ausnahmen vornehm ignoriert oder von oben herab als Vielschreiber behandelt, wogegen eine nach Millionen zählende Lesergemeinde ihm begeistert zujubelt. Und es ist doch ein großer Unterschied zwischen den Lesern der Kolportageromane, die ja auch nach Hunderttausenden zählen, und den Lesern Karl Mays. Die letzteren gehören ihrer großen Mehrzahl nach zu den gebildeten Klassen, denen man doch so viel literarischen Geschmack zutrauen darf, als nötig ist, um die ordinäre Kolportagemache von einem ernsten literarischen Werk zu unterscheiden. Und noch in einer anderen Beziehung nimmt Karl May eine Ausnahmsstellung ein. Er gehört zu der verschwindend kleinen Zahl von Schriftstellern, die man nicht von der literarischen, sondern von der moralischen Seite her angreift. Hat man je gehört, daß man gegen die modernen Unzuchtsschriftsteller, gegen diese miserablen Volksvergifter, solche Feldzüge eröffnet wie gegen Karl May, dessen Reiseerzählungen, man mag sagen, was man will, durchaus sittenrein und sogar mit christlichen Ideen erfüllt sind? Erst jüngst ist eine Broschüre erschienen: „Karl May, ein Verderber der deutschen Jugend" (H. Walther, Berlin). In dieser Broschüre wird Karl May nicht nur mit literarischen Waffen bekämpft, sondern als Schwindler, Betrüger und Zuchthäusler hingestellt. Das ist eine ganz neue Art der Kritik. Genügt es etwa zu sagen: Verlaine und O. Wilde sind wegen perverser Verbrechen im Zuchthaus gesessen, also hinaus mit ihnen aus der Literatur? Wo kämen wir da hin? Gewiß, der Mensch ist vom Dichter nicht zu trennen. Aber der Kritiker hat sich mit dem Menschen doch nur insoweit zu beschäftigen, als ihm die Schriften des Dichters dazu Anlaß geben. Des Dichters! — Ja, ist denn Karl May ein Dichter? Ist er nicht nur, wie u. a. auch der „Kunstwart" sagt, ein „Schundromanfabrikant"? Nun, der „Kunstwart" ist auch keine unfehlbare Autorität, und ich kann mir nicht helfen, in Karl May mindestens einen ebenso begabten Dichter zu erblicken wie etwa in G. Frenssen, Klara Viebig und anderen Modegrößen. In manchem mögen die ihn übertreffen, aber in einem übertrifft er sie haushoch: In der grandiosen Phantasie und in der fast visionären Gabe, Gebilde dieser Phantasie zu wirklich lebenden, getreuen Abbildern der Wirklichkeit zu gestalten. Man streitet sich darüber, ob Karl May seine Reisen gemacht und die geschilderten Gegenden, Menschen usw. wirklich gesehen hat. Ich wünsche im Interesse Karl Mays, des

Dichters, daß er sie nicht gesehen hat, denn wer solche Schilderungen mit solcher Naturwahrheit allein aus seiner Phantasie so lebenskräftig vor uns hinstellt, der ist ein Dichter, ein Gestalter. Es ist ja wahr, in der Erfindung der Situationen wiederholt sich Karl May oft, aber doch ist er nie sein eigener Plagiator. Und diese Fülle des buntesten, mannigfaltigsten Lebens sollte den Leser nicht packen? Das versteht nur der nicht, der die heutige Nerven- und Ichkunst mit Gewalt dem Volke als seine Kunst, als eine Volkskunst aufdrängen will und sich höchlich darüber wundert, daß sich das Volk zu dieser Kunst durchaus nicht „erziehen" läßt. Das Volk will in seiner Kunst über die Alltäglichkeit hinausgehoben werden, es sucht Sonntags-, nicht Alltagsstimmung, und es liebt kräftige Farben und Töne. Das übersehen unsere Volks-Kunsterzieher. Und darum verstehen sie nicht, was Karl May so populär macht.

Zur Beruhigung mancher Gemüter sage ich noch ausdrücklich, daß ich diese Kritik vom rein literarischen, nicht vom pädagogischen Standpunkt geschrieben haben will. Den letzteren sollte einmal ein gewiegter Fachmann zur Geltung bringen und so die Streitfrage entscheiden, ob die Lektüre der Schriften Karl Mays wirklich auf die Jugend so verderblich wirkt, wie die Gegner Mays sagen.

Die vorliegende Ausgabe ist vom Verlag mit recht hübschen, stimmungsvollen Illustrationen ausgestattet, die ganz richtig sich hauptsächlich als Ergänzung der Schilderungen geben, die Karl May so lebhaft von den Schauplätzen seiner Abenteuer entwirft. M.

Maultrommel und Flöte. Neue Verse von Otto Julius Bierbaum. 3. Tausend. München und Leipzig, G. Müllers Verlag. Mk. 1.25.

Das Eigenste, Originellste an diesem neuen Versbuche Bierbaums ist die aparte, bis auf das graugelbe Löschpapier und die vorgesetzten Dürerschen Holzschnitte ganz „mittelalterliche" Ausstattung. Über den Inhalt ist wirklich nicht viel zu sagen. Hauptsächlich das: Wenn die Lyrik die persönlichste, sozusagen die menschlichste Dichtung ist, so spiegelt sich in ihr auch die menschliche Seite des Dichters am klarsten; oder wie der kaum bestreitbare Satz lautet: Mensch und Dichter sind eins. Und das muß man sagen, das Menschliche, sagen wir der niedrige Teil des Menschen, tritt hier wahrlich deutlich genug hervor. Die Bibel sagt: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Und diese Vollheit des Bierbaumschen Herzens ergießt sich so reichlich in den vorliegenden Gedichten, daß nur einige wenige davon unberührt sind: überall das Weib, das niedrige, sinnliche Weib, die rein tierische „Liebe", die überblümte Sünde. Es ist ja die allgemeine Klage einsichtiger Männer, daß unsere Literatur keine anderen Stoffe, kein anderes Ideal mehr kennt als das gegenseitige Verhältnis

der Geschlechter[1]). Darum dreht sich alles, und besonders bei Bierbaum. Daß es dabei an Hieben auf die „Frommen" nicht fehlt, die natürlich nur verkappte Heuchler sind und am wildesten in den verbotenen Apfel beißen, daß Blasphemien sich häufen, daß Gott und Christus in den eklen Sinnenwust hineingezogen werden, müßte auch dann einem Christenmenschen den Genuß an dem Büchlein gründlich verderben, wenn wirklich der Hauch hoher Kunst aus den Gedichten uns anwehte. Aber wo! Man merkt kaum hin und wieder diesen Hauch, dafür fehlt es nicht an Derbheiten, die ans Gemeine grenzen und an Trivialitäten, wie z. B.:

„Wenn ich des Nachts nicht schlafen kann,
Seh' ich mich selbst von vorn und hinten an
(figürlich natürlich)
Und wünsche dann noch mehr
Den Schlaf herbei als vorher."

Oder:

Viele Feinde hab' ich,
Gott sei Dank!
Manche Maulschell gab ich,
Gott sei Dank!

— — — — — — —

Wie ich lebe, leb' ich,
Gott sei Dank!
Will ich nehmen, geb' ich,
Gott sei Dank!

Schönes, o, das seh' ich,
Gott sei Dank!
Wo es stinkt, da geh' ich, (???)
Gott sei Dank."

An anderer Stelle:

„Im zweeten Jarderejiment
Hab' ick'n Unteroff'zier jekennt.
Ick saje bloß: Noblesse!
Denn ieberhaupt: Ick bin'n Aas
Und wer mir Jauche jießt ins Jlas,
Den hau ick in die Fresse."

---

[1]) Besonders nachdrücklich festgestellt von Friedrich Paulsen in der „Woche". Diese lesenswerten Aufsätze sind soeben gesammelt unter dem Titel „Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit" bei Reuther und Reinhard in Berlin erschienen (Preis 1 Mk.).

In dieser Umgebung nehmen sich die innigen Verse aus „Tobias Wagenknecht“ recht sonderbar aus:

„Jesus, Licht der schwarzen Nächte,
Scheine deinem stillen Knechte
Tief ins dunkle Herz hinein!
Sieh, ich kniee auf der Schwelle,
Hier ist's finster, dorten helle,
Und ich will im Lichte sein.“

Solche Lichter, Strahlen echter Poesie, blitzen hie und da aus dem seltsamen Gemisch von Brunst, Derbheit und gemachter Burschikosität auf und lassen uns ahnen, was Bierbaum uns bieten könnte, wenn er sich nur aus der Atmosphäre der verrufenen Gassen, darin sein Lied wie ein Nachtfalter herumflattert, erheben wollte.

Überhaupt habe ich bei Bierbaum selten das Gefühl, in den Garten deutscher Dichtung zu blicken, wohl aber in den bunten, in ungesunden Gluten brennenden Garten der neuorientalischen, oder sagen wir besser: neujüdischen Moderne. Dazu paßt auch der immer wieder durchbrechende geile Ton und der Spott über alles, was der Ungebundenheit Schranken setzt.

Mit seinen früheren Büchern verglichen, ist das neue Versbuch Bierbaums entschieden ein Rückschritt. Das ist ja überhaupt merkwürdig, daß sich unsere „Modernen“ nach einer guten Leistung fast immer bergab bewegen: Man denke an G. Hauptmann, an Sudermann, sogar an den frischen Detlev v. Liliencron — fast alle haben uns ihr Bestes im ersten Anstieg ihrer Laufbahn geschenkt, dann erlahmte ihr Flug.

Zum Schlusse noch ein Wort an jene, die dem „Gral“ vorwerfen, er wolle die akatholische Literatur nicht unbefangen würdigen. Das ist ganz unrichtig. Auch wir erkennen das Schöne an, wo immer wir es finden. Vielleicht mit noch größerer Freude in der Literatur des neuen Heidentums, denn jeder Strahl echter Schönheit ist ein Schimmer von Gottähnlichkeit, und darüber sollten wir uns nicht freuen? Aber man bedenke, daß jede Kritik nur ein Messen an unserem eigenen Kunstideal ist. Das ist es aber gerade, was die Gralrichtung von ihrem katholischen Widerpart unterscheidet — die verschiedene Auffassung vom Wesen der wahren Kunst, ein verschiedenes Kunstideal. Wir sehen den Weg zu einer wahren Nationalliteratur nicht in der Richtung des Weges, den die „Moderne“ eingeschlagen hat, eher in einer Umkehr auf diesem Wege. Jene, die uns bekämpfen, sehen das Ziel in der unentwegten Fortsetzung des Weges der „Moderne“. Ob aber die Führer auf diesem Wege ihres Zieles so sicher sind? Wollen wir einen hören, der in einer Stunde innerer Einkehr das Gegenteil bezeugt? Es ist kein anderer als Otto Julius Bierbaum selbst, und

seine Worte muten uns an wie eine durch nichts zu erschütternde Kritik, die er selbst seinem neuen Büchlein auf den Leib geschrieben hat:[1])

In diesen Liedern (der Troubadours) war kein müder Ton,
Und auch die Traurigkeit war stolz und stark,
Denn adelig war noch die Kunst des Lieds,
Und wer zu schönen Frauen sich vermaß
Die Stimme zu erheben und das Herz,
Der wußte, was sich ziemt. So wußt' er auch,
Daß nicht für alles Worte ziemlich sind,
Und Schweigen eine edle Kunst der Herzen ist,
Die eher brechen, als schamlos den Gram
Der Schwäche zeigen. — Ach, wir reden viel
Von neuen Tönen und von neuer Kunst,
Und unsere Herzen sind so jämmerlich,
Daß uns die Knechte jener Troubadours
Verachten würden, sähen sie, wie wir
Schamlos entblößen, was so ekel ist:
Das Trübe, Dumpfe, Schwache, all die Qual
Des machtlos ungebändigten, den Satz
Der Seele voller Krampf und Mißbegier.
Wir wollen fürder nicht so üppig sein
In großen Worten und Versprechungen
Von neuen Weisen einer neuen Kunst.
Wir wollen wieder schweigen lernen, und die Zucht,
Die Adelsmeisterin, angehn, daß sie
Wachsam und strenge bei uns sei, wenn wir
Uns unterfangen, klangvoll Wort an Wort
Zum Vers zu fügen. Ehrfurcht halte uns
Im schönen Maße und die edle Scham,
Des Künstlers Tugend, walte über uns!

Denkt man bei diesen Worten nicht an jene, von einem unwiderstehlichen inneren Drange diktierten Selbstzeugnisse, die nach Kralik (man vergleiche den Aufsatz „Theorie der Kritik" in der Augsburger Postzeitung, teilweise zitiert in der Zeitschriftenschau dieses Heftes) unwiderleglich den Streit über den Wert der modernen Dichtung entscheiden sollen? F. E.

Hans Arnold: Herbstsonne. Neue Novellen. Illustr. von Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz u. Ko., 244 S., brosch. Mk. 3.—.

---

[1]) O. J. Bierbaum, Irrgarten der Liebe, S. 367.

Sie lächelt immer bei Hans Arnold, die Sonne, und wenn's nur ein schimmerndes Strählchen von Herzensgüte, von Kinderfreude und -lust ist oder ein helles Scheinchen von Ironisierung menschlicher Schwachheiten und gesellschaftlicher Torheiten u. dgl. gibt. Es ist alles so harmlos hinerzählt, mit leichten Pointen, daß man amüsiert darüber lächeln mag. Nur einmal wird die Verfasserin ein wenig tragisch, nämlich wo sie von der unbewußten „Grausamkeit" erzählt, mit der die unbekümmert gutmütige Frau Oberpräsidentin alte verarmte unbekannte „Bekannte" zu ihren eigenen gesellschaftlichen Festlichkeiten schleppt, hier sie natürlich allgemeinster Mißachtung preisgibt, bis der guten alten Frau Schmidt das Herz darob bricht, daß die Menschen nicht einmal freundlich sein können, wenn man nicht von Natur zu ihnen gehört. Die Verfasserin wird auf die Sauberkeit ihres Stils wieder mehr Sorgfalt verwenden müssen; manchesmal klingt ihr Deutsch bedenklich. Daß schon über ein Dutzend solcher Bändchen von Arnold geschrieben sind, scheint mir nicht bloß ein Beweis ihrer fruchtbaren Schreibseligkeit, sondern auch ein Zeichen dafür, daß es noch viele harmlose Leser gibt, die man auch ohne sensationellen oder pikanten Stoff zufrieden stellen kan.

Hohenberg.



Bücher-Anzeigen.

Wenn die Natur ruft. Von Jack London, übersetzt von L. Löns. 202 S. Hannover, A. Spanholtz Verlag.

Eine Hundegeschichte. Aber keine gewöhnliche. Wie andere Dichter den Menschen studieren, hat Jack London seinen Helden, den Hund Buck, studiert, aber nicht etwa in der Weise jener, die vielfach menschliches Denken und Fühlen auf die Tierwelt übertragen. Rudyard Kipling hat den realistischen Tierroman in die Literatur eingeführt: Jack London ist in dieser Beziehung sein fast ebenbürtiger Nachfolger. Jack London hat dem Hundecharakter seines Helden ein tüchtiges Studium gewidmet; auf dem großartigen Hintergrunde der prächtig geschilderten Polarwelt spielt sich dieses Hundeschicksal ergreifender ab als manches Menschenschicksal. Der Ruf der Natur, um den sich schließlich alles dreht, ist der geheime Zug in der Hundebrust zu den wölfischen Urahnen, deren „Sang" Buck in den langen Polarnächten lauscht, bis er endlich dem Zuge folgt und der Anführer einer Wolfsherde wird. Also ein ziemlich pessimistischer Schluß: die Wildnis triumphiert über die Kultur. Das Buch liest sich wie ein spannend geschriebener, realistischer Roman und ist selbstverständlich frei von den beliebten Pikanterien, die nur in der Menschenwelt vorkommen.

M.

Das Buch der guten Leute. Von Timm Kröger. 279 S. Hamburg, Alfred Janssen. Mk. 3.—.

Einfache Geschichten aus dem Alltagsleben der niederdeutschen Marschbewohner ohne viel Handlung, etwa die letzte: „Du sollst nicht begehren" ausgenommen; doch in jeder steckt viel stilles, aber stark pulsierendes Leben. Die Kunst Timm Krögers

besteht hauptsächlich in der Charakterschilderung seiner verschlossenen, aber oft mit reichem Innenleben begabten Marschbauern und in der schönen Fähigkeit, das Gesehene in lebendige Darstellung umzusetzen. Schade nur, daß er einer Seite im Innern dieser Menschen nicht gerecht zu werden scheint — das religiöse Leben (oder haben seine Vorbilder keins?) spiegelt sich nur in leerem Außen- und Formelkram ab. Sonst sind diese Leute alle „gut" im allgemein menschlichen Sinne, und dem protestantischen Autor kann man es auch wohl nicht verdenken, wenn er in der Erzählung „Du sollst nicht begehren" die Ehe ganz im Geist Luthers als „rein weltlich Ding" darstellt, das wie Kauf und Verkauf beliebig rückgängig gemacht werden kann. So schlägt er in dieser Erzählung das Enoch-Arden-Thema an — ein Pastor wird Bauer und heiratet die verlassene Frau eines Lumpen, der Lump kommt zurück —, aber der Schluß ist ganz modern, denn der Lump wird mit Geld abgefunden, geht nach Australien und verspricht, das Eheglück seiner Frau und des Expastors nicht weiter zu stören. Am schönsten und sinnigsten dünkt uns darum die Kunst Timm Krögers, wenn er ganz bei der feinen Schilderung bleibt, beim Momentbild, das wie ein getreues Abbild der Wirklichkeit, aber durch die Linse des Dichterherzens verfeinert und vergrößert, vor uns ersteht. Auch das ist hoch zu loben, daß Kröger bei aller Sinnenfroheit an der Ausmalung schwüler und pikanter Bilder keine Freude hat. Seine Kunst ist rein und gesund, wenn auch nicht von jener edelsten Gottähnlichkeit durchweht, die wir als das wahre Kennzeichen hoher Kunst betrachten müssen. M.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Krapp, Lorenz, Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath. (Hesses Volksbücherei). 112 S. Leipzig, Max Hesse. Gebd. Mk. —.80.

II.

Austria, Felix, Österr. Dichter im Jubiläumsjahr 1008. Hrsg. v. T. F. Willigens, IV, 206 S. Wien, Verl. Lumen. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Berg, Leo, Heine-Nietzsche-Ibsen. Essays. 102 S. Berlin, Konkordia. Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.30.

Croissant-Ruß, Anna, Winkelquartett. Eine komische Kleinstadtgeschichte, 286 S. München, Gg. Müller. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Jensen, Wilh., Götz und Gisela. 2. Aufl. 428 S. Leipzig, B. Elischers Nchf. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—.

Meister der modernen Erzählungskunst, 287 S. Berlin, A. Schall. Mk. 3.—, gebd. Mk, 4.—.

Perfall, Karl v., Ritter und Damen. Roman. 309 S. Berlin, E. Fleischel Ko. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.50.

Schanz, Frida, Ekenhof und Audreas. Novellen. 276 S. Leipzig, Grethlein Ko. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18,1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oebl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrg. | 15. September 1908. | 12. Heft.

Die Novelle.

Ein ästhetischer Versuch von Richard v. Kralik.

Ein umfangreiches Buch, das ich eben gelesen habe, gibt mir die Anregung zu einigen Erörterungen über die Theorie, die Technik und die Geschichte der Novelle. Es ist das „Meisterbuch der Erzählungen, eine Auslese bester Erzählungen aller Zeiten und Völker von L. Orbing. (Berlin 1908, Ullstein)".

Mir liegt vor allem daran, dem Irrtum entgegenzutreten, als ob die Prosaerzählung eine historische Weiterentwicklung des Epos und der Sage sei. Das trifft nur in Ausnahmsfällen zu, die hauptsächlich dem Übergang vom Mittelalter zur Renaissance angehören. Damals hat man allerdings sowohl große Epen wie kleinere poetische Erzählungen in Romane und Novellen umgearbeitet.

Aber jene Epen waren eben schon von Anfang an mehr versifizierte Romane, und jene poetischen Erzählungen waren von Anfang an versifizierte Novellen, keine epischen Heldenlieder.

In Wirklichkeit ist der Roman und die Novelle von Anfang an etwas Selbständiges neben Epos und Ballade. Von Anfang an hat es wohl bei allen Völkern neben dem feierlich gesungenen, rhapsodierten, nationalen Epos, neben der gesungenen und getanzten Ballade prosaische Erzählungsformen gegeben, von der kurzen volkstümlichen Anekdote an bis zur kürzeren oder längeren Volkserzählung. Dort Poesie und Phantastik, hier Realistik, dort Pathos, hier Witz und Verstandestätigkeit, dort Götter, Helden und Elementargeister, hier die Menschen des Alltags. Beispiele alter Anekdoten und Novellen kommen schon bei Herodot vor, ja er ist geradezu ein Sammler von volkstümlichen Prosaerzählungen. So z. B. seine Erzählung vom Schatze des Rampsinit, und seine Erzählung von Gyges und Kandaules. Beides klassische Typen

der Novelle in ihrem ständigen, also auch modernsten Wesen. Ein moderner Pariser könnte das mit aller Geriebenheit nicht novellistischer erfinden. Diese Realistik! Besonders mache ich darauf aufmerksam, daß die Herodotsche Novelle von Kandaules mit feinem Stilgefühl das abenteuerliche, allzu epische Motiv vom Zauberring des Gyges, das uns Platon überliefert, ausschließt. Hebbel hat es wieder aufgenommen und dadurch seiner Tragödie einen fatalen Zwittercharakter verliehen.

Aber auch größere „Romane“, d. h. prosaische Volkserzählungen ausführlicher Art, die nicht nur einen merkwürdigen Vorgang, sondern ganze Kulturerscheinungen entwickeln, müssen von Anfang an neben dem Epos bestanden haben. Manches weist darauf hin in der altgriechischen, altägyptischen, ostasiatischen Literatur. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Stammesgeschichten, Familiengeschichten, Besiedelungsgeschichten. Ich kann diese Spuren hier nicht weiter verfolgen, ich verweise nur auf die altnordische, realistische „Saga“ neben der poetischen Edda. Aus der Gegenwart findet man eine reiche Sammlung solcher echter volkstümlicher Prosaromane in dem von mir im Verein mit Ludwig Auer herausgegebenen „Hausbrot“ (Donauwörth 1907 und 1908, zwölf Bände); man kann sich daraus ein Bild allerältester Prosaromane machen.

Ich stelle die Prosaerzählung (Anekdote, Novelle, Roman) der poetischen Epik (Ballade, Rhapsodie, Epopöe) gegenüber als das Gebiet der Realistik dem der Phantastik. Das ist aber nur mit einer gewissen näheren Bestimmung aufzunehmen. Auch die Prosaerzählung kann phantastische Elemente in sich enthalten, Geisterspuk, Zauberwesen, Prophezeiung, Aberglauben, aber sie tut es mit realistischer Naivität, ihr gilt dann alles dies Phantastische als volle Realität. Der Reiz vieler solcher Novellen, z. B. bei Coleridge, beruht auf der vollkommen nüchternen, realistischen, prosaischen Ausmalung des Grausenhaften. Ganz anders ist die Behandlung des Übersinnlichen im Epos und in der Ballade; da gehört es zur symbolistischen Technik des großen poetischen Stils. Der Erlkönig ist dem Dichter nur die stilisierte Personifikation des fieberbrütenden Talgrundes; Ares ist dem Homer nur die stilisierte Personifikation der umheimlichen Kriegswut usw.

Das Nibelungenlied hat an seiner epischen Würde nicht viel eingebüßt durch die fast gänzliche Ausscheidung alles Götter- und Zauberwesens. Anderseits erheben sich die Jagdanekdoten

Münchhausens durch ihre Phantastik doch nicht in das epische Gebiet.

Das angeführte Buch ordnet die Erzähler nach Nationen: Griechen, Römer, Orientalen, Slawen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer, Skandinavier, Deutsche. Eine mehr historische Anordnung würde vielleicht noch besser zeigen, wie enge der Kulturzusammenhang der Nationen zu denselben Zeiten ist. So gehört die Novelle des Mittelalters bei Franzosen, Deutschen, Italienern, Engländern einer Gruppe an, die in lebhafter Wechselwirkung steht. Ähnliches gilt von der Novelle der Renaissance, von der Novelle des 18. Jahrhunderts, von der Novelle der neuesten Zeit.

Betrachten wir nunmehr Einzelnes. Es wäre, wie bereits angedeutet, lehrreicher gewesen, wenn der Sammler anstatt antiker Sagen und Märchen (Europa, Odysseus, Amor und Psyche) wirkliche Novellen des klassischen Altertums zum Vergleich geboten hätte. Es wäre gewiß dankenswert, wenn ein kundiger Mann ein Buch über die antike Novelle schriebe, so wie Rohde eines über den griechischen Roman geschrieben hat. Auch aus der orientalischen Literatur hätte man statt der gebotenen Märchen und Tierfabeln noch mehr solche reine Novellen zum Vergleich beibringen können, wie es die mitgeteilte koreanische und die chinesische Novelle sind, obwohl die letztere nicht gerade sehr gut gewählt ist.

Interessant wäre es auch, die mittelalterliche Novelle in ihren verschiedenen Entwicklungen, Formen und Zusammenhängen vergleichen zu können. Dazu wäre eine kürzere altnordische Saga, ein französisches Fabliau, eine jener deutschen Novellen, wie sie in den 100 Gesamtabenteuern von Fr. H. von der Hagen vertreten sind, eine Canterburygeschichte von Chaucer und dergleichen sehr lehrreich gewesen, die drei letzteren in Prosaübersetzung. Die Sammlung gibt aber nur aus dem Altfranzösischen „Aucassin und Nicolette", der Technik nach gewiß mehr dem Roman als der Novelle zuzuzählen; denn es ist nicht eine einzelne Begebenheit, sondern die ganze Liebesgeschichte eines wiederholt getrennten und wiedervereinigten Paares, bekanntlich der durchgehende Grundtypus des altgriechischen Romans. Durchaus dem Romantypus gehört auch die große Stammesgeschichte der „schönen Melusine" an, die hier mitgeteilt wird; es ist die phantastische Geschichte des Hauses Lusignan, es ist eine Familien-Saga. Dagegen darf wohl „der arme Heinrich" als echte Novelle angesprochen werden und ist daher mit Recht aufgenommen.

Gewiß durfte auch eine Novelle aus dem Kreise Boccaccios nicht fehlen. Über die Wahl wird man streiten können. Ich bemerke außerdem, daß auch neuere italienische Literaten gegenüber der Überschätzung Boccaccios darauf hinweisen, daß er durch seinen gekünstelten Stil manchen guten Stoff nicht eben verbessert hat.

Damit sind wir schon beim Übergang zur Renaissance-Novelle. In der vorliegenden Sammlung ist Italien mit Bandellos „Romeo und Julia“, sowie mit Cinthios „Mohr von Venedig“ glänzend vertreten; dies sind zugleich treffliche Beispiele für die nahe Verwandschaft von Novelle und Drama. Beiden ist ja die Einheit der Handlung wesentlich. Ein Problem, Eine Charakterentwicklung muß sich aus Einem ergreifenden Begebnis einheitlich und doch mit einer gewissen Mannigfaltigkeit entwickeln innerhalb eines geschlossenen Rahmens, zwischen scharf markiertem Beginn und scharf einschneidendem Abschluß. Dagegen ist das dramatische Schicksal Macbeths in der Erzählung Holinsheds nicht eigentlich eine Novelle zu nennen, es ist Geschichte, Chronik, episch stilisiert. Anderseits sind wohl „der gläserne Lizentiat“ des Cervantes und „der grüne Graf“ des Castillo reine Novellen, ersterer fast mehr Anekdote, letzterer ein aufgelegter Lustspielstoff.

Er steht schon auf dem Übergang zur Barocke. Dieser gehört „der unfreiwillige Liebesbote“ des Richard Head an, eine anekdotenhafte Novellette von altväterischer Harmlosigkeit. Pikanter ist die der Rokokozeit des 18. Jahrhunderts angehörende „Gefangene“ der Französin Madeleine Gomez, aber schlecht komponiert; nach einer langweiligen Exposition wird das eigentliche Problem gar nicht behandelt, gar nicht vertieft, nämlich die Lage eines Gatten, dem unmittelbar nach der Hochzeit die Gattin entführt wird; er hält sie für tot, wird Priester, und erst nach Jahren kommt sie zurück, ihre Gattenrechte fordernd. Ganz im Rokokostil ist auch die „Libussa“ des Musäus gehalten, aber sie ist mehr eine Sage, novellistisch erzählt.

Durch das ganze 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart geht eine doppelte Strömung, die romantische Novelle und die realistische Novelle. Zahlreiche Kanäle verbinden beide Ströme; die Romantik Tiecks schlägt in Realismus um, und umgekehrt schreibt der Romantiker Halm die hier aufgenommene naturalistische Novelle „die Marzipanliese.“ Tieck fehlt ganz und gar. Meinetwegen. Aber schwerer wiegt es, daß Brentano fehlt, der uns doch zwei unvergleichliche Meisternovellen geschenkt hat, die „Wehmüller“ und „Annerl und Kasperl“. Heinrich v. Kleist ist

mit seiner gewaltigen „Cäcilia“ vertreten, trotz der erzkatholischen, antiprotestantischen Tendenz des Meisterwerks. Das Märchen von den sieben Schwaben gehört nicht hieher; man hätte bei Grimm novellistischere Stoffe finden können. Von Grillparzer wäre der „arme Spielmann“ erwünschter gewesen als das rohere „Kloster bei Sendomir“, neuerlich durch Gerhart Hauptmanns verunglückte Dramatisierung wieder mehr in den Vordergrund gerückt. Der Romantiker Hoffmann ist durch den „Rat Krespel“ vertreten, nicht ganz befriedigend, aber doch gewiß charakteristisch genug. Mit Recht dürfen wir uns an einer Probe aus Gaudys „Venezianischen Novelletten“ erfreuen; sie sind ein Gipfel der Erzählungskunst, nicht weil sie von dem nachempfindenden Pseudoromantiker stammen, sondern weil sie von ihm geradezu den Lippen des venezianischen Volkserzählers abgelauscht sind. Hier kann man lebendige Erzählertechnik lernen. Hebbels „Rubin“ ist ein Märchen, seine übrigen novellistischen Studien leiden unter theoretischen Schrullen. Zum Erfreulichsten gehört des biederen Jeremias Gotthelf „Elsi“, meisterhaft, echt, natürlich, edel, ungekünstelt, erhebend. Daneben erscheint einem das meiste Sonstige als ekelhafte Tintenklexerei. Annehmbares Mittelgut ist Roseggers „Liebe und Haß“.

Interessant ist es, die Kriegsnovellen Liliencrons mit der Kriegsnovelle Tolstois zu vergleichen; in beiden Fällen mehr feuilletonische Impressionen.

Clara Viebigs „Brennende Liebe“ erscheint dem aufmerksamen Leser bei allem Anschein von Realismus unwahrscheinlich, unmöglich, verkehrt.

Trostlos sind die russischen Erzähler. Andrejew schildert den Typus des Verschwörers, Gorki den Landstreicher doch wenigstens mit einem gewissen bitteren Humor, Tschechow und Korolenko geben feuilletonistische Skizzen. Das Märchen von Sienkiewicz (das Urteil des Zeus) erscheint mir empörend und gemein, „der junge Mönch“ der Tschechin Ruzena Svobodova flach und unbedeutend.

Die Italiener Verga, d'Annunzio, Ciampoli und De-Marchi schildern mit Grausamkeit und mit grellen Farben soziale Mißverhältnisse, religiöse Extravaganzen. Das Grauenhafte überwiegt.

Gemütlicher erzählt die Spanierin Pardo-Bazan von der „Zuchthausbraut“.

Bei den Franzosen sehen wir Mérimée in Gespensterromantik schwelgen, Victor Hugo führt uns unter Verbrecher, Maupassant erzählt eine peinliche Anekdote, Zola schildert noch peinlicher eine

fatale Wasserkatastrophe mit der schlechtesten Erzählertechnik, ungeschickt komponiert. Wer berühmt ist, kann sich das leisten.

Im gemütlichen Biedermeierstil erzählt bei den Engländern Dickens von den vier Schwestern, dagegen Poe mit einer rohen Gespensterschwelgerei, an die man nicht glaubt, von der „schwarzen Katze". Kiplings groteske „beste Geschichte der Welt" ist höchst originell, wenn auch durchaus unbefriedigend; ein toller Einfall, schleuderhaft durchgeführt. Der Erzähler glaubt einem Bekannten auf der Spur zu sein, der kraft der Erinnerung aus einem früheren Seelenwanderungszustand ihm die besten Stoffe für packende Geschichten geben könnte. Aber der Betreffende verliert die Erinnerung, indem er sich verliebt. In der Tat, der Autor hätte aus diesem Einfall eine der besten Geschichten der Welt machen können, aber man hat den Eindruck, daß er ihm als Künstler nicht ganz gewachsen war.

Falsche Sentimentalität verzapft der holländische Jude Hejermans. Der geistreiche Multatuli ist durch eine platte Spielhöllengeschichte nicht gut vertreten.

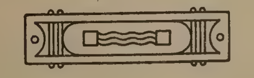
Unter den Skandinaviern erzählt Drachmann das Abenteuer einiger kenternder Schiffer feuilletonistisch. Bang schildert skizzenhaft, aber mit Wärme das traurige Leben einer alten, die Bauern lehrenden Tänzerin „Irene Holm". Björnson berichtet lehrhaft von der Eisenbahn und dem Kirchhof, nicht so liebenswürdig und genial lehrhaft wie Jeremias Gotthelf. Von Kielland lesen wir eine symbolistische Skizze, von Strindberg ein kriminalistisches Problem, von Sophie Elkan eine feuilletonistische „Geschichte ohne Namen", von Hedberg drei phantastisch-symbolistische Bilder und endlich von Selma Lagerlöf die „Legende vom Vogelnest". So schließen wir würdig mit der genialsten Erzählerin der Gegenwart, soweit von der Novelle die Rede ist; denn auch ihre großen Romane zerflattern in Novellen, Skizzen, Bildern.

Diese Beobachtung haben wir überhaupt auch hier machen können, wie die klassische Form der Novelle bei manchen Modernen sich in das Feuilleton, das Bild, die Skizze, die Charakteristik, die lyrische Stimmungsschilderung und dergleichen auflöst. Das ist gewiß auch berechtigt, aber man sollte es nicht für einen modernen Fortschritt der Technik ausgeben, es ist vielmehr ein bedenklicher Einfluß des Journalismus auf die Poetik. Die moderne Tageszeitung verträgt eben nicht gut die körnige klassische Novelle, sie braucht den spannenden, sich lange hinziehenden Fortsetzungsroman und daneben die leichte, luftige Plauderei des Feuilletons. Die

klassische Novelle ist ihr zu schwer, denn sie verlangt konzentriertere Aufmerksamkeit auf die Exposition, die Entwicklung, die Führung des Fadens bis zur Auflösung des Knotens. Dem kann der flüchtige Zeitungsleser nicht folgen; denn es ist da nötig, daß er jeden Satz lese. Beim Roman kann er ganze Fortsetzungen überschlagen, bei der Skizze alle Spalten mit Ausnahme der ersten und letzten.

Allen diesen Zwitterformen und Übergangsformen gegenüber die Reinheit der Novelle in ihrer eigenen klassischen Form zu erkennen, wie sie sich durch alle Zeiten neben anderen Formen entwickelt und erhalten hat, das ist auch eine Aufgabe der Poetik. Erst dadurch können auch andere Formen der Prosadichtung zu ihrer ästhetischen Würdigung kommen, wie eben das Feuilleton, die Skizze, das Bild, Formen, die an sich „literarischer", gekünstelter sind, die aber doch auch ihre klassischen Vorgänger in Lukian, ja schon in altägyptischen Papyrusrollen haben.

So lernen wir also die verschiedenen Formen der Prosadichtung scheiden und richtig anwenden, die Anekdote mit Einem bezeichnenden Charakterzug, die Novelle mit vollständiger Charakterentwicklung aus einer einheitlichen Handlung, den Roman mit mannigfaltig verschlungener Handlungsreihe, endlich das Feuilleton oder die Skizze als charakteristisches Stimmungsbild, als Impression, als intellektuelle, witzige, gedankenvolle, ethische, soziale oder lyrische, gemütliche Schilderung charakteristischer Eindrücke.



Fontainebleau.

Die Uhren schlagen in Fontainebleau,
Sie schlagen nach wie vor,
Die einzige Stimme, die noch spricht
Aus der Vergangenheit Chor.
Im Traume liegen Garten und Schloß,
In Schweigen und Einsamkeit,
Die Uhren allein, sie singen ihr Lied
Vom rinnenden Strome der Zeit.

Hier harfte den Reigen schallend die Lust
Und sündige Lieb' ihren Sang,
Die goldenen Säle ertöneten laut
Von Spielen und festlichem Klang.
Und Liebe und Haß bekämpften sich,
Als wär's für die Ewigkeit —
Die Uhren allein, sie sangen ihr Lied
Vom rinnenden Strome der Zeit.

Hier zischelte heimlich Mord und Verrat
In düster verschwiegener Nacht,
Hier scholl des stolzen Cäsaren Ruf
Mit weltgebietender Macht.
Der Ruf, der wie Wettersturm durchschnob
Die zitternden Lande weit — — —
Nur die Uhren sangen leise ihr Lied
Vom rinnenden Strome der Zeit.

Verstummt nun alles, so Herrschergebot,
Wie tändelndes Minnespiel,
Das Schweigen nur sitzt auf dem Throne von Gold,
Auf dem prunkenden Sammetpfühl,
Die Bilder starren herab von der Wand,
Als trügen sie schweres Leid —
Und die Uhren singen rastlos ihr Lied
Vom rinnenden Strome der Zeit.

Im Parke über den Wegen wogt
Die Blütenpracht schwer und müd,
Keine Stimme, die in Lenzluft lacht,
Nur ein schluchzendes Nachtigallied.
Die Höfe, gesunkener Größe voll,
In öder Verlassenheit,
Doch lauter als je klingt der Uhren Lied:
„O Zeit, o Vergänglichkeit!"

Anna Esser.





Richard Dehmel.

Von B. Stein.

Vor kurzer Zeit erschien von Heinrich Lilienfein ein prächtiges Buch „Ideale des Teufels“ mit dem bezeichnenden Untertitel „eine boshafte Kulturfahrt“ (Egon Fleischel & Co., Berlin), in welchem die hervorstechenden Erscheinungen der modernen Kultur im Spiegel der Satire aufgefangen und die verworrenen und unsinnigen Ansichten der Modernen auf dem sittlichen, künstlerischen und religiösen Gebiete gegeißelt werden. Der ernste Wille des Autors, der sich hinter der Maske des Schelmen verbirgt, möchte daran mithelfen, das Empfinden und Denken der Gegenwart von den Überspannungen und Verstiegenheiten zu heilen. Bei der Lektüre dieses Buches gedachte ich der lächerlichen Lobeshymnen, mit denen ein Teil der modernen Kritiker einen Überdichter feiert, der für sie ein neuer Erlöser ist, der die degenerierte Menschheit zu neuen Zielen und neuer Blüte führt, der Raum schafft für neue Daseinsmöglichkeiten, der die Menschen über sich selbst hinaushebt und durch die organische Verbindung des Herzens und der Vernunft zu unaufhaltsamem Wachstum treibt. Mit diesen und ähnlichen Phrasen ist Richard Dehmel überschüttet worden. Bis zu welcher Verhimmelung man sich verirrte, zeigt ein Essay von Möller-Kruck, der also schließt: „Es gibt keine Sehnsucht in uns, die Dehmel nicht stillte, keine Hoffnung, die er nicht erfüllte, keine glaubende Zuversicht, die er nicht stärkte; jeden Haß hat er vertieft, jede Liebe erhöht und so unsere seelische Genußfähigkeit unerhört bereichert.“

Was dieser Kritiker über die kulturelle Bedeutung seines Abgottes sagt, ist mir unverständlich geblieben; ich möchte es meinen Lesern zur Prüfung vorlegen und bin neugierig, wer von sich wird sagen können, er habe es erfaßt. Der abgrundtiefe Unsinn lautet: „Man kann sagen, daß Dehmel den Längs- und den Querschnitt unserer Kulturentwicklung gezogen hat. Dehmel brachte jenes Proportionsverhältnis, in dem die Gegenwart zur Vergangenheit und zur Zukunft steht, auf die zureichendste Formel, indem er es als Willensphänomen definierte — oder vielmehr indem er Gedichte schrieb, deren sinnlicher und geistiger Wert als die künstlerisch stärkste Äußerung des Entwicklungswillens unserer Zeit zu definieren ist.“ O, wie schaurig geistreich!

Es hat auch nicht an mutigen, klar denkenden, feinsinnigen Männern gefehlt, die den Überdichter energisch abgelehnt haben, so

Alfred Biese, Karl Busse, Otto Ernst, Adolf Bartels. Schwerwiegend ist für mich das Urteil Fritz Lienhards, der in seinem guten Buche „Neue Ideale" (Berlin 1900) zu dem Resultat kommt, daß Dehmels bohrende Lyrik einer dekadent-erotischen Tiefstimmung gesuchten, gequälten, gekünstelten Ausdruck gegeben habe, daß aber diese Lyrik tiefe Entartung, Verkümmerung und Mißbildung ist und keinen Zukunftswert hat. Noch schärfer urteilt Max Lorenz (Die Literatur am Jahrhundert-Ende, Stuttgart, 1900): „Auf der höchsten Höhe aber ist das gottsuchende Tier Dehmel in Wahrheit doch erst — der Affe Gottes, der nicht immer aller Possierlichkeit entbehrt."

Zunächst wollen wir die dichterischen Erzeugnisse des viel umstrittenen Poeten in Augenschein nehmen. Er hat seine Gedichte in 4 Sammlungen niedergelegt. „Erlösungen" nannte er die erste Sammlung und fügte ihr den Untertitel hinzu „Eine Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen". Die ersten Verse dieses Buches sind „Bekenntnis" überschrieben und lauten:

„Ich will ergründen alle Lust,
So tief ich dürsten kann;
Ich will sie aus der ganzen Welt
Schöpfen, und stürb' ich dran.
Ich will's mit all der Schöpferwut,
Die in uns lechzt und brennt;
Ich will nicht zähmen meiner Glut
Heißhungrig Element."

Schon in diesen Versen sind die Grundzüge seines Wesens enthalten. Ergründen will er alle Lust. Wie Faust will er genießen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, wie Don Juan den Freudenbecher trinken.

Sein zweites Buch „Aber die Liebe" (1893) nannte er ein „Ehemanns- und Menschenbuch", dann folgte 1895 „Lebensblätter" und 1896 „Weib und Welt". Jetzt gibt der bekannte Verlag von S. Fischer in Berlin seine „Gesammelten Werke" in zehn Bänden heraus.

Außerdem haben wir von Dehmel ein Epos „Zwei Menschen"; es zerfällt in drei gleichgroße Teile, die „Umkreise": Erkenntnis, Seligkeit und Klarheit, — und jeder Umkreis wieder in eine gleichgroße Anzahl von Romanzen, Vorgänge genannt. Die Zahl der Vorgänge jedes Umkreises, sowie der Zeilen jeden Romanze ist 36. Diese ganze Zahlenspielerei hat für die Gestaltung des Stoffes gar keine tiefere Bedeutung. Die Dichtung ist abstoßend durch Geschmacklosigkeit und wird stellenweise zum blühenden Unsinn, so daß selbst E. Schlaikjer meint, kein Wort des Hohns sei erbarmungslos, kein Wort des Witzes frech genug, um diesen Blödsinn zu brandmarken. Alles, was an epischer

Einkleidung da ist, von der Fürstin angefangen, die nur als Fürstin verkleidet ist, über gefälschte Banknoten und chiffrierte Briefe zu nihilistischer Verschwörung und sozialem Experimente, ist ohne jede Gestaltungskraft. Völlig ohne Gestalt geblieben ist auch die Entwicklung, die das Menschenpaar nehmen soll, die aber keine Entwicklung ist, sondern nur abstrakte Theorie. Wir haben hier nur gereimte Prosa, die kaum einen künstlerischen Wert hat.

Dehmel hat auch ein Drama geschrieben: „Der Mitmensch"; aber selbst seine unverbesserlichen Verehrer legen auf dies Werk keinen Wert. Die Charakteristik ist schwach, und der Gang der Handlung streift ans Groteske. Bisher hat sich keine Bühne gefunden, die dem Publikum diesen Genuß zugemutet hätte. Der Autor aber hält sich für einen bedeutenden Dramatiker und versichert in einem „Offenen Briefe" an den Herausgeber der Kultur in Köln, es sei ein Skandal, daß man sein Stück noch immer nicht öffentlich auf seine Wirkungskraft hin erprobt habe, und die Dramen, die er künftig herausgeben werde, müßten alle einst aufgeführt werden. Deutschlands Kritiker sollten dafür sorgen, daß er es selbst noch erlebe.

Auch der Jugend wollte er seine poetischen Schätze zugänglich machen und hat ein Bilder- und Kinderbuch „Fitzebutze" verbrochen, leer an Gemüt, dagegen voll von Spöttelei — eine ekelhafte Fratze für unser religiöses Gefühl. Die „Frankfurter Zeitung" berichtete, ein schwäbischer Bube habe beim Anblick des häßlichen Titelblattes das Buch mit den Worten zurückgestoßen: „Dös isch wüscht." Dies famose Urteil trifft auch den Inhalt. Es ist mir unerfindlich, daß ein sonst besonnener Kritiker schreiben konnte, erst durch das „epochemachende Kinderbuch sei ihm Dehmel sympathisch geworden". Daran erkennt man die Verwirrung und Ratlosigkeit in der Bewertung dieses Dichters.

In unseren literarischen Kreisen ist man in der Beurteilung Dehmels einig, und ich hoffe, mit meinen folgenden Ausführungen auf keinen Widerspruch zu stoßen. Der Grundzug seines Wesens ist etwas Satanisches und Tierisches. Im Vorwort zur Neuauflage der „Erlösungen" redet er vom Teufel, der sich eines Tages im Gehirn meldet und einem sehr scharf auseinandersetzt: „Wenn du den Menschen weiter nichts zu bieten hast als deine povre Gottähnlichkeit, dann bist du höchstens ein verkappter protestantischer Hofgeistlicher. Du Mensch, du Tier, sei doch Natur." Und an einer anderen Stelle dichtet er:

„O Mensch, wie herrlich ist das Tier,
Wenn es sich ganz als Tier entfaltet."

Dehmel will Tier sein aus Ehrlichkeit: denn er fühlt das Tier in sich. Er verschmäht es, anders zu scheinen als zu sein. Die Aufgabe der Poesie besteht aber darin, das höhere Element im Menschen, das nach

besserer Einsicht und besserer Liebe strebt, in seinem Kampfe mit dem niederen Element, mit dem dumpfen Tier, das in uns allen noch lebt, zu unterstützen. Das tut Dehmel nicht; sein Dichten und Trachten ist ausschließlich Sinnenlust. Frau Venus ist ihm die Königin des Lebens, die in tausendfachen Gestalten bei ihm verkappt und verkleidet, meistens aber nackt und bloß erscheint. Jenseits von Gut und Böse will der Dichter sich ausleben, seine Weltanschauung ist bewußte und revolutionäre Immoralität. Sie zeigt sich abschreckend in seinem Wohlgefallen am Häßlichen, Angefaulten und Perversen. Er treibt damit einen wahren Kultus, er fühlt es als prickelnden Reiz und benutzt es, um die erschlaffte Persönlichkeit aufzupeitschen. Das Problem der Geschlechtsliebe behandelt er mit zynischer Kühnheit und brutaler Offenheit und schrickt selbst vor Verherrlichung der Blutschande nicht zurück. Diese ungesunde Erotik überschreitet alle Grenzen des sittlichen und ästhetischen Anstands. Der Mensch ist ihm ein unter der Geißel des Naturtriebes keuchender, ewiger Wanderer zum Weibe. Sein Kultur- und Lebensideal ist die Rückkehr zur Natur der Gattung, die Lebensbejahung, die Erhaltung und Züchtung der Lebenslust. Darum ist das Verhältnis von Mann und Weib für ihn das Problem, in dem alle anderen Lebensfragen beschlossen liegen. Die Verschiedenheit der Geschlechter, die ewig nach Vereinigung strebt, — das ist die Zusammenfassung aller in der Welt zerstreut wirksamen Kräfte, der natürlichen wie der sittlichen, — die Verdichtung des Lebens zu seiner sinnlich anschaulichen Gestalt. Alles andere im Leben ist ihm nur ein Spezialfall von diesem; alle Klänge des Lebens, die harmonischen wie die unharmonischen, sind ihm nur Modulationen des einen ewigen Urakkords, auf den die Welt in ihrem Innersten gestimmt ist, — der Geschlechtsliebe.

Dehmel ist wie jeder Moderne Persönlichkeits-Mensch. Gegen das „Recht" des Menschen, sich selbst zu behaupten, gibt es für ihn keine noch so geheiligte Autorität. Er gibt dem Sohne das neue Gebot mit auf den Weg: „Sei du, sei du! Und wenn dereinst von Sohnespflicht, Mein Sohn, dein alter Vater spricht, Gehorch ihm nicht!"

Der vollendete Subjektivismus bildet die ethische Grundlage seiner lyrischen Form. Dehmel ist der ausgeprägteste Vertreter der neuheidnischen pantheistischen Weltanschauung, aber seine philosophischen Weisheiten sind weder neu noch stichhaltig. Auf dem unsicheren Boden seiner Philosophie konnte kein festgefügtes poetisches Gebäude entstehen.

Jedem religiösen Glauben steht er fremd gegenüber; die Erinnerungen an die Religion seiner Kindheit vermögen nur selten sein Herz zu rühren. Er ist Atheist: sein Ich ist sein eigener Herr und Gott. Auch fehlt ihm die Ehrfurcht vor dem, was uns heilig ist. Darum verquickt er nach Belieben christliche Gebräuche und Lehren

mit heidnischen Mythen. Die christliche Überlieferung deutet er rationalistisch, verhöhnt sie, so daß wir ihn als blasphemischen, rohen Spötter bezeichnen dürfen. Seine Erotik und Brunst wälzt sich ins Religiöse: zwischen Maria und Venus macht er keinen Unterschied. Die Behandlung Christi ist bei ihm skandalös. Einmal sieht er in ihm einen Künstler, ein andermal schaut er ihn auf der Dorfstraße als verkrüppelten, betrunkenen Bettler. Jesus wird sogar der Verkünder der Untreue:

Und bis einst jedes Weib gewinnt
Den rechten Vater für ihr Kind,
Soll jede Irrende die Treue
Dem Falschen brechen ohne Reue,
Soll ihre Sehnsucht nicht verfluchen,
Ihren Qualen den Heiland suchen
Und seinen liebenden Gewalten
So Leib und Seele offen halten.

Jesus bettelt bei Maria Magdalena um Liebe. In der Phantasie „Jesus und Psyche" verwandelt sich Dehmel selbst in den göttlichen Heiland: er legt seine Dornenkrone ab, um mit der blassen Psyche Hochzeit zu feiern. Da jauchzt er dem Bruder Bacchus zu und läßt die Kindlein zu sich kommen — tanzende Amoretten.

Wenn ein Dichter sich von der Ethik, die wir als eine religiöse anerkennen, emanzipiert, kann der verderbliche Rückschlag auch auf die ästhetische Qualität seines künstlerischen Schaffens nicht ausbleiben. Er ist ja nicht bloß Ästhetiker, sondern vor allen Dingen Mensch und als solcher in allem seinem Tun den Gesetzen der Ethik und Religion unterworfen; er steht in einem notwendigen Verhältnis zu Gott und ist von ihm als dem letzten Grunde aller Moral abhängig. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu sagen, der Künstler sei an keine Schranken der Sittlichkeit und Religion gebunden.

Seine Kunst entbehrt der herzgewinnenden Ursprünglichkeit und vermag nicht zu erheben, da ihr jeder Zusammenhang mit dem wirklichen Leben fehlt. Dehmel ist durchaus exzentrisch veranlagt, er muß extravagieren; er ist keine harmonische, sondern eine gespaltene Natur. So pendelt er ständig zwischen Extremen hin und her und kommt nie zur Ruhe, daher der unruhige verwirrende Eindruck seiner Poesie, die eigentlich erst Ansätze wahrer Poesie bietet. Sein Streben nach sensationeller Originalität verführt ihn zur Überspannung und Geschmacklosigkeit. Seine Bilder und Vergleiche sind oft gesucht und lächerlich. Die äußere Form ist virtuosenhaft und überkünstelt. Seine Gedichte sind leicht zu erkennen an den sonderbaren Reimexperimenten, an der neuartigen Form und der unnatürlichen Blasiertheit seines Stils. Dadurch wird er aber kein großer Poet, sondern höchstens ein großer Artist, Versarchitekt und Worttechniker. An unsern gro-

ßen Dichtern — Goethe, Eichendorff, Mörike — gemessen, kann er durchaus nicht bedeutend genannt werden. Wenn ihm auch einige gute Gedichte gelungen sind, darf er den großen Lyrikern unseres Volkes nicht beigezählt werden. Übrigens ist die Zahl seiner Lieder, denen wir uneingeschränktes Lob erteilen können, sehr beschränkt. Die Mehrzahl von den Gedichten, die gewöhnlich als seine Glanzleistungen ausgewählt werden, sind dichterisch nicht vollkommen, weil sie entweder nicht rein oder allzu gegenständlich sind. Meist ist das Gold in Schmutz und Schlacken eingebettet. Himmel und Hölle können keinen Bund schließen.

In den Anfängen seiner Lyrik war er formal noch unsicher und schwankend. Die Einflüsse Schillers, Lenaus und des alten Goethe scheinen deutlich. Ganz abgesehen aber von allen Einflüssen bewirkt das Dilettantische an sich schon, daß das Gedicht nicht beim Offenbaren des Gefühls bleibt, sondern immer durch die Reflexion gestört und erkältet wird. Mit der Zeit — besonders bei der Umarbeitung seiner Gedichte — hat Dehmel gelernt, die Reflexion mehr zu überwinden und eine unmittelbare Hingebung an den Inhalt zu erreichen. Eines seiner schönsten Gedichte ist aus der Umarbeitung eines ganz unfertigen, dilettantischen Produkts entstanden:

Stimme des Abends.

Die Flur will ruhn;
In Halmen, Zweigen
Ein leises Neigen.
Dir ist, als hörst du
Die Nebel steigen.
Du horchst — und nun:
Dir wird, als störst du
Mit deinen Schuhn
Ihr Schweigen.

•

Der Sinn für Sprachschönheiten und rhythmisches Gefühl ist bei ihm stark ausgebildet; er ruhte nicht, bis seine formale Begabung auf der vollen Höhe angelangt war.

Der „Arbeitsmann“ ist das vollendetste aus einer Reihe von Gedichten, die man als soziale bezeichnen kann; die Plastik des Ausdrucks und die Stärke der Anschaulichkeit ist geradezu überraschend. Es sind kühne, echte Verse; und doch ist das Gedicht trotz seiner formalen Vollendung nicht als größte Kunst zu preisen, weil es den Stoff nicht völlig überwindet. Er beschreibt Szenerien; seine Ausdrücke sind eindrucksfähig; aber das rein Lyrische gelingt ihm nur bisweilen und versagt oft plötzlich, so daß ein „herrlich beflügeltes Gedicht wie mit gebrochenen Schwingen zu Boden saust“. (Schankal.)

Zu den Gedichten, die durch ihre zarte Schönheit unsere Bewunderung erregen, rechne ich:

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht;
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, kein Hof noch Haus,
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund,
Und aus dem Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang aus Kindermund.

Ein Formkünstler ist Dehmel, vielleicht neben Liliencron der begabteste unter den Neutönern, aber sympathisch kann uns, die wir andere Töne und Farben lieben, dieser Meister der Dekadence niemals werden. Das Sprachkünstlertum Dehmels erkennen auch wir an und stimmen hierin Willy Rath bei, der im „Kunstwart" XXI, 17 unter dem Titel „Umstrittene Dichter" eine möglichst vorurteilsfreie Bewertung dieses Lyrikers anstrebt. Man darf, wie Rath zutreffend bemerkt, seine Lyrik nicht lediglich auf ihren Gehalt an reinlyrischen Werten prüfen, man muß auch seine Wortmeisterschaft in Anrechnung bringen. Wenn uns Rath aber einreden will, „Dehmel sei von Grund aus ein Frommer" („natürlich nicht in einem kirchlich vorgeschriebenen, sondern im menschlich ursprünglichen Sinn"), so reizt uns die daran anknüpfende Beweisführung zum Lachen. Aus den in den Gedichten ab und zu vorkommenden Begriffen, wie Sünde, Schuld, Gnade, Gericht, Erlösung, schließt der Kritiker auf eine tief eingedrungene christliche Schulung, und erkennt als den höchsten Ausdruck seiner Frömmigkeit, daß der Dichter „in heißer Lebensandacht den Geist der Menschheit anbetet." Mir erscheint es als Blasphemie, daß Dehmel auch Jesum in seine Dichtung hineingezerrt hat. Dieser Jesus bettelt bei Magdalena um den Segen, um ihr Herz (B. Stein, Neuere Dichter im Lichte des Christentums, Ravensburg, 07. S. 311).

Wenn wir aber nicht allein die Form, sondern auch den Gehalt ins Auge fassen, so müssen wir sagen: Ein häßlicher Zwiespalt durchzieht Dehmels Werke: Brutaler Naturalismus und gesuchter Symbolismus, geschraubte Diktion und platte Trivialität, die Willkür eines

gesteigerten Individualismus und lächerliche, kleinliche Eitelkeit. Dem wüsten Fiebertaumel fehlen nicht die lichten Momente, aus denen man sehen kann, daß ein gutes Talent sich selbst zerstört hat. Der Berliner Maler Hans Baluschek hat für eine Sammlung Dehmelscher Gedichte nach des Autors Entwurf ein Titelbild gezeichnet: eine Gondel, die mit aufgespanntem Segel über die Fluten zieht. In dem Schiffe sitzt ein Teufel mit einer Laute und ein Engel mit einer Harfe. Teilweise ist dadurch die Lyrik Dehmels gekennzeichnet, aber von den Klängen des Engels hört man nur sehr wenig. Das Brutale, das Teuflische, überwiegt; es gähnt Kluft an Kluft; wir sind stets in Gefahr, hinabzustürzen. Darum ist ein reiner Genuß unmöglich. Das Übermenschentum, das mit dem Laster renommiert, das genialische Geberden in der Form und das Niederreißen des Althergebrachten sind nicht dazu angetan, Liebe für ihn zu erwecken. Seine unter einem sehr dünnen Schleier des Künstlerischen kaum sich bergenden menschlichen Züge sind nichts weniger als sympathisch. Zur poetischen Gestaltung ist sein Talent zu gering, in der Regel tastet er sich, wie R. M. Meyer sagt, mühsam an der Krücke der Reflexion weiter.

Dehmel verkörpert den Typus des modernen Großstadtkünstlers, der den Ausartungen einer dekadenten Literaturgruppe Rechnung trägt, aber gesunden und besonnenen Menschen keinen Genuß bereitet. Das „Grüppchen" der Symbolisten und Mystiker mag ihn als ihren Führer feiern, das Volk aber wird von ihm nie etwas wissen wollen. Das Volk wendet sich von solchen Dichtern ab, die es als profanum vulgus behandeln und sich in ihrem Turm einschließen, um geheimnisvolle Schmuckstücke zu meißeln. Des wahren Künstlers Pflicht ist, in die Volksseele hinab zu tauchen und darin nicht unter-, sondern aufzugehen. Die echte Poesie darf nicht vor dem Volke flüchten, um ein Eigen-Reich zu gründen. Daß Dehmel das Volk nicht versteht und ihm fremd bleibt, ist für mich das wichtigste Kriterium seiner Bedeutungslosigkeit. Er kennt zwar den Klageschrei der Armen, er kennt den hungernden Magen, der nach Brot schreit, er kennt die Wucht des Elends — aber dies alles stellt er in seinen Gedichten ohne innere Wärme dar, ohne lebendiges Mitgefühl, darum ohne sittliche Erhebung. Tiefer als sein soziales Empfinden ist sein herber Individualismus, der ihn hindert, versöhnlich und tröstend zu wirken.

Mehr als ein anderer moderner Dichter ist Dehmel von der Philosophie Nietzsches beeinflußt und von seiner Lehre vom Übermenschen, die Nietzsche in seinen Hauptwerken „Also sprach Zarathustra" und „Götzendämmerung" niedergelegt hat. Dehmel selbst stellt dies in Abrede und behauptet in dem schon erwähnten „Offenen Briefe", er habe nur 8 Tage lang für Nietzsche geschwärmt, ihn dann aber endgültig verlassen. Doch sein Werk zeugt gegen sein Wort, er hat vielmehr den Philosophen übertrumpft, der ihm in der Umwertung aller Werte noch nicht weit genug ging.

Zwiespältige Künstlernaturen wie Klinger und Heine sind die ausgesprochenen Lieblinge des problematischen Dehmel. Seine größten literarischen Einwirkungen hat er aus Frankreich erhalten. Zola, der rigorose, abstoßende Naturalist, hat ihn gelehrt, das Elend der Massen und das Laster grausig zu malen; die französischen Satanisten und Symbolisten, so Baudelaire und Verlaine, geben ihm neue Direktiven. Auch die nordischen Dichter, Strindberg und Ibsen, bedingten seine sexuale und soziale Stellung. Sein Ahne ist Heine und sein echter Vater Nietzsche, von dem er den Individualitätskultus sowie die Verschwommenheit der Gedanken geerbt hat.

Wir lehnen Dehmel ab, weil er die Grenzen der Poesie überschritten hat, weil er fast ausschließlich den Kult der Sinnlichkeit pflegt, aber für geistige und moralische Schönheit kein Organ hat. Denn diese Schönheit schenkt sich nicht rückhaltslos jedem Poeten, sie kommt ihm von oben, da sie göttlich ist; sie entzieht sich jenen Dichtern ganz, die aus Mangel an Harmonie und Einsicht in der Sinnenwelt befangen hinleben.



Aus Georg Baumbergers neuestem Reisebuche.*)

In Rom: Beim Kleinschuster in Borgo Pio!

Auf der Wohnungssuche. Schon in Neapel sagte mein junger Freund im Grand-Hotel Hauser, es würde schwerlich mehr Unterkunft in einem Hotel geben. Bereits seit Tagen hätten sie auf telephonische Anfragen für Fremde die ewig gleiche lakonische Antwort erhalten: „Der hinterste Winkel besetzt.“ Was nützte mir da die Empfehlung ans Hotel Quirinal! Ich vertraue meine Wohnungsnot einem Offizier der Schweizergarde an. Er sagte, etwas werde sich schon noch finden lassen, und beauftragte einen Gardisten, einen prächtigen jungen Walliser, mit mir auf die Suche nach einem Privatlogis zu gehen. Wir laufen ein halbes Dutzend Gassen und Gäßchen ab, den Borgo Nuovo, den Borgo S. An-

*) Aus dem in Vorbereitung befindlichen Werke Georg Baumbergers: „Im Flug an südliche Gestade.“ Reiseeindrücke aus Spanien, Marokko und Italien. Mit über 100 Illustrationen. Einsiedeln, Benziger & Ko. — Die Proben lassen die frisch-fröhliche, herzerquickende Art erkennen, wie dieser Schweizer Wander-Poet Land und Leute, Leben und Zeit schildert.

gelo und Borgo Pio samt ihren Quergäßlein, kehren bei den Familien aller möglichen Bedienten und Unterbeamten des Vatikans ein, die etwa Zimmer verleihen. Überall dasselbe — alles besetzt. Am letzten Orte, wo wir zukehren, ruft uns, da wir bereits wieder die Treppe hinabgingen, die Signora nach: „Ach ja, bei unserm Vetter, dem Flickschuster ... im Borgo Pio, ist seit gestern wieder eine Kammer frei." Auf denn zum Borgo Pio. Wir treten in ein Haus, klimmen eine Anzahl enge, dunkle Wendeltreppen aus Stein hinauf und klopfen an eine Vortüre an. Ein junges, zierliches Mädchen von vielleicht 15 Jahren, ein netter Fratz, öffnet. Als die Kleine das Begehren hört, sagt sie wichtig ja, es wäre ein Zimmer zu haben, una camera malta grande e bellisima. Wir nehmen sie in Augenschein, indem wir zunächst einen engen Gang und ein fensterloses, dunkles Zimmer passieren, von welchem man in das zu vermietende kommt. Es ist geräumig und besitzt ein hohes Fenster gegen die Straße. An den Wänden hängen einige religiöse Farbendrucke. Die Möblierung besteht aus zwei zusammengestoßenen Betten auf einer Art ganz niedrigen Katheder statt der Bettstellen, einem Tischchen und einer Kommode. Die Kommode ist das Paradestück. Sie ist mit einem gehäkelten Teppichlein bedeckt und darauf stehen zwei kleine nette Blumenvasen, zwei Kerzenstöcke aus weißem Glas, eine leere Zuckerdose aus blauem Glas, sowie einige bereits vergilbende Photographien. Das war das „viel schöne" Zimmer. Schön war es gerade nicht, aber proper bis auf den Boden aus Steinfliesen. „Was kostet die Kammer per Tag, Signorina?" — „Vier Franken." — „Das ist doch etwas viel." — „Das schon, dafür hat es zwei Betten." — „Ich brauche doch nur eins." — „Das ist nicht unsere Schuld, und das andere können wir doch dann nicht mehr vermieten", meint der Fratz mit überlegenem Lächeln. Darin hatte die Kleine unleugbar recht. Ich kapitulierte vor diesem triftigen Grunde und schlug ein. Das war freilich anders, als es im Quirinal der Herren Bucher und Durrer gewesen wäre, war nicht Grand-Hotel, sondern bei Flickschusters. Aber ich habe es nicht bereut. Erst dachte ich: „Du bleibst nur, bis der ärgste Fremdenandrang vorüber ist." Nachher hätte ich mit keinem Salon getauscht. So lieb wurde mir die Familie und die Bude auch.

Die Flickschustersleute. Da war das Familienhaupt. Ein großer, schlanker Alter, graubärtig, mit dem Gesichte einer ehrlichen Haut. Sein Atelier war der Korridor unten im Haus. Dort hämmerte und nähte er an seinem Schustertischlein schon am frühen Morgen

mit philosophischer Ruhe und Bedächtigkeit darauf los. Brachten die Leute zerrissene Schuhe, betrachtete er sie ungefähr mit dem Blick wie ein alter Arzt die Patienten, brummte ein paar Worte und flickte wieder Flick auf Flick. „Man muß mit den Armen sparen und für die Armen sparen", sagte er mir einmal, als er eine fast unmögliche Ruine von einem Kinderschuh in Behandlung nahm. Es gibt viele arme Leute im Borgo Pio. Er war ein Eingeborener, hatte aber in früheren Jahren ein Stück Welt gesehen, sogar Lugano und Paris, bemerkte aber immerhin: „Was ist Paris gegen unser Rom!" Er redete stets mit Würde, beinahe hätte ich Herablassung gesagt, und meinte, es sei schade, daß ich nicht besser italienisch rede, er hätte mir sonst sehr viel zu sagen. „Merkwürdig," fuhr er kopfschüttelnd fort, „daß der liebe Gott den Menschen so viele Sprachen gab und nicht bloß eine." — „Aber auch die Vögel haben verschiedene Sprachen, Padrone." — „Das ist was anderes, die sind unvernünftig." Einst fragte ich ihn, was er von der Regierung halte. „Ich liebe sie nicht, ich liebe keine Regierung; aber ich lasse sie in Ruhe, und sie mich auch." Das sagte mein Padrone mit einem Selbstbewußtsein, als müßte Herr Giolitti froh sein, daß mein Flickschuster nicht über den Sturz seines Kabinetts brüte. Dann fuhr er fort: „Sie hätten Rom früher kennen sollen, vor 40 Jahren; jetzt ist alles anders, schlechter und teurer." — Unter den Päpsten gab es doch auch Regierungen?" — „Ja, ja, aber sie waren besser für die armen Leute, die armen Leute galten mehr damals; man schaute mehr auf sie." Er war ein Philosoph, mein alter Padrone am Schustertischchen im Korridor am Hauseingang. Seine Signora aber war des Hauses Regentin, unter deren Zepter offenbar auch der Alte stand. Es war eine kleine, dralle, lebhafte Frau, rotwangig und mit lebhaften Augen, bedeutend jünger als ihr Alter, eine wackere Hausfrau und Mutter, die auf Ordnung und Reinlichkeit bei sich und anderen hielt. Wir sahen uns nicht allzu oft, des Morgens und hin und wieder des Abends, denn den Tag über besorgte sie im Erdgeschoß Wäsche für andere Leute. Mit einer gewissen Feierlichkeit überreichte sie mir den Hausschlüssel, fast so groß wie der Himmelsschlüssel von St. Peter im Petersdom. Sie hielt, ohne daß ich je etwas sagte, Kleider und Wäsche in peinlicher Ordnung, und jeden Morgen waren die Schuhe so blank gewichst, daß man sich darin spiegeln konnte. Sobald ich des Morgens angekleidet war, brachte sie eine Schale schwarzen Kaffees auf mein Zimmer, „nicht so gut wie im Albergo," sagte sie das

erstemal, „aber gesunder.“ So gut wie dort war die braune Flüssigkeit, die Kaffee sein sollte, in der Tat nicht, aber gesunder mochte sie sein, denn sie schmeckte genau wie Fencheltee und war überdies aus bestem Herzen gereicht. Die Signora war immer aufgeräumt, immer gesprächig und guter Laune. Auf ein Bild Pius' X. zeigend, erzählt sie, der Papst selber habe ihrer Jüngsten zu Weihnacht die heilige Kommunion gereicht. „E un santo“ — „er ist ein Heiliger“, sagte sie fast andächtig, „und so schön, so viel schön. Und er liebt die armen Leute — ja, ja, er liebt sie mehr als die Signori, diese Falschen und Heuchler. Einem Principe — erzählte mir mein Vetter —, der am Neujahr zur Gratulation im Vierspänner auffuhr, hat er gesagt, wenn er dem Papst Freude und Ehre machen wolle, so solle er auf diesen Prunk verzichten, dafür aber sein Leben bessern.“ Die Signora nannte den Namen des Principe. Es war einer der ersten Roms. Einmal wetterte sie auch über die Signori im Vatikan, die il povero papa nicht machen ließen; er würde schon längst die kleinen Leute im Borgo um sich versammelt haben. Gelegentlich fragte ich die Signora, ob sie die Schwestern des Papstes kenne, die an der nahen Piazza Rusticucci wohnen. „Gesehen habe ich sie schon oft, gesprochen nicht. Sie reden wenig mit den Leuten. Sie fürchten das Ausfragen. Sie beten viel und weinen viel.“ — „Weinen?“ — „Ja, weinen, damit ihr hoher Bruder weniger weint.“ Und während die gute Frau das sagte, kugelten ihr die Tränen über die vollen Backen herunter. Einst fragte ich wieder, ob es auch im Borgo Pio viele Anarchisten gebe. „Viele nicht,“ antwortete sie, „aber doch zu viele. Ich glaube jedoch, es hat immer solche gegeben; nur hat man sie früher anders geheißen. In Rom haben immer Gott und der Teufel nebeneinander gewohnt, hat einst unser guter Padre Giuseppe gesagt, aber Gott ist immer der Stärkere geblieben.“ Sie war eine prächtige und gescheite Frau, wenn sie nur etwas weniger rasch italienisch geredet hätte.

Die Kinder. Es waren drei, und alle hingen zärtlich an der Mutter. Da war die kleine Peppina, mit der ich ums Zimmer gehandelt hatte. Sie war ein Vögelchen, das schon am frühen Morgen muntere Volksliedchen trällerte, der Mutter treulich beim Waschen half, daneben ein wenig Schalk und Kobold. Als ich einst etwas länger auf meiner Bude schrieb, da meinte sie inbrünstig: „Lieber sterben, viel lieber sterben, als solange schreiben.“ — „Aber dann gäbe es ja keine Bücher, Signorina Peppina, wenn alle so dächten.“ — „Und dann, die Bücher sind so dumm.“ — „E vero, viele

sind wirklich dumm, Peppina." — „Nicht wahr, Signor," entgegnete sie strahlenden Auges, „das sage ich jetzt meinem Bruder, der liest so viel in Büchern statt zu schwatzen." Ihre ältere Schwester, die Maria, war das Gegenstück zur Kleinen. Eine ernste, sinnende Natur, eine schlanke, mittelgroße Gestalt mit einem feinen, zarten Gesichtchen, aus dem zwei ernste, dunkle Augen leuchteten. Die Maria war schön, wie Menschenkinder schön sind, die bald zu Engeln werden. Das Mädchen war zu zart, um gesund zu sein. Tagsüber arbeitete es auswärts, in einem Devotionaliengeschäft. Wäre die Maria reicher Eltern Kind — man hätte ihr die Gesundheit durch Ruhe, Pflege, Kuraufenthalte vielleicht wieder erobern können. Aber so? Ein paar Jahre, und man wird die süße Gestalt in einem weißen Sarge hinausführen — dorthin, wo über Gräbern Zypressen wuchern und des Abends Nachtigallen ein weiches Trostlied singen. Wäre langes Leben Glück, man möchte oft fragen: „Warum, Allmächtiger, ist es nicht anders?" Aber Glück und Lebensdauer sind ganz verschieden. „Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen." Man muß nicht die Toten beweinen, sondern die Lebenden, die sie zurückließen. Ich sagte der Maria scherzend, sie möge mit nach der Schweiz kommen, dort werde sie erstarken. „Nein, nein," antwortete sie, „so schön wie in Rom kann es nirgends auf der Welt sein, und", fügte sie schwärmerisch bei, „in Rom ist man dem Himmel näher." Wie Rom in den Herzen dieser Römer und Römerinnen sitzt! Ich hatte es schon an der Pariser Weltausstellung erfahren, als bei einem Kaffee-Konzerte eine einsammelnde Italienerin auf die Frage: „Woher" antwortete: „Sono di Roma." Dieses „sono di Roma" klang, als wöge es Königinnentitel auf, Römerin zu sein. Der Stolz der Mutter war aber der Sohn, der marmorista. „Er wird ein Künstler werden; er ist schon einer beinahe", sagte sie. Sicher war er schon jetzt ein hübscher und einnehmender Junge. Leider bekam ich ihn wenig zu Gesicht. Er wohnte auswärts und kam jeweilen nur des Abends die Mutter besuchen. Ich bekam in all den Tagen einen Einblick in eine Römerfamilie aus den kleinsten Ständen. Es war ein freundliches, ungemein achtungswertes Bild von Zufriedenheit, Friede und bescheidenem Glück, von ruhiger Arbeitsamkeit, ohne Hast und Jast, von Einfachheit und Bedürfnislosigkeit.

Die Wohnung. Da war mein Staatszimmer mit dem einen Fenster. Als eine Art Vorkammer desselben der fensterlose Raum mit einer Luftöffnung oben an der Wand nach meiner Seite.

Es war das eheliche Schlafgemach, das ich zu durchschreiten hatte, wenn ich zu Bette ging. Dies die eine Seite der Wohnung. Die andere ging auf einen kleinen Hof hinaus. Zunächst das kleine Schlafzimmer der beiden Mädchen, daneben eine kleine Küche und ihr vorgelagert ein primitiver, hölzerner Miniaturbalkon, ein kleines Dreieck, in einen Winkel hineingebaut, wo des Abends die Maria oft noch auf einer Maschine nähte. Das die ganze Familienwohnung. Platz für Glück und Zufriedenheit bot sie dennoch genug. Wie die Wohnung, so die Lebensweise. Des Morgens in der Früh eine Schale des kaffeeartigen Getränkes, ein Stück Brot und damals einen rohen Finoggel oder Finogghi, die Saisonspeise jener Wochen. Das sind die geballten weißen Blätterfüße eines Fenchelgewächses, die direkt aus der Pflanzenwurzel herauswachsen. Alles ißt Finoggel, ißt die weißen, zarten Blattballen um diese Zeit, ißt sie morgens, mittags und abends. Auch unser gallischer Bramante war ganz versessen darauf. Ich weniger, mein Fenchelbedürfnis war durch den Frühkaffee völlig gestillt. Am Ende war in ihm auch noch ein Finoggel gesotten. Das Mittagsbrot wurde unten verzehrt. Abends bildete das Mahl meist eine Minestra, eine dicke Suppe, oder Pasta al Sugo, Nudeln mit Sauce, oder Risotto mit kleinen Fleischstückchen vermischt, gelegentlich auch Polenta, sowie ein Glas Wein. Nachher stand oder saß die Familie unten auf der Straße. Die Nachbarfrauen schnatterten miteinander.

Die Freundinnen summten ein Lied zusammen oder tuschelten sich Geheimnisse zu, die längst keine mehr waren, und der Alte sah zu, wie zerfetzte Rangen auf der Straße sich balgten. War er nicht da, mochte er seine philosophischen Abendbetrachtungen wohl in des Nachbars Schenke verlegt haben. Unsere unmittelbare Schlafnachbarschaft hatte mich anfänglich gestört. Der Alte schnarchte fürchterlicher als weiland Diogenes in seinem Fasse. Gute Freunde blieben wir doch. Andere Leute schnarchen auch.

Als ich von den guten Leutchen schied, da war es fast wie ein Scheiden zwischen eigenen. Der sonst so gemächliche Alte rannte nach einem Fiaker und kommandierte auf der Gasse wie ein alter schweizerischer Tambourmajor. Mutter und Peppina schleppten, jedem Protest zum Trotz, den Handkoffer eigenhändig die Treppen hinunter. Hinterdrein ging still die Maria. Hinein in den Wagen. Noch einmal einen kräftigen Händedruck dem Alten, der Mutter, dem Singvögelchen von Peppina und dann

der Maria. Es glänzt wie eine Träne in ihren Augen. Ich weiß nicht, warum. Und vielleicht doch —

Es war an einem Abend. Ich trat zu ungewohnter Stunde in mein Zimmer, um etwas zu holen. Dort saß Maria allein am Fenster, dem einzigen, das die Wohnung nach der Straße besaß. Müde von des Tages Arbeit war sie eingenickt. Der lohende Abendhimmel wirft Reflexe der Verklärung auf das blasse, feingeschnittene Gesichtchen — eine schlafende Lilie, „so schön, so hold, so rein", ein Menschenengel, dessen Seele den Flug zu den Engeln der Ewigkeit anzutreten schien. Ich will mich leise zurückziehen.

Da erwacht das Mädchen und will sich erschrocken entfernen. Ich bitte, zu bleiben, da ich nur Handschuhe holen müsse, die ich vergessen. Die Maria setzt sich wieder und sieht nachdenklich in das rosig-goldene Gewölk. „Glauben Sie," fragt sie einmal, „daß man sich nach dem Tode wiedersieht?" — „O gewiß, Signorina Maria." — „Glauben Sie, daß ich meine Mama einst wiedersehe ... oder z. B. Sie?" kommt es noch ernster über ihre Lippen. — „Ihre Mama — ja, mich, wenn ich Ihrer würdig bin. Sie sind ein Engel, ich leider keiner." — „Nicht so, Signor, ich meine es ernst." — „Ich auch und glaube, daß alle, die Gott schauen dürfen, jene Guten in irgendeiner Art wiedersehen, die sie wiederzusehen wünschen." — „Das verstehe ich nicht." — „Ich auch nicht, Maria, ich fühle es nur, glaube es." — „Aber sagen Sie," bat das Mädchen, „wie sie sich das denken, sagen Sie es."

Ich möchte das Thema abbrechen, sage etwas von später und mangelhafter Sprachkenntnis und reiche Maria die Hand. Sie reicht mir die ihrige, aber mit einem Blicke, in dem etwas wie ein leiser Vorwurf liegt.

Armes Kind! Etwas drängt dich, das Jenseits zu ergründen. Wir werden es nimmer.

Ob man sich nach dem Tode wiedersieht und wie? Ich weiß nicht, habe ich es einst gelesen oder nur geträumt.

Ein altes Mütterchen war am Sterben, eines jener Menschenkinder, die so klein sind und so große Seelen haben. „Müßt nicht weinen," meinte das Mütterchen lächelnd, „denn nun werde ich den lieben Gott sehen und seine heilige Mutter, werde meinen verstorbenen Anton, meine Eltern und so viele Lieben wiedersehen. Dann aber fragt es fast ängstlich: „Ob ich den Anton wohl finden werde, und die andern mich, unter so vielen, vielen?"

Das Mütterchen starb, und seine Seele ging ein zur Ewig-

keit. Und siehe, es fand und kannte alle, die es suchte, und diese kannten es. Aber wie? Die Seele des Mütterleins fand in jedem der Seligen alles, was es suchte, fand Gatten, Eltern, sonstige Lieben; jedes war ihm alles, und es ihnen alles, und doch fühlte es sich als sich selber, war sich des eigenen Ichs bewußt. Sie ist eben so ganz anders, die Gemeinschaft der Heiligen im Jenseits als jene im Diesseits. Alles, was Erdenbegriffe, was Menschenbegriffe heißt, fällt wie Schuppen, weicht Größerem, unendlich Größerem.

Was wir Wiedersehen im Jenseits nennen, ist ja nur ein Dämmern des Begriffes; was wir dessen Empfinden nennen, ein leises Spüren; was wir als Liebe und Kraft der Liebe kennen, ein verlorener Strahl; was der Seele Seligkeit, ein schwacher Widerschein der Morgenröte. In jedem alle Lieben finden und von allen so gefunden werden ohne Einbuße des Eigenlebens, vereinigt in einer Größe des Schauens, in einer Höhe des Empfindens, in einer Wonne der Liebe, durchrieselt von allen Schauern der Ewigkeit, wovon unseren so begrenzten Sinnen jede Möglichkeit einer auch nur entfernten Vorstellung fehlt, — das gibt uns vielleicht eine Ahnung von der Übersetzung des menschlichen Wiedersehensbegriffes in den ewigen. Vielleicht?

Denn wissen tut es niemand von den Staubgeborenen, und keiner wird es je wissen, du armes, holdes Kind am Tiber.

Ein verfallenes Heiligtum.

Ein gestorbenes Menschenkind! Der Anblick an der Bahre ergreift und erschüttert. Man glaubt, das Leben noch zu sehen, die Seele noch zu spüren, die der starren Hülle entwichen, — meint, man müsse Leben und Seele zurückrufen, zurückführen können, die sie eben verlassen, — fühlt gleichzeitig die Unmöglichkeit dessen und will doch nicht verstehen, daß es Unmöglichkeit ist. Leise Wehmut schleicht ins eigene Herz. Wehmut über die Nichtigkeit alles Bestehenden, über seine Vergänglichkeit. Vanitas! Es würde trostlos sein, leuchtete nicht über ihr in unzerstörbarem Strahlenkranze die Äternitas, der Begriff des Ewigen, ohne welchen das Leben nichts als in einem fort eine trostlose Totenschau wäre.

Eine gestorbene Kirche! Sie mutet vielleicht noch ergreifender an als das gestorbene Menschenkind. Es ist, als wäre da noch

mehr als ein Leben, nur eine Seele erloschen. Mehr, viel mehr. Etwas, das ein Mittelpunkt von tausend Leben, von tausend Seelen, von vielen Geschlechtern war. Etwas vom ewigen Lichte, das ewige Licht selber. Ob es gestorbene Kirchen gibt, gestorbene Kirchen sogar im heiligen Rom? Ja — wir haben eine gesehen und in ihr geweilt.

An einem Frühmorgen gingen wir zu zweit von St. Peter nach San Pelegrino. Man biegt von den Kolonaden von St. Peter in den Borgo Angelico und bei der ersten Querstraße dort in die Via del Belvedere. Noch einige Schritte, und man kommt rechts abzweigend in einen alten verwahrlosten Weg mit dem stolzen Namen Via della Cancellata. Nur selten begegnet man hier einem Menschen. Dafür gelegentlich Hühnern, die in den zahlreichen Abfallhaufen herumscharren. Links zieht sich die Mauer der vatikanischen Gärten hin, rechts eine Anzahl kleiner halbverfallener Gebäude, einst wohl bewohnt, jetzt aber längst Remisen, Ställe, Magazine und dergleichen. In zwei solche Bauten hineingebaut, findet man eine kleinere Kirche. Sie ist weltverlassen mitten in der Welt wie der Weg, an dem sie liegt, tot wie er. Die Fassade ist in einfacher, schöner Renaissance gehalten, so Pilaster und Giebelaufsatz. Das ist San Pellegrino.

Wir treten ein. Ein muffiger Modergeruch strömt entgegen. Durch erblindete Fenster fallen matt die Sonnenstrahlen. Man glaubt in die Augen eines zum Bettler gewordenen halberblindeten Greises zu sehen, die gierig und todmüde vergeblich nach Licht lechzen. Der Ziegelboden ist schmutzig und sein Rot längst abgestorben. Eingesenkt in ihn finden sich zum Teil reich ornamentierte Grabplatten mit lateinischen Inschriften, die kaum noch zu entziffern sind. An den Wänden und besonders an der Chorwand sieht man der völligen Zerstörung entgegengehende Malereien aus vergangenen Zeiten. Diejenigen an der Chorwand stammen noch aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. Die zwei Altäre — der eine an der Querwand, der andere an der Längsseite — sind eigentlich nur noch Altarleichen, Altarskelette. Keine Leuchter und Kanontafeln schmücken die nackten Altartische. Die Reliquiarien sind geleert. Die Lampe mit dem ewigen Lichte verschwunden. Der Tabernakel entfernt. Die Altäre selbst exekriert. Die Decke ist reich kassettiert und hat ihre einstige Farbenpracht auch jetzt noch nicht ganz eingebüßt. An den Wänden sieht man desgleichen marmorne Erinnerungstafeln an hier Begrabene. Deren Aufsätze tragen stolze Wappen mit Helm und Adelskrone, reiche Wappen-

zier und berichten von illustren und hochverdienten Namen. Wohin das Auge sich wendet — Verfall, Moder, verlassene Einsamkeit, der Hauch des Todes, nicht mehr sterbend, sondern schon gestorben. Und dennoch. Überall noch edle Linien, überall noch die Spuren schaffender Hände von Jahrhunderten, Spuren betender Seelen, gläubiger Herzen. Man meint auch da, nur ein Weniges, ein ganz Weniges, und Leben und Seele müßten wieder zurückkehren, müßten eben jetzt wieder eintreten in ihren armen Tabernakel, ewiges Licht, Altarkerzen und Kanontafeln müßten den Augen der Kirche wieder ihre alte Sehkraft, ihrem stummen Munde wieder die laute tröstende Sprache geben. Es bleibt aber einsam. Es ist die gestorbene Kirche, die, treuer als die Menschen, auch gestorben noch die Toten an ihrem Herzen birgt. Zu ihnen. Wir treten über Stufen hinter dem Altar in der Apside in ein unterirdisches Gewölbe hinunter. Sein Boden liegt etwa 2½ Meter tief unter dem jetzigen. Er bildete das Pflaster der ursprünglichen Kirche, die unter Papst Leo III. (759—816) erbaut, von Innozenz III. 1205 dem Kapitel von St. Peter übergeben wurde. Beim späteren Neubau in erhöhter Lage wurde das Gewölbe, das dadurch entstand, zu einer Gruftanlage gemacht. In den Zellen sieht man mehrere Metallsärge, eine Menge Totenschädel und Knochen. Das Reich des Todes selber. Wer in diesen Särgen schlummert, zu wessen Leibern diese Schädel einst gehörten und diese Knochen? Die Marmortafeln in der gestorbenen Kirche künden es. Sie sagen, daß hier sieben Pfyffer von Altishofen ruhen, ein Ritter von Baldegg, ein Mayer von Schauensee, ein Herzog von Luzern, ein Degen von Kriens und viele andere. Alles Schweizer. Einer der Pfyffer von Altishofen war nach der Inschrift der Sieger in der Schlacht von Bremgarten im Argau. Sie waren die Unsern. Alle waren die Unsrigen, haben einst ihrem Lande und ihrem Volke Ehre gemacht. Nun Verschollene, verschollen wie San Pelligrino selber. Requiescat in pace! Man bekommt Heimweh unter den Toten. Heimweh nach Leben, nach Dasein.

Wir gehen hinauf und schreiten durch eine Seitentür. Man tritt in eine von hohen Mauern umgebene kleine Wildnis, ein dutzend Meter vielleicht in der Länge, ein dutzend Meter in der Breite. Es ist wie ein Märchen hier, ein ungekämmtes Märchen zwar, das in einem zerrissenen Röcklein schlummert und schläft. Schlanke Zypressen streben aus dem Boden hoch empor. Daneben wuchern Lorbeergebüsch, Jasmin und Schlingrosen in üppiger Fülle.

Die Schlingrosen tragen eben die ersten Blätter und die ersten winzigen Knospen. Zu ihren Füßen blühen im ungepflegten Rasen blaue Veilchen, weiße Sternenblumen, Anemonen mit großen violetten Blütenschalen und Goldlack mit seinen gelbsamtenen Blüten, — regellos, hier ein Bukett, dort eines. Gelbe und rote Schmetterlinge umgaukeln die Blüten. Bienen umsummen sie und holen Honig aus ihnen. Sieht man näher zu, entdeckt man, im Gebüsche halb versteckt, längst verfallene Grabsteine. An der Mauer gegen die Straße ein metallenes Grabkreuz, dessen Inschrift Kunde gibt, daß darunter eine Schweizerin ruht.

Es ist eine süße, bezaubernde Wildnis, siegendes Leben über den Tod, siegender Frühling mit einer Krone aus Sonnenstrahlen und dem Blauhimmel als Baldachin. Ist ein kleines Stück Traumland, ein summendes und singendes Liedchen, leise und doch hell. Ist wie eine verlorene Insel in einem fernen, fernen Ozean. Es liegt aber mitten im Herzen der Weltstadt mit ihrem Riesenschwarm von Menschen, mit dem Wogengebrause von Lärm und Hast.

Was ist es mit dieser gestorbenen Kirche, was mit der süßen kleinen Wildnis? San Pelegrino war einst eine Art Schweizerkirche, ein Nationalheiligtum in der ewigen Roma, und die Wildnis der Schweizer Friedhof, ihr Campo Santo. Einst! Damals war es freilich noch anders. Die heute so verlassene und verlotterte Via della Concellata war damals noch eine Hauptstraße — hin zum alten Peter. Millionen Pilger sind darüber gewallt, Hohe und Niedrige, fürstliche Herren und Bettler, geschichtliche Gestalten und solche, deren Andenken längst verweht ist. Alle zogen an San Pellegrino vorbei. Viele traten ein und beteten ein frommes „Salve" in der Kirche, die damals noch nicht gestorben war.

Lukas Delmege.

Literarische Plauderei von M. Herbert.

Im zweiten Hefte des vierten Jahrgangs der Münchener Literarischen Warte veröffentlichte Herr A. Lohr, der Übersetzer von Sheehans berühmtem Seelsorgerroman „Lukas Delmege" eine kurze Biographie Sheehans, der wir einige Daten entnehmen.

Patrick Augustine Sheehan wurde am 17. März 1852 in dem Städtchen Mallow in der irischen Grafschaft Cork geboren. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir das Milieu seines Elternhauses in „Lukas Delmege" geschildert glauben. Von seinen Knaben- und

Jugendjahren wird uns erzählt, daß Sheehan schwach und kränklich gewesen sei, schweigsam, zurückhaltend, aller Ausgelassenheit abhold.

Schon frühe scheint sich eine gewisse innere Versunkenheit und Versonnenheit, eine stille Liebe für das Abseitsstehen und Beobachten, eine ungewöhnliche Vertiefung der Lebensauffassung geltend gemacht zu haben.

Merkwürdigerweise war in den ersten Studienjahren die Mathematik das Lieblingsfach des werdenden Dichters.

Vielleicht datiert daher die strenge Logik und gute Disposition im Aufbau seiner Romane.

Als charakteristischer Umstand mag gelten, daß er während seiner Studienzeit im Kolleg zu Maynooth, der großen Zentralausbildungsstätte für Geistliche in Irland, der Scholastik ziemlich kühl gegenüberstand, dagegen sehr viel moderne Belletristik las. Aber auch Dichter und Lebensphilosophen wurden seine Freunde und Bildner.

Zuerst erkor er sich Carlyle, den modernen Apostel der Arbeit, dann Tennyson, den präraffaelitischen Romantiker, den Sänger der Königsidyllen, den Dichter von „In memoriam“ und „Locksley-Hall“. Von Carlyle und Tennyson stieg er auf zu Brownings Gedankenschwere, zu dem theologischen Tiefsinn und der spekulativen Weisheit Dantes.

Ein gewaltiger Aufstieg in jungen Jahren, der einen tief einschneidenden, seelischen Prozeß voraussetzt.

Wenn man genau zuschaut, kann man die Einwirkung dieser Geisteslehrer des Jünglings am poetischen Werke des Mannes noch erkennen.

Dem frühen Studium moderner Belletristik mag es zu danken sein, daß Sheehans Werke in so vollendeter Art das Verhältnis des katholischen Priesters zu der ihn umgebenden Welt zeichnen.

In so vorbildlicher Weise möchte ich sagen, denn es existierte in der gesamten schönen Literatur kein Werk, das dem katholischen Priesterstande in so würdiger Weise gerecht geworden wäre wie Sheehans „Mein neuer Kaplan„ und „Lukas Delmege“. Manzoni und Victor Hugo haben edle Priester gezeichnet, aber auf weit flüchtigere Art. Fogazzaro ist an dem Problem gescheitert, wahres Priestertum mit modernen Kulturanschauungen zu vereinigen. Wohl hat er tief geschöpft und geschürft und manche grandiose Aussicht eröffnet, allein er hat sich selbst nicht hoch genug über sein Thema erhoben.

Scharen deutscher und österreichischer Schriftstellerinnen haben versucht, in das Geheimnis des Priesterlebens einzudringen.

Die meisten reizte daran das Gebot des Zölibats und die daraus entstehenden Möglichkeiten. Da aber die meisten unfromme und unreine Augen hatten, sahen sie nur die menschliche und gefährliche Seite — und dachten nicht an die Wirkungen des Gebetes und der Gnade, noch an die reinigende Macht der Idee an sich.

Die Werner, die Hillern, Emil Marriot, Edith v. Salburg u. a.

haben vom Standpunkte des modernen „Weibchens“ aus in das Leben des Priesters hineingefabelt — mit mehr oder weniger Talent, mit oft einseitiger Auffassung und geringem Verständnis für den Ernst und die Tragweite des seelsorgerischen Berufes, für die Heiligkeit gottgeweihten Lebens. Weit entfernt ist der Geist der meisten von jenem schlichten Ernst und Humor, mit denen Annette Droste „des alten Pfarrers Woche“ schrieb.

Die markerschütternden realistischen Erzählungen aus dem Priesterleben, die der Böhme Bahr vor nicht langer Zeit im „Deutschen Hausschatz“ veröffentlichte, zeigen den geistlichen Stand viel zu sehr von der Seite des Opferlebens. Die freudige und erhebende Note fehlt ganz.

Enrika von Handel-Mazetti hat ebenfalls Priestercharaktere skizziert mit breitem epischen Pinsel — mit starkem Wirklichkeitssinn — aber ohne sich auf psychologische Untersuchungen einzulassen, ohne einen Priester zum ausschließlichen Mittelpunkt eines Romanes zu machen. Der herrliche Mönch in „Bruder Meinrads denkwürdiges Jahr“ zeigt aber ihre Begabung nach dieser Richtung. Auch Pater Coloma und neuerdings Ansgar Albing haben packende Typen hingestellt. Keiner jedoch hat das Leben des Priesters als solches in seiner ganzen Ausdehnung nach der Breite, der Tiefe und der Höhe mit seinen unendlich vielen Beziehungen und Möglichkeiten, mit seiner Stellung zum Evangelium und zum Weltleben in so scharfer Gründlichkeit erfaßt als der irische Geistliche. Wir haben in Deutschland auch hochbegabte schriftstellernde katholische Priester gehabt und haben sie noch, — allein sie haben selten den Kanzelredner ganz verleugnen können. Selbst wenn sie solche eminente Volksschriftsteller waren wie Alban Stolz oder der köstliche bayrische Pfarrer Schlicht, oder der allzu eitele und allzu kulturfeindliche Hansjakob — sind sie nicht zu dieser vollendeten Konzentration der Künstlerschaft vorgedrungen, welche dem Iren vorbehalten war.

Allerdings war ihm im eigenen Lande gewissermaßen der Weg gebahnt und geebnet worden.

Wie alle Großen, hatte Sheehan Vorläufer uud Bahnbrecher. Sie fanden sich sogar im geistlichen Stande Irlands.

Besonders beeinflußt wurde er wohl durch Dr. Nelly, welcher Professor am Kolleg von Maynooth war und eine Erzählung veröffentlichte mit dem Titel: „Leben und Wirken eines Kaplans.“

Mag sein, daß dieses nicht beendete Werk in ihm den Gedanken wachrief, das katholische Priesterleben zum Gegenstande seiner Forschungen, seiner Beobachtungen, seiner Dichtungen zu machen.

Mit der Einsicht des Genies wählte er das Zunächstliegende, das ihm am besten Bekannte, das — was ihm die tiefsten Lebenserfahrungen, die tiefsten Erschütterungen, die höchsten Mühen gebracht hat.

So entstanden Werke, die doppelt, dreifach hoch stehen, weil sie

von einem tadellosen, frommen und erfahrenen Priester, von einem Kenner der Welt und einem Menschen verfaßt sind, dessen Herz voll Liebe, dessen Gemüt voll Weichheit, dessen Naturell voll Humor ist und der zugleich von glühendem Patriotismus beseelt wird. Geradezu pathetisch mutet es an, wie edel, wie groß, wie heilig sogar dieser Zölibatär von der Frau denkt. Er kennt die Frauen nicht sehr gut. Er schildert sie so, wie er hofft, daß sie sein sollten, er idealisiert, er glorifiziert sie.

Es ist das ein Defekt, der in seinem Standesverhältnis liegt und zugleich seine ritterliche Denkungsart offenbart.

Das erste bedeutende Werk aus Sheehans Feder — nach mehreren Versuchen, von denen der Roman der „Erfolg des Mißerfolgs" der nennenswerteste ist — war die Erzählung aus dem irischen Priesterleben: „Mein neuer Kaplan."

Ein wunderbar frisches, prächtig komponiertes Kabinettstück, voll Geist und Lebenswahrheit.

Es erschien in einer vorzüglichen Übersetzung zuerst im Feuilleton der Köln. Volkszeitung und erregte allgemeines Interesse und großen Beifall.

In England und Irland war es damals bereits in 30 000 Exemplaren verbreitet.

Der Verfasser war schon ein berühmter Mann, als er sein Hauptwerk „Lukas Delmege" begann.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieses tiefinnerliche, im besten Sinne des Wortes „intime Buch" eine Autobiographie nennen.

Der Roman „Lukas Delmege" gehört zu jenen wenigen guten Büchern der Weltliteratur, hinter denen nur eigenes Erlebnis, eigene Anschauung stehen, die wahr sind bis aufs Mark und deshalb ergreifend und erschütternd wie das Leben selbst.

Der verdienstvolle Redakteur der eingegangenen Literarischen Warte — A. Lohr — hat eine in vieler Beziehung musterhafte Übersetzung des grandiosen Werkes geliefert; besonders die dritte Auflage, in welcher alle Streichungen wiederhergestellt sind, ist vom höchsten Interesse. Wir sehen da, wie sich Großzügigkeit und liebevollste Detailmalerei sehr wohl vereinigen lassen. Merkwürdigerweise hatte man in Deutschland trotz der glänzenden Anerkennung der Kritik im Anfang wenig Kauflust für das Werk.

Man war verdorben dadurch, daß man vom Priesterroman eine gewisse Sensation erwartete. Ja, sagen wir es getrost, dieses wertvolle Buch, das sich an Herz und Geist, Gemüt, Verstand und Denkfähigkeit wandte, in dem erotische Probleme keine Rolle spielten, das auch nicht in Gefahr stand, auf den Index zu kommen, war den meisten zu hoch — zu vornehm.

Und doch sollte es in Europa keinen katholischen Priester geben, der dieses Buch *nicht* gelesen hätte.

Zu Ehren der katholischen Kritik muß erwähnt werden, daß sie das Buch mit offenen Armen aufnahm und seine Bedeutung gar wohl erkannte.

Die Germania schrieb unter anderem:

„Sheehans neueste Arbeit stellt den groß angelegten Versuch dar, die psychologische Entwickelung eines edelen Priestergeistes zu geben, der in herben und schweren Kämpfen des Lebens sich zum endlichen Siege durchringt.

Die Folgerichtigkeit dieser Entwickelung ist geradezu frappant und gewährt die tiefsten Einblicke und die großartigsten Perspektiven.“

Die Kölnische Volkszeitung in ihrer literarischen Beilage hebt besonders die Figur des heiligmäßigen Father Tracey hervor.

Father Tracey ist ein Typus, der dem Buch seinen besonderen Stempel aufdrückt.

Wie wenig auch die unscheinbare Gestalt dieses demütigen Priesters in den Vordergrund tritt, so fühlt man doch, welch bevorzugten Platz er im Herzen des Verfassers einnimmt, ja man ahnt eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen beiden. Und dieser Geist der Opferfreudigkeit, der Demut, Einfalt und Gottinnigkeit, von dem wir den Beichtvater der Büßerinnen erfüllt sehen, und zu dem auch Lukas Delmege nach vielen Kämpfen sich endlich durchringt, es ist der wahre Geist des katholischen Priestertums, ja der Geist der katholischen Religion überhaupt.

Katholische wie akatholische Literaturzeitschriften Deutschlands und Frankreichs zeigten sich einig in der Wertung der künstlerischen Qualitäten dieser Arbeit, sie betonten auch den hohen Wert, den ein solcher Roman für die Förderung des Verständnisses katholischen Wesens bei Andersgläubigen haben mußte.

Nur die Kreuzzeitung — nachdem sie notgezwungen viel Gutes anerkennen mußte, schwang sich zu dem unbegreiflichen Satze auf: „Es kommen darin so forciert katholische Anschauungen zur Geltung, daß sie auf uns Evangelische abstoßend wirken.“

Ich meine im Gegenteil, es müßte jeden Evangelischen *freuen*, die Wahrheit und Tiefe katholischer Anschauung kennen zu lernen. Verwaschener Katholizismus kann doch unmöglich — auch bei Andersgläubigen — Interesse erregen.

Mit der Einstimmigkeit und der Anerkennung der Presse jedoch hielt das große allgemeine Interesse für das hervorragende Buch nicht gleichen Schritt.

Oft zwar will es scheinen, als sei der geringe äußere Erfolg eines Werkes der Beweis für dessen inneren Wert.

Von Annette Drostes unsterblichen Gedichten waren nach dem Verlauf des ersten Jahres 40 Exemplare abgesetzt. Und damals lebte man in Zeiten, die ungleich viel feingeistiger waren als die unseren, ungleich viel mehr literarisch interessiert.

Dennoch wunderte es mich, als ich vom Verleger hörte, daß „Das denkwürdige Jahr“ der Handel-Mazetti nach zwei Jahren nur einen Absatz von 200 Exemplaren erreicht hatte. Es war ein künstlerischer Roman — und zugleich ein packender, von Leidenschaft durchglühter.

Jeder wird mir zugeben, daß solche Romane auf katholischer Seite nicht allzuoft erscheinen, und deshalb war dieses Faktum für den, dem der Fortgang katholischer Literatur auch nach der künstlerischen Seite am Herzen liegt, geradezu niederschmetternd. Indessen war es eine Art Trost, daß das Publikum Eckensteens gemachten Roman „Friede den Hütten“ mit richtigem Instinkt ziemlich glatt ablehnte, und daß die Werke des dichterisch begabten Keller hohe Auflagen erlebten.

Aber das kann nicht über die Tatsache trösten, daß „Lukas Delmege“ verhältnismäßig so wenig gelesen und gekauft wurde — nota bene, besonders bei uns in Deutschland.

Man hätte denken sollen, hier sei der Geistlichkeit der Roman par excellence geboten. Ein Buch sei gekommen, das gemacht schien, ein Freund, ein Berater, ein Versteher, ein stiller Begleiter jedes jungen oder auch alten katholischen Priesters zu werden. Und nicht bloß das. Es schien auch wie kein anderes geeignet, den Laienstand in die Wirksamkeit, in das innere Werden und sich entfaltende geistliche Leben eines eifrigen Dieners der Kirche einzuführen, — manches Mißverständnis zu klären, manchen Zweifel zu zerstreuen. Selbst für wohldenkende Protestanten schien es nach dieser Richtung unentbehrlich, denn daß die Konfessionen einander so wenig kennen und richtig beurteilen, ist einer unserer allerernstesten Volksschäden.

Gewiß ist es keine leichte Salonlektüre. Es ist ein Buch voll strenger Anforderung an die Aufmerksamkeit, es erfordert innerliches Miterleben, rege Anteilnahme. Es ist auch ein Buch für den politisch Interessierten, denn die Kämpfe zwischen Irland und England ziehen sich wie ein roter Faden durch dieses Werk eines glühenden Patrioten. Es ist ein Buch für gebildete und denkende Leser, die an schönen und stillen Stellen verweilen und sich in die Seele eines anderen versenken können. Wer sich aber versenkt, wird überrascht sein von dieser Fülle feiner und feinster Beobachtung, mit welcher uns in diesem Roman aus dem schönen „Irin“ nicht bloß der geistliche Held, sondern auch so viele alte und junge Priester, so viele Menschen aus dem Volke und dem Adel greifbar nahegebracht werden. Guter Humor spielt da keine kleine Rolle. Es ist auch viel Erschütterndes in dem Buche. Der Werdegang des Priesters Lukas Delmege, eines edlen, aber das Mittelmaß nicht überragenden Geistes, seine Läuterung von den Schlacken der Eitelkeit und der Selbstüberschätzung, der Nichtachtung des Volkes, das stille Wachsen der christlichen Demut durch die harten Prüfungen des Lebens, seine Erfahrungen in England, seine

Rückkehr zur heimatlichen Treue — das Ende in Entsagung und Bescheidenheit. Alles das ist mit ausgezeichneter und tiefer Seelenkunde, mit Welt- und Lebenskenntnis geschildert. Das schönste Kapitel des Buches ist jenes, in dem Lukas Delmege den armen Soldaten zur Hinrichtung vorbereitet; es ist erschütternd in seiner wunderbaren Wahrhaftigkeit, und damit kommen wir auf die rein dichterischen Qualitäten des Romans. Sie sind sehr groß und dokumentieren sich in jener Intuition, in jenem genialen Erfassen des ewig Gültigen im Menschenleben, das man nicht erlernen kann, das die Gabe Gottes ist.

Wie wunderbar vom tiefsten Ernste des omnia vanitas durchgeistigt ist z. B. das Begräbnis der Mutter des Delmege geschildert! Alle Schauer des Todes und der Vergängnis werden hier lebendig und all die überwältigende Größe der katholischen Liturgie und ihre erhabenen Anschauungen über Leben und Tod! Das Buch ist ein Hymnus auf die Prinzipien und die Wirksamkeit der Kirche — die höchste Begeisterung, der reinste Idealismus haben diesen Hymnus diktiert. — In der Hinsicht hat das Werk den Wert einer geistlichen Lesung, denn wir brauchen Werke, die uns über die Wirksamkeit der christlichen Idee in unseren Tagen aufklären, wir brauchen sie nötiger als alle anderen. Hoffentlich tragen diese Worte dazu bei, das wertvolle Buch weiteren Kreisen zuzuführen, ja es zu einem unentbehrlichen Bestandteil jeder katholischen Hausbibliothek zu machen.



Gotttrunken.

Dem Italienischen des hl. Alphonsus frei nachgedichtet von Alois Pichler C. SS. R.

1.

Holder Zauber! — Daß ich Kunde hätte,
Wer geführt mich zu der trauten Stätte,
Wo der ew'gen Heimat Lüfte blauen,
Niederrieselt innigsüßes Grauen.

Festumschlossen sproßt um mich ein Garten,
Voll von Wunderblumen aller Arten.
O, der Farbenschmelz, in dem sie glühen,
O, die zarten Düfteharmonien!

Erdenwünsche werden stumm und stummer,
Eingewiegt in sel'gen Minneschlummer.
Erdgeschöpfe an des Gartens Saume,
Stört mich nicht in Edens Wonnetraume!

2.

Losgelöst vom Riff der Sinnentriebe,
Fahr' ich auf der See der lautren Liebe,
Schaue nur ins Licht, ins morgenfrohe,
Nie zurück in nächtigdüstre Lohe.

3.

Ob ihr's glaubt, es ist so, wie ich sage:
Ohne Feuer ich vor Glut verzage,
Fessellos bin ich gar fest gebunden,
Wo kein Pfeil getroffen, klaffen Wunden.

Tausend Seile halten mich umfangen,
Tausend Pfeile tief ins Herz mir drangen,
Tausend Liebeswunden heftig brennen.
Wer sie schlug? — O, wüßt' ich ihn zu nennen!

O der Qual: in Minnegluten beben,
Die mich töten und mir Leben geben!
Sterbensschauer sind mir hohe Wonnen,
Todesnächte lieb ob tausend Sonnen.

4.

Immer möcht' ich schweigen, einsam bluten,
Reden immer von der Liebe Gluten.
Ruhen möcht' ich, möchte fliehen, fliehen
Und zum Minneglutherd alle ziehen.

So die Augen nur nach innen schauten,
Einsam war ich mehr geeint dem Trauten;
Und je mehr ich mich der Welt entwunden,
Fühlt' ich inniger mich ihm verbunden.

Wer mir auf der Freudenflucht begegnet?
Hehrste Freude, die das Leiden segnet.
Hochgetragen von der Wucht des Falles,
Alles lassend fand ich alles, alles.

5.

Herz, du suchst die Glut, die dich verzehre?
Willst, daß dir der Arzt das Siechtum nähre?
Krank zum Sterben, willst du nicht genesen?
Dunkle Rätsel birgt dein sondres Wesen.

Nieerfaßtes willst du kühn umfangen?
Niebegriffnes sucht dein Glutverlangen?
O, du weißt genug: Er ist die Güte,
Aller Güter Wurzel, Saft und Blüte.

6.

Einen Vorzug muß ich dir versagen.
Liebster, laß mich kühn den Vorwurf wagen:
Alles kannst du? — Könntest du auch lieben,
Wär' mein Lieben unerwidert blieben?

Liebtest wirklich du mit heißem Minnen —
Ließest du so bittre Tränen rinnen,
Zwischen uns so weite Fernen klaffen?
Könntest du so tiefes Weh mir schaffen?

Herzlos, grausam bist du! — Ach, was sag' ich?
Glühe, glühe Minne zu dir trag' ich!
Was ich sagte, war ein Schrei der Liebe,
Die dir treu in grimmsten Qualen bliebe.

Sie hat zu den Worten mich gezwungen,
Die so töricht, frevelhaft geklungen.
Ach, ich weiß nicht, was ich sage, Lieber!
Töricht macht mich meiner Liebe Fieber.

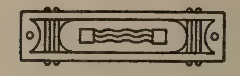
7.

Einzig Ziel, das immer ich ersehnte!
Feuer, dem ich alle Glut entlehnte!
Schönheit! Ew'ge Liebe! Geistersonne!
Licht und Leben! Güte! Friede! Wonne!

Reichster Hort! Was könnte ich dir schenken?
Was dir mangelt, mag kein Sinn erdenken.
Soll ich, von der Gottesliebe trunken,
Schleudern in das Feuer seine Funken?

Mag ich meine Minne ganz dir weihen,
Dich in grausen Martern benedeien,
Sterben, mich vernichten, Herzenskönig:
Alles, alles ist für dich zuwenig.

Trauter, nimm in die durchbohrten Hände
Gnädig auf des ärmsten Sklaven Spende:
Heiße Opferliebe bis zum Grabe.
Nichts ist's — aber meine ganze Habe.



Leo Berg †.

Von B. Stein.

Meine Bekanntschaft mit dem am 12. Juli verstorbenen Kritiker Berg, den ich zu den tüchtigsten, geistvollsten und ehrlichsten Literaten unserer Zeit rechne, verdanke ich dem Apologeten A. Weiß O. Pr. Wie ging das zu? Was haben Leo Berg und Albert Maria Weiß miteinander zu schaffen? — wird mancher mit Recht fragen. Der gelehrte Dominikaner hat in seinem Werke „Die religiöse Gefahr" in dem Kapitel, welches die moderne Literatur und Belletristik behandelt, Bergs Buch vom „Übermenschen" als das beste empfohlen, um einen richtigen Überblick über die Modernen zu gewinnen. Diesem Winke folgend habe ich dieses ausgezeichnete Buch durchgearbeitet und im Anschluß daran mit Leo Berg eine Korrespondenz begonnen, die bis kurz vor seinem Tode durch drei Jahre gewährt hat. Die in meinen Händen befindlichen Briefe sind mir ein wertvoller Schatz, weil sie noch besser als seine Bücher über seinen literarischen, ästhetischen und religiösen Standpunkt Aufschluß geben. Nur ein Mal war es mir vergönnt, einen Tag in seinem Heim in Berlin bei ihm zu verleben, aber diese wenigen Stunden reichten hin, um den Verstorbenen auch als Menschen in seiner Güte, Herzlichkeit und Bescheidenheit liebzugewinnen.

Seine Haupttätigkeit entfaltete Berg in den letzten Jahren als Theaterkritiker. Seine Kritiken der modernen Dramen zeichneten sich durch Schärfe und Gerechtigkeit aus. Er, der einst als Gründer des Vereins „Durch" (1886) die Revolution in der Literatur gefördert

und Männer wie Hauptmann, Sudermann, Halbe ꝛc. auf den Schild erhoben hatte, ist auch ihr Totengräber geworden. Nachdem er klar erkannt, daß die Modernen, auf die er seinerzeit so große Hoffnungen gesetzt hatte, alle versagten, hat er sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit enthüllt.

Aus der stattlichen Reihe seiner selbständigen Werke will ich nur die, welche ich selbst genau studiert habe, durch einige Zitate charakterisieren, um dadurch ein Bild von dem literarischen Standpunkt des zu früh Dahingegangenen zu bieten.

In der Broschüre „Der Naturalismus“ — Zur Psychologie der modernen Kunst — (München 1892) bricht er über diese moderne Verirrung und die ganze naturalistische Richtung unbarmherzig den Stab. Sein Urteil lautet: „Gerade die entarteten, von der Kultur verdorbenen Geister pflegen den Naturalismus, und gerade die höchsten Kreise werden von dieser Kulturkrankheit am ehesten infiziert.“ Die Naturalisten haben die Verherrlichung der Natur, die Freiheit der Sinne, die Rechtfertigung der Instinkte, die Emanzipation des Fleisches, die freie Liebe zu ihrem Kunstevangelium gemacht. Dagegen vertritt Berg den Standpunkt, daß der Mensch, je geistiger und gebildeter er ist, seine Natur um so mehr als etwas Fremdes, Unheiliges, Störendes empfindet. „Was ist der Naturalismus in Kunst und Wissenschaft anderes als ein umgekehrtes Christentum? Man tauft den Menschen wieder zu einem Heiden-Menschen, man will ihn religiös wieder unschuldig, künstlerisch wieder naiv, wissenschaftlich natürlich machen. Als ob dies so ginge. Als ob die 2000 jährige Gewohnheit des Menschengeschlechtes, sich als geistig zu wissen, als ob das Mißtrauen gegen den Leib und die Natur, welche das Christentum dem Menschen anerzogen hat, so einfach aus der Welt zu schaffen wäre!“ Durch solche Urteile steht Berg, der seiner Abstammung nach Jude war, uns nahe. Er vertritt aber auch unser ästhetisch-künstlerisches Prinzip, wenn er sagt: „Jeder entarteten, häßlichen oder widerwärtigen Natur wird sich der Künstler, der Geist und Geschmack hat und selbst frische Natur in sich hat, feindlich gegenüberstellen. Und dann heißt es nicht mehr, die Natur nachahmen, enthüllen und anbeten! Hier geht die Losung: Naturam expellere.“

Nicht bloß mit literarischen und kritischen Fragen hat sich Berg befaßt, er hat auch in pädagogischen, philosophischen, rechtswissenschaftlichen Dingen ein gesundes, klares Verständnis gezeigt. So hat er sich auch mit dem sexuellen Problem, das heute mit im Vordergrund der wissenschaftlichen Debatte steht, eingehend beschäftigt. Seine Schrift „Das sexuelle Problem in Kunst und Leben“ (Berlin 1891) enthält neben vielen allzu radikalen Anschauungen, denen ich nicht beistimme, die ich ihm als Juden aber keineswegs verarge, überaus köstliche und wertvolle Gedanken. Schon der grund-

legende Satz ist bemerkenswert: „Der Mensch, getrennt von der Natur, ohne Kenntnis und ohne Macht über die Natur, das Verlorene suchend und doch nicht wiederfindend, hinausgestoßen aus dem Paradiese der Unschuld, dahinsiechend an innerer, unbefriedigter Lust, — das ist das Problem der modernen Kunst." Die Frauen kommen bei unserm Kritiker nicht gut weg; er hat ihnen herbe, bittere Worte gesagt, aber das meiste ist wahr. Er meinte nämlich bei seinen scharfen Angriffen stets das moderne Weib, das Überweib, diese wahre Landplage der modernen Literatur. „Das ewige Minnen und Girren in der deutschen Dichtung hat diese ganz weich und weibisch gemacht; der ewige Frauenkult hat den Mann entnervt." Er wendet sich an die Frauen, die schreiben, malen, meißeln, Politik treiben und sonst öffentlich auftreten, und diesen gelten seine Mahnungen. „Wie kann ein Weib intakt bleiben, das sich in den Kampf und Schmutz unseres öffentlichen Lebens begibt?" Müssen wir ihm, dem modernen Weltmanne, nicht zustimmen, wenn er den Frauen vorwirft, daß sie alle Vorteile und Vorzüge des Frauentums für sich in Anspruch nehmen, aber selbst keine Frauen mehr sein wollen? „Die Macht und das Ansehen, das die Frau in der ausschweifenden Phantasie der Modernen genießt, verdankt sie nicht ihrer geistigen Überlegenheit, auch nicht ihren moralischen Vorzügen, sondern ihrer Schönheit, ihrer Sinnlichkeit, ihrer Zügellosigkeit, unterstützt durch den Kultus der seit Jahrhunderten mit dem Weibe getrieben wird. Die neue Eva ist, selbst unter dem Doktorhut, noch die uralte Bekannte, Schlangenbeschwatzte." „Die maßlose Verehrung des Weibes zeugt stets von Entartung des Mannes." Diese Sätze werden wir gern unterschreiben.

Gegen die ganze Moderne erhebt er die schärfsten Anklagen und macht öfter seiner Entrüstung unnachsichtig Luft. Da finden sich Worte, die man heute einem katholischen Kritiker in unserem eigenen Lager als Rückständigkeit verweisen würde: „Die heutige Literatur hat die Liebe in den Staub gezogen, die Ehe als Lasterhöhle, die Nachkommen als gebrochen dargestellt. Der Naturalismus ist Kultur-Katzenjammer."

Bergs bestes Werk ist „Der Übermensch in der modernen Literatur" (ein Kapitel zur Geistergeschichte des 19. Jahrhunderts, München 1897). Wirklich klassisch ist seine Darstellung von der Schöpfung des Übermenschen: „In unserem Jahrhundert ist ein neuer Gott geboren worden; als der alte Gott tot war, erschlagen von seinen eigenen Dienern, da mußte, wer die menschliche Natur kannte, auf die Schöpfung eines neuen Gottes bedacht sein. Und bald genug stellte er sich auch wirklich ein. Der Pantheismus, das Grab des alten Gottes, ist auch die Wiege des neuen." Im weiteren gibt er eine Darstellung der Geschichte des Übermenschen: „Drei neuere Schriftsteller wurden die Lehrer des Übermenschen: Sören

Kirkegaard, Carlyle und Nietzsche.“ Der Nietzschesche Mensch erfährt eine detaillierte Erklärung, die mit den Worten schließt: „Nietzsche sagt nicht, wer und was der Übermensch ist, denn dieser schwebt in der Luft, ist nur ein Traum, ein Wunsch, eine Sehnsucht.“ Das Resultat der ganzen Frage lautet: „Die Geschichte des Übermenschen schreiben, heißt den Größenwahnsinn der Modernen in allen seinen Phasen verfolgen. Die Mahnung am Schluß des Buches gilt nicht bloß den Modernen, sondern verdient auch auf unserer Seite Beherzigung: „Seid nicht die Protzen eurer Ichheit! Verachtet das Niedrige in euch selbst und seid nicht die Narren eures Übermenschentums.“

Eine Anzahl literarischer Essays, die vorher in Zeitschriften erschienen waren, sind in einem Buche mit dem Titel: „Aus der Zeit — Gegen die Zeit“ zusammengefaßt. Besondere Beachtung verdient der Aufsatz über Wilhelm Bölsche und sein „Liebesleben in der Natur.“ Wohl von keinem Kritiker ist der naturwissenschaftliche Charlatan Bölsche so grimmig abgeschlachtet worden. Zeugnis von Bergs unerschrockener Offenheit sind die Schlußworte: „Daß man Bölsches Werk selbst ernst genommen hat in der Kritik, statt es mit Gelächter abzuweisen, zeugt nicht für dies Werk, sondern gegen die Kritik. Bei uns ist ja bereits alles möglich. Es gibt zuviel verworrene Köpfe und verwaschene Seelen unter unsern Kritikern. Viele lesen das Buch erst gar nicht, sondern trompeten mit; das ist so des Landes Brauch bei uns geworden. — Ich aber glaube nicht nachdrücklich genug vor diesem Werke warnen zu müssen. Wenn das, was sich bisher Wippchen oder Karlchen Mießnick leisten durfte, schon in ernsten, sozusagen wissenschaftlichen Büchern gestattet und sogar gepriesen wird, was haben wir dann noch zu erwarten? —“ In der Abhandlung „Die Juden und das Judenproblem“ hat der Autor sich sehr offen und klar über diese wichtige Materie geäußert. Eine Stelle ist für den gegenwärtigen Zeitpunkt von besonderem Interesse: „Der getaufte Jude ist eine Verlogenheit und eine Unsauberkeit mehr in der Gesellschaft; denn die Taufe ist immer nur ein Vorwand, wenn auch ein begreiflicher, meist aber ein häßlicher. Seine Taufe ist eine bewußte Lüge, mit der der Jude anständigerweise doch nicht in die moderne Kultur eintreten kann. M. Harden mag sich noch so sehr von den anderen Juden absondern, die Leute, die ihn gezeugt haben, bleiben doch ein edles Israelitenpaar.“ Diese Gedanken eines Mannes, der selbst Jude geblieben ist, finden in unseren Herzen lebhaften Widerhall. —

Seine letzte Sammlung von kleineren Arbeiten („Neue Essays“, Oldenburg 1901) bietet in vier Abschnitten Aufsätze: 1. zur Psychologie und Moral, 2. zur Kritik und Ästhetik, 3. zur Geschichte und Charakteristik der modernen Literatur, 4. einzelne Kritiken. Es ist nicht leicht, über dieses gedankenreiche Buch zu berichten, da des

Wissenswerten, Neuen und Gediegenen sehr viel darin zu finden ist. In meinem Buche: „Neuere Dichter im Lichte des Christentums“ habe ich mich öfter auf Berg berufen, besonders in dem Kapitel von Wilhelm Raabe. Als Kenner der Raabe-Literatur spreche ich es unumwunden aus, daß kaum ein anderer Schriftsteller mit solchem Verständnis und solcher Verehrung über den deutschen Altmeister geschrieben hat wie Berg.

Nun ist dem begabten fleißigen, selbstlosen Manne, der in einem schwachen, kranken Körper eine feurige Seele und ein warmes Herz trug, die Feder für immer entglitten. Ob viele von seinem stillen Wirken Kenntnis haben, bezweifle ich. Ich habe von ihm viel gelernt, obwohl unsere religiöse Überzeugung grundlos verschieden war. Es ist nicht bloß ein Akt der Gerechtigkeit, sondern auch der Dankbarkeit, daß ich dies vor der Öffentlichkeit bekenne.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Das Elend der Kritik. Bestärkend und ergänzend schließt sich an die Ausführungen Kraliks über „Theorie der Kritik“ (S. Gral Nr. 11, S. 514) eine Betrachtung über „Kritik?“ von E. M. Hamann in Dr. Kausens „Allgem. Rundschau“ (Nr. 34, S. 559) an. Kralik zeigt uns das positive Bild, nämlich wie die Kritik sein soll; Hamann das negative, wie die Kritik nicht sein soll, wie sie aber leider tatsächlich heutzutage ist: oberflächlich, bissig und selbstherrlich. — „Kritik ... heißt Beurteilungskunst: ein gründliches Wissen und Können, ein auf Forschung und Veranlagung basiertes zielsicheres Verwerten äußerlich übermittelter und innerlich gegebener Faktoren.“ Daß man sich das nicht klar macht, darin beruht die Oberflächlichkeit der heutigen Kritik. Jeder weiß, daß die Kunst der Dichtung ebenso geübt als eingeboren sein muß; aber „jeder“ vermißt sich, auch den Grad dieses Geübt- und Eingeborenseins abzuschätzen! Dieser Vorwurf trifft nicht nur die Laien-, sondern auch die Berufskritik, von deren eklatanten Fehlgriffen man eine ganze Bibliothek zusammenstellen könnte.

Nun die Bissigkeit! Hamann zitiert, was ihr ein bekannter Literat geschrieben hat: „Wohlwollen in der Kritik können wir überhaupt nicht brauchen!“ Und sie antwortet darauf: „Mehr als Wohlwollen verlange ich vom Kritiker: Güte.“ Daß der Kritiker ein gütiger Freund sei, liegt im Interesse des Publikums, das dem Worte eines Freundes auch dann noch lauscht, wenn es sich ein fertiges Urteil schon gebildet haben sollte; im Interesse des Autors, dem nur durch freundschaftliche Güte beizukommen ist, besonders wenn der gütige Freund herbe, ja bittere Wahrheiten sagen muß.

Wir möchten hier noch einen andern Gedanken berühren. Nur der kann ein guter Kritiker sein, der das zu kritisierende Werk versteht. Zum Verständnisse gehört aber das liebevolle Versenken in das Werk, das doch nur ein Teil der geistigen Persönlichkeit seines Autors ist. Zu diesem Versenken, zu diesem Sichversetzen in die Persönlichkeit, in den Gedankenkreis des Dichters, zu diesem Eingehen auf seine Ideen gehört aber notwendigerweise liebevolle Teilnahme, verstehende Güte. Ein Kritiker, der den Autor des Werkes, das er besprechen soll, von vornherein verachtet, geringschätzt, der kein Bedürfnis fühlt, ihm menschlich näher zu kommen, kann kein gerechter Kritiker sein, weil ihm das Verstehen fehlt, ohne das es keine gerechte Kritik gibt. Darin liegt unseres Erachtens der tiefste Grund für die Erfahrungstatsache, daß ein katholischer Dichter von akatholischen, die katholische Weltanschauung verachtenden oder geringschätzenden Kritikern niemals gerecht gewürdigt wird. Sie erachten es unter ihrer Würde, ja sie vermögen es gar nicht, sich verstehend oder auch nur unparteiisch abwägend in die geistige Atmosphäre, aus der das Werk entstanden ist, hinein zu versetzen.

Nun geben wir wieder E. M. Hamann das Wort. In der geistreichelnden Sucht nach Beifall sieht sie den Hauptgrund der mörderischen Bissigkeit unserer modernen Kritik. Und das ist vollkommen richtig: Nichts ist leichter, als sich in den Augen der urteilslosen Menge wie einen alles überragenden Geist aufzuspielen. Man braucht nur nichts gelten lassen, alles verspotten, alles besser wissen wollen. Die Kosten dieser Selbstvergötterung des Kritikers muß der kritisierte Autor bezahlen. So kommt der Kritiker zu jener Selbstherrlichkeit, die das Vertrauen zu einem Kunstwerk, überhaupt jedes Vertrauen, außer dem zu sich selbst, ausschließt. „Ich bin ich und setze mich selbst; die andern aber setze ich, wie ich will!“ So lautet der Wahlspruch dieses autokratischen Kritikers. Diese Leute, deren Zahl nachgerade Legion wird, vergessen, daß unsere ganze aktuelle Anschauung auf Überlieferung gründet, daß alle unsere heutigen Errungenschaften sich auf Vorhergegangenem aufbauen. Sie vergessen das Grundgesetz, daß im Wirken des Kritikers dreierlei ihm selbst und seinem subjektiven Interesse voranstehen sollte: die Kunst, das Kunsterzeugnis und dessen Adressat, das Publikum; ferner „daß die berufene Kritik zunächst ein richtiges Verständnis der Zwecke und Ziele des Autors vorbedingt, ferner eine richtige Abschätzung, in welcher Weise und in welchem Grade Ausführung und Absicht sich decken, endlich eine klare Vergleichziehung zwischen seinen (des Kritikers) und den im betreffenden Werke niedergelegten Anschauungen und Prinzipien. Daß uns dies Begreifen, Abwägen und Schlußfolgern leichter wird, wenn wir in dem Autor einen Geistes- und Seelenverwandten entdeckten, ja, daß es unsere Pflicht ist, uns zu ihm zu bekennen, falls er seiner eigenen ethischen und künstlerischen Pflicht Ge-

nüge tat, versteht sich von selbst. Doch auch dem Antipoden, dem Gegner können wir, ohne Vergewaltigung unseres Selbst, auf diesem Wege das Rechte zuteil werden lassen."

Hier möchten wir wieder einen Gedanken einfügen. Zur Selbstherrlichkeit des Kritikers gehört auch das Urteilen nach vorgefaßten subjektiven Meinungen, die dann als feststehende objektive Wahrheiten jeder Kritik zugrunde gelegt werden. Eine solche vorgefaßte Meinung ist die der sogenannten „modernkatholischen" Kritik zugrundeliegende Forderung, das konfessionelle (man versteht darunter immer das katholische) Element müsse aus der Literatur möglichst ausgeschaltet werden. Jeder Autor, der sich dieser Forderung widersetzt oder etwa gar die katholische Weltanschauung zur Grundlage seines ganzen Schaffens nimmt, ist diesen Kritikern ein Greuel und wenn sie ihn nicht totschweigen können, so wird er doch möglichst heruntergerissen. Es ist das gewiß nicht böser Wille, aber eine auf gewissen Vorurteilen basierende kritische Selbstherrlichkeit.

Auch diesen katholischen Kritikern, und ihnen vielleicht am meisten, mögen die Worte des Altmeisters gelten, die E. M. Hamann — mit einer gewissen Einschränkung bezüglich des ersten Teils — an den Schluß ihrer Ausführungen setzt: „Es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfindet." Hg.

Die Kolportagepest. Es ist leider eine traurige Tatsache, daß der bei weitem größte Teil unseres Volkes seine literarische Kost aus der schmutzigen Sudelküche der Kolportageliteratur holt. So verschiedenartig deren Erzeugnisse sind, das eine habe sie gemeinsam, daß alle hauptsächlich aus zwei Bestandteilen zusammengekocht werden: Aus Verbrechen und Wollust. Wie eine geistige Pest geht der Hauch dieser Teufelsküche durch unsere Lande. Nicht übel schildert eine Mitteilung des „Dürerbundes" an die deutsche Presse die gefährlichen Wirkungen dieser Lektüre: „Die Phantasie der Leser wird mit Blut und Wollust verseucht, Blut und Wollust werden gleichsam zu Apperzeptionskonstanten ihres heimlichen Denkens und Fühlens. Der Sinn für feinere Genüsse wird erst beeinträchtigt, dann erstickt, nur das Gröbste und Roheste reizt noch." Über die Verbreitung dieser Pest bringt die Mitteilung folgende, allerdings zum Teil nur annähernd sichere Daten: Im Deutschen Reich gibt es 8000 Kolportagebuchhandlungen, die 30 000 Kolporteure beschäftigen. Der dadurch erzielte Umsatz wird, eher zu niedrig als zu hoch, jährlich auf 50 Millionen Mark geschätzt! Ein einziger Berliner Verleger gibt seinen Jahresumsatz auf 25 Millionen Kolportagehefte an! Welche Unsumme von Schädlichkeiten für die Volkswirtschaft, für die Volksgesundheit, für die öffentliche Sicherheit — denn nicht wenige Verbrechen sind direkt auf die Kolportageliteratur zurückzuführen — und für die Sittlichkeit

des Volkes schließen diese Ziffern ein! Und was soll erst der gläubige Christ zu diesem organisierten Massen-Seelenmord sagen? Es ist demgegenüber nur ein schwacher Trost, daß gerade weite katholische Volkskreise von dieser Pest noch nahezu verschont geblieben sind. Soll das aber so bleiben, dann müssen gewisse katholische Überkritiker endlich aufhören) unsere verhältnismäßig reichhaltige Volksliteratur einesteils durch Totschweigen, anderenteils durch hochmütiges Nasenrümpfen über wirkliche oder eingebildete künstlerische Minderwertigkeit in ihrer Verbreitung herabzudrücken. Man lasse sich's doch endlich gesagt sein: Es ist freilich nicht schwer, dem Volke sein gesundes literarisches Hausbrot zu verekeln, aber es ist ganz umsonst zu hoffen, daß dieses Volk, dem man die Bücher genommen hat, die in seiner Sprache zu ihm redeten, nun plötzlich nach der „hochkünstlerischen" Modeliteratur greifen wird. Wir sind im Gegenteil fast davon überzeugt, daß die von falschen Theorien geleiteten Rufer im Streite gegen unsere katholische Volksliteratur mit jedem Erfolg, den sie haben, nur die Bahn für die verderbliche Kolportageliteratur auch in katholischen Kreisen frei machen! Wer die künstlerische Erziehung des Volkes fördern will, der muß mit gegebenen Tatsachen rechnen und darf nicht erwarten, daß sich die tatsächlichen Verhältnisse plötzlich nach seinem Kopfe ändern werden. Wie heute die Verhältnisse liegen, ist es ganz vergeblich, dem Volke einfach die Lektüre der gebildeten Kreise aufzwingen zu wollen. Was dem verfeinerten Kunstgeschmack einer gebildeten Dame zusagt, daran wird in 99 Fällen von 100 ihre Köchin verständnislos vorübergehen. Die heutige moderne Kunst ist ihrem ganzen Wesen und ihrer Entwicklung nach keine Volkskunst, sondern eine Kunst der oberen Zehntausend, und wer die Kunst zum Gemeingut unseres Volkes machen will, der muß eben damit beginnen, der Kunst wieder andere Wege zu weisen. Und diese Erkenntnis vorzubereiten, ist ein wichtiger Teil unseres Gralprogramms.



Kritische Gänge.

Richard Urban. Die literarische Gegenwart. 20 Jahre deutschen Schrifttums 1888—1908. Leipzig 1908. Xenien-Verlag.

Schon bei der ersten Lektüre des vorliegenden Buches springen einige charakteristische Merkmale in die Augen, die genügen, um das Werk auf seine Brauchbarkeit zu prüfen.

Urban kennt keinen katholischen Dichter. Unter den 81 modernen Autoren, die das Inhaltsverzeichnis aufweist, findet sich nicht ein

einziger von den unserigen, wohl aber stehen Namen darunter, die selbst für den Literarhistoriker gleichgültig und unwichtig sind.

Der ganze Naturalismus, als dessen Führer G. Hauptmann voran marschiert, ist in ungeheurer Weise überschätzt. Selbst Frank Wedekinds schmutzige Theaterstücke werden als Kunstwerke gepriesen, von denen „der Schauer des wahrhaft Tragischen ausgeht" (S. 95). Das ekelhafte Stück des Juden Schalom Asch „Der Gott der Rache", dessen Aufführung selbst in Berlin Entrüstung und Widerwillen hervorrief, wird als „die größte Theaterwirkung des letzten Jahres" gerühmt (S. 98). Herm. Bahr, den wir aus den Kämpfen um die Intendantenstelle am Münchener Hoftheater sattsam kennen, nennt er „einen Meister entzückender Stilkünste, ein Temperament voll leidenschaftlicher Sehnsucht nach neuen Schönheiten". Noch höher schätzt er Arthur Schnitzler ein, der als „trefflicher Schilderer der weichen wienerischen Art" gelobt wird. Was werden die Wiener Dichter zu diesem Urteil sagen? Ich glaube, sie werden sich gegen die poetische Verherrlichung Wiens durch Schnitzler verwahren.

Auffallenderweise wird Herm. Sudermann heruntergerissen. Dazu hatte Urban keine Veranlassung. Wenn er Hauptmann und die anderen Naturalisten in den Himmel erhebt, darf er den viel begabteren Sudermann nicht geringschätzig abtun. Das können wir uns wohl leisten (cf. Gral II., 9), weil wir eine andere Weltanschauung vertreten und andere ästhetische Prinzipien haben; aber wer Hauptmann verhimmelt, hat dazu kein Recht.

Die Bewertung Max Kretzers erscheint mir viel zu günstig, sie sieht wie eine captatio benevolentiae aus. Wollte er damit von Kretzer das Geleitwort herausschlagen, das dem Buch beigegeben ist? Auch wir schätzen die tüchtigen Leistungen Kretzers, wie „Meister Timpe" und „das Gesicht Christi", müssen aber wegen des vielen Minderwertigen, was Kretzer geschrieben hat, den Titel „des bedeutendsten Romandichters der Gegenwart", den Urban ihm (S. 192) beilegt, als lächerliche Übertreibung zurückweisen.

In dem Kapitel über die moderne weibliche Lyrik findet sich ein Satz, der uns den Geist des Buches recht deutlich erkennen läßt. Der Verfasser gesteht zwar ein, daß die modernen Dichterinnen nichts Hervorragendes geschaffen haben, stellt sie aber doch über die „als klassisch gepriesene Annette von Droste-Hülshoff". Die perversen Gedichte des Überweibes Dolorosa schätzt er höher als die herrlichen Lieder der frommen Katholikin. Natürlich!

Überhaupt finden sich in dem Buche noch manche überraschende Ansichten, die unsern Widerspruch herausfordern. Während wir die Gestalt Jesu auf der modernen Bühne nicht dulden, um das Heiligste vor Profanation zu schützen, will der Autor dem Volke, welches den „König der Armen" in den Kirchen nicht mehr sucht, dafür auf der Bühne Ersatz bieten. Darum ist er auch über Frenssens Jesusbild in

„Hilligenlei" entzückt, weil es uns eine hohe, mit allen Vorzügen der Gemütsinnigkeit und Wahrheitsliebe geschmückte Menschengestalt zeigt.

Neben vielen solchen Geschmacklosigkeiten finden sich auch manche gute Bemerkungen. Es freute mich, das der Verfasser den Mut hat, die Dramen Wildenbruchs des ihnen zu Unrecht verliehenen Nimbus zu entkleiden und auch das Unhistorische seiner Hohenzollernstücke hervorzuheben. „Shakespeares englische Königsdramen, die Wildenbruch wohl als Vorbild vorschwebten, stehen so turmhoch über diesen dramatisierten Geschichtskapiteln, daß man sie nicht auf eine Basis mit ihnen stellen kann" (S. 148). Dies Urteil unterschreiben wir gern. Das große Drama der Zukunft denkt sich Urban als einen „realistisch gehaltenen Tell", in dem „die volle Kraft der realistischen Vergegenwärtigung des ganzen Volkes zusammenwirkt mit der gleich wahrhaften und plastischen Ausarbeitung einer führenden Persönlichkeit".

Ein Führer durch die deutsche Literatur der Gegenwart, was das Buch gern sein möchte, kann es für uns nicht werden, sondern eher ein Ansporn, Werken dieser Art, an denen kein Mangel ist, kritische Abhandlungen entgegenzustellen, die in gerechter, ruhiger, vorurteilsfreier Weise das neuzeitliche Schrifttum im Lichte unserer Weltanschauung zeigen.

Engelbert Drerup: Der Pröpstinghof. Roman. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1907. 282 S., brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.30.

„Versuch eines sozialen Romans" hätte der Titel lauten dürfen. Es ist auf katholischer Seite nicht der erste. Schon Karl Landsteiner hat im Jahre 1901 in seinen „Geistern des Sturms" die soziale Frage im engern Sinn, das gegenseitige Verhältnis von Arbeitgebern und -nehmern, behandelt und den Sohn des Fabrikanten Reden ein glückbringendes Verhältnis zu den Arbeitern finden lassen. Eine Lösung im Sinn der Berliner katholischen Arbeitervereine versuchte Powell Rzeznik in seinem sozialen Roman, betitelt „Pfarrer Krul" (Berlin, Verlag des „Arbeiter", 1902, 1 Mk.). Erst auf den Trümmern, die durch die entstandene Revolution geschaffen, und aus dem blutigen Macht- und Klassenkampf heraus kann eine neue Welt der Ordnung und des harmonischen Glückes entstehen, auf dem Fundament des Glaubens.

Bei Drerup kommt es in der ersten Hälfte seines Buches zur Darstellung des Verhältnisses zwischen Landwirtschaft und Industrie. Trotz seiner konservativen Richtung läßt sich der ehrwürdige, sympathisch gezeichnete Pröpstinghofbauer, dessen Ahnen schon lange hier gehaust, vom Nachbar Uhlendorf bestimmen, einen Teil seines Grundbesitzes käuflich an diesen Fabrikanten abzutreten. Von jetzt

an sehen wir mehr nur zu, wie die Dinge sich in der Fabrik selbst entwickeln; hier nun handelt es sich um die Frage: Koalitionsfreiheit, christliche Gewerkschaften oder aber gesetzlich ungeschützte, dem Zufall und dem Wohlwollen des einzelnen Fabrikherrn überlassene Untertänigkeit der Arbeiter; das gibt sehr lebhafte Debatten in den Kreisen der Herren und in den Wirtsstuben bei den Arbeitern. Doch ist es hier dem Verfasser trotz eingehender, abwechselnder Darstellung nicht gelungen, mehr als Dialoge und Reden vom Stapel zu lassen. Das Wort: Theorie, Theoretiker verläßt einen bei der Lektüre dieser Partien nicht mehr, so sehr er sich bemüht hat, durch allerhand eingeschobene Episoden — Zentrums- und andere Kandidaturen, zwei Liebespaare — den Stoff in seiner belastenden Schwere zu verteilen und künstlerisch genießbar zu machen. Es bleibt bei einem allerdings beachtenswerten „Versuch", dem wir fürs nächstemal ein volles Gelingen wünschen. H. v. Hohenberg.



Bücher-Anzeigen.

Frieda Schanz, Ekenhof und anderes. Novellen. 267 S. Leipzig, Grethlein & Ko. Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—.

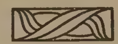
Als Motto könnte ganz gut auf der ersten Seite dieses Buches stehen: Das Größte ist die Liebe. Das sagt schon, daß es nicht Geschichten von sinnlicher, niederer Liebe sind, nein, von starker, opfernder von Ewigkeitssehnsucht durchbebter Liebe erzählen zumeist diese kleinen Geschichten: von stiller und demütiger, aber auch von herber und heimatstolzer Liebe im Bauernhof; von weinender, aber starker Liebe am Sterbebett, übers Grab hinaus; von erbarmender Liebe zu den Elenden und Armen; von Mutter- und Kindesliebe, von wehmutsvoller, entsagender Brautliebe. Es sind kleine Ausschnitte aus dem großeu Menschenleben, aber gesehen durch das tiefforschende, scharf zeichnende und nie ins Häßliche verzerrende Glas eines Dichterherzens. Und dieses Dichterherz ist ein Frauenherz, daher die zarten, vibrierenden, oft gar nicht mehr erdhaften Schwingungen eines tiefen Gemütes, die allerdings — ich fürchte es — in nicht allzuvielen Herzen mehr den rechten Widerhall finden. Der kritische Geist unserer Tage, der durch gepfefferte Lektüre jeden feineren Geschmack verloren hat, ist auf diesen Ton, den er leichthin als „fade Sentimentalität" bezeichnet, nicht mehr recht gestimmt. Er meint, wahres Genie könne sich nur in der Welt der freien Liebe und Ehebrüche austoben. Um so wärmer können wir dieses Buch, das mehr als flüchtige Unterhaltungslektüre bietet, allen gereiften Lesern empfehlen; auch den katholischen Lesern, die sich nirgends verletzt, wohl aber durch den Geist echt christlicher Güte, den diese zumeist auch form- und sprachvollendeten Skizzen atmen, angezogen fühlen werden. M.

Erinnerungen und Erzählungen von Frédéric Mistral. Aut. Übers. von E. von Kraatz. 398 S. Leipzig-Berlin-Paris, Grethlein & Ko. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Ein Dichter führt uns in das Land seiner Jugend. Und dieses Land, die schöne, noch heute von den Liedern der Troubadours wiederklingende Provence, ist ein halbes Märchen- und Wunderland. Auch wenn es kein Dichter wäre, der uns die sonnige und doch herbe Natur dieses Landes, dieses kräftige und doch fröhliche

Volk mit seinen patriarchalischen, von uralter wunderbarer Poesie durchleuchteten Sitten und Gebräuche schilderte, so würde doch der Gegenstand der Schilderung allein unser lebhaftes Interesse beanspruchen. Freilich wäre es nur ein totes Bild. Aber der Dichter hat es mit dem Zauberstabe seiner Phantasie berührt und vor unseren Augen zum Leben erweckt. Und indem er das Land seiner Jugend, sein Vaterhaus, seine Landsleute schildert, zeigt er uns zugleich das Werden und Heranreifen seiner Dichterpersönlichkeit, das Werden und Heranreifen der neuprovenzalischen Dichtkunst der „Félibrige". Und so lebendig, so farbenprächtig, so poetisch ist das alles geschildert, daß man fast wünschen möchte, Mistral hätte den Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner „Mireille" hinausgeschoben, weil er hier seine Erzählung abbricht. Die eingestreuten Proben provenzalischer Dichtkunst fallen zwar in der Übersetzung zumeist stark ab, aber es sind ganz prächtige Stücke darunter, und darum möchte man sie nicht vermissen. Sie gehören zum Ganzen und tauchen das Buch noch tiefer in die Glut südlicher Romantik ein, von der es so erfüllt und durchdrungen ist, daß es eine ganze Bibliothek naturalistischer Romane mit Wärme und Farbe versorgen könnte.

Es sei nur noch bemerkt, daß das an poetischen Schönheiten so reiche Buch wegen einiger allzu sinnlich gefärbten Stellen als Lektüre für ungefestigte Leser mit einiger Vorsicht zu gebrauchen sein dürfte.



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Beiträge, Münsterische, zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. D. Schwering. Münster, H. Schöningh. VI. Heft: Montag, Dr. W., Kornelius v. Ayrenhoff. VIII, 138 S. Mk. 2. 60.

Carnot, P. Maurus, Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel. Kempen, Thomasdruckerei. Mk. 1. 25.

Coloma, P. Luis, Arm und reich. Aus dem Spanischen von Ernst Berg. 3. Aufl. III, 377 S. Regensburg, D. Habbel. Gebd. Mk. 4. —.

Dilettantenbühne, katholische. Kempten, J. Kösel.
225. Hopfner, P. Isid. S. J., Savonarola. Ein gesch. Trauerspiel. 80 S. Mk. —. 90.
226. Paulus, Adf., Vergib uns unsere Schuld. Volksstück. 155 S. Mk. 1. 20.

Scala, P. Ferd. von O. Cap †, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Dram. Voksbild aus den Tiroler Freiheitskämpfen. 3. Aufl. 91 S. Brixen, Preßvereins Buchhandlung. Mk. 1. —.

Sinkiewicz, Heinr. Gesammelte Werke. Graz, Styria. 4.—6. Bd. Sturmflut. Histor. Roman. 3 Teile XVI, 668, 810 und 604 S. Gebd. Mk. 10. 60.

Trümper, Schw. Bernarda, O. S. U., Hrosuithas Frauengestalten. 35 S. Münster, H. Schöningh. Mk. —. 80.

Volksbücherei. Graz, Styria. Jede No. Mk. —.20. — 202—204 Blütengärtlein des hl. Franziskus von Assisi. Aus dem Italienischen von Georg Muhr. IV, 182 S. – 205–208 Zingler, A., der Parteigänger der Königin.

Histor. Roman, frei bearbeitet nach Th. Blünt. 2. Aufl. VI, 258 S.
209—211 Pramberger, Romuald, Die Lambertuszelle. Erzählung aus dem 8. Jahrhundert. 192 S.

Wurm, Dr. Alois, Shakespeares Hamlet und seine Beziehungen zur christlichen mittelalterlichen und neuzeitlichen Kultur. 34 S. (Frankfurter zeitgen. Broschüren.) Hamm, Breer und Thiemann. Mk. —. 50.

Voranzeige:

Kaiser, Isabella, Die Friedenssucherin. Roman. Köln, J. P. Bachem.

II.

Almanach von Velhagen und Klasings Monatsheften. 332 S. Mit farbigen Tafeln und Wandkalender. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gebd. Mk. 3. —, Luxusausgabe Mk. 7. 50.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Herm. Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 54. Heft: Buschmann, Jhs., Maurice Maeterlink. 49 S. Mk. —. 60. 55. Heft: Schallenberg, E. L., Gustav Falke. 36 S. Mk. —. 60.

Dauthendey, Elis., Vivos voco. Roman. 1.—3. Tausend. 279 S. Leipzig, Th. Thomas. Mk. 3. —, geb. Mk. 4. —.

Groller, Bald., Die Ehre des Hauses. Roman. 264 S. Dresden, E. Pierson. Mk. 2. 50, gebd. Mk. 3. 50.

Hauser, Otto, Die Familie Gessner. Roman. — Runen, Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Ludwig's, Otto, Werke in 6 Bdn. Herausgegeben von Adolf Bartels. Neue vermehrte Ausgabe. LXVII, 215, 368, 289, 294, 182 und 487 S. Leipzig, M. Hesse. Mk. 3. —, geb. in 2 Bd. Mk. 4. —.

Mistral, Frédéric, Erinnerungen und Erzählungen. Aus dem Französischen von E. v. Kraatz. 398 S. Leipzig, Grethlein & Co. Mk. 2. —, gebd. Mk. 3. —.

Schanz, Frida, Hochwald. Roman. 232 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Mk. 2. 50, gebd. Mk. 3. —.

Shaw, Bernh., Der Amateursozialist. Roman. Aus dem Englischen von Wilh. Cremer. 388 S. Berlin, Dr. F. Ledermann. Mk. 6. —, gebd. Mk. 7. 50.

Schönherr, Carl, Das Königreich. Märchendrama. 120 S. Stuttgart, J. Cottas Nachf. Mk. 2. —, gebd. Mk. 3. —.

Wildenbruch, Ernst v., Der Mennonit. Trauerspiel. Volksausgabe. 6. Tausend. III, 107 S. Berlin, E. J. Grote. Mk. 1. —, Mk. gebd. 1. 60.

Voranzeige:

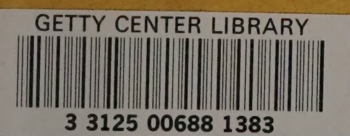
Platens sämtliche Werke. Herausgegeben von M. Koch und E. Petzet. Leipzig, M. Hesse.

Schönherr, Carl, Caritas. 7 Novellen. Volksausgabe. Berlin, X. Bondy.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Herrn D. W. in N. Sie haben jenem Tadler ganz richtig geantwortet: die Einfachheit und Schlichtheit des Ausdrucks, namentlich in den Bücherbesprechungen, ist von uns gewollt, ja sie ist geradezu das Ziel, dem wir zustreben. Wenn Sie damit die zum Vergleiche herangezogenen Kritiken in jenem Blatt vergleichen, so werden Sie finden, daß der Kritiker mit bombastischen Worten und dunklen Wendungen nur selbst brillieren will, daß ihm das besprochene Buch nur als Hintergrund für seine eigenen Geistesblitze dient. Klar und verständlich will er gar nicht sein, das dient ja nur dem Leser, aber nicht der Selbstverherrlichung des Kritikers. Vergleichen Sie damit, was E. M. Hamann darüber in der Allg. Rundschau geschrieben hat. Ein Auszug steht in der Zeitschriftenschau dieses Heftes.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 1383

